

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achtzehnter Band.

(Mit den Porträts von Anton von Werner, Eduard von Hartmann und Ferdinand Hiller.)



Breslau 1881.

Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 18. Bandes.


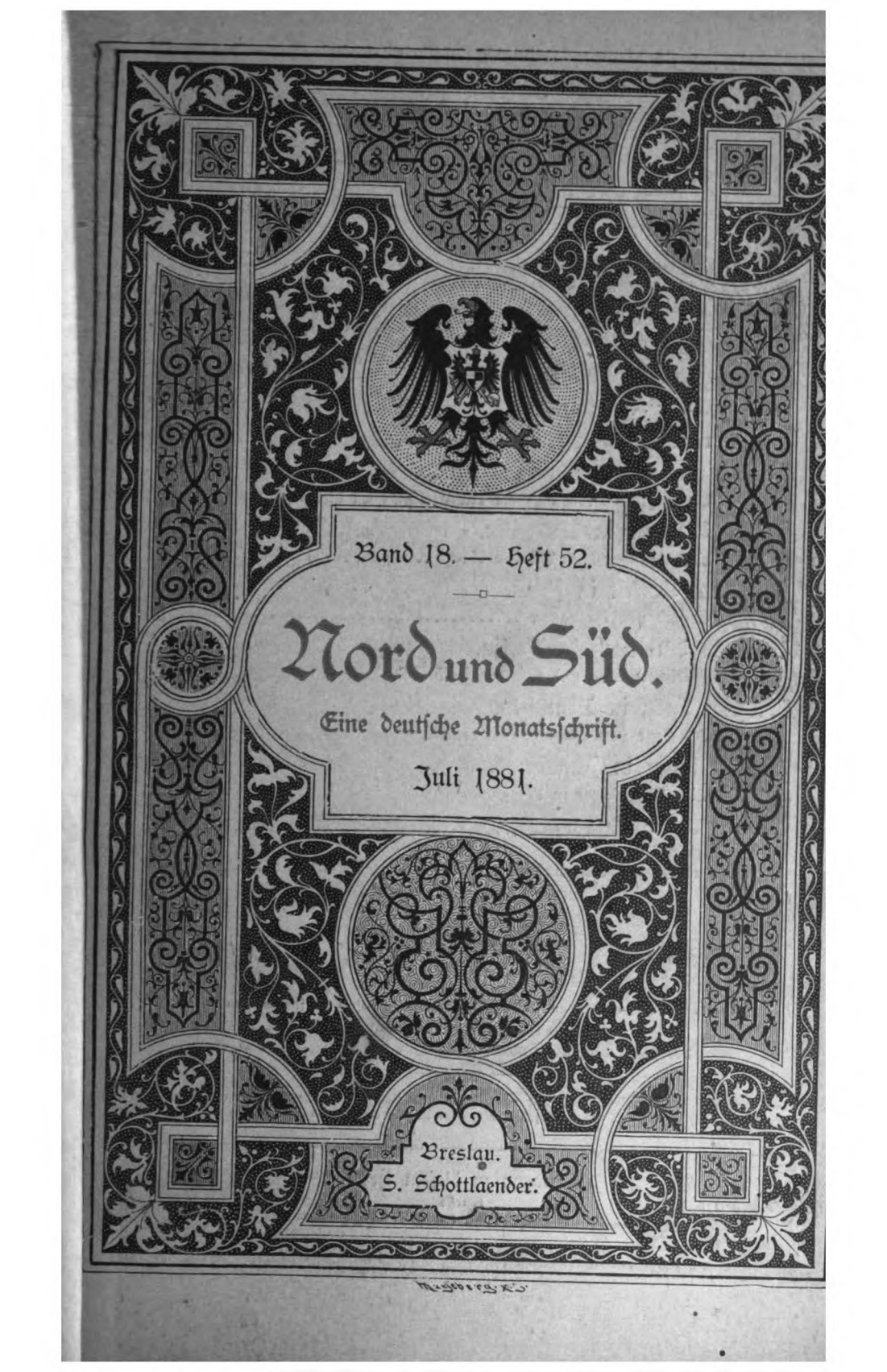
Julii — August — September.

1881.

| | Seite |
|--|---------|
| Julius Allgeyer in München. Betrachtungen über bildende Kunst..... | 36. 220 |
| Berthold Auerbach in Berlin. ferdinand Alba und Clärchen. Eine Brüsseler Erinnerung..... | 74 |
| J. Hermann Baas in Worms. Die Grenzen des ärztlichen Erkennens..... | 347 |
| Oberst z. D. v. Brandt in Berlin. Das Leben von Colin Campbell, Lord Clyde | 249 |
| U. Geyer in München. Die Entschädigung freigesprochener Angeklagten..... | 167 |
| Eduard von Hartmann in Berlin. Die tragische Vertiefung der Naturreligion im Germanenthum..... | 18 |
| Wilhelm Herz in München. Die Sage vom Parzival und dem Gral..... | 84 |
| Paul Heyse in München. Der Mönch von Montaudon. Novelle..... | 1 |
| Ferdinand Hiller in Köln. Frankfurter Conkünstler vergangener Zeit..... Mit dem Porträt Ferdinand Hillers, Radirung von W. Kraustopf in München. | 297 |
| Heinrich Kruse in Berlin. Adelaide. Eine Seegeschichte | 339 |
| K. L. in Berlin. Eine Sommerläune..... | 374 |

| | |
|--|---------------|
| K. U. Mayer in Karlsruhe. | Seite |
| Die Neuvermählten | 279 |
| Adolf Pichler in Innsbruck. | |
| Eine Jugendliebe in Wien | 116. 260. 378 |
| Ludwig Pietsch in Berlin. | |
| Anton von Werner | 185 |
| Mit dem Porträt Anton von Werners. Radirung von W. Krauskopf in München. | |
| Carl du Prel in München. | |
| Das zweite Gesicht. Psychologische Studie | 306 |
| Marie von Redwitz in Meran. | |
| Seine Frau. Novelle | 143 |
| J. Reinke in Göttingen. | |
| Die Organismen und ihr Ursprung | 201 |
| Barbara Gräfin Sollohub (Danine) in St. Petersburg. | |
| Vater Dionysius | 238 |
| Adrian Schücking in Harzburg. | |
| Spiegelbilder vom Bosphorus. I. Die Mäwen | 325 |
| Carl Vogt in Genf. | |
| Algierisches | 367 |
| Johannes Volkelt in Jena. | |
| Eduard von Hartmann | 54 |
| Mit dem Porträt Eduard von Hartmanns. Radirung von W. Rohr in München. | |
| Bibliographie | 131. 269. 403 |






Band 18. — Heft 52.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juli 1881.



Breslau.
S. Schottlaender.

Juli 1881.

Inhalt.

| | |
|---|--------|
| Paul Heyse in München. | Seite: |
| Der Mönch von Montaudon. Novelle | 1 |
| Eduard von Hartmann in Berlin. | |
| Die tragische Vertiefung der Naturreligion im Germanenthum | 18 |
| Julius Allgeyer in München. | |
| Betrachtungen über bildende Kunst | 36 |
| Johannes Volkelt in Jena. | |
| Eduard von Hartmann | 54 |
| Berthold Auerbach in Berlin. | |
| Ferdinand Alba und Clärchen. Eine Brüsseler Erinnerung | 74 |
| Wilhelm Herz in München. | |
| Die Sage von Parzival und dem Gral | 84 |
| Adolf Pichler in Innsbruck. | |
| Eine Jugendliebe in Wien. I. | 116 |
| Bibliographie. | 131 |

Hierzu ein Porträt Eduard von Hartmanns, Radirung von W. Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

betrifft

— Rundreisen im Norden. —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

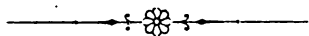
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XVIII. Band. — Juli 1881. — 52. Heft.

(Mit einem Portrait in Abtugung: Eduard von Hartmann.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Der Mönch von Montaudon.

Novelle

von

Paul Heyse.

— München. —

Am Hofe des dichterfreundlichen Königs Alfons II. von Aragon lebte um die Wende des zwölften Jahrhunderts ein wunderlicher Heiliger, den seine Mönchskutte und selbst die Priormürde, zu der er im Lauf der Jahre gelangte, nicht hinderte, das Gewerbe eines fahrenden Sängers zu üben und sich mit hitziger Leidenschaft in die allerweltlichsten Händel zu mischen.

Als der verarmte Sprößling eines edlen Hauses aus Vic in Auvergne war er schon in jungen Jahren in die Abtei von Orlac eingetreten. Aber das härene Hemd und die strenge Disciplin, die ihm dort zu Theil wurden, hatten das Feuer seines ritterlichen Blutes nicht zu dämpfen vermocht. Auch hinter den Klostermauern verfolgte er den Lauf der Welt mit eifrigem Antheil, und da er die Waffe nicht mehr führen durfte, entlud er seinen thatenlosen Grimm und was er an politischen Wünschen und Meinungen auf dem Herzen hatte, in schneidigen Liebern zu Schuß und Truß, Sirventese genannt, die seinen Namen bald durch die ganze Provence bekannt und, je nach der Partei, die er versocht oder angriff, geliebt oder gefürchtet machten.

Nicht seinen weltlichen Namen zwar, der spurlos verschollen ist. Damals wie heute wurde er nach dem Kloster, zu dessen Prior der Abt von Orlac ihn geweiht hatte, nur der Mönch von Montaudon genannt. Da nun die Fürsten und Barone der Nachbarschaft gar wohl erkannten, von wie großem Nutzen es ihnen sein mußte, die fernhintreffende Dichtkunst dieses ledigen Parteigängers in ihre Dienste zu nehmen und nach ihren Zielen und Zwecken zu lenken, luden sie den Mönch von Montaudon ein, sein Kloster zu verlassen und sich, so lang es ihm gefiele, bald hier bald dort an den Höfen seiner Gönner aufzuhalten. Hierzu gab der Abt von Orlac um so williger seine Zustimmung, als der dichtende Prior alle Geschenke und Gaben, die seine Kunst ihm eintrug, dem

dürftigen Kloster und baufälligen Kirchlein von Montaubon zu Gute kommen ließ, auch getreulich, wenn er etliche Jahre fern gewesen war und seine Verse gleichsam wie die Glöckchen am Klingelbeutel munter hatte läuten lassen, in seine Priorzelle zurückkehrte, dort nach dem Rechten zu sehen und wieder eine Zeit lang einer gottseligen Beschaulichkeit zu fröhnen.

So kam es, daß endlich auch der Herr von Aragon auf den Troubadour in der Rutte aufmerksam wurde und ihm freundliche Botschaft sandte, er möge an seinen Hof kommen, dort unter anderen gefeierten Sängern sich's eine Zeit lang als Gast seines königlichen Gönners gefallen zu lassen. Auch hiergegen hatte der würdige Abt nichts einzuwenden, ja er entband ihn ausdrücklich von der strengen Observanz und wies ihn an, sich in Allem den Wünschen eines so hohen und gnädigen Fürsten zu fügen. Alfons nun, der einen lebensfrohen und zu mancherlei Hianoren aufgelegten Sinn hatte, befahl alsbald seinem mönchischen Gast, sich wieder in die weltlichen Bräuche zu schiden, das strenge Kloster zu meiden, den Damen sich höflich zu bezeigen und sich sogar in Liebeskavaliere zu versuchen.

In dies neue Leben sich einzugewöhnen scheint den geistlichen Herrn nicht sonderliche Ueberwindung gekostet zu haben, wobei die ablige Erziehung, die er als Knabe genossen, ihm wohl zu Statten kam. Auch war das Mönchliche Kleid, das er im bunten Gewühl des Hofes nicht ablegte, kein Hinderniß, daß er den Damen gefiel und für seine zärtlichen Canzonen Gehör fand. Was in diesen uns heutzutage seltsam anmuthet, eine gewisse lehrhafte Trockenheit und scholastische Spitzfindigkeit, wurde durch die ansehnliche Erscheinung des Dichters aufgewogen, der ein hochgewachsener Mann war, mit feurigen Augen und einem braunen, wallenden Bart, nur durch ein Muttermal an der linken Schläfe in Gestalt einer purpurrothen Himbeere ein wenig entstellt. Vielleicht auch wurde gerade die Künstlichkeit seiner verliebten Lieder ihm zum Verdienst angerechnet. Er rühmt sich wenigstens, „schöne Augen und Wangen geküßt und manche Wallfahrt unternommen zu haben, nur um Gott zu bitten, er möge das Herz seiner Dame wissen lassen, wie treu er sie liebe“.

So hätte unser Mönch von Montaubon wohl noch lange Zeit das vergnüglichschte Leben führen können, wenn auch nicht zur größeren Ehre Gottes, doch zu Ruh und Frommen der armen Klosterbrüder, die gleichfalls bessere Rutten trugen und einen minder sauern Wein tranken, seitdem ihr Prior die Füße unter eines Königs Tafel streckte. Mitten aber in aller Pracht und Ehre seiner Hofdichterschaft stach ihn ein mönchischer Kitzel, auch einmal wieder ein wenig zu predigen, freilich in Versen und auf eine muntere Art, doch immerhin so, daß er es mit der schöneren Hälfte seiner höfischen Gemeinde heillos verdarb.

Schon damals nämlich war die Unsitte des Schminkens stark im Schwange, wie sie denn zu keiner Zeit und unter keinem Himmelsstrich völlig außer Uebung gekommen ist. Was unsern dichtenden Prior reizte, gerade an dieser, doch nicht wohl zu ewiger Höllestrafe verdammten Schooßsünde der Frauen ein satirisches Mithchen zu kühlen, ist nicht überliefert worden. Dagegen haben sich die beiden

gereimten Gespräche (Tenzonen) erhalten, in denen der Dichter keinen Geringern als Gottwater selbst mitsprechen läßt, vielleicht um etwaige Proteste der beleidigten Damen durch das Ansehen des höchsten Richters von vorn herein niederzuschlagen.

Der Schauplatz beider heiliger Conversationen ist der Himmel, wo den Frauen ein förmlicher Prozeß gemacht und ihre Sache zunächst von dem Dichter selbst vertheidigt wird. Denn die erste dieser Tenzonen lautet wie folgt:

Durch gutes Glück hatt' ich einmal
Ein Gespräch im Himmel droben,
Wo die Mönche Klag' erhoben,
Die Weiber schminkten sich zumal;
Vollführten da ein groß Geschrei:
Die Farben stiegen schon im Preis,
Weil sie die Wänglein roth und weiß
Bemalten, was doch sündlich sei.

Gott sprach zu mir mit offenem Sinn:
Mönch, ich hab' es wohl vernommen,
Daß ihr seid zu Schaden kommen.
Drum mir zu Lieb' geh eilends hin,
Verbiete solches Thun den Frau'n.
Genug der Klagen hört' ich an,
Und lassen sie nicht ab fortan,
Sie sollen schlimme Dinge schau'n.

Mein Herr und Gott, sprach ich, erwägt
Billiglich: daß alle Frauen
Lieben zierlich auszuschauen,
Das hat Natur in sie gelegt.
Drum sei es Euch kein Aergerniß,
Und schweigen sollt' der Mönche Schaar!
Daß sie den Weibern immerdar
Aufsässig waren, ist gewiß.

Mönch, sprach der Herrgott, Thorheit nur
Ist dir jetzt im Sinn gelegen,
Daß sich meinem Schluß entgegen
Soll schmücken meine Creatur.
Sie gleiche ja mir selber ganz,
Wenn sie, die täglich altern soll,
Mit bunten Farben listenvoll
Sich schüße neuen Jugendglanz.—

Ihr redet, Herr, so gar ergrimmt,
Weil Ihr thront so hoch im Blauer,
Und doch lassen nie die Frauen
Vom Schminken, wenn Ihr nicht bestimmt,
Daß ihre Schönheit nicht verfällt,
Bis sie der Tod ruft ab von hier.
Wollt Ihr das nicht, so müßet Ihr
Die Farben tilgen von der Welt.

Hieran schließen sich noch ein halb Duzend Strophen, in denen die Sache in einem Tone weitergeführt wird, der heutzutage weder auf Erden noch vollends im Himmel als wohlstandig angesehen würde, gegen die Hofsitte jener Zeiten aber so wenig verstieß, daß der Dichter nicht nur den Beifall seines männlichen Publikums gewann, sondern auch die Gunst der Frauen noch nicht verscherzte, obwohl sie den Schalk in der Maske des Fürsprechers wohl witterten. Dieser Erfolg aber machte ihn übermüthig und reizte ihn, das verfängliche Thema in einer zweiten Tenzone zu behandeln, nun freilich mit einer so beißenden Schärfe, daß es den Betroffenen über den Spaß gehen mußte.

Wiederum wird im Paradiese vor Gottes Angesicht offenes Gericht gehalten zwischen den Mönchen als Klägern und den Weibern als Beklagten.

„Jene klagen, daß sich die Weiber der Malerei, einer mönchischen Erfindung, bemächtigt hätten und durch die Röthe ihrer geschminkten Wangen die Botivgemälde der Kapelle verdunkelten; die Frauen behaupten dagegen, sie seien vor der Erfindung der Botivgemälde im Besitze der Malerei gewesen, und Eine von ihnen bemerkt, sie sehe nicht ein, was die Mönche verlören, wenn sie den Spöttern zum Trost sich die Falten unter den Augen zu bemalen und zu verstecken wisse. Nun legt sich Gott ins Mittel: er fordert die Mönche auf, den Frauen, die nicht über fünfundsanzig Jahre alt seien, dreißig Jahre zum Schminken zu vergönnen; allein die Mönche weigern sich und wollen nur aus Gefälligkeit für Gott zehn Jahre unter der Bedingung zugestehen, daß sie alsdann in Frieden gelassen würden. Endlich bringen St. Peter und St. Lorenz einen Vertrag zu Stande, jede Partei giebt fünf Jahre nach, und so vereinigt man sich auf fünfzehn; allein dieser Vertrag wurde, wie der Dichter weiter bemerkt, von Seiten der Frauen, welche er betrifft, halb überschritten. Sie legen so viel Weiß und Roth auf, wie kein Botivgemälde enthält; sie mischen zu dem Ende Quecksilber mit verschiedenen Färbestoffen, oder Pferdemicke mit einer Art Bohnen, welche den alten Mönchen zur Speise dienten; wenn man alle ihre Salben zusammenrechnet, so kommen über dreihundert Büchsen heraus. Nie war es St. Petrus' oder St. Lorenz' Ansicht, die Alten, welche längere Zähne haben als ein Eber, in den Vertrag mit einzuschließen. Der Dichter behauptet, sie hätten den Safran so vertheuert, daß man sich im heiligen Lande darüber beklage, und fordert sie auf, die Waffen zu ergreifen, über das Meer zu setzen und diesen Färbestoff zu erschütten“.

Daß der Bußprediger durch diesen bitterbösen Ausfall, wenn er auch in der Sache nichts änderte, wenigstens die Lacher auf seine Seite brachte, ist nicht zu verwundern. Auch verhielten sich die Angegriffenen kluger Weise so still, daß man fast hätte glauben sollen, sie seien in sich gegangen und hätten die beschämende öffentliche Verhandlung ihrer Sünde als eine gerechte Buße hingenommen. Auch fühlten sie sich freilich zu schwach, um dem unhöflichen Feind mit seinen eigenen Waffen zu begegnen, und wenn es unter den weltlichen Sängern auch nicht an Solchen fehlen mochte, die in Hoffnung eines zärtlichen Dankes gern eine dichterische Lanze mit dem streitbaren Mönch gebrochen hätten, wehrten sie doch all solche Anerbietungen ab, um den Gegner, dem eine Niederlage durch weibliche Kunst

und List zugebracht war, vollends sicher zu machen, als habe er das schwächere Geschlecht für ewige Zeit gedemüthigt.

So saß er eines Morgens in seinem hellen, wohlausgestatteten Gemach, als ein Diener bei ihm eintrat mit der Meldung, in der nahen Kirche des heiligen Lorenz harre seiner eine vornehme Dame, die eigens hiehergereist sei, um dem Herrn Prior ihre Beichte abzulegen. Da dieser am Hofe, obwohl er täglich in der Frühe eine Messe las, kaum noch in seiner geistlichen Eigenschaft figurirte, wunderte ihn dies seltsame Begehren. Doch folgte er alsbald dem Boten und sah, als er in die Kirche trat, die Fremde schon im Beichtstuhle knien, in ein eifriges Gebet versunken, so daß sie nicht einmal den Kopf wandte, als seine Schritte an den hohen Wölbungen wiederhallten. Sie war ganz in schwarzen Sammet gekleidet, das Gesicht durch einen dichten schwarzen Schleier verhüllt, den die gefalteten weißen Hände hoch über der Stirne an das Gesicht drückten. Nur so viel vermochte der Prior im Vorbeiwandeln zu erkennen, daß sein Beichtkind vom schönsten Wuchs war und in der Blüte der Jahre, da eine Fülle blonder Haare wie Gold durch die seidenen Maschen des Schleiers erglänzte.

Er hatte kaum seinen Sitz eingenommen und das Ohr gegen das Gitterfensterchen geneigt, als die Fremde zu reden anfing, mit einer halblauten, schüchternen Stimme, die aber lieblich klang, wie das erste Gurren und Zwitschern eines kleinen Vogels zwischen Nacht und frühem Tag.

Hochwürdiger Herr Prior, sagte sie, ich habe Euch um Verzeihung zu bitten, daß ich Euch hieher bemüht habe, meine Beichte zu vernehmen, da doch der Pfarrer dieser Kirche bei der Hand gewesen wäre und Ihr jetzt andere Dinge zu thun habt, als eine reuige Sünderin zu absolviren. Da aber die Todsünden, die mein Gewissen belasten, Vergehungen gegen Euch selbst, Eure Person und Eure geistliche Würde sind, habe ich es als eine Verschärfung meiner Buße betrachtet, wenn ich mich vor Euren eignen Ohren als Diejenige darstellte, die ohne Eure und Gottes Barmherzigkeit für ewig verdammt sein wird.

Dem Prior, da er diesen seltsamen Eingang vernahm, versagte jedes Wort der üblichen Ermahnung, die er überdies bei einer so zerknirschten Sünderin sparen zu können meinte. Auch war er allzu begierig zu erfahren, in wie fern er selbst, der Wildfremden gegenüber, in ihre Beichte mit verwickelt sein möchte, als daß er durch ein überflüssiges Wort die Lösung des Räthfels hätte aufhalten mögen. Sprich, meine Tochter, sagte er. Gottes Gnade ist uner schöpflich, und ich selbst bin ein armer Sünder, der verzeihen muß, auf daß auch ihm verziehen werde.

Da fuhr sie mit noch leiserer Stimme fort:

Wisset, hochwürdiger Herr, daß, die zu Euch spricht, die Gräfin Faïdibe von Limoges ist, die bis vor wenigen Jahren sich für eine der glücklichsten Frauen unter dem Monde hielt, da sie Alles besaß, was ihr Herz begehrte, und von keinem Verlangen träumte, das ihr jemals unerfüllt bleiben sollte. Nun aber hat der Himmel für gut befunden, ihren freudigen Sinn zu dämpfen, indem er ihr eine schwere Versuchung schickte.

Hier schwieg sie ein wenig, als ob eine weibliche Scham ihr die Zunge schwer mache. Dann sprach sie weiter:

Ich bin einfach erzogen worden, trotz meines Ranges und Reichthums, und der Gemahl, den meine Eltern mir wählten, war ein Vetter von mir, jung und lebensfroh, der Jagd und ritterlichen Uebungen ergeben, aber ein Tropfen Linte hat nur selten seine Finger befeuchtet, und den Wissenschaften und Werken der Dichter ist er fremd geblieben. So hatte auch ich bisher den Liedern der Troubadours nicht viel anders mein Ohr geliehet, als man dem Vogelgesang oder dem Klauschen eines Springbrunnens lauscht, bis ich eines Tages eine Canzone vernahm, die eine Dame, ein Gast unseres Hauses, auswendig wußte, ein Liebeslied von so eigenem Klang und Sinn, wie ich noch keines je vernommen. Ich gestehe Euch, hochwürdiger Herr, daß ich nachdenklich wurde und zum ersten Mal darauf verfiel, von allen Freuden des Lebens möchte es doch noch eine geben, die mir versagt geblieben, die nämlich, in so schönen Worten und Bildern gefeiert und um Liebe gebeten zu werden. Wie aber erstaunte und erschrak ich, als ich hörte, der Dichter, der diese süße Weise erfunden, sei nicht ritterlichen Standes, sondern gehe in Kutte und Tonsur durch die Welt, und sein Abt habe ihm trotzdem erlaubt, als fahrender Sänger um Günst zu werben. Von Stund an verfiel ich in eine tiefe Schwermuth. Denn ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich keinen anderen Gedanken mehr hatte, als an Euch, was doch in Wahrheit eine schwere und zwiefache Sünde war, einmal gegen meinen Vatten, dem ich meine Treue in Zeit und Ewigkeit verpfändet, und ferner gegen Euch, da ich es stets als eine Todsünde erachtet habe, in weltlicher Liebe zu einem Geistlichen zu entbrennen. Mag immerhin Euch selbst von Euren Oberen ein Indult gegeben sein, als ein hüßlicher Sänger schönen Frauen zu huldigen, so werden doch diese selbst der Verantwortung nicht enthoben, wenn sie Eurer Weihen vergeßend nur auf die edlen Gaben Eures Geistes und Eurer Person blicken. Und dies ist die erste große und schwere Schuld, die ich auf meinem Gewissen gefühlt und weder bereuen noch von mir abwälzen konnte, da ich Euch flüchtig einmal in Puy Sainte-Marie gesehen und eines Eurer Gedichte selbst habe vortragen hören.

Sie verstummte wieder, und nur ein Seufzer gab zu erkennen, daß die Beichte sie fühlbar erleichtert hatte. Der treffliche Prior aber, dem bei diesen raschen flammenden Worten ein wenig warm unter der Kapuze geworden war, hatte nicht Zeit, auf eine schickliche Antwort zu sinnen, die zugleich der Pflicht seines geistlichen Amtes genügt und die schöne Sünderin nicht allzu sehr in ihrer Zerknirschung bestärkt hätte, da er die Früchte einer so unverhofften Günst durchaus nicht zu verschmerzen wünschte. Denn ehe er noch den Mund öffnen konnte, hatte sein Beichtkind sich schon wieder gefaßt, und er vernahm jetzt mit nicht geringerem Erstaunen, daß er selbst sein Spiel sich schon verdorben habe.

Er brauche sich nicht zu bemühen, sagte die Fremde, die sündige Neigung in ihrer Brust zu bekämpfen. Ihm selber sei dies schon viel früher gelungen, und zwar, indem er einer sehr von ihr geliebten Person einen schweren Kummer zugefügt habe. Sie besitze eine jüngere Schwester Brunessinde von Ven-

zenac, seit Kurzem vermählt, aber durch die Geburt eines Kindes in eine langwierige Krankheit verfallen, von der sie nur kümmerlich wieder genesen sei. Um nun den Verfall ihrer Schönheit dem eigenen Manne, dem die blassen Wangen und matten Augen verhaßt seien, zu verbergen, habe sie ihre Zuflucht zu allerlei weiblichen Künsten genommen, die ihr gar unschuldig erschienen, zumal sie von so Vielen ihres Geschlechtes geübt würden. Sie habe ein wenig Roth und Weiß aufgelegt und durch einen Strich unter dem Augenlide den Glanz ihres Blickes zu erhöhen gesucht, nur um die Neigung ihres Mannes nicht zu verlieren. Und nun stellt Euch vor, hochwürdiger Herr, — fuhr die Knieende fort — wie tödtlich sie betroffen wurde, als eines Tages bei der Tafel ihr eigener Gemahl Eure beiden Tenzonen zum Besten gab! Nicht nur daß sie fürchtete, sein Blick möchte dadurch geschärft werden, so daß er hinter ihre harmlosen Schliche käme: auch das strenge Gericht, das Ihr Gott den Herrn über unsere Malkunst halten lasset, fiel ihr schwer aufs Herz, und es fruchtete wenig, daß ich sie tröstete: Ihr selber könntet das so genau nicht wissen, vielmehr hättet Ihr das himmlische Parlament nur erdichtet, um uns armen Frauen einen Tort anzuthun, — sie blieb dabei, daß sie hinfort es nicht mehr wagen dürfe, ihrer armen erblichene Schönheit ein wenig aufzuhelfen, und gerieth darüber in so heftigen Zwiespalt ihrer Aengste und Wünsche, daß sie nach kurzer Zeit von Neuem das Bett hüten mußte und noch immer nicht wieder aus der Dämmerung ihres Krankenzimmers an das helle Licht des Tages hervorgehen mag.

Nun sehet, hochwürdiger Herr, als ich dies erfuhr, hat sofort meine unerlaubte Liebe zu Euch sich in einen Haß verwandelt, der, wenn auch durch die Liebe zu meiner armen Schwester ein wenig entschuldigt, doch einem Geweihten des Herrn gegenüber nicht minder strafbar sein dürfte, als jenes frühere Gefühl. Dieselbe Kunst, die mein Herz Euch zugewendet, hat es Euch nun wieder entfremdet, ja mit so bösen Wünschen zu Eurem Schaden erfüllt, daß es nicht an meinem Willen liegt, wenn Ihr noch keine Strafe des Himmels für diese gehässigen Rügenlieder erlitten habt. Noch mehr aber lud ich auf mein Gewissen, indem ich, um der Schwester zu zeigen, daß das Schminken unmöglich in den Augen des gütigen Gottes ein Gräuel sein könne, nun auch meinerseits mich darin übte und kecklich vor aller Welt mit meinem schimmernden Farbenschmuck erschien. Der Himmel aber hat nicht ungestraft seiner spotten lassen. Denn durch eine wundersame Gewalt haben sich das Weiß und Roth und die zarte Tusch, mit der ich meine Brauen dunkel machte, damit sie gegen mein liches Haar verführerisch abtäuschen, dergestalt in mein Gesicht eingegraben, daß ich sie nun nicht mehr wegzuwaschen vermag und als eine von Gott Gezeichnete bis an meines Lebens Ende herumgehen muß.

Mit diesen Worten schlug sie den Schleier zurück und zeigte ihr Gesicht zum ersten Male frei und offen ihrem Beichtvater, dessen Augen selbst in dem Zwielficht der alten Kirche und durch das Gitter hindurch an diesem hellen Antlitz so viel zu bestaunen fanden, daß seine Lippen darüber das Neben ver-

gaßen. Er meinte, nie ein reizenderes Frauenbild gesehen zu haben, und wenn es eine Buße des Himmels war, daß die gottlosen Farben von Wangen und Lippen nicht weichen und die feinen schwarzen Bogen über den saphirenen Augen nie wieder ihre Goldfarbe gewinnen sollten, so war dies ganze Teufelswerk doch so listig angestellt und vollendet durchgeführt, daß selbst ein geschworener Feind solcher Künste davon bezaubert werden mußte.

Doch hatte er noch Besonnenheit genug, seine Bewegung nicht zu verrathen, sondern zu thun, was seines Amtes war: mit gemessenem Ton einen geistlichen Spruch und ernstliche Ermahnung an den büßenden Engel zu richten, von jener ersten Sünde ihrer Liebe zu ihm sie zu entbinden und auch für die größere des Hasses ihr Indulgenz zu verheißen, falls sie dieselbe ernstlich bereuen und hinfort nur mit freundlichen Gedanken sich seiner erinnern wolle. Nachdem er ihr noch das Beten etlicher Rosenkränze und Vitaneien an die heil. Jungfrau aufgelegt, erhob er sich, mit einigem Zögern, da es ihn einen kleinen Kampf kostete, von dieser holden Frau zu scheiden, ohne sich nun auch in weltlichem Tone mit ihr unterhalten zu haben.

Auch die Fremde hatte sich von den Knien erhoben, aber die Geberde, mit der sie ihm gegenüberstand, verrieth, daß sie noch etwas auf dem Herzen hatte. Also blieb auch er wieder stehen und befragte sie — jetzt mit aller Courtoisie, die seine Seelsorgerpflicht bis dahin ihm untersagt hatte, — ob er noch etwas für sie thun und, da sie von ferne hergekommen, ihr etwa bei Hofe gefällig sein könne.

Sie lächelte zum ersten Mal, und eine kleine Schalkheit, die ihr aus den Augen blühte, machte ihr Gesicht noch tausendmal holdseliger.

Ich hätte wohl noch ein Anliegen, hochwürdiger Herr, sagte sie mit leichtem Erröthen, aber ich weiß in der That nicht, ob ich Eurer Güte und Geduld so viel zumuthen darf. Eine erfahrene alte Frau, der ich meine Noth geklagt, hat mir gesagt, ich würde die leidige Tünche meines Gesichtes nur wieder verlieren, wenn eine geistliche Hand sie mit geweihtem Wasser bestriche. Wolltet Ihr nun in der That einer verirrtten armen Seele zu ihrer Rettung behilflich sein, so tauchet dies Tüchlein in den Weihbrunn dort und versucht, ob Ihr das höllische Blendwerk aus meinem Antlitz zu tilgen vermögt.

Sie reichte ihm mit diesen Worten ein kostbares seidenes Tuch, mit goldenen Fäden durchwirkt und mit einer duftigen Essenz getränkt, das er, ohne ein Wort zu erwidern, nahm und in den nächsten Weihfessel neben dem Beichtstuhl tauchte. Als er sich wieder nach ihr umwendete, sah er sie auf den Marmorfliesen knien wie ein Lämmlein, das geschoren werden soll, recht mitten im Hochsommer, wo es sein Wief mit Freuden hergießt. Auch hielt sie den Schalk, der hinter ihren Lippen und Augen lauerte, so gut im Zaume, daß er ganz davon überzeugt wurde, sie erwarte von ihm einen großen Dienst. Sofort beugte er sich zu ihr nieder und versuchte mit dem genezten Tüchlein gar ernstlich ihre leuchtenden Wangen abzuwaschen. Doch schien es, als erhöhe er nur den Glanz der Haut durch sein eifriges Bemühen, und auch die zarten Härchen in den Augenbrauen blieben so dunkel wie zuvor.

Ihm selbst stieg dabei das Blut ins Gesicht, das rothe Muttermal an der Schläfe brannte wie Feuer, und seine Hand zitterte.

Es ist umsonst, sagte er endlich. Ihr müßt dieses Zeichen Eurer Thorheit nun an Euch behalten, und wenn ich nicht wüßte, welch sündigem Vorsatz er seine Entstehung verdankt, würde ich sagen, daß manche Frau Euch darum beneiden könnte.

Meint Ihr das im Ernst? erwiderte sie, indem sie sich leicht wie eine Feder vom Knien erhob. Nun, so will ich hinnehmen, was der Himmel über mich verhängt hat, und mir weiter keine Sorge darum machen. Vielleicht, wenn die dreißig Jahre verstrichen sind, die St. Petrus und St. Lorenz uns bei Gottvater ausgewirkt haben, verschwindet diese garstige Malerei von selbst. Und somit habt Dank, mein theurer Beichtvater, und schließt die arme Saiside in Euer Gebet ein. Sie selbst wird hinfort sich ewig als Eure Schuldnerin bekennen.

Damit neigte sie sich vor ihm mit einem bezaubernden Lächeln, wobei sie die schönsten jungen Zähne sehen ließ, zog den Schleier wieder über ihr blondes Haupt und war mit leichten Schritten, wie ein schlankes Rauchwölkchen schwebt, aus dem Portal der Kirche entschwunden.

Der Prior machte nicht sein klügliches Gesicht, als er ihr nachschaute. Wie er jetzt ihre Beichte sich zurückrief, kamen ihm starke Zweifel, ob es mit der ersten Sünde ganz so ehrlich gemeint gewesen sei, wie mit der zweiten, und vollends ihre Bitte, die weiß und rothe Teufelei zu beschwören, die ihn von ihren Wangen anlachte, schien ihm auf einmal so verdächtig, daß er sich ingrimmig schämte, ihr willfahrt zu haben. Aller Aerger und Unmuth aber, sich von einem übermüthigen Weibe genarrt zu sehen, ging alsbald in Rauch auf, da die Funken, die ihr schalkhaft-andächtiger Blick in ihm zurückgelassen, eine große Flamme in seiner Brust ansachte und bald nur der Eine Gedanke in ihm lebendig war, daß er nie einer holderen Frau begegnet sei, und daß er sie wiedersehen müsse, es koste was es wolle.

Denn wenn er bisher Frauendienst nur zu seiner Ergözung, und weil es zu den Pflichten eines fahrenden Sängers gehörte, betrieben hatte, empfand er jetzt zum ersten Mal, was es mit jenem dous cossire auf sich habe, dem süßen Sehnen, daß dem Guillem von Cabestaing das Leben gekostet. Es währte auch nicht lange, so hatte er die Blut, die ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ, in ein Lied ergossen, das er seinem Beichtkinde durch einen eigenen Voten nachsandte. Kein Wort stand darin von Rosenkränzen und englischen Grüßen, vielmehr hatte das Blatt sich so völlig gewendet, daß er selbst der Beichtende und Büßende geworden war, der nach einem Wort der Indulgenz schmachtete, sehnächtiger als ein armer Sünder, der von einer Blutschuld losgesprochen werden möchte, ehe er das Haupt auf den Block legt.

Auf dieses erste Geständniß aber kam keine andere Antwort, als ein kühler und kurzer Dank durch den Mund des Voten, so daß der ungeduldig Harrende, der sich eine große Wirkung von seiner Confession versprochen, in tiefe Melancholie versank. Diese gebar ihm eine zweite Canzone, der in kurzer Frist eine dritte und vierte folgten, sämmtlich in einem Stil, der dem kecken Satiriker auch in seinen

galanten Abenteuern bisher gänzlich fremd gewesen war. Da das Schloß des Grafen von Limoges unfern von der Stadt, wo Alfons II. Hof hielt, höher im Gebirge gelegen war, konnte der Bote, der die drei neuen dichterischen Ergüsse der Gräfin zu Füßen legen sollte, am zweiten Tage mit der Antwort zurück sein. Doch verbrachte der leidenschaftliche Mann auch die Nacht, die dazwischen lag, in wahren Fieber und ritt dem Boten schon in aller Frühe den halben Weg entgegen. Als dieser ihm aber statt jedes Zeichens einer freundlichen Aufmunterung nur wieder einen Gruß der geliebten Frau brachte und als ein Geschenk von ihr einen kunstvoll aus Sandelholz gearbeiteten und mit Perlmutter eingelegten Rosenkranz, den einer ihrer Oheime vom heiligen Grabe mit nach Hause gebracht habe, sah er in dieser frommen Gabe nur einen Hohn auf sein gar irdisches Bemühen um ihre Gunst, eine Aufforderung, durch geistliche Uebungen sein sündiges Blut zu zügeln, und da er eine Herausforderung nie abzulehnen vermochte, beschloß er, den Kampf in Feindesland zu verpflanzen und zu sehen, ob seine mündliche Beredsamkeit sieghafter sein möchte, als alle gereimten Briefe.

Also schickte er den Boten unverzüglich wieder zurück mit der Anfrage, ob sein Besuch auf dem Schlosse willkommen sei. Dessen wurde er in den artigsten Ausdrücken versichert, und noch am Abend desselben Tages begrüßte ihn das gräfliche Paar an der Schwelle der einsam gelegenen, aber mit aller Pracht damaliger Zeiten ausgestatteten Burg. Der Graf empfing seinen berühmten Gast so treuherzig, daß dieser kein Arg hatte, die schöne Frau möchte sein poetisches Minneverben dem Gemahl verrathen haben. Da der Herr von Limoges, wie wir wissen, mehr der Jagd und anderen abligen Vergnügungen, als den Musenkünsten hold war, schien er den Troubadour im Priorgewand wie ein fabelhaftes Wesen, etwa wie einen wundersamen Centauren zu betrachten, statt dessen ihm ein ganz alltäglicher Mann auf einem schlichten Gaul erwünschter gewesen wäre. Faidide nickte dem Gast mit Lächeln wie einem alten Bekannten zu und dankte ihm, daß er sie in ihrer Wildniß aufgesucht habe. Es fehle darin freilich nicht an mancherlei Kurzweil, sie fürchte nur, daß er selbst nicht das finden werde, was er wünsche.

Dies war nun freilich der Fall, da das muntere Leben, das durch die Gastlichkeit seiner Wirths auf dem Schloß unterhalten wurde, dem neu Hinzugekommenen keine Gelegenheit bot, sich, wie er gehofft hatte, der Herrin seines Herzens zu nähern. Denn sie war beständig umschwärmt von anderen höfischen Galanen, die sie freilich Alle gleich kurz hielt, immerhin aber als eine Art Leibgarde gegen jeden Ueberfall ihres geistlichen Freundes gebrauchen konnte. Die Klagen über diese untrauliche Entfernung, die der getäuschte Liebende in schöne Reime brachte, erhielten nie eine andere Erwiderung, als einen drohend aufgehobenen Finger oder ein Kopfschütteln, von einem Lächeln begleitet, wie man Unarten eines Menschen ahndet, den man für unverbesserlich hält, aber wegen anderer guter Eigenschaften nicht zu hart zurechtweisen mag. Daß die schöne Frau jedes dieser beschriebenen Blätter in ihrem stillen Schlafgemach dem Gatten vorlas, der über die anmaßliche Verblendung des Mönchs von Montaubon zuerst aufbrausete, dann aber in das Lachen seines klugen Weibes einstimmte,

ahnte der Dichter freilich nicht, so wenig wie alles Uebrige, was im Rathe Gottes, mit dem er in seinen Tenzonen auf so gutem Fuße stand, zu seiner Läuterung beschloffen war.

Denn da er, durch seine früheren Erfolge verblendet, nicht anders dachte, als daß die Gräfin nur aus Furcht vor ihrem Gemahl und vielleicht auch aus den alten Gewissenskrupeln sich ihm entzog, im Herzen aber Nichts sehnlicher begehrte, als seinen Wünschen Erhörung schenken zu dürfen, brach er eines Tages durch alle Schranken durch, indem er unangemeldet in ihrem Gemach erschien, wo die Kammerfrau sie eben zu einem Feste schmückte. Er gab vor, er habe eine geistliche Sache mit der Gräfin zu besprechen, konnte aber kaum abwarten, bis sie allein waren, um ihr in den beweglichsten Worten, die wie ein lang zurückgestauter Bergstrom dahindrauften, sein Herz auszuschütten und ihr vorzustellen, daß Leben oder Tod an ihrem Gewähren oder Versagen hänge, daß die Verzweiflung, wenn sie ihm jede Hoffnung entziehe, ihn in sein zeitliches und ewiges Verderben jagen werde.

Faidibe hörte ihn mit einer theilnehmenden Miene an, wie einen Freund, der ihr von einer schweren Krankheit erzählt. Dann seufzte sie ein wenig, schlug die Augen nieder, spielte mit dem silbernen Kamme, den sie langsam durch die Spitzen ihres noch aufgelösten blonden Haares zog, und erwiderte dann wie eine Frau, die plötzlich einen Entschluß faßt, nachdem sie lange in ihrem zweifelnden Gemüthe damit gerungen:

Mein hochwürdiger Freund, ich sehe mit Schmerz, daß Ihr Euch in einem kläglichen Zustande befindet, den zu lindern und von Euch zu nehmen Christenpflicht wäre, wenn auch die herzliche Reigung, die ich für Eure edlen Gaben empfinde, mich nicht zur Dankbarkeit antriebe. Doch muß ich Euch offen gestehen, daß ich immer noch schwere Bedenken trage, ob Eure Wünsche vor dem Richterstuhle Gottes nicht als sehr strafbar erscheinen möchten. Ihr seid in den geistlichen Wissenschaften hochgelehrt, ich aber bin nur eine einfache Frau. Wenn Ihr mich aus den heiligen Büchern und den Werken der Kirchenväter belehren könnt, es sei keine Sünde, wenn eine Ehefrau ihre Tugend hintansetzt, um die Liebe eines kirchlichen Würdenträgers zu erhören, vielleicht bringe ich die Stimme meines Innern, die mich vor Euch warnt, zum Schweigen. Schwerlich aber werde ich mich daran gewöhnen, einen Mann zu meinen Füßen zu sehen, der mir weltliche Gefühle in geistlichem Gewande beichtet. Ein Duft von Weihrauch, der Eurer Kutte anhaftet, wird selbst im Dunkel der Nacht mich erschrecken und der wallende Bart mich daran erinnern, daß Ihr eher dazu geschaffen seid, als Einsiedler Vitaneien zu singen, als ein zärtliches Zwiegespräch zu halten. Das rothe Mal an Eurer Schläfe, das Euch ganz artig steht, wird mir dann wie ein Feuerzeichen entgegenleuchten, zur Warnung von meinem eigenen Schutzengel entfacht. Kurzum, ich werde Euch nie, wie es in der Liebe geschehen soll, mit selbstvergessener Freude in meiner Nähe sehen, und wenn Ihr auch mein Herz bethört, meine Sinne werden stets gegen Euch auf der Hut bleiben.

Diese Worte erfüllten den thörichten Mann mit der frohesten Hoffnung. Er wollte sofort beginnen, ihre Bedenken wegen der Sündhaftigkeit eines solchen

Einverständnisses durch spitzfindige theologische Gründe und Beispiele aus dem Leben berühmter Heiliger zu widerlegen, als sie ihm lächelnd bemerkte, hiezu sei jetzt weder Ort noch Zeit geeignet, da man sie bei Tafel erwarte. Morgen Abend aber stehe eine große Festlichkeit bevor. Ihre Schwester Brunessinde habe ihren Besuch angekündigt und zur Feier ihrer Wiedergenesung werde es hoch hergehen auf der Burg. Im Gewühl des Reigentanzes sei es ihr leicht, unbemerkt sich in den Garten hinauszustehlen und ein halbes Stündlein ihren Gästen sich zu entziehen. Da er selbst wohl kaum Verlangen trage, der Frau, der er so schweren Kummer bereitet, unter die Augen zu treten, möge er sich mit Unwohlsein entschuldigen und bis zum Abend auf seinem Zimmer bleiben, dann aber bei den Cypressen drunten am Rande des Blumengartens auf sie warten. Sie verspreche ihm, eine gelehrige Schülerin zu sein und die Aussprüche heiliger Männer, falls sie sie gegründet finde, zu beherzigen. Auch für ein Gewand, das sie nicht sofort an seinen Stand erinnere, werde er vielleicht Rath zu schaffen wissen.

Hiermit entließ sie ihn und rief der Kammerfrau, um ihren Puß zu vollenden. Der Prior aber eilte in sein Gemach zurück, das Herz von stolzem Glück geschwellt, und da er im Laufe des Tages sein verwandeltes Gemüth nicht zu verbergen wußte, mußte er sich von seinem Wirth befragen hören, ob ein Fieber ihn befallen habe, da seine Wangen glühten und ein unstätes Leuchten aus seinen Augen strahle. Er machte sich dieses alsbald zu Nuß, um unter dem Vorwande eines Unwohlseins den ganzen folgenden Tag für sich allein zu bleiben, der Weisung seiner Geliebten getreu. Und noch auf andere Art benutzte er diese willkommene Nuße in ihrem Sinne.

Er hatte nämlich fest bei sich beschlossen, das Aergerniß, das sie an seiner geistlichen Kleidung nahm, aus dem Wege zu räumen. Wie er nun, eifrig darüber nachdenkend, auf welchem Wege er sich ein weltliches Gewand verschaffen möchte, seine Kammer auf und ab wandelte, fiel sein Blick zum ersten Mal auf einen Schrein, der in die Mauer eingelassen und mit einer künstlich beschlagenen Thür und durch ein Schloß, in welchem der Schlüssel steckte, verwahrt war. Als er die Thüre öffnete, sah er mit frohem Erstaunen mehr als einen Anzug, wie er einem ritterlichen Herrn geziemt, vollständig vom Hut bis zu den Schuhen darin aufgespeichert, von verschiedenen Farben und mannichfaltigem Schnitt, Alles reich und köstlich, so daß er erkannte, er sei in der Gewandkammer des Schloßherrn einquartiert worden. Zugleich fuhr es ihm wie ein Blitz durch die Seele, dies habe seine kluge Freundin von Anfang an so gefügt, damit er, falls ihm eine Vermummung räthlich schiene, sich gleich der unverdächtigsten Masse ihres eigenen Herrn und Gemahls bedienen könne. Diese vorausblickende List, weit entfernt, ihm den ganzen Handel sündhafter erscheinen zu lassen, galt ihm nur als ein neues Zeugniß für die verstohlene Erwiderung seiner Gefühle. So zögerte er nicht, einen der stattlichsten Anzüge zu wählen, ganz aus pfirsichfarbenem Sammet mit schwarzem Atlas bordirt und ausgeschlagen, eine Krause von den zartesten Spitzen und einen Gürtel von seinem Stahl, an welchem ein Toledaner Dolch an zierlichen Ketten hing. Ein modischer Hut mit kleiner Feder deckte, wie nach seinem Maße gemacht,

sein geschorenes Haupt, daß das letzte Abzeichen der Klosterwürde unter der ritterlichen Zierde verschwand. Und jetzt, da er sich in einem kleinen Wandspiegel betrachtete, mußte er seiner Geliebten Recht geben, daß er in dieser Erscheinung mehr zu einem begünstigten Liebhaber taugte, als in dem traurigen Mönchshabit, das dunkel wie ein Häufchen Bettlerlumpen im Winkel lag. Nur sein Bart bewahrte noch den geistlichen Anstrich. Also nahm er eine Scheere und kürzte ihn unbedenklich um gute zwei Drittheile, ihn nach dem Muster zustutzend, das er täglich an den jungen Baronen und Rittern vor Augen hatte. Immer mehr fand er Gefallen an seiner verwandelten Person, die ja, wie wir berichtet, von der Natur nicht karg ausgestattet worden war, und nur jenes Muttermal an der Schläfe, über das er sich sonst nie gegrämt, dächte ihm plötzlich in dem ganzen wohl gelungenen Werk ein garstiger Schandfleck. Er erinnerte sich, daß die schöne Frau es ein Feuerzeichen genannt hatte, von ihrem Schutzgeist entflammt, um sie vor Irrwegen zu warnen. Es schien ihm daher höchst nothwendig, diesen Rest seiner früheren Erscheinung zu tilgen, und da er in einem Kästchen eine Anzahl Töpfchen und Tiegeln fand mit Farbstoffen und Pinseln, wie sie zu den Malkünsten der Damen gebraucht wurden, beann er sich keinen Augenblick, eine helle Lünche zu mischen, die auf's Haar seiner Gesichtsfarbe glich, und damit die verrätherische Himbeere so lange zu überpinseln, bis jede Spur von ihr verschwunden und die linke Schläfe so glatt wie die rechte war.

Während er dieses Teufelswerk so eifrig betrieb, daß ihm dabei nicht ein einziger von all seinen Stachel-Verjen gegen das Schminken das Gewissen rißte, hörte er draußen auf den Gängen und brunten im Burghof den Schall der festlichen Begrüßungen und empfand eine kleine Neugier, die Schwester der Schloßfrau, jene Brunessinde, die er so schwer gekränkt, zu sehen, und den Wunsch, mit ihr Frieden zu schließen, da er in seiner glückseligen Verfassung gern überall Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen gestiftet hätte. Doch mußte er in der freiwilligen Haft ausharren, bis die Sonne gesunken war. Eine Flasche Xeres, ein Brod und ein Teller voll Oliven war Alles, was er als vermeintlicher Kranker zu seiner Stärkung sich erbeten hatte. Dann aber, als es Nacht geworden war, öffnete er sacht den Kiegel an seiner Thür und horchte in das Haus hinüber. Die Halle, worin das Fest von Statten ging, lag nach der anderen Seite; so konnte er unbemerkt die Stiegen hinunterschreiten. Nur als er an der Thür, die sich in den Garten öffnete, einem der Mundschenten begegnete, der ihn wohl kannte, weil er ihm den Becher häufig von Neuem füllen mußte, zog er den Hutrand tiefer ins Gesicht und sprach ein paar Worte Provenzalisch, also daß ihn der Mann, der ein Spanier war, für einen der fremden Herren hielt, die mit der Frau von Benzenac bei ihrer Schwester zu Gaste gekommen waren.

Auch scheute er sich nicht, aufrechten Hauptes und mit gemessenem Schritt den Hofraum zu durchwandeln, der klar vom Monde beschienen war. Erst wie er den Garten betrat, beschleunigte er seinen Schritt, nicht aus Furcht, sondern aus sehnsüchtiger Ungeduld. Der Ort, wohin Jaidide ihn bestellt hatte, schien noch

öde zu sein. Kaum aber hatte er die Cypressen erreicht, so trat eine schlanke Gestalt, in schwarze Schleier gehüllt, ganz so wie sie ihm zuerst in der Kirche begegnet war, hinter dem Lorbeergebüsch hervor und begrüßte ihn flüsternd mit einem freundlichen Vorwurf, daß er sie habe warten lassen.

Doch schien sie auf die zärtliche Rede, die er begann, indem er ihre Hand ergriff und sie an seine Lippen zog, kaum hinzuhören, einzig damit beschäftigt, seine Person zu mustern. Sie machte sich von ihm los, ging von allen Seiten um ihn herum, wobei es fast wie ein unterdrücktes Lachen unter dem Schleier hervorklang, und sagte endlich: Verzeiht, Herr Prior, aber Ihr seid in der That unwidderstehlich, und hätte ich gewußt, welch einen Eindruck Ihr in ritterlichen Kleidern auf mein schwaches Herz machen würdet, ich würde Euch diesen Wink fürwahr nicht selbst gegeben haben. Nun aber laßt uns die kostbare Zeit nicht mit eitlem Pöffen vergeuden, sondern sagt mir, was Ihr mir zu sagen wisset, um mein Gewissen zu beschwichtigen, welches durch Eure höfischen Kleider nur ein wenig eingekullt ist, aber einen gar leisen Schlaf hat. Immerhin würde ich auch einem echten und richtigen Ritter gegenüber Bedenken tragen, meinen bestochenen Augen und Sinnen mehr zu folgen, als der Stimme meiner Pflicht, die mich an die gelobte Treue mahnt.

Mit diesen Worten zog sie den Schleier fest um ihre Schultern und begann den dunklen Baumgang hastig hinunterzuschreiten, so daß sie ihm, der seinen Arm um ihre Gestalt zu schlingen suchte, schmiegsam wie eine Eidechse dem haschenden Knaben beständig entglitt. Es blieb ihm Nichts übrig, als seinen Vortrag, den er sorgsam vorbereitet, stoßweise und ziemlich athemlos zu beginnen, wobei sie ihn oft durch eine scheinbar harmlose Frage oder einen unschuldigen Einwand in Verwirrung brachte. Dieses ganze Gespräch, das uns über die damalige mönchische Sittenlehre unschätzbare Belehrung geben würde, ist leider nicht aufbewahrt worden. Genug, daß der Redner nach einer halben Stunde seinen ganzen Köcher voll scharfer casuistischer Pfeile verschossen hatte und kaum einen schwachen Eindruck auf das wohlgepanzerte Herz der klugen Frau gemacht zu haben schien.

Mein frommer und gelehrter Freund, sagte die Gräfin endlich, indem sie stehen blieb und durch den Schleier hindurch ihn schalkhaft anblitzte, sparet Eurem Athem und laßt uns diesen ziellosen Disput unerledigt abbrechen. Alles, was Ihr mir vorgestellt, um aus Weiß Schwarz und Sünde gar noch zu einer Tugend zu machen, kann mich hartnäckiges Geschöpf nicht von meinem Glauben abbringen, daß ich den lieben Gott und meinen theuren Gemahl schwer kränken würde, wenn ich Euch Gehör gäbe. Hinwiederum habt Ihr mir Eure Liebe auf eine so eindringliche Weise in Versen und umgebundener Rede erklärt und mir durch Eure Nachgiebigkeit gegen eine bloße Laune, da ich an Eurer Rutte Anstoß nahm, einen so starken Beweis von der Hebllichkeit Eurer Gefühle gegeben, daß Ihr mich wirklich dauert und ich Euch gern begnadigen würde, wenn die Ehre meines Geschlechtes nicht auf dem Spiele stände. Ihr müßt nämlich wissen, daß ich gelobt habe, Euch für jenen Angriff auf uns arme Weiber eine kleine Strafe zu ertheilen, und dies Gelübde, so gern ich wollte, darf ich nicht brechen. Indes will ich es Euch so sanft als möglich machen, da Ihr vielleicht ein schlimmer Priester, aber ein liebens-

würdiger Mann seid, der, wenn er kein geschorenes Haupt trüge, wohl verdiente, von Frauenlist ungeschoren zu bleiben. Wie es nun einmal steht — aber horch! mich dünkt, ich höre Schritte nahen. Bei allen Heiligen, ich wollte nicht, daß man uns hier beträfe wid Euch, den man im Fieber liegend sich vorstellt, als einen abenteuernden Cavalier —

Sie verstummte, als ob vor Schrecken ihr die Stimme versagte. In der That näherte sich der Schall schwerfälliger Schritte dem Ort, wo sie standen. Rasch zog die Gräfin den verstummten Liebhaber, den ihre zweideutigen Worte betroffen gemacht hatten, sich nach, durch Gänge und Veranden des weitläufigen Gartens, in welchem er selbst sich nimmermehr zurechtgefunden hätte, bis sie ein Treibhaus erreichten, wo die hohen Citronen- und Drangenbäume, sorgfältig mit Strohbindeln überdacht, den rauhen Winter durchdauerten. Jetzt war der spitze Hüttenbau völlig leer und dunkel, und hierhin drängte die Gräfin ihren Freund, warf die Thür hinter sich ins Schloß und schob den Kiegel vor. Dieser heimliche Schlupfwinkel schien ihm nicht unerwünscht; er neigte sich zum Ohr der Gräfin herab und flüsterte ihr ein verwegenes Wort in's Ohr. Sie aber schien auf weit bedenklichere Laute zu horchen. Wir sind verloren! rief sie plötzlich und drängte ihn von sich hinweg; dieses Pflanzenhaus stößt an eine lange Galerie, die mit der großen Halle, worin getafelt wurde, in Verbindung steht. Es scheint, den Gästen ist es drinnen zu schwül geworden; um sich zu lüften, sind sie in die Galerie hinausgetreten und wollen durch diesen Raum den Garten gewinnen. O mein Gott, wohin habe ich mich durch Euch fortreißen lassen!

Faßt Euch, Geliebte, raunte er ihr zu. Noch ist nichts verloren. Den Kiegel dort zurück, und wir sind vor ihnen im Freien.

Er wollte nach der Thüre zustürzen, sie aber, als ob die Angst ihr den Sinn verwirrte, ergriff seine beiden Hände, klammerte sich fest an ihn an und setzte mit verworrenen Worten, sie zu beschützen, sie nicht zu verlassen, daß er schon tausendmal dies Abenteuer verwünscht hatte und allen Ernüthes mit ihr rang, sie von sich abzuschütteln, als plötzlich die Thür nach der Galerie sich öffnete und zwei Knaben, die Fackeln trugen, an der Schwelle des Treibhäuschens erschienen.

Das Paar hatte nur eben Zeit gehabt, eine unverdächtige Stellung anzunehmen, da sah man schon das vergnügliche Gesicht des Hausherrn, etwas vom Mahle geröthet, all seinen Gästen voran, zwischen den Fackeln aufleuchten. In demselben Augenblick trat seine Gattin ihm entgegen.

Mein Gemahl, sagte sie, ich bringe Euch noch einen Gast, der trotz seines späten Erscheinens Euch willkommen sein wird.

Aller Augen waren auf den Unglückseligen gerichtet, der sich hundert Klaster tief unter die Erde wünschte. Die hellen Tropfen traten ihm auf die Stirn, er bedachte, daß es ihm nicht einmal erlaubt war, sich hinter die Ausflucht eines Nummenschanzes zu retten, da man vom Carneval weit entfernt war. Wie eine arme Seele, die am jüngsten Tage ihr Urtheil erwartet, stand er vor dem Herrn des Hauses. Der schien sich an seinem kläglichem Verstummen zu weiden, bis endlich, auf einen Wink Saïdibé's, eine gutmüthige Negung die Oberhand gewann.

Wer ist dieser ritterliche Gast, liebe Frau? sagte er mit einem Nächeln, das dem Angstblick des Priors nicht entging. In der That, er gleicht gar sehr unserem berühmten Freunde, dem hochwürdigen Troubadour, der leider an diesem Abend unter uns vermisst wird, eines bösen Fiebers wegen; fast möchte ich glauben, der geistliche Herr habe sich in einer phantastischen Saune, wie sie Fiebertränke anwandelt, in weltliche Gewände geworfen, um unsere Lustbarkeit zu theilen.

Nicht doch, mein Gemahl, fiel ihm die Gräfin ins Wort. Wie könnt Ihr unsern frommen Gast auch nur im Fiebertraum im Verdacht eines so weltlichen Possenspieles haben? Sehet Ihr nicht, daß mein Begleiter nicht nur Hofkleider trägt, sondern auch einen zierlich gestutzten Bart, wie es der armen Eitelkeit eines Weltkinds verziehen werden mag, nimmermehr aber der gestrengen Zucht eines Bußpredigers? Auch hat der Herr Prior ein rothes Mal an der Schläfe, das er um keinen Preis verdecken würde, da ihm das Uebertünchen natürlicher Flecken und Beschönigen garstiger Stellen eine Todssünde scheint. Daß aber dieser schönegeschmückte Herr Euch an unsern frommen und schlichten Freund gemahnt, geht mit ganz rechten Dingen zu, da er ein Bruder des Priors von Montaudon ist, mit Aufträgen des Abts von Orlac an ihn gesandt. Weil er ihn nun unpäßlich fand, wünschte er sich uns nur im Fluge vorzustellen, um sich alsbald wieder zu seinem kranken Bruder zu begeben. Erlaubt, daß wir in die Halle zurückkehren, ihn mit einem Becher Weins willkommen zu heißen, um so herzlicher, da wir ihn so bald wieder verlieren sollen.

Die ganze Gesellschaft hatte diese kluge Rede der schönen Frau mit angehört, ohne eine Miene zu verziehen, so daß dem ertappten Sünder, obwohl ihm die Augen darüber aufgingen, in welches Netz er sich verstrickt hatte, ein Stein vom Herzen fiel und er sich eilig faßte, die ihm zugeschobene Rolle mit guter Manier durchzuführen. Nur im Gesicht des Grafen sah er einen Zug, der ihm verdächtig schien, als ob sein edler Wirth mit in die Verschwörung verwickelt sei. Doch sagte dieser kein Wort mehr, das dem Beschämten neue Noth gemacht hätte, sondern wandte sich nur zu einer Dame, die ihm zunächst stand, und sagte: Ich bedaure, liebe Schwägerin, daß Ihr nicht schon heute dem eifrigen Seelsorger, der Euch so viel Reue und Leid verursacht, Euren Dank für seine Bußpredigt abstellen könnt. Doch ist morgen wohl auch noch Zeit dazu! Für jetzt wollen wir seinem trefflichen Bruder die Ehre anthun, die ihm gebührt.

So nahmen die höflichen Wirthe ihren verummten Gast in die Mitte, führten ihn unter freundlichen Gesprächen in die Halle zurück und boten ihm Speise und Trank, was er Alles in freier und scheinbar heiterer Haltung mit höflicher Sitte hinnahm und genoß. Alsdann aber beurlaubte er sich von ihnen, da er seinen Auftrag dem Bruder nur erst unvollkommen ausgerichtet habe, und bedauerte zu wiederholten Malen, schon in aller Frühe das Schloß wieder verlassen zu müssen. Doch werde dieser Abend und die Huld, die er hier erfahren, ihm unvergeßlich bleiben.

Dies konnte er freilich in aller Wahrheit versichern. Denn als er sich dem festlichen Gewühl entwunden und sein einsames Gemach wieder erreicht hatte, war

es ihm nicht anders als einem ertappten Schächer, der die peinliche Frage erlitten und die Spuren der glühenden Zange, mit der man ihn gezwickt, unauslöschlich eingebrannt auf seiner armen Haut davonträgt. Er war auch sofort entschlossen, noch diese Nacht sich davonzumachen, schrieb ein artiges Briefchen an den Herrn des Hauses, darin stand, die Nachrichten, die sein Bruder ihm gebracht, nöthigten ihn unverweilt in sein Kloster zurückzukehren, so daß er nur schriftlich sich beurlauben und bei dem werthen Paar, dessen Gastfreundschaft er genossen, um ein gütiges Erinnern bitten könne. Dann vertauschte er sein höfliches Gewand, das wie das Hemd des Messus ihm am Leibe klebte, mit der ehrwürdigen Kutte, in welcher ihm freilich auch nicht sogleich wieder behaglich werden konnte, wusch die Farbenkruste von seiner linken Schläfe und gedachte, als er die rothe Himbeere wieder hervorleuchten sah, dieses Warnungszeichen seines Schußengels, das er so sträflich übersehen, nun bis an sein Ende in reinem Ruthe vor Augen zu behalten. Als die letzten Geigentöne des ausklingenden Festes verhallt waren, schlüpfte er durch ein Hinterpförtchen in's Freie und wanderte die ganze Nacht, als fürchte er die listige Stimme der holden Feindin, die ihn so schwer hatte büßen lassen, noch einmal zu vernehmen, mit triumphirendem Hohn seine eigenen Verse ihm nachrufend.

Seitdem blieb der Mönch von Montaudon allen Weltthändeln fern, einzig auf die Ausübung seines geistlichen Amtes bedacht. Auch weiß man nichts mehr von Liebern, die er gedichtet und im Lande herumgeschickt hätte. Als aber der Tag jenes Festes sich jährte, empfing die schöne Gräfin, zum Dank dafür, daß sie seither von dem ganzen Abenteuer schonend geschwiegen hatte, ein Pergamentblatt aus dem Kloster von Montaudon, darauf stand in schönster Mönchsschrift und zierlichen Reimen geschrieben, wie der Dichter nach seinem Abscheiden von dieser Welt ans Thor des Paradieses gekommen, von St. Petrus aber angehalten worden sei, da er sein Fegefeuer noch nicht absolvirt habe. Der Mönch habe erwidert: er habe einmal in einem gewissen Schloß eine Stunde erlebt in so scharfer Pein, daß sie wohl tausend Jahre, an jedem anderen Läuterungsorte verbracht, aufwöge. Hierauf habe der himmlische Pförtner ihm den Eintritt nicht länger geweigert, auf die Frage des Mönches aber, ob er Frau Faibide hier oben finden werde, geantwortet, sie sei zwar eine große Sünderin und da sie schon auf Erden es so wohl verstanden, armen Seelen die Hölle heiß zu machen, habe der Böse verlangt, daß sie zu ihm hinunterfahre in den glühenden Abgrund, ihm bei der ewigen Marter der Verdammten zu helfen. Gott Vater aber habe sie ihm abgestritten, da sie ein so liebliches Lächeln und so holde Augen habe, daß er zur Belohnung der seligen Geister sie nicht missen könne. Und so habe er sie in seinen himmlischen Garten eingeführt, wo sie auch den armen Prior mit ihrem Gruß beseligend und alle irdische Noth, die sie ihm gemacht, vergüten werde.

So hatte die Courtoisie des Dichters über den Groll des Mönchs am Ende doch den Sieg davon getragen.



Die tragische Vertiefung der Naturreligion im Germanenthum.

Von

Eduard von Hartmann.

— Berlin. —

Der germanische Volksstamm darf nicht mit gleichem Maße gemessen werden, wie der griechische und italische; denn er steht in seiner Culturentwicklung gegen den ersteren um ein volles Jahrtausend, gegen den letzteren um mehr als ein halbes Jahrtausend zurück. Den Griechen war es vergönnt, ihre nationale Weltanschauung in autochthoner Ausbildung bis an's Ende zu durchleben, bevor eine neue religiöse und culturgeschichtliche Idee von außen über sie hereinbrach; die Römer konnten gleichfalls ihr Princip bis zur Vollendung durchführen, und wenn sie sich in der späteren Hälfte ihrer Geschichte die Resultate der hellenischen Culturentwicklung zu assimiliren suchten, so waren es doch Früchte, die auf dem Baume der gleichen Naturreligion gewachsen waren, und sie ordneten bei der Verschmelzung das Fremde dem Eigenen, nicht das Eigene dem Fremden unter. Als hingegen die Germanen in die Länder römisch-griechischer Cultur einbrachen, fanden sie eine Bildungsstufe vor, die der ihrigen so überlegen war, wie etwa die Zeit Alexanders der der homerischen Helden, und standen einem wüsten Religionsgemisch gegenüber, aus dem nur das Christenthum sich als hervorragende Einzelgestalt abhob. So zwang die Ueberlegenheit der Bildungsstufe die Germanen dazu, sich derselben, sei es als zurückgeschlagene Nachbarn, sei es als siegreiche Eroberer, unterzuordnen; das vorgefundene Religionsgemisch konnte aber den mitgebrachten Glauben nur zerstören oder positiv durch eine höhere Stufe (die christliche) ersetzen, nicht auf eigener Grundlage fortbilden helfen.

Die germanische Religion würde ohne Zweifel zu einer weit höheren Entwicklungsstufe gelangt sein, wenn die Germanen einige Jahrhunderte früher Deutschland besetzt und daselbst eigne Culturstaaten gegründet hätten;

was uns jetzt vorliegt, darf nicht anders beurtheilt werden, als etwa die hellenische Religion es dürfte, wenn sie aus äußeren Gründen mit der homerischen Entwicklungsstufe abschöpfe. Daß sie trotzdem so reich ist an Reimen, so eigenartig ausgeprägt, so tief und bedeutungsreich, das spricht am besten dafür, wie große Anlagen in diesem Volkstamm schlummerten, und wie viel mehr derselbe bei ungehindertem Ausleben aus seiner Religion gemacht haben würde. Die Gefahr liegt nahe, in die vorhandenen Reime zu viel hineinzulegen, und doch darf man diese Gefahr nicht scheuen, wenn man sich nicht der Deutung der germanischen Mythologie gänzlich entziehen und dadurch sich einer historischen Ungerechtigkeit gegen dieselbe schuldig machen will.

Wenn in der hellenischen Götterwelt die schöne Sinnlichkeit und Plastik ihre klassischen Ausdrücke findet, wenn in der römischen Religion der praktische Verstand seine Triumphe feiert, so ist es in der germanischen das erste Mal, daß das Gemüth zu seinem Rechte kommt, und darum ist der ästhetische Eindruck derselben so stimmungsvoll für jeden Betrachter, so anheimelnd speciell für uns Deutsche. Die germanische Götterwelt verhält sich zur hellenischen wie die nordische Landschaft zu derjenigen Griechenlands und Südbitaliens; sie kann sich mit letzterer nicht messen an reiner und edler Plastik der Formen, an gesättigtem Glanze der Farben, an heitler üppiger Schönheit und Prächtigkeit, aber dafür ist sie ihr überlegen in dem dargebotenen seelischen Inhalt, in der Mannigfaltigkeit, mit welcher sie das Gemüth afficirt, in der Tiefe, mit welcher sie es erregt, in der Innigkeit, mit welcher sie es zwingt, sich in sie zu versenken, in der erhabenen Gewalt der Dürftigkeit oder in der stillen Schwermüth der Monotonie, durch welche sie den sinnlichen Natureindruck adelt. Der Gegensatz von classisch und romantisch hat nicht umsonst seine Anknüpfung in der hellenischen und germanischen Mythologie gesucht.

Wichtiger aber als der ästhetische Eindruck, den eine Religion hervorbringt, ist für die Beurtheilung ihres Werthes ihr sittlicher Gehalt, und wenn wir den moralischen Maßstab anlegen, so stellt sich das Ergebnis noch günstiger für das Germanenthum, denn nirgends hat das Gemüth eine höhere Bedeutung als in der Ethisirung der natürlichen und socialen Lebensbeziehungen. Namentlich auf der Stufe der Naturreligion, wo das leitende Princip der Moral noch rein das eudämonistische ist, wo es sich also darum handelt, dem pseudomoralischen Princip zum Troß unvermerkt autonome Sittlichkeit zur Entfaltung zu bringen, ist die Gefühlsmoral bei weitem das wirksamste Mittel. Das Gemüth ruht auf zu tiefem Grunde, um das Böse bloß häßlich oder lächerlich zu finden (wie die Griechen), und es ist zu weich und zu poetisch, um die profane Utilität als Maßstab des Guten gelten zu lassen (wie die Römer); es urtheilt und handelt nach instinctiven Gefühlsimpulsen und kleidet selbst die unentbehrliche Rechtsordnung in die gemüthlichen Formen einer sinnigen Symbolik. Wenn im Hellenenthum die Erscheinung eines

tieferen Schuldbewußtseins nur sporadisch auftritt, gleichsam als Zeichen, daß auch in einer principiell anders bestimmten Weltanschauung das Gefühl im Einzelnen sein unüberäußerliches Recht behauptet, so wird in der germanischen Gemüthsreligion das Schuldbewußtsein und Sühnebedürfniß geradezu zum leitenden Grundgedanken, der die gesammte Weltanschauung nicht nur durchzieht, sondern von sich aus umgestaltet und, wo es nöthig ist, neu bildet.

Damit erklimmt das Germanenthum den Gipfel des gesammten religiösen Naturalismus, trotz der embryonalen Gestalt, in welcher seine Religion uns vorliegt. Wir vermögen nicht zu sagen, wie diese Religion sich entwickelt haben würde, wenn sie nicht vorzeitig gebrochen und entblättert worden wäre, wenn dieser Stamm Zeit gefunden hätte, die ethische Vertiefung seiner Naturgottheiten mit ihrer allgemeinen Vergeistigung zu verschmelzen und auf solcher Grundlage zu verfeinern und zu klären; jezt, wo die Vergeistigung der Götter sich völlig einseitig auf ihre ethische Vertiefung beschränkt, können wir nur der Bewunderung Ausdruck geben, daß dieser Stamm es vermocht hat, unabhängig von höherer Geistescultur diese seelische Verinnerlichung aus seinem Gemüth zu schöpfen und auf seine Götterwelt hinaus zu projectiren.

Den Grundstock ihrer Götter und Mythen hatte der germanische Stamm aus der gemeinsamen Urheimath mitgebracht. Wie bei den Indern Dyaus, so war auch bei den Germanen der ursprüngliche Himmelsgott Zio oder Tyr verblaßt und durch jüngere Gewittergötter ersetzt, welche die Attribute des entthronten Vorfahren an sich rissen. In erster Reihe sind dies Odin und Thor, beide eigentlich nur dadurch unterschieden, daß Ersterer zu einem Hauptträger der Ethisirung des Göttlichen geworden ist, während Letzterer in seiner Natürlichkeit verharret. Im Allgemeinen gilt Odin als der oberste und wichtigste Gott des germanischen Götterhimmels; bei einigen Völkern wurde aber auch Thor als höchster Gott verehrt und dem gemeinen Bauern und Krieger stand er wohl durchweg näher als Odin. Beide haben die Beinamen Tundar (Donner), Beide sind Schlachten-, und Siegesgötter, und ihr Sieg seffelt sich an die Lanze des einen, an den Hammer oder Donnerkeil des andern, d. h. an den Blitz. Als Regengötter sind Beide Götter der Fruchtbarkeit und des Ghesegens. Neben ihnen ist Heimdal bisweilen als erster und ältester der Götter und als Vater des Menschengeschlechts genannt; derselbe ist wesentlich als fruchtbarer Regengott zu denken. Als Sonnengötter spielen Freyr, Balder und Loki die Hauptrolle; erstere Beiden repräsentiren die gute, Letzterer die böse Seite der Sonnenwärme, und der Unterschied zwischen Freyr und Balder ist, ähnlich wie der zwischen Thor und Odin, nur darin zu sehen, daß Freyr natürlich geblieben, Balder in's Sittliche vergeistigt ist. Alle Göttinnen der germanischen Mythologie sind Erdgöttinnen; nur die Kornen und Walkyren sind reine Wolkengöttinnen geblieben, während alle wichtigeren weiblichen Gestalten, wie Freya, Hulda, Rinda, Gerda, Frigg, Berchta u. s. w., selbst wenn sie durch einzelne Züge ihre himmlische Abkunft verrathen, vom Himmel auf die Erde versetzt sind. Sowohl der Sonnen-

mythos wie der Gewittermythos stellt sich hier durchaus als Wechselwirkung mit der Erde dar; bald ist diese die Braut, um welche die Sonnen- und Gewittergötter mit ihren Strahlen und Blitzen werben, um mit ihr den Frühling zu erzeugen, bald ist die Vegetation der verborgene Schatz, den sie durch Eindringen in das Verließ zu heben trachten.

Die starke Betonung des Verhältnisses von Himmelsgöttern und Erde ist durch die klimatischen Verhältnisse der nördlichen Landstriche bedingt, welche die Germanen bei ihren Wanderungen besetzten. Die Mythen des Kampfes und der Befreiung von Jungfrau und Schatz brachten sie mit, aber es ist nun nicht mehr wie in Indien der Wolkenbrache, welcher Beide gefangen hält, auch nicht mehr der Drache der Gluthitze, welcher den Himmelschatz, den Regen entwendet hat, sondern es ist die Kälte, die winterliche Erstarrung, welche die schöne Braut mit einem todesähnlichen Zauberschlaf umfängt, es sind die Frostriesen, welche unter Bergen von Eis und Schnee den Schatz der Vegetation, den Schmuck der Erde verborgen haben. Mit diesem vielgestaltigen Geschlecht der Unholde haben die himmlischen Götter den Kampf aufzunehmen. Der Hammer des Thor, den dieselben ihm für sieben Wintermonate entwendet haben, muß, wiedergewonnen, die winterlichen Eisburgen brechen, das Schwert des Freyr, der Strahl der Frühlingssonne, muß die harte Rinde durchdringen, der furchtbare Regen des Heimdal und Odin unter die Oberfläche der Erde hinabsteigen, um den Schatz oder die Braut zu gewinnen. Am wenigsten natürliche Begründung hat die Auffassung, daß das Gewitter ein Kampf gegen den Winter anstatt gegen die Sonnenhize sei; aber der Gewittermythos saß einmal zu fest in der Ueberlieferung und war dem schlachtenfrohen Germanen zu lieb, um ihn nicht durch eine modificirende Wendung auch für den Kampf mit den Wintermächten zu verwerthen.

In warmen oder heißen Ländern, wo nur ein kurzer und milder Winter oder gar nur die Regenzeit das Sommerwetter unterbrechen, da hat der Mensch wenig Ursache, auf den Kreislauf des Jahres zu reflectiren; bei der verhältnißmäßigen Gleichgiltigkeit der Jahreszeiten ist es mehr der Wechsel von Tag und Nacht und das Gewitter, das seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Wo aber ein langer Winter die Fruchtbarkeit des Erdbodens auf einen kleinen Theil des Jahres beschränkt, da richten sich alle Gedanken auf die Wiederkehr des Frühlings, und das unthätige, bei dem gänzlichen Mangel an Bequemlichkeit höchst unbehagliche Leben der trägen Wintermonate macht den Lenz zum Gegenstand stetig wachsender Sehnsucht. Da verfolgt man gespannt jeden Schritt, um den der Sommer dem Herbst, der Herbst dem Winter sich nähert, weil die kurze Sommersfriß schon wieder die lange trübe Zeit des kommenden Winters zum Hintergrund hat; da benützt man eilig die geschenkten warmen Monde, um der Erde so viel Frucht zu entlocken, als das ganze Jahr erfordert, und achtet sorgsam auf den Witterungsgang des Jahres, um die gesteckte Frist nicht zu verpassen. Unter solchen Verhältnissen gewinnt also der Jahresmythos eine gesteigerte Wichtigkeit.

In milderen Zonen ist der Herbst die goldene Zeit, weil er dem Menschen die Früchte seines Fleißes und die freiwilligen Gaben der Natur in reichster Fülle in den Schooß streut. Die Erntefreude kann sich aber nicht mehr frisch und ungestört entfalten, wo die Aussicht auf den trüben Winter so nahe gerückt ist; das sinnliche Behagen am zufließenden Besitz wird überwogen von vorausgreifenden Stimmungen des Gemüths. So klingt im Germanenthum wohl die ursprüngliche Freude am Herbst noch durch, aber doch nur gebrochen, und an ihre Stelle tritt die Wonne des Lenzes mit ihrer tieferen Poesie des Gemüths. Den entscheidenden Wendepunkt des Jahres bildet deshalb auch nicht mehr das Absterben der Vegetation und das Abfallen der Blätter von den Bäumen, obwohl auch dieses seine mythologische Bedeutung nicht eingebüßt hat (Abfallen der Idun vom Baume und Wiederbringung derselben als Ruß, d. h. Keim), sondern die Sommer Sonnenwende, welche das Frühjahr oder den aufsteigenden Theil des Sommers abschließt. Wie in allen Sonnenculten die Winter Sonnenwende das Freudenfest des neugeborenen oder wieder auferstandenen Sommergottes ist, so begehen die Germanen zur Sommer Sonnenwende bereits die Trauerfeier des vor den Pfeilen des finstern nordischen Winters (Hödr) dahinsinkenden Sommergottes (Balder). Aber auch hier wirkt die Ueberlieferung nach, welche den Sturz des guten Sonnengottes durch den bösen (z. B. des Osiris durch Typhon) bewerkstelligen läßt. So tritt denn auch hier Loki als der intellectuelle Urheber der That des blinden Hödr auf. Der mitgebrachte Urmythos wird nicht verdrängt, sondern nur modificirt nach Maßgabe der veränderten Naturverhältnisse. Mit Balder stirbt seine Gattin Ranna (die Blüthe) und Vit (die Farbenpracht). Der böse Hitzgott Loki wird vom Gewittergott Thor gefangen und gefesselt; aber dieser Sieg ist hier im Norden kein dauernder, denn alle Götter sinken vor dem Winter in Schlaf, aus dem sie erst wieder erwachen, wenn der von Odin mit Rinda gezeugte Wali, der Frühling des neuen Jahres, den Tod Balders an Hödr rächt.

Da die Germanen aus milderen Himmelsstrichen herkamen und nur allmählich nach dem rauhen Norden vorrückten, so bewahrten sie auch eine Erinnerung, daß die Macht des Winters in der Vergangenheit ihres Volkes nicht so groß gewesen und erst allmählich gewachsen sei. Mochten sie nun den geographischen Zusammenhang dieser Aenderung nicht verstehen, oder mochte die ethische Deutung sie veranlassen, sich über denselben hinwegzusetzen, jedenfalls erschien ihnen diese Aenderung im Lichte einer Verschlechterung der Natur selbst, und sie schlossen nach Analogie, daß dieselben Gründe, welche die bisherige Verschlechterung herbeigeführt hätten, auch fortfahren würden, in demselben Sinne weiter zu wirken. Schon reichte die Macht der Götter kaum noch hin, um den Unholden des Winters einen nothdürftigen Sommer abzurufen, und manches Mal erwies ihre Wirksamkeit sich als nicht ausreichend, um vor Eintritt des neuen Winters die Ernte zu zeitigen. Je mehr sie nach Norden vorrückten, desto enger wurde das Herrschaftsgebiet der

Götter im Kreislauf des Jahres eingeschränkt, desto später gelang ihnen im Frühjahr der Sieg, desto früher mußten sie im Herbst in Schlaf versinken, desto höher thürmten die Frostriesen ihre Eis- und Schneeburgen, desto tiefer und todesähnlicher wurde der Zauberschlaf der jungfräulichen Erde, desto unheimlicher wuchsen die Unholde der Nacht empor, desto mehr glich selbst im Sommer der Tag einer fahlen Dämmerung. Wie nahe lag da der Gedanke, daß dereinst der Tag kommen konnte, wo die Götter nicht mehr im Stande wären, den finsternen Mächten obzusiegen, wo der Weltwinter über die Erde und die Götterdämmerung über den Himmel hereinbräche!

Wenn der Jahreskreislauf das Hauptinteresse der Germanen in Anspruch nahm, so bedurfte es nur einer Erweiterung des in ihm gewonnenen Mythos, nur einer Uebertragung desselben auf die Wandelung der Natur im Weltlauf, um zu einem weltgeschichtlichen Naturmythos zu gelangen, den man den Mythos des Weltenjahres nennen könnte. Auch an seinem Beginne steht der Frühling, eine paradiesische Zeit, wo die Götter in bedürfnislosem Spiel dahinleben, wie wenn keine Zeit wäre. Als die Ankunft der Zeitjungfrauen diesen idyllischen Zustand unterbrochen hatte, begannen die Kämpfe, die in der Weltensonnenwende, dem Tode Balders gipfelten; denn wenn alle Götter des Jahresmythos jährlich wieder aufwachen, so gehört Valder ganz dem Weltenjahr an, und wenn der Frühling des neuen Jahres wieder kehrt, so ist es doch Valder nicht mehr, sondern Wali, der an seine Stelle tritt. Um der goldenen Schätze willen stürzen die Götter sich aus dem paradiesischen Frieden des Weltenfrühlings in den Kampf, d. h. um der goldenen Ernte willen muß der Frühling dem Sommer das Feld räumen, obwohl er weit schöner ist als der Herbst. Die Zeit nach Balders Tode ist dann der Weltenherbst, wo die Kämpfe fort dauern, aber mit wachsendem Uebergewicht der den Göttern feindlichen Mächte, bis der lange Weltwinter alles in seiner eisigen Nacht begräbt, einzig erhellt von dem Riesennordlicht des Weltbrandes. Wie aber auf jede, auch die längste Nacht ein Morgen, auf jeden Winter ein neuer Lenz folgt, so kann auch das Weltenjahr nicht ohne den fröhlichen Abschluß eines neuen Weltfrühlings bleiben, der unter neuem Himmel auf einer neuen Erde den paradiesischen Zustand des ursprünglichen Weltfrühlings wieder herstellt.

Dieser Mythos des Weltenjahres bildet, durchschlungen von dem gewöhnlichen Jahresmythos die Naturgrundlage der religiösen Weltanschauung der Germanen. Sie ist düster erhaben wie eine nordlichtbeleuchtete Winternacht, aber auch stählend und stärkend wie diese, nicht erschlaffend und träumerisch einullend wie die düsteschwangere Wärme der indischen Mondnacht. Der neue Weltfrühling nach dem Weltwinter ist ein zu fern liegender und zu blasser Schatten, um als Motiv des praktischen Verhaltens wirken zu können; vorläufig handelt es sich um das Weltenjahr, in welches die germanische Menschheit sich gestellt findet, um den Weltherbst und seinen unablässigen Kampf der Götter gegen die schädlichen Mächte. In diesem Kampfe auf

Seiten der Götter zu stehen, das ist die Aufgabe des Germanenthums; in ihr trifft die schlachtenfreudige Neigung desselben mit seiner Pflicht der Treue gegen die Führer im Kampfe zusammen, welche zu versäumen einer feigen Fahnenflucht in der Schlacht gleich käme. Aber die Kampfeslust ist nicht gehoben von hoher Siegeszuversicht, sondern gedämpft durch die Gewißheit, bei aller Tapferkeit den Sieg des Feindes doch nicht hindern, nur hinauschieben zu können; sie ist die Stimmung eines tapferen Heeres, das für eine verlorene Sache zu kämpfen sich bewußt ist, aber sich gelobt hat, nur Zoll um Zoll zurückzuweichen und mit den geliebten Führern, wenn nicht zu siegen, so doch gemeinsam unterzugehen. Das ist die todesmuthige Heldenstimmung, die das Leben zwar nicht gering schätzt, aber auch den Tod nicht fürchtet und bis zum letzten Hauche die gute Sache verfißt; es ist jenes tragische Heldenthum, das im Untergang der Nibelungen seinen klassischen Ausdruck gefunden hat, in seiner trotzig ergebenen Mannhaftigkeit das gerade Widerspiel der weiblichen energielosen Duldsamkeit Indiens. Das höchste Ziel des Germanen ist Tapferkeit in der Treue für die ergriffene Sache; der höchste Lohn dieser Tapferkeit der Tod auf dem Schlachtfelde und die Ueberführung nach Walhalla, aber nicht sowohl wegen der dort zu findenden sinnlichen Genüsse, sondern um der Ehre willen, im Gefolge Odins an der letzten Entscheidungsschlacht und an dem Untergange der Götter Theil nehmen zu dürfen.

Man kann nicht sagen, daß die Germanen das Tragische in das religiöse Bewußtsein eingeführt haben, aber sie haben es aus einer seitlichen Stellung in den Mittelpunkt desselben gerückt und damit der Religion eine ganz neue Wendung gegeben. Ueberall, wo der Jahresmythos durchgebildet ist, hat auch das Tragische eine Bedeutung in demselben erlangt; der Tod des guten Sonnengottes durch den bösen (oder auch durch Selbstverbrennung), ist eine bei sehr vielen Völkern wiederkehrende Erscheinung, welche in vielen Fällen zu ausgebildeten tragischen Cultusformen (Mysterien) geführt hat. Das Tragische ist also nicht bloß in der Sphäre der Heroen zu suchen, es ragt auch in die Sphäre der eigentlichen Götter hinein, wenn gleich die Vermuthung nahe liegt, daß dieses in der ursprünglichen Naturreligion fehlende Element erst bei jüngeren Göttergenerationen durch Rückübertragung aus der Heroentragik zur Geltung gelangt. Wo immer das Tragische in der Religion festen Fuß gefaßt hat, da hat es sich aller religiösen Menschen Herzen erobert und in seinen Bann gezogen; je tiefer das religiöse Bedürfniß im Gemüth wurzelt, nach je mächtigerer Erregung und Erschütterung es sich sehnt, desto bereitwilliger wird es die Gelegenheit ergreifen, mit einem Gott zu leiden, zu trauern und zu klagen, um dann auch über seine Wiedererweckung und Erhöhung mit zu jubeln und zu jauchzen.

Daß der leidende und triumphirende Gott mit einer Naturerscheinung identisch ist, hindert diese Gefühlstheilnahme nicht nur nicht, es begünstigt sie sogar beim Naturmenschen, welcher gewohnt ist, sich an die Natur hinzugeben, mit ihr zu trauern und zu frohlocken und in seinen subjectiven

Stimmungen widerstandslos das Bild der von ihr empfangenen Eindrücke zurückzufrachten. Das Naturgefühl verschmilzt unwillkürlich mit dem persönlichen Mitgefühl für den anthropomorphen Gott und steigert dasselbe; auf diesem Grunde entwickeln sich theilweise ganz orgiastische Culte, weil die Naturmenschen geneigt sind, ihr Mitgefühl in Schmerz und Freude in einer uns heut excentrisch scheinenden Weise zu äußern und bei der Trauer um ihren Gott mindestens eben so heftig zu wehklagen und sich zu geberden wie bei der Trauer um einen geliebten Todten. Die so erzielten Erregungen des religiösen Gefühls sind zwar einerseits nicht frei von Egoismus, insofern der Gott mit der Naturerscheinung identisch und diese für das Wohl des Menschen höchst wichtig ist; andererseits aber erheben sie sich in dem persönlichen Mitgefühl mit dem anthropomorphen Gott doch um so entschiedener über die Sphäre des Egoismus, je mehr geistige Selbständigkeit und charakteristische Individualität die Vorstellung des Gottes bereits gewonnen hat und je weniger bei dem Cultus desselben auf seine zu Grunde liegende Natürlichkeit reflectirt wird. Auf diese Weise wird das Tragische für das religiöse Bewußtsein in der That zu einem Mittel, durch welches dasselbe sich unwillkürlich über die Sphäre des Eudämonismus erhebt, ähnlich, wie wir dies von dem Schönen und Nützlichen bei den Griechen und Römern jagen können.

So lange nun aber das Tragische der Religion innerhalb der Grenzen des cyklischen Jahresmythos verbleibt, ist einerseits die Loslösung vom Eudämonismus wegen der festgehaltenen Identität mit der Naturerscheinung keine vollständige und hat andererseits die Wehklage der Trauer etwas Gewalttames, Unwahres, Komödiantisches, weil der Gott ja nur stirbt, um sofort wieder aufzuerstehen. In beiden Punkten führt die germanische Religion über die sonstigen Naturreligionen hinaus, indem sie den cyklischen Jahresmythos in den Mythos des Weltenjahres erweitert. Dadurch wird die Trauer um Balder einerseits von derjenigen um die Sonnenwende des laufenden Jahres und damit von den an diese sich anknüpfenden eudämonistischen Gedanken abgelöst und wird andererseits zu einer in sich wahren und berechtigten. Diese Vertiefung wird aber dadurch erkauft, daß auf den der Trauerklage nachfolgenden Auferstehungsjubel verzichtet wird; denn die Aussicht auf eine Auferstehung Balders nach Ablauf des ganzen Weltprocesses ist nicht im Stande, die Trauer um seinen Tod für die ganze Dauer dieser Welt zu lindern. Durch diese unendliche Hinausschiebung der Auferstehungsfreude und die Perpetuirung der Trauer wird die persönliche Tragik in der Religion erst zu einer wahrhaften, echten Tragik, und das Mitgefühl mit dem so vom Schicksal zermalnten Gotte erhebt den Menschen wirklich auf eine über allen Egoismus und Eudämonismus liegende Stufe des religiösen Gefühls, wozu bei den Culten des Osiris, Adonis, Dionysos u. s. w. erst ein Anlauf genommen wird.

Hiermit ist nun aber erst diejenige Vertiefung bezeichnet, welche das

Tragische in seiner Darstellung an einer göttlichen Einzelpersönlichkeit erfährt; eine noch größere Tragweite gewinnt die germanische Religion dadurch, daß sie das Tragische von der Einzelpersönlichkeit des guten Sonnengottes auf die Gesamtheit der Götter überträgt. In allen andern Religionen bezieht sich die religiöse Tragik nur auf eine einzelne Gestalt des Götterhimmels; so wenig die ganze Existenz dieses bestimmten Gottes durch die jährlich wiederkehrende tragische Episode seines Lebenslaufs zu einer tragischen wird, so wenig wird durch die tragische Bedeutung einer solchen Einzelgestalt die ganze Götterwelt in eine tragische Atmosphäre getaucht. Im Germanenthum ist das anders. Hier liegt nicht nur der Tod Balders (wie auch der Christi im Christenthum) bereits in der Vergangenheit (ohne daß er wie Christus als Auferstandener gewußt wird), hier liegt nicht nur der Untergang des besten und reinsten der Götter wie ein Mehlthau auf der Herrlichkeit der ganzen Götterwelt, sondern der Mythos des Weltjahres umfaßt die Totalität der Götter und weiht sie ausnahmslos einem unentrinnbaren tragischen Geschehniß, wie es sonst nur einen Einzelnen vorübergehend zu berühren pflegt. So ist hier die Mythologie in ihrer Totalität eine einzige großartige Tragödie, das Tragische ist zur eigentlichen Substanz des religiösen Bewußtseins geworden, wie in Hellas das Schöne und in Rom das Nützliche.

Auch die hellenischen Götter fühlen sich in ihrer Haut nicht ganz sicher und können die Möglichkeit nicht leugnen, daß sie gleich früheren Göttergeschlechtern dereinst vom Throne gestürzt und aus dem Olymp vertrieben werden könnten; aber sie halten sich solche Gedanken an leere Möglichkeiten vom Leibe und lassen sich durch sie in ihrer leichtlebigen Herrlichkeit nicht stören. Die germanischen Götter dagegen wissen, daß sie dem Untergang nicht entrinnen, daß sie ihn nur hinauschieben können, daß über ihrer aller Häuptern das Damoklesschwert des Weltendes hängt; sie leben und weben in dieser tragischen Atmosphäre und ihrer düstern Beleuchtung. So ist hier die tragisch-heroische Stimmung nicht etwa bloß die subjective Reaction des religiösen Gemüths auf objective Vorgänge andrer Art; sondern die Stimmung ist zunächst und in erster Reihe der subjective Zustand der Götter selbst, und nur hintennach zugleich der Abglanz dieser im Spiegel des menschlichen Bewußtseins. Der Untergang der Götterwelt liegt freilich noch in fernere Zukunft; aber er wirft seinen düstern Schatten in die Gegenwart voraus und ist ein endgiltiger, dem kein Wiederaufleben dieser Götterindividuen folgt, wie es bei dem persönlichen Einzelträger des Tragischen, bei Balder, ausnahmsweise der Fall ist. So ist die religiöse Tragik im Germanenthum derjenigen in allen andern, sowohl früheren als späteren Religionen, sowohl in intensiver wie in extensiver Hinsicht unvergleichlich überlegen.

Im Christenthum überwiegt die Auferstehungsfreude die Tragik des Kreuzestodes, und im Buddhismus kommt es aus Mangel des heroischen Elements wohl zur Trauer, aber nicht zur Tragik. Der Christ weiß, daß die Leiden der Zeitlichkeit gegen die Freuden der Ewigkeit nicht in Betracht

kommen; der Buddhist findet das Traurige nicht im Tode, sondern im Leben; nur der Germane sieht dem Untergange entgegen, während er eigentlich das Leben will und dessen Aufgeben als einen Verlust empfindet. Desto großartiger und anerkenntnismwerther ist die heldenhafte Leistung des Germanenthums, daß es trotz seiner Lebensfreudigkeit so todesbereit war und es über sich gewann, sich selbst sammt seinen Göttern ideell der Vernichtung zu weihen, weil es in der Tiefe seines Gemüths dieses Dasein als ein nichtseinsollendes empfand.

Hiermit gelangen wir zu dem dritten und wichtigsten Punkt, in welchem die germanische Religion das Tragische der sonstigen Naturreligionen vertiefte: das ist die ethische Bedeutung, welche es demselben lieh, indem es den ganzen zeitlichen Weltproceß, d. h. die Periode von der Ankunft der Zeitjungfrauen bis zur Wiederherstellung des hiermit verloren gegangenen paradiesischen Urzustandes, als etwas Nichtseinsollendes brandmarkte, dem sonach mit seiner Vernichtung nur das widerfährt, was ihm der Idee nach gebührt.

Ueberall, wo die Naturmythen im Germanenthum eine Vergeistigung erfahren haben, geschieht es dadurch, daß denselben eine Wendung nach der sittlichen Seite hin gegeben wird, und dieser Zug des Gemüths ist so stark, daß dabei selbst eine recht gezwungene Deutung öfters nicht geschieht wird (so z. B. wenn Freyrs Werbung um Gerda mit seinem Schwerte, dem Sonnenstrahl, von Loki so bedeutet wird, daß er durch diese Hingabe seiner Waffe für die Braut sich selbst wehrlos gemacht hat für den Fall einer nothwendigen Vertheidigung der Götterburg und somit sich einer Untreue gegen die Gesamtheit der Götter schuldig gemacht habe) und über die Widersprüche hinweggesehen wird, in welche man sich dadurch verwickelt, daß es Naturmythen sind, welche sich diese sittliche Auslegung gefallen lassen müssen. Wenn der Grieche, ganz der schönen Sinnlichkeit hingegeben, im unbefangenen Genießen der Lenzespracht und Erntefreude schwelgt, so breitet das vorahnende Gemüth des Germanen über die Schönheit des Augenblicks den Schleier der Schwermuth; die Wehmuth über die Vergänglichkeit des Schönen, welche im Hellenenthum nur leise durchklingt oder sporadisch hervorbricht, ohne den Grundton der Heiterkeit zu stören, ist im Germanenthum zur Grundstimmung geworden, weil die frohe Sommerzeit so kurz ist gegen den trüben Winter, daß der lachendste Blumenstolz die Gedanken nicht mehr von dem, was nachkommt, abzuziehen vermag. Der Schatz der Vegetation, welchen die guten Götter den Unholden der Erstarrung entrisen oder entlockt haben, ist bestimmt, nach kurzer Frist zu seinen früheren Eigenthümern zurückzukehren; an ihm also haftet nicht das dauernde Glück des Besizes, sondern das Leid, ihn wieder verlieren zu müssen.

Diese Naturthatsache ist dem Germanen ein Problem, das ethisch gelöst werden muß; der Fluch des Verlustes für die Erwerber, die Vorausbestimmung der Rückkehr des Schazes zu seinen früheren Eigenthümern, könnte nicht auf demselben lasten, wenn bei seiner Erwerbung Alles rechtmäßig zugegangen wäre. Der Fluch muß von den früheren Eigenthümern dem Schaze auf

die Oberwelt mitgegeben sein, und er würde nicht seiner Erfüllung so sicher sein, wenn er nicht auf einer Schuld der Erwerber fußte, welche durch die Erfüllung des Fluches, durch die Rückkehr des Schazes unter die Erdoberfläche wieder geführt wird. Die Schuld ist eine doppelte: erstens das Verlangen nach Besitz, die Habsucht, der Eigennutz, die Goldgier überhaupt, welche zu der Erwerbung des Schazes antreibt, und zweitens die Mißachtung des fremden Eigenthumsrechtes und die Untreue gegen die eigenen Versprechungen, welche sich in der Erwerbung des Schazes durch Gewalt oder List, durch Raub oder Betrug kund thut. Diese sittlichen Beziehungen kehren in der germanischen Mythologie in den mannigfaltigsten Varianten wieder, welche sämmtlich zu dem Mythenkreise des Jahresmythos gehören.

Die Consequenz dieser Auffassung wäre eigentlich die, daß Götter und Menschen, anstatt nach unrechtmäßigem Gut zu verlangen, auf dasselbe verzichten müßten; aber diese Consequenz, welche mit dem Verzicht auf die Mittel des Lebens gleichbedeutend wäre, wird nicht gezogen. Um leben zu können, mußten die Germanen kämpfen, d. h. andere Völker überfallen und ihnen einen Theil ihres Besitzes rauben, und es war natürlich, daß sie lieber wohlhabende als arme Völker überfielen; aber doch lebte in ihnen das Bewußtsein, daß die Habsucht und Goldgier die schlimmste Untergrabung ihrer Tüchtigkeit, Redlichkeit und Treue, daß sie das Grundlasten darstelle, aus dem ihnen die Versuchungen zu allen Lastern erwachsen. Die unklare Mischung dieser Gedanken drückt sich auch in ihren ethischen Mythen aus; wenn ihnen als höchste Tugend die Treue galt, so mußte als schwärzestes Laster und als schwerste Verschuldung die Treulosigkeit, der Wortbruch, der Verrath und Meineid aufgefaßt werden, und auch diese sittliche Anschauung spiegelt sich in den Mythen, wo die Himmelsgötter sich durch Habsucht oder Eigennutz zum Vertragsbruch und Meineid verführen lassen.

Dieselben Motive wie im gewöhnlichen Jahresmythos spielen nun auch im Mythos des Weltenjahres ihre Rolle. Als die Zeitjungfrauen angekommen waren, d. h. als der zeitliche Weltproceß an Stelle der idyllischen Ewigkeit des Weltfrühlings getreten war, pflogen die Götter Rath, wer die Zwerge zur Erlangung des Goldes schaffen sollte; die Thätigkeit der Götter beginnt also mit der Goldgier und den Voranstalten zur Befriedigung derselben. Hierin liegt noch keineswegs eine für den ganzen Verlauf des Proceßes entscheidende Schuld, ja nicht einmal eine actuelle Schuld; es war nur die erste Rundgebung einer Gefinnung, von welcher sich voraussehen läßt, daß sie zur Verstrickung in Schuld führen werde. Darin liegt grade eine tiefe und feine Intention der germanischen Mythologie, daß nicht wie beim hebräischen Sündenfall die Sünde mit einem Schlage da ist, und dann als Erbsünde sich fortpflanzt, sondern daß sie leise und unmerklich mit etwas, das man noch nicht selbst als Sünde bezeichnen kann, sich einschleicht, und dann Schritt vor Schritt sich an sich selber steigert, indem die kleinere Schuld in eine Lage verfehrt, welche der Versuchung zur größeren erliegen

macht. Diese Intention ist weder klar noch folgerichtig durchgeführt, weil die allmälige Entstehung aus den Naturmythen es dazu nicht kommen ließ, aber sie liegt zweifellos dem Mythos des Weltenjahres zu Grunde, und grade sie trägt ganz besonders dazu bei, die Tragik dieses Mythos zu einer so wundersam gefügten, sich in sich selbst steigern und psychologisch wahren zu machen.

Alle Götter nehmen an der Schuld theil, so weit sie nicht als bloß natürliche Götter außerhalb des sinnlichen Processes bleiben; auch der Hauptgott Odin belastet sich in hervorragendem Maße mit derselben. Nur Valder ist ausdrücklich für seine Person davon ausgenommen als der schuldlos Reine; aber er ist dies nur, weil er in gänzlicher Passivität verharrt, also durch Nichtbetheiligung an dem Ringen und Kämpfen der Götter auch ihren Versuchungen entrückt ist. Gleichwohl ist er in die collective Schuld der Götterfamilie mit eingeschlossen, da die Solidarität der Familie und des Stammes es dem germanischen Bewußtsein unmöglich macht, den persönlich schuldlosen Einzelnen von der Mitthastbarkeit für die Gesamtschuld zu befreien. Wenn er dennoch eine eximirte Stellung zum Weltuntergang gewinnt, so ist es grade dadurch, daß er lange vor der gemeinsamen Sühne als persönliches Opfer fällt, und so ein schlagendes Beispiel liefert zu dem Sage, daß in einer verderbten Gemeinschaft auch das Reinste und Edelste nicht geschützt ist vor den siegreichen Nachstellungen des Bösen. In diesem Tode Valders gipfelt dann zugleich die Steigerung des Bösen in der Götterwelt; als persönlicher Träger desselben erscheint hier Loki, der sich als verderblicher Sonnengott besonders zu dieser Rolle eignet. Aber auch Loki ist nicht ein Gegensatz zu den übrigen Göttern, sondern einer aus ihrer Mitte, der gleichfalls gut begann*) und erst allmälig zum Bösen gelangte; er wird nur dadurch zum Feinde der Götter und des Weltalls, daß er den übrigen in der Steigerung des Bösen um einen oder einige Schritte voraus ist und nun durch sein Verhalten ihre feindliche Reaction gegen sich herausfordert. Die nämliche Ansicht von der Selbstpotenzirung des Bösen liegt auch der germanischen Auffassung von der Menschheitsgeschichte zu Grunde, wonach dieselbe in einer beständigen Verschlechterung des sittlichen Zustandes der Menschheit besteht; diese sittliche Verschlechterung der Götter und Menschen ist es, welche die Macht der ihnen feindlichen Gewalten wachsen läßt. Wenn es gelingt, den Demoralisierungsproceß der Menschheit aufzuhalten, so ist das gleichbedeutend mit einer Aufschiebung des Weltunterganges; denn nicht eher kann dieser eintreten, als bis die sittliche Verwahrlosung und Verderbtheit der Menschheit ihren äußersten Gipfel erreicht hat.

Es ist eine einzig dastehende Erscheinung, daß der Germane sich seine

*) Jede verderbliche Naturgottheit muß auch ihre gute Seite haben, und jeder Sonnengott war einmal wohlthätig, bevor er durch allzu große Gluthitze schädlich wurde. Dies zeigt sich auch an Loki, der die Stelle des guten Sonnengottes vertritt, wenn er die vom Riesen Thiafi geraubte Idun wiederholt, oder dem Thor bei der Wiedererlangung seines Hammers von Thrym behilflich ist.

Götter, die ihm doch auch als Hüter der Sitte auf Erden galten, schuldbeladen vorstellt, und zwar mit so schwerer Schuld beladen, daß nur ihr Untergang sie zu sühnen vermög. Wenn der Hellenen an seinen Göttern sittliche Mängel entdeckte, so war es doch nur, weil sein sittliches Bewußtsein über die bei Entstehung der Naturmythen eingenommene Stufe hinaus fortgeschritten war, und ihm nun manche früher unanstoßige Züge der Naturmythen an seinen vergeistigten Göttern Anstoß erregten; diese sittlichen Mängel sind also ein zufälliges Nebenproduct der Religionsentwicklung, berühren nicht das Wesen der hellenischen Götter und werden, sobald sie anstoßig erscheinen, entweder umgedeutet oder bei Seite geschoben. Im Germanenthum dagegen ist die Schuld der Götter von ihrem Wesen untrennbar, ebenso wie die Perspektive ihres Unterganges als der Sühne ihrer Schuld, und dies hat ohne Zweifel für das heutige religiöse Bewußtsein etwas durchaus Paradoxes, welches die Begriffe der Unvergänglichkeit und Heiligkeit für untrennbar vom Begriffe des Göttlichen zu betrachten pflegt. Wie konnten dem Germanen seine Götter als Repräsentanten der sittlichen Weltordnung und als Vorbilder seines eigenen sittlichen Entwicklungsganges gelten, wenn sie selber gegen die sittliche Weltordnung verstießen? Erst die Lösung dieses Problems kann uns den Schlüssel für das volle Verständniß der germanischen Religion in die Hand geben, und für die Folgerichtigkeit und Tiefe ihres Standpunktes die rechte Würdigung ermöglichen.

Wäre nur einer unter den Göttern böse (wie etwa Typhon, Angramainyus oder Lucifer) und alle übrigen gut, so wäre das Problem sehr einfach; das Böse wäre dann außerhalb der eigentlichen Götter und der Gott, insofern er zu einem moralisch bösen (nicht bloß natürlich verderblichen) wird, hätte seine positive Göttlichkeit mit einer negativen Widergöttlichkeit vertauscht, die der Göttlichkeit der übrigen Götter erst recht zur contrastirenden Folie dient. Das Problem liegt aber hier gerade darin, daß alle Götter, wenigstens alle lebenden und frei wirkenden (denn Balder ist in der Gegenwart todt und Loki gefesselt) gute Götter sind, die doch das Moment des Bösen in sich tragen und darum in Schuld verstrickt sind. Auf diese Form gebracht, läßt aber das Problem seine Lösung auch schon durchschimmern; das Böse ist nicht das Wesen der Götter, so wenig es etwas außer ihrem Wesen Liegendes ist, sondern es ist ein Moment in ihrem Wesen, das einst — im Stande der Unschuld — noch nicht da war, und einst — in der Sühne des Unterganges — nicht mehr da sein wird, es ist also ein zur Ueberwindung bestimmtes Moment, das nur zu dem Zweck hervortritt, um als nichtsein sollendes ausdrücklich negirt und aufgehoben zu werden.

Aber dies erklärt doch nur die Vereinbarkeit der Schuld der Götter mit ihrer guten Natur im Allgemeinen und läßt die Paradoxie bestehen, daß diese selbst mit Schuld behafteten Götter für die Menschen Träger und Hüter der sittlichen Weltordnung sein sollten. In der That wäre dies ein Widerspruch, wenn die Ueberwindung des Bösen in den Göttern durch eine

über ihnen schwebende, außer ihnen stehende Macht vollzogen würde, wenn die Sühne etwas ihnen Aeußerliches, von außen Aufgezwungenes, in ihrer sittlichen Bedeutung ihnen selbst wohl gar Unverständliches bliebe, wie dies etwa bei dem persischen Angramainus der Fall ist, wenn er schließlich durch die Macht Ahuramazdas und seiner Streiter endgiltig überwunden wird. Aber die germanischen Götter wissen das Böse in ihnen als ein Nichtseinsollendes, Sühnebedürftiges, sie anticipiren in ihrem Schuldbewußtsein die Sühne des Unterganges und vollziehen täglich das ideelle Gericht über sich in der Schwermuth, welche über ihrem Leben lagert; die sittliche Weltordnung ist ihnen immanent, und sie können den Menschen gegenüber die Wächter und Wiederhersteller derselben sein, weil sie es sich selbst gegenüber sind. Selbst der böseste der Götter, Loki, vollzieht, obschon unwissentlich, das Gericht an sich selber, indem er durch seine eigene List gefangen und mit seinen eigenen Eingeweiden, oder denen seines Sohnes, gefesselt wird; befreit durch die wachsende Macht des Bösen in der Welt, geht er und sein Heer nach dem Siege durch sich selbst zu Grunde, nämlich durch den Weltbrand, den er entfacht hat.

Da die germanischen Götter in Folge ihrer Herkunft aus der Naturreligion viele sind, da aber andererseits ihre Vergeistigung wesentlich nur in ihrer ethischen Bedeutung liegt, so müssen die vielen Götter, wenn sie sich von einander durch ihre geistige Physiognomie unterscheiden sollen, verschiedene Momente des sittlichen Processes darstellen; so repräsentirt z. B. Valder den Zustand der Unschuld und Reinheit, d. h. den in den Weltproceß hineinragenden Weltenfrühling, Loki den Stachel zur Sünde und das böse Gewissen zugleich, d. h. den Versucher der übrigen Götter und den höhniischen Mahner und strafenden Aufzähler ihrer Unthaten und geheimen Sünden (bei Degirs Gastmahl), Odin das reife sittliche Bewußtsein, das die eigne Schuld willig zur Tilgung durch die Sühne darbietet und sich dadurch über das Böse erhebt. Auf Valder konnte das sehnsüchtige Auge als auf das Ideal der ungetrübten sittlichen Reinheit blicken; vor der Reflexion, daß diese idyllische, passive Unschuld innerhalb des sittlichen Processes ein Anachronismus sei, war man um so sicherer geschützt, als Valder durch seinen Tod dem Proceß entrückt war. In Loki concentrirt sich das negative Moment des sittlichen Processes mit seiner sich selbst zerstörenden Tendenz; er war unentbehrlich in dem als Einheit angeschauten sittlichen Proceß der Götter, und ihm war die Ehre vorbehalten, die letzte Sühne an der ganzen Götterwelt zur wirklichen Vollstreckung zu bringen. In Odin aber — obschon derselbe nur als primus inter pares, nicht einmal als König, wie Zeus, sondern nur etwa als Vorkämpfer und Vorsitzender der Gauversammlung der Götter gedacht wurde — fand der Germane die höchste Personification des zu sich selbst gekommenen sittlichen Bewußtseins, das seinen Zwiespalt durch ideelle Anticipation der Sühne überwunden hat; darum galt er in Sonderheit als die Verkörperung der sittlichen Weltordnung, deren Totalität freilich sich erst in der Gesamtheit der Götter offenbarte.

In dieser ihnen immanenten sittlichen Weltordnung findet nun auch die Vielheit der Götter ihre geistige Einheit, welche um so erschöpfender für ihre geistigen Wesenheiten ist, als dieselben in ihrer sittlichen Bedeutung aufgehen. Die sittliche Weltordnung ist also das geistige Band, welches die Einheit der germanischen Naturreligion trotz der geistigen Besonderung ihrer einzelnen Göttergestalten sicher stellt. Sie ist einerseits das Ergebniß aus dem zeitlichen Lebensproceß der Götter und gewinnt ihre Wirklichkeit erst dadurch, daß sie in diesem Proceß herausgesetzt und in ihren Momenten entwickelt wird; aber sie ist andererseits doch nicht ein willkürliches Product der einzelnen Götter oder ihrer gemeinsamen reflectirten Beschlußfassung, sondern das nothwendige und natürliche Erzeugniß ihres sich Auslebens, die organische Entfaltung ihrer geistigen Wesenheit. Ideell genommen ist also die sittliche Weltordnung das Prius der Götterwelt, die Substanz ihrer Geistigkeit; aber als solche ist sie nicht offenbar, und um offenbar zu werden, muß sie erst von der Götterwelt und ihrem Lebensproceß realisirt werden, und zwar in allen ihren wesentlichen Momenten, unter welchen selbstverständlich auch das Böse nicht fehlen darf. Ob die ideelle sittliche Weltordnung vor ihrer Realisirung als bloße Idee in der Luft schwebt, oder ob sie die Idee einer vormweltlichen und überweltlichen, während des Weltprocesses verborgenen und erst nach seiner Beendigung wieder hervortretenden Gottheit ist, das bleibt unklar; doch scheint auf letzteren Gedanken der „Allvater“ hinzudeuten, welcher mit dem „Starken von oben“ zusammenzufallen scheint, der in dem neuen Weltfrühling ewige Satzungen anordnen wird.

Falls wir es hier nicht bereits mit Rückwirkungen des Christenthums zu thun haben, könnten die verstreuten Andeutungen dieser Art als ein Fingerzeig gelten, nach welcher Richtung die germanische Religion sich weiter entwickelt haben würde, wenn ihr eine unge störte Entfaltung beschieden gewesen wäre; an Stelle der Göttervielheit wäre als immanente Bewirklichungsstätte der sittlichen Weltordnung unmittelbar die Menschheit, als göttlicher Urheber derselben für Zeit und Ewigkeit Allvater getreten. Aber dazu kam es nicht, weil an Stelle Allvaters der Christengott trat, wobei zugleich Balder durch Christus und Loki durch Lucifer oder Satanas ersetzt wurde; diese Revolution ersparte zwar der germanischen Götterwelt den langen Tobekampf, aber sie begrub auch für mehr als ein Jahrtausend die herrlichsten Keime einer autonomen und doch religiösen Moral. Wie kein anderer Stamm ist der germanische dazu veranlagt, nach einer autonomen Moral zu streben, das hat er nicht bloß durch die Reformation und die neuere Entwicklung der Theologie, Religionsphilosophie und Ethik bewiesen, sondern in fast noch höherem Grade durch die eigenthümliche Wendung, welche er in seiner Kindheit der Naturreligion zu geben vermochte. Nur diese ursprüngliche Charakter- und Geistesanlage der Germanen, ihre ethnologische Tendenz zur Autonomie ist im Stande, die Erklärung für das Zustandekommen des Glaubens an eine schuldbeladene und dem Untergang verfallene Götterwelt erklärlich zu machen,

von der wir bisher doch noch nicht mehr als ihre widerspruchsfreie Möglichkeit begriffen.

Der Germane strebte nach autonomer Sittlichkeit und verwirklichte dieselbe schon auf dem Gebiet der Gefühlsmoral instinctiv in einer seinen Zeitgenossen überlegenen Weise; aber er konnte die sittliche Autonomie nicht unmittelbar als Princip ergreifen, wenn er nicht seine Sittlichkeit mit einem Schläge von dem ihm eingewurzelten religiösen Bewußtsein losreißen wollte. Hätte er ohne Weiteres die Menschheit als immamente Verwirklichungsstätte der sittlichen Weltordnung betrachten wollen, so hätte er erstens diese sittliche Weltordnung als objective unpersönliche Macht ergreifen und zweitens seine sämtlichen Naturgötter außer Dienst setzen, oder doch außer Beziehung zu seinem sittlichen Bewußtsein setzen müssen; jenen Begriff der sittlichen Weltordnung sollte er aber erst erzeugen, und er konnte dies nicht anders als auf Grund einer allmäligen Entwicklung des Inhalts seines religiösen Bewußtseins, d. h. seiner Naturgötter. Die germanische Moral war, wie die des gesammten Naturalismus, principiell eudämonistisch, formell heteronom; diesen inhaltlichen Eudämonismus durch autonome Sittlichkeit zu überwinden, das war die Aufgabe und unbewußte Tendenz, welche aber im Widerspruch stand mit der formellen Heteronomie des religiösen Bewußtseins.

Die Lösung war unter den gegebenen Bedingungen nur auf dem einzigen Wege möglich, daß der Mensch Dasjenige, was er für sich unbewußt erstrebte, aber durch seine Beziehungen zu seinen Göttern für sich unmittelbar zu erreichen verhindert war, von der Menschenwelt auf die Götterwelt hinausprojicirte und den unbewußten Entwicklungsproceß seines religiös-sittlichen Gedankeninhaltes als bewußten Entwicklungsproceß seiner Götter anschaute. Auf diesem Wege gewann er inhaltlich an Stelle des Eudämonismus eine autonome Sittlichkeit, ohne für sein Theil mit der formellen Heteronomie ausdrücklich zu brechen; den Begriff der sittlichen Weltordnung als unpersönlicher Macht und objectiver geistiger Substanz des geistigen Lebens gewann er unmittelbar für seine Götter, dadurch aber mittelbar auch für sich, insofern das Verhalten der Götter zur sittlichen Weltordnung ihm als Vorbild diente für sein eigenes Verhalten zu derselben. Wie die Pflanze absterben darf, wenn sie ihren Zweck durch Hervorbringung der Frucht erfüllt hat, so durfte der Germane seine Götterwelt der sittlichen Weltordnung opfern, nachdem sie ihre sittliche Aufgabe in der Herausstellung dieser sittlichen Weltordnung erfüllt hatte; gerade indem er seine Götter als vergänglich anschaute, erblickte er in ihnen und über ihnen das Göttliche, das in ihrem Untergang seinen höchsten Triumph feierte. So konnte und mußte er seine Götter der Vergänglichkeit weihen, weil sie ihre Aufgabe erfüllt hatten, ihm den Weg zu dem unvergänglichen Göttlichen zu weisen.

Dieser Gedanke konnte natürlich nicht in das Bewußtsein der Germanen fallen; wären sie bis zu ihm gelangt, so würden sie eben dadurch die Naturreligion endgiltig überwunden haben.

Die Götterdämmerung wäre ihnen dann nicht mehr als ein in der Zukunft liegendes und mit dem Weltende zusammenfallendes Ereigniß erschienen, sondern als eine bereits vollzogene Thatfache; das Weltjahr hätte seine natürliche Bedeutung völlig verloren und wäre ganz auf eine religionsgeschichtliche und ethische beschränkt worden; der neue Weltfrühling wäre also nicht mehr von kosmischen Umwälzungen abhängig gedacht, sondern nur von einer Revolution des religiösen Bewußtseins der Menschheit, und wäre mit dem Eintritt der sittlichen Weltordnung als des neuen alleinigen Gottes bereits angebrochen. Zu solchen Consequenzen fortzuschreiten, war dem in seiner Entwicklung unterbrochenen Germanenthum nicht vergönnt; was uns von demselben überliefert ist, läßt uns zwar die unbewußte Triebfeder und die ahnungsvollen Perspectives dieses Entwicklungsganges erkennen, zeigt uns aber als letzte Phase der Entfaltung doch nur ein Stehenbleiben auf halbem Wege, das als unausgetragene Vermittelung zwischen dem Woher und Wohin nothwendig in sich widerspruchsvoll sein muß. Dieser Widerspruch gipfelt darin, daß das Dasein der schuldbeladenen Götter als ein zu negirendes, der gegenwärtige Weltzustand als ein wegen seiner Schlechtigkeit aufzuhebender gedacht wird und doch Alles gethan wird, um das Dasein dieser Götter zu fristen und das Elend dieses Weltzustandes zu verlängern. Wäre der neue Weltfrühling mehr als eine blosse Perspective gewesen, so hätte er zum ersehnten Ziel werden müssen, dessen Eintritt durch Abkürzung der Agonie des Bestehenden zu beschleunigen, als sittliche Aufgabe erschienen wäre; daß es zu diesem Umschwung nicht kam, beweist, daß jene Perspective noch gar keine Motivationskraft, kein praktisches Gewicht gewonnen hatte, und der Grund, der diesen Umschwung der Weltanschauung verhinderte, war in Bezug auf die Götter das Haften am Naturalismus, in Bezug auf die Menschen das Haften am instinctiven Individualendämonismus.

In der langen Periode, wo der Germane seine Götter als bloße Naturgötter betrachtete, hatte er sich nun einmal gewöhnt, seine Interessen mit ihnen zu identificiren; er hätte es als einen Akt des Treubruchs angesehen, wenn er dieselben in ihrem Selbsterhaltungskampf gegen das ihnen drohende Verderben im Stich gelassen hätte. Von einem Auferstehen der menschlichen und göttlichen Personen im neuen Weltfrühling war keine Rede, und deshalb hatte diese Perspective für ihn gar kein persönliches, subjectives, egoistisches Interesse und konnte es auch in den Augen seiner Götter nicht haben; unbeschadet der ethischen Anerkennung ihres objectiven Werthes als Sühne suchte er deshalb doch in instinctivem Egoismus den Zeitpunkt ihrer Verwirklichung hinauszuschieben, und fand es selbstverständlich, daß seine Götter ebenso dachten. Die Hände in den Schooß zu legen und passiv das Ende zu erwarten, dazu war er seiner Naturanlage nach unfähig, welche ihn zu energischer Bethätigung seiner Treue in tapferm Kämpfen und Ringen hindrängte; der Gedanke, durch seine sittliche Energie und tapfere Thatenlust das Ende des Nichtseinsollenden beschleunigen zu können, konnte ihm gar nicht in den Sinn kommen, und

darum war nichts natürlicher, als daß er Beide zur Vertheidigung und Erhaltung der bestehenden Götter- und Menschenwelt anwandte. Obschon er damit nur einem egoistischen Interesse seiner Götterwelt und nicht eigentlich einer ethischen Aufgabe derselben diente, so erschien ihm doch seine tapfere sittliche Verthätigung im Lichte dieser Förderung göttlicher Zwecke als religiöser Cultus; die Mitarbeit an der Vertheidigung der Götter und ihrer Welt gegen die den Untergang drohenden Feinde ist im eigentlichen Sinne der Cultus, der dem specifischen religiösen Bewußtsein des Germanenthums entspricht, wie die Ausbreitung der römischen Macht und des römischen Rechts demjenigen des Römerthums entsprach.

Ob das Germanenthum bei unge störter Fortentwicklung dazu gelangt sein würde, die vielen Naturgötter zu Gunsten der einen sittlichen Weltordnung wirklich zu beseitigen, das muß nach Analogie der indischen Religionsentwicklung mindestens als fraglich bezeichnet werden; das niedere Volk würde sich vermuthlich mit der Macht der Gewohnheit an dieselben angeklammert haben, während die zu einer höheren Stufe Fortgeschrittenen sich aus Pietät gegen die ehrwürdige Ueberlieferung gescheut haben könnten, den Kampf gegen dieselbe energisch aufzunehmen und durchzuführen. Es scheint eben doch der Durchgang durch die Stufe des Theismus das einzige Mittel zu sein, um zur vollständigen geschichtlichen Ueberwindung der Vielgötterei zu gelangen, und deshalb durfte auch dem Germanenthum diese Schulung des religiösen Bewußtseins nicht erspart werden. Die tragisch-ethische Vertiefung der Naturreligion, welche es in seiner selbständigen Entwicklung bereits erreicht hatte, genügte aber, um es für die Aufnahme des Christenthums nicht nur reif, sondern sogar es zu dem geeignetsten Boden für die weitere Entfaltung desselben zu machen. Wenn die Römer und Griechen das Christenthum noch wesentlich in seiner ursprünglich semitischen Gestalt (als abstracten Monothelismus und eschatologische Schwärmerei) empfingen, so trat es den Germanen bereits in einer durch arische Vermittelung fortgebildeten Gestalt (als univertelle Erlösungsreligion und tritheistischer Henothelismus) gegenüber und war deshalb ihrem arischen religiösen Bewußtsein weit leichter annehmbar; sie aber brachten ihm eine ethische Tiefe des Schuldbewußtseins und eine Gemüthsempfänglichkeit für die Tragik der Erlösergestalt entgegen wie kein anderer arischer Stamm. Darum ist es kein Wunder, daß die christliche Religion in den Ländern griechischer Bildung bald erstarrte, daß sie in den romanischen Ländern nur so lange ihre Kraft und Lebendigkeit bewahrte, als die germanischen Bevölkerungselemente von der romanisch-celtischen Grundmasse noch nicht resorbirt waren, daß sie aber die ganze Tiefe ihres Inhalts nur in den germanischen Ländern entfaltete.



Betrachtungen über bildende Kunst.

Don

Julius Allgeyer.

— München. —

Motto:

Der echte geistgebende Künstler strebt nach Kunst-
wahrheit, der geistlose, der einem blinden Erleb
folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die
Kunst zum höchsten Gipfel, durch diesen auf ihre
niedrigste Stufe gebracht.

Goethe, Einl. in die Propyläen.

Die geheimnißvolle menschliche Anlage, die wir in ihren bewußten oder unbewußten Aeußerungen unter der Totalbezeichnung Kunsttrieb begreifen, scheint im tiefinnersten Wesen der menschlichen Natur begründet zu liegen; denn bis in die rohesten Anfänge der Cultur hinauf, ja selbst bei physisch wie klimatisch weniger begünstigten Völkern läßt sich der stille Hang der Menschen verfolgen, ihr Leben rhytmisch melodisch zu verschönern und über das gemeine Bedürfniß hinaus auszus schmücken. Und wie der Kunsttrieb selbst, so ist auch das Wohlgefallen am Schönen, d. h. die primitive Empfänglichkeit für die von demselben in Leben und Kunst ausgehenden Wirkungen eine allgemein verbreitete Anlage unter den Menschen.

Trotzdem ist die tiefere Empfindung für das Schöne nur besonders fein organisirten Naturen in höherem Grade eigen, und unterliegt die Auffassung von demselben wie kaum etwas Anderes dem Irrthum und beständigem Wechsel; denn gerade so schwankend wie die philosophischen und ästhetischen Definitionen des Schönheitsbegriffes, sind die, auf die concrete Kunstthätigkeit sich beziehenden und aus denselben resultirenden Urtheile, und nicht minder ist der Charakter der Kunstproduction selbst zu verschiedenen Zeiten ein völlig verschiedener.

Auf diesen, allem begrifflichen Wissen diametral entgegengesetzten Gebieten ist deshalb nicht nur der Einzelne dem Irrthum unterworfen; dasselbe

Schicksal können sogar ganze Epochen theilen, die durch eigenthümliche geistige Strömungen und Zeitstimmungen in falsche Bahnen gedrängt werden.

Die Gesamtheit steht alldann gleichsam unter dem Bann einer geistigen Epidemie, deren Einwirkung sich nur diejenigen zu entziehen vermögen, die durch starke und glückliche Organisation in größerem oder geringerem Maße dazu berufen sind das Krankhafte in ihrer Zeit überwinden zu helfen.

Im Gegensatz zu solchen, wenigstens in ihren Irrthümern einheitlich productiven Zeiten bietet nun die Gegenwart in allen Angelegenheiten der Kunst und des Geschmacks das wirre Bild babylonischer Zustände dar. Unfähig zur Auffindung und Ausbildung eines ihr eigenthümlichen Kunststils, greift sie unter der Herrschaft einer sinnlos wechselnden Mode bald zum Nächsten, bald zum Entlegensten, ohne jemals mit ausdauerndem Antheil an irgend etwas festzuhalten. So man kann trotz aller geräuschvollen Anzeichen vom Gegentheil geradezu sagen, daß die tieferen Interessen der Kunst in den Kreisen, welche als die höchste Vertretung der Intelligenz einer Nation zu gelten pflegten, keinen wirklichen Rückhalt, kein volles Heimatrecht haben. Ohne zu erröthen gesteht der Vertreter des modernen wissenschaftlichen Geistes zu, daß die Kunst für ihn einem fremden, seinen Interessen fernabliegenden Gebiete angehöre. Das schwer analysirbare Element des Anstich- und Fürsich-Schönen widerstrebt nothwendig dem Geist in der ausschließlichen Pflege des Wissens und der exakten Forschung einzig allein das Heil der Welt erblickt. Unter dem Einfluß und der Last dieses sich täglich häufenden Wissens, das selten der Weisheit dient und bei der steten Erwägung seiner Nutzbarkeit noch seltener sich selbst zum Zweck nimmt, erfüllt sich schon unsere Jugend früh mit jenem Geiste praktischer Gesinnung, welcher die Aufgaben der Kunst kaum noch anders, als aus dem Gesichtspunkt der Erholung und des Amüsemens verständlich sind, was um so bedenklicher ist, als die Gegenwart Niene macht, auch diese Seite unseres Lebens selbstgefällig in den vielgerühmten allgemeinen Fortschritt mit einzurechnen.

Es ist unvermeidlich, daß eine solche geistige Grundstimmung einer Zeit auch in der gesammten Kunstthätigkeit derselben ihren entsprechenden Ausdruck finden muß. Die vorherrschende Richtung in unsern Künsten, der bildenden sowohl als wie der dramatischen, beruht denn auch nicht mehr auf Nachbildung des Typisch-Schönen, Gattungsmäßigen, sondern auf Nachahmung im Sinne des Individuell-Charakteristischen, mit allen seinen Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten.

Die einzige Kunst, welche unter uns einigermassen Bürgerrecht genießt und in welcher die idealen Bedürfnisse unserer Zeit ihren Ausdruck und ihre einseitige Befriedigung finden, ist die Musik*).

*) Wenn die Welt inmitten unserer entarteten Bühne ausnahmsweise an den Bayreuther Götter- und Heldengestalten sich zu erfreuen beginnt, nachdem sie Jahrzehnte hindurch die Bestrebungen R. Wagners verlacht und bekämpft hat, so vollzieht sich dieser verheißungsvolle Vorgang lediglich unter dem Einfluß der Musik.

jedoch ist uns die höhere Formen- und Gedankensprache längst ungeläufig geworden. Wie unserm, vom Tonfall der Prosa beherrschten Ohr der Sinn für den Reiz des Rhythmisches verloren gegangen zu sein scheint, so ist unsere Art zu sehen, fast möchte man sagen, eine photographische geworden. Das sogenannte Natürliche, in der Sprache des Philisters „das aus dem Leben Begriffene“ — worunter er selbstverständlich immer nur sein eigenes Leben versteht — beherrscht, mit seltenen Ausnahmen, unser gesamtes Kunstleben. Das naturgemäß aristokratische Wesen der Kunst ist dem verwirrenden Einfluß der Kleinbürgerlichen Tendenzen verfallen, die nun ihr schonungsloses Regiment üben, wo sonst das Schöne und Erhabene allein als zur Herrschaft berufen galten.

Hiezu gesellt sich noch die Ueberhebung des unproductiven Geistes über den productiven, in Form einer geschäftigen Tageskritik, die in ihrer schulmeisterndlehrhaften, meistentheils selbst erst der Belehrung bedürftigen Oberflächlichkeit und durchschnittlichen Nüchternheit nur schädlich und beirrend auf die schöpferischen Kräfte sowohl, als auf die allgemeinen Kunstzustände der Gegenwart einwirken kann.

Mag der Schaffende, von den energischen Antrieben des Talents bestimmt, sich am Ende noch durch diese Widersprüche hindurchfinden. Schwieriger ist diese Aufgabe für den Laien, für dessen Erziehung nach dieser Seite hin weder in Schulen, noch in der Regel im eigenen Hause irgend etwas über den reinen Zufall Hinausgreifendes vorgesehen zu sein pflegt, was seinem kunstempfindlichen oder bedürftigen Sinn eine bestimmte Richtung geben könnte.

Hier soll nun keineswegs die Aufstellung einer neuen, am wenigsten einer rein philosophischen Theorie vom Wesen des Schönen versucht werden. Zweck und Absicht der vorliegenden Schrift ist vielmehr, unter allgemeinen ästhetischen, kritischen und praktischen Gesichtspunkten, Lernenden wie Lehrenden, Künstlern wie Laien zu Nutz und Frommen, den Zustand der Kunst der Gegenwart im Spiegel der Vergangenheit zu beleuchten. Wie niedrig man auch den Werth aller Theorien als Erziehungsmittel auf einem Gebiete schätzen mag, dessen eigentliches Verständniß nur durch die Anschauung, niemals durch die Reflexion gewonnen werden kann; — dem Rathbedürftigen werden sie doch stets die Aufgabe erleichtern, in dem Meer der Erscheinungen, das hier als Leben, dort als Kunst auf ihn eindringt, Steuer und festen Untergrund zu gewinnen.

Aus diesem Gesichtspunkt wollen die vorliegenden Aufzeichnungen beurtheilt sein.

I.

Betrachtet man das Verhältniß des Menschen zur Außenwelt näher, so sind es hauptsächlich zwei seiner Sinnesorgane und die mit denselben zusammenhängenden Fähigkeiten, durch welche seine Stellung zu derselben bestimmt wird: die Gabe des Sehens, welche ihm die unendliche Fülle der Formen-

und Farbenwelt erschließt, und sodann die Fähigkeit des Hörens, welche ihm die Welt des Klangs vermittelt. Wie jene dem Begriff des Räumlichen, so entspricht diese dem Begriff des Zeitlichen; und wie dort das Bestehende, Dauernde und Verharrende, so waltet hier das Flüchtige, Verrinnende und Vorübergehende.

Allerdings ist durch diese beiden Sinneskräfte und ihre Thätigkeit innerhalb des denselben entsprechenden Wirkungsgebiets, zunächst nur das äußerlichste Verhältniß des Menschen zur Natur ausgesprochen: daselbe Verhältniß, in welchem fast alle, wenigstens alle höher entwickelten thierischen Organismen zur Natur stehen. Ein Drittes mußte mitwirken, um dieses äußerliche Verhältniß in einem höchsten und tiefsten Sinne zu bestimmen: Erst indem durch den Hinzutritt vernunftgemäßen Denkens der dumpfe thierische Sinnesindruck zur geistigen Vorstellung erweitert, in die freien Höhen des Bewußtseins erhoben wurde, konnte die eigentliche Erlösung des Menschen aus dem Zustand der rein thierischen Abhängigkeit von der Natur vor sich gehen. Aber auch dieses Bewußtsein an sich würde das instinctive Verhältniß des Menschen zur Außenwelt nicht wesentlich haben verändern können, wenn demselben nicht gleichzeitig der geheimnißvolle Trieb zur Sprachbildung an- und eingeboren gewesen wäre. Wie sich aber dem Menschen durch das allmählich aufdämmernde Bewußtsein die Perspective in das unübersehbare Reich seiner selbstthätigen Innenwelt erschloß, so sicherte ihm die Sprache das gesammte Gebiet des Gedanken- und Empfindungslebens, als stetig wachsenden Wissens- und Erkenntnißschatz.

Das Thier erkennt und erfährt die Natur immer nur innerhalb der Sphäre seiner unabweislichen Bedürfnisse und vererbt seinen Nachkommen die Fähigkeit zur Befriedigung derselben als feststehenden Instinct, der nur dann im Sinne der Accomodation sich verändert oder weiter entwickelt, wenn wesentlich andere Einflüsse von außen, als erhöhte oder erschwerte Existenzbedingungen dauernd auf dasselbe einwirken. Die Befriedigung dieser seiner Bedürfnisse mag in ihm, je nach dem größeren oder geringeren Umfang seines dumpfen Empfindungslebens, in höherem oder geringerem Grad das Gefühl des Behagens und der Lust, oder im Falle der Nichtbefriedigung des Leidens und des Schmerzes erzeugen; ja selbst dunkle Vorstellungen mögen ihm gegeben sein, welche nur aus einer entschiedenen seelischen oder Verstandesfunction zu erklären sein mögen, aber eine, das Gattungsleben im Sinne der Entwicklung und Geschichte bestimmende Kraft lebt nicht in ihm und am wenigsten ist die Natur für dasselbe in der Bedeutung des Schönen vorhanden. Erst im Bewußtsein des höher entwickelten Menschen dämmert ein Gefühl für dasselbe auf, und fängt die Natur an, mehr als ein im Sinne ihrer Nutzbarkeit Vorhandenes für ihn zu sein. Das Schöne wirkt also in der Natur nicht an sich, wie etwa Wärme oder Kälte auf den thierischen Organismus wirken, sondern ist ein, lediglich im menschlichen Bewußtsein liegendes Bedürfniß. Mag der Mensch nun auch zur Befriedigung und Bethätigung dieses, nur ihm bekannten Schönheitsbedürfnisses

in den meisten Fällen direct auf die Außenwelt hingewiesen sein, so erfolgt die Befriedigung desselben doch nur in dem Sinn, daß das Object, kraft der Gabe geistiger Auffassung, zu einer, eben nur in dieser Auffassung überhaupt existirenden Vorstellung umgekehrt wird. Mit anderen Worten: Die Dinge wirken auf uns nur im täuschenden Schein der Beleuchtung, die aus unserem eignen Innern auf dieselben fällt. Je erregter nun bei Einzelnen dieser reflectorische Vorgang sich äußert, um so eigenthümlicher und von den Vorstellungen Andersorganisirter abweichender muß unter Umständen seine Idee von derselben Sache sich entwickeln. Demzufolge muß nothwendig das zur höchsten Reizbarkeit gesteigerte Vorstellungsvermögen einer tiefangelegten Künstlernatur zu ganz andern Forderungen geführt werden und sich schöpferisch äußern, als dies bei weniger entwickelten oder gar rohen Anlagen der Fall sein kann.

In der großen Verschiedenheit und Ausbildung der menschlichen Geistesanlagen ist denn auch allein der Grund für die verschiedenartige Beurtheilung und Auffassung des Schönen zu suchen. In der Lust und Freude am Bunten, Grelten, für Auge und Ohr Auffälligen, begegnen sich der Ungebildete und das unentwickelte Kind, während von den Schöpfungen des Genius Beide unberührt bleiben. Hier sind es also Alter und Bildungsstufe, welche die Vorstellungs- und Auffassungsweise bedingen. In's Allgemeine übertragen, wird ebenso Anlage und geistige Entwicklung eines ganzen Volksstammes den Umfang, den Gehalt und die Tiefe seiner Anschauungen bestimmen; wie nicht minder der verschiedene kosmische Charakter der Außenwelt, bei der ununterbrochenen Wechselwirkung zwischen ihr und der Innenwelt des Menschen sein geistiges Leben verändern muß. Hier wechselt also und verschiebt sich der Begriff vom Schönen unter ethnographischen Voraussetzungen und klimatischen Bedingungen, ehe noch die individuelle Auffassung ihre besonderen Rechte geltend macht, was in der Regel erst bei hochentwickelten Kunstzuständen einzutreten pflegt. Gerade hier gilt es nun aber den Gesichtspunkt zu ermitteln, unter welchem diese wechselnden und verschiedengearteten Begriffsausbildungen sich als ein, dem Wesen nach einheitlicher Modus des Denkens, Empfindens und Anschauens darstellen, welcher ermöglichte, das Schöne, wenn auch nicht seinem innersten Wesen, doch wenigstens seiner Herkunft und Abstammung nach zu bestimmen, und auf überall gleich wirksame Grundursachen zurückzuführen.

Vor allem entscheidend für die Beantwortung dieser Frage sind die primitiven Eindrücke und Anregungen, die der Mensch in seinem unmittelbaren Verkehr mit der ihn umgebenden Natur empfängt, die das latente Schönheits- und Kunstbedürfniß in ihm nach irgend einer Seite hin wachzurufen geeignet sind.

Mannigfaltig wie die Natur selbst mit ihren vielgestaltigen, belebten und unbelebten Formen, ihrem Spiel zahlloser Kräfte, ihrem Blühen und Verblühen, ihrem Leben und Sterben, sind auch die Eindrücke und Erregungen, welche das Gemüth des Menschen erleidet. Nichtsdestoweniger lassen sich dieselben alle nach den Wirkungen, welche sie in der Seele des Menschen hervorzubringen vermögen, ihrem Wesen nach in zwei Hauptgruppen zusammenfassen; denn im Grund

genommen kennt der Mensch doch nur Empfindungen der Lust oder Unlust. Wie nun jene sich bis zum höchsten Entzücken, so können diese sich bis zum Eindruck des Schrecklichen steigern; immer aber ist Leben an sich, d. h. Bewußtsein der eigenen Existenz der primitivste aller Genüsse. Aus diesem Grund pflegen denn auch alle Leben erzeugenden, dasselbe fördernden und besonders jene, dasselbe augen- und sinnfällig repräsentirenden Erscheinungen und Vorgänge, stets die Empfindung des Angenehmen, des Freudigen im Menschen hervorzurufen, wogegen alle, das Leben bedrohenden oder dasselbe geradezu zerstörenden und aufhebenden Ereignisse, je nach der Art ihres Verlaufs, das Gemüth des Menschen zum mindesten mit dem Gefühl der Trauer, der Wehmuth, des Schmerzes, wo nicht des Schreckens und Grauens erfüllen.

Wie dort das Erwachen des Frühlings, der Aufgang der Licht, Leben und Wärme spendenden Sonne, der Anblick blühender Jugend, Fülle der Gesundheit und Kraft angenehme Stimmungen im Menschen erwecken, so bewirken Finsterniß, Kälte, Alter, Siechthum und Tod, als Dasein-bedrohende Erscheinungen und feindliche Gegensätze des Lebens, entgegengesetzte Empfindungen.

Offenbar sind es also bestimmte Formen des Lebens und der Natur, welche ganz besonders geschaffen sind, jenes Gefühl des Wohlgefallens in uns zu erwecken, das die Empfindung des Schönen stets begleitet. Gilt dasselbe in diesen feinen Anfängen auch noch keineswegs der Schönheit als solcher, so spricht sich doch darin die Ahnung des Schönen, als Allgemeingedachten und Empfundenen unbewußt aus.

Wenn dieses Gefühl des Wohlgefallens in seiner Allgemeinheit die Quelle ist, auf welche aller Kunsttrieb zurückgeführt werden kann, so liegt es im Wesen der Sache, daß unter allen geschaffenen, belebten wie unbelebten Dingen, die eigne Gattung, als höchstbeseelte und einzig vernunftbegabte, dieses Wohlgefallen vornehmlich erwecken muß. An der menschlichen Erscheinung, gleichsam als dem Maß und der Einheit aller formalen Werthe, erhebt sich das primitive, zum Bewußtsein von sich selbst gesteigerte Lebensgefühl, vom bloßen Wohlgefallen an den Erscheinungen, zum bewußten Genuß, d. h. zur vergleichenden Erkenntniß des Schönen an sich. Von Natur tief subjectiv und egoistisch, findet das Schönheitsbedürfniß seinen naivsten Ausdruck im Wohlgefallen an der eignen Person, als dem bewußten Mittelpunkt der Gattung. Selbstliebe, Eitelkeit, Gefall- und Puzsucht sind nur die verbildeten Abarten dieses Bedürfnisses. Aus der Lust an sich selbst und dem daraus hervorgehenden Hange sich zu schmücken, entwickelten sich aber zu allen Zeiten die ersten Kunstansätze roher Naturvölker; denn indem sich das Wohlgefallen vom Subject ab dem außer ihm Liegenden, das ist, von dem zu Schmückenden dem Schmucke zuwendete, ward dasselbe zum objectiven Kunsttrieb, dem schließlich nicht allein der Schmuck, sondern der Geschmückte selbst, d. h. der Mensch als solcher, zum obersten Gegenstand der künstlerischen Wiedergabe und Nachbildung wurde. Sich schön fühlen ist somit nichts anderes, als das zu erhöhtem Bewußtsein gesteigerte Gefühl der subjectiven Existenz. Muß nun die stete Wahrnehmung von der Flüchtigkeit und Ver-

gänglichkeit dieses Daseins und die stündliche Erfahrung, daß auch das Herrlichste diesem Gesetze unterworfen ist, dieses Bewußtsein nicht immer wieder auf's tiefste bedrängen und den Menschen im reinen ungetrübten Genuße der Gegenwart und der schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins auf's empfindlichste stören? Hier nun, in dem sich so nothwendig ausdrängenden Wunsch, inmitten der Wandelbarkeit und Vergänglichkeit aller uns umgebenden Lebensformen ein versöhnend Dauerndes zu gewinnen, und wäre es auch nur der holde Schein dessen, was unsre Sinne flüchtig reizt und entzückt, liegt die intimste ethische Ursache des Kunsttriebs; denn alle echte, wahre und große Kunst — das Wort in seiner tiefsten Bedeutung und nach seinem vollen Umfang verstanden — ist nichts als Ausdruck jener schwermüthigen Sehnsucht, den ungelösten Räthseln und unversöhnten Widersprüchen des Lebens zu entrinnen, um in einer harmonischer gestimmten Welt schönen Scheins sich ein verklärtes Dasein vorzutauschen, in welchem alle Gegensätze des Lebens im Dienste der Schönheit und klar ausgesprochener geistiger Zwecke ausgeglichen sind.

Aus diesem selben Grunde sind denn auch die Religionen aller Völker und aller Zeiten, als supernaturalistischer Ausdruck jener elegischen Sehnsucht, stets die oberste und edelste Quelle der Anregung für die verschiedenartigen Künste gewesen. Große Kunst genießen und empfinden — sie sei, welche sie wolle — heißt deshalb auch nichts anderes, als Vergessen des Lebens, so wie uns dasselbe unter der Herrschaft eines unverständenen Schicksals oder blinden Zufalls umgiebt, und Versenkung des ganzen innern Menschen in das Schauen und Empfinden verklärter Zustände, welche im Scheine einer höheren Wirklichkeit den tiefsten, unterm Schutt des Alltags ruhenden Inhalt des menschlichen Daseins in Formen oder Tönen enthüllen.

II.

Als das Erwachen der Kunst haben wir das aus dem Wohlgefallen des Menschen an der eigenen Gattung und Erscheinung entspringende Bedürfnis bezeichnet, sich zu schmücken, wo immer die unmittelbare Noth des Lebens ihn zu bedrängen aufhört; und schließlich die ethische Grundlage des menschlichen Kunstbedürfnisses in dem innigen Verlangen erkannt, den als schön empfundenen, aber' so vergänglichen Lebensformen in der Kunst ein verklärtes und unvergängliches Dasein zu verschaffen.

Ist nun auch das Schöne in einem gewissen Sinn das Lebenselement einer jeden Kunst, so muß dies für die bildende, als die auf die Welt der Erscheinung gerichtete, formalste aller Künste, besonders gelten, denn sie allein hat es mit der sinnlich begrenzten Form des Schönen zu thun.

Die überaus große Schwierigkeit bei Erläuterung derselben als Begriff, liegt deshalb hauptsächlich darin, daß sie eben nicht Begriff, sondern einzig und allein Sache der Anschauung, des Gefühls und der Empfindung ist. Wie der musikalische Gedanke Melodie ist und nichts anderes, so ist Wesen und Inhalt einer auf der Anschauung beruhenden künstlerischen Idee nichts anderes, als

sichtbare Form. Weder jene, noch diese kann ihrer wahren Natur nach zum begrifflich mittheilbaren Wissen sich eignen. Erkenntniß sowohl als Genuß des Schönen sind und bleiben somit eine Angelegenheit des anschauenden Denkens, Sache der subjectiven innern Erfahrung und der persönlichen Ueberzeugung. Wohl bildet sich aus der übereinstimmenden Ueberzeugung vieler das, was wir die öffentliche Meinung nennen, die jedoch keineswegs für zuverlässig oder gar untrüglich gelten kann. Erst dann, wenn dieselbe durch den Wechsel der Zeiten sich zu behaupten weiß, wird sie zum geschichtlichen, und auch hier immer nur empirischen Urtheil, nicht aber eigentliches Wissen, an welches zu glauben, eine größere Nöthigung vorläge, als an die Satzungen der Bibel, des Talmuds oder Korans, die für jeden Andersgläubigen nicht existiren. Demnach sind wir bei Beantwortung der uns beschäftigenden Frage vor Allem und immer wieder auf die Leistungen der Kunst selbst angewiesen, insofern alle Theorie schließlich doch nur aus den Werken und der praktischen Thätigkeit der schaffenden Kräfte ihre Lehrrsätze, ihre Erkenntniß, ihr wirkliches oder vermeintliches Wissen abzuleiten im Stande ist.

Eine sinnige Sage bezeichnet das Bemühen eines hellenischen Jünglings: das Schattenbild seiner Geliebten auf einer sonnenbeschienenen Wand mit Kohle nachzuentwerfen, als Ursprung und ersten Versuch einer künstlerischen Nachahmung der Natur. Die Frage ist nur: giebt der Künstler, indem er die Natur in irgend einer ihrer Formen zum Gegenstand der Nachahmung macht, zugleich damit die künstlerische Idee derselben? Mit anderen Worten, fällt die Nachahmung der Natur in Eins zusammen mit dem Wesen und höchsten Zweck der bildenden Kunst?

Allerdings kann die bildende und gleich ihr die epische und dramatische Kunst, im Gegensatz zur Musik und Architektur, eine nachahmende genannt werden, insofern die letzteren nicht auf directe und sinnfällige Vorbilder in der Natur zurückzuführen sind. Der Unterschied ist aber, wie sehr er auch in die Augen springt, streng genommen doch nur ein scheinbarer, keineswegs entscheidender. Aus dem Nachahmungstrieb allein, welcher selbst der Thierwelt nicht gänzlich mangelt, kann eine höhere Kunst weder abgeleitet, noch erklärt werden. Alle Künste, ohne Ausnahme, wie verschieden auch ihre Werke und die von denselben ausgehenden Wirkungen beschaffen sein mögen, entstammen ihrer eigentlichen Natur nach einem gemeinsamen geistigen Boden und ethischen Bedürfniß des Menschen. Ob sie zu dessen Bethätigung auf die Außenwelt an- und hingewiesen sein mögen oder nicht, ist gleichviel, denn eine jede trägt das Gesetz ihres Daseins nur in sich selbst.

Eine Kunst, welche in der bloßen Nachahmung der Natur ihre alleinige oder oberste Aufgabe erblicken wollte, wird zwar nach Umständen in technischer Beziehung Erstaunliches leisten können; jedoch immer nur im Sinne jenes Virtuositenthums, dem die Mittel der Darstellung zum Zweck derselben wurden. Nur da, wo der Mensch sich dieser Mittel im Dienste eines höhern, über dieselben hinausreichenden Zweckes selbstschöpferisch bemächtigt; mit

andern Worten, nur da, wo die dichterische Phantasie mitwirkend hinzutritt, kann das wirkliche Kunstwerk entstehen.

Phantasie nennen wir jenes räthselhafte, vielleicht unter allen menschlichen Geistesanlagen eigenthümlichste Vermögen, mit, so zu sagen, nach Innen gerichteten Sinnen, Klänge oder Gestalten einer von Raum und Zeit völlig unabhängigen Traumwelt höherer Ordnung, in wachendem Zustand in der Vorstellung erzeugen zu können. Die Gabe aber, im Geiste das also Gehörte oder Gesehene festhalten und schöpferisch äußern zu können, nennen wir nach ihrer geringeren oder größeren Potenz künstlerisches Talent oder Genie.

In den sogenannten nachahmenden Künsten kann es nun scheinen, als sei diese innere Ton- oder Gestaltenwelt nichts anderes, als das in der menschlichen Seele reflectirte Spiegelbild der Außenwelt. Allein im Epos wie im Drama, in der Natur wie im Gemälde, wenn sie auf den Namen echter Kunstwerke Anspruch haben, ist es immer nur das Stoffliche, was die Natur liefert, nicht die künstlerische Form*). Mit einem Worte: das Wie, nicht das Was, ist das Entscheidende in aller Kunst, sonst müßte an den Werken des Gypsformators und Photographen, die Beide das Facsimile der Natur liefern, alle Kunst zu Schanden werden. Statt dessen stempelt gerade der geheimnißvolle Proceß der Läuterung, den das Rohstoffliche der Natur in der Seele des echten Bildners durchmacht, bevor sein Werk in die Erscheinung tritt, dasselbe allein zum wirklichen Kunstwerk, und zwingt selbst noch jenen Künstler, der geradenwegs auf die Nachahmung der Natur ausgeht, und bei dessen Arbeiten wir längst nicht mehr an die Erfüllung höherer Kunstansforderungen zu denken Veranlassung haben, das für seine Zwecke Brauchbare aufs vorzüglichste auszuwählen und das Unbrauchbare auszuschneiden. Denn auch für ihn gelten, als wesentliche Elemente seines beabsichtigten Werkes, glückliche Ausfüllung des umrahmten Raumes, klare Anordnung der Massen, Gleichgewicht der Linien, wirkungsvolle Vertheilung von Licht und Dunkel und vieles Andere, wofür die Natur ihm keine unmittelbaren Vorbilder liefert. Auch hier gelten, wie in der architektonischen Symmetrie, wie im Tonfall der Melodie oder im Gang der Harmonie, gewisse statische, rhythmische und physikalische Gesetze: nur daß die Natur für Drama, Plastik und Malerei fertigeres Material liefert, als der Architekt in den Gebilden des Tropfsteins oder der Pflanzenwelt und der Musiker in den Naturlauten stimmbegabter Geschöpfe vorgebildet finden. Die Erfindung der griechischen Säulenordnung oder das musikalische Gefüge einer Symphonie setzt deshalb keine größere Summe geistiger Kräfte voraus, als der Aufbau einer sophokleischen Tragödie oder der Deckenschmuck der sizilianischen Kapelle. Alles Kunstvermögen ist wesentlich empirische

*) Indem der Künstler irgend einen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in diesem Augenblick erschaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt, oder vielmehr erst den höheren Werth hineinsetzt.

durch unendliche Uebung und Vererbung gesteigerte Fähigkeit; und keineswegs das geringste Wunder menschlichen Kunsttriebs darf man in dem Gelingen des Versuchs erblicken, auf einer Ebene die Rundung oder gar Verkürzung einer menschlichen Form oder die perspectivische Vertiefung einer Landschaft darzustellen.

Aus der Abhängigkeit von den in der Natur gegebenen Grundformen auf den secundären Rang der sogenannten nachahmenden Künste schließen zu wollen, wäre ungefähr gleichbedeutend, als wenn dem Dichter zum Vorwurf gemacht würde, daß es außer seiner Macht liege, die gegebene Zahl von Wortwurzeln seiner Sprache zu überschreiten, ja, daß er überhaupt gezwungen sei, mit dem überlieferten Wortschatz dieser Sprache rechnen und in ihren, aller Welt bekannten Formen sich ausdrücken zu müssen, während doch jeder Versuch, diese Schranken zu durchbrechen, nichts als die Unverständlichkeit dessen zur Folge haben würde, was es ihn zu sagen treibt.

Alle Form ist Schranke. Da aber das Wesen der bildenden Kunst eben Form ist, so ist Schranke für dieselbe nicht Fessel, sondern Wohlthat. Die Abhängigkeit von der Außenwelt und der stete Contact mit dem Reich concreter Erscheinungen bewahrt die ihrer Natur nach schrankenlose Phantasie einerseits vor bloßer Willkür und der Gefahr, nicht mehr verständlich zu sein; andrerseits ist diese Welt selbst für sie die unererschöpfliche Fundgrube neuer Vorstellungen. Nicht umsonst hat man selbst in der unkörperlichsten von allen Künsten, in der Musik, versucht, eine Reihe fester Formen aufzustellen; weil dieselbe, als die allersubjectivste Kunst, in ihrer, vom Wort abgelösten absoluten Ausbildung sich gar zu leicht in eine ziellos verschwommene Phantasterei zu verlieren Gefahr läuft. Nur knüpft sich an die erfundenen Formen der Kunst, bei ihrer Vererbung stets der Fluch, daß sie alsbald zum todten Gesetz erstarrten. An sich immer nur das bestimmte Gewand einer bestimmten subjectiven künstlerischen Idee, vermögen sie nur so lange einen neuen Inhalt in sich aufzunehmen, als dieses Gewand von letzterem nicht völlig ausgefüllt ist. Sie bilden hiemit den directen Gegensatz zu den kunst- und absichtslosen Naturformen, die in ihrer ewigen Verjüngung immer neu, mit ihrer unendlich wechselnden Fülle, dem Reiz ihrer Bewegungen, dem bunten Spiel der Farben und des Lichts vielmehr einen erfrischenden und befruchtenden Einfluß auf die Phantasie des Künstlers ausüben.

Wir fassen das im vorausgehenden Gesagte nochmals kurz in Folgendem zusammen.

Die kunstlose Naturform entsteht unter der Mitwirkung unzähliger Nebenursachen, die mit der Idee, d. i., dem elementaren oder typischen Wesen derselben nichts zu schaffen haben, dieselbe vielmehr mit allerlei Zufälligem und Willkürlichem beladen und trüben. Die künstlerische Form aber ist die unter dem Gebot einer legislatorischen bewußten Grundabsicht entstandene, jeder zufälligen Einwirkung und willkürlichen Zuthat entzogene sinnliche Hülle einer Idee, durch welche diese der Welt verdeutlicht wird. Kunstform ist somit nichts anderes, als vergeistigte, den Stempel eigenthümlicher individueller

Auffassung an sich tragende Natur, und nennen wir diese Verschmelzung des Realen und Dichterischen idealistische oder stylvolle Kunst, im Gegensatz zu der, auf bloßer Nachahmung der Natur beruhenden materialistischen Richtung. Beide wurzeln im natürlichen Boden der Anschauung, nur daß diese, um in den Grenzen des Bildes zu bleiben, an der Mutter Erde haften bleibt, während jene sonnigen Höhen entgegenstrebt, aus der Fülle des in Leben und Kunst Geschauten das räumlich und zeitlich Zerstreute in ahnungsvoller Unbewußtheit für ihre bewußten Zwecke selbstschöpferisch umbildend, so wie sich dem geistigen Auge des Künstlers die Dinge im Lichte seiner inneren, schönheitserfüllten Traumwelt offenbaren.

III.

Im bis hierher Ausgeführten wurde der menschliche Kunsttrieb als eine über die bloße Naturnachahmung weit hinausgreifende höhere Geistesthätigkeit geschildert, die zwar zu ihrer Manifestation auf die Benützung der gegebenen Formen der Außenwelt angewiesen ist; wobei aber die menschliche Phantasie, als sinnvolle Werkführerin, im Dienste der höchsten Kunstabsicht, d. i., der Darstellung des Schönen, ihr zur Seite selbstschöpferisch mitwalktet.

Das Schöne ist seiner ganzen Natur nach unzertrennlich vom Begriff einer beseligenden Wirkung. Dieser Umstand erhebt dasselbe zum allein würdigen Gegenstand und Inhalt einer jeden Kunst. Dieses gilt aber noch in einem ganz besondern Sinne von den bildenden Künsten, weil durch die Permanenz ihrer Schöpfungen alle von ihr ausgehenden Wirkungen, somit die unschönen ebensowohl, als wie die schönen, zu dauernden umgeschaffen werden.

Die flüchtigste musikalische Disharmonie erträgt das menschliche Ohr nur in der Vorausahnung ihrer nahenden Auflösung und nur mit dem rechtzeitigen Eintritt der letzteren, wirkt jene als genußerhöhendes künstlerisches Reizmittel. In der bildenden Kunst löst sich das Unschöne, selbst wenn ihm das Schöne gegenübergestellt wäre, niemals in dieses auf, sondern wirkt als coexistirender und nicht successirender Theil des Kunstwerks belästigend, wo nicht beleidigend auf ein gebildetes Auge. Der Eindruck einer andauernd unaufgelösten Dissonanz ist nur deshalb noch unerträglicher, weil das Ohr gegen den falschen Ton schutzlos ist, während das sich abwendende Auge den verletzenden Eindruck sofort los ist. Da nun aber ein Kunstwerk doch einmal dazu da ist, betrachtet zu werden, so erhellt aus dem Gesagten, daß in der bildenden Kunst das Unschöne, selbst als Folie für das Schöne — sofern dies überhaupt einer solchen bedürfte, — nur mit größter Vorsicht angewendet werden kann, und daß in ihr nicht das Häßliche, sondern das Charakteristische das künstlerische Reizmittel abzugeben hat.

Vor Allem dazu berufen, der Umgebung des Menschen erhöhten und festlichen Schmuck und Charakter zu verleihen, hat die bildende Kunst in der Darstellung der heitern Lebensseiten ihre oberste Aufgabe zu erblicken und muß, wo sie zur Behandlung leidenschaftlicher oder tragischer

Vorgänge schreitet, in der Schönheit und Vollendung der Form das ausgleichende Gegengewicht suchen, weil das Verharrende des Werkes und seines Eindruckes sonst dem Stofflichen die erste Rolle zu ertheilen und so fortgesetzt eine falsche unkünstlerische Wirkung hervorbringen würde. Zur vollen, wahren und großen Kunst führt allein die heitere, der klaren Form als solcher zugewendete Art der Auffassung der Natur; weil nur diese mit Nothwendigkeit zur Auffindung, ja man kann geradezu sagen, zur Erfindung des Schönen durch die Kunst führt. Wenn es richtig ist, daß Verse des Dichtens nicht werth waren, die nicht verdienen in Musik gesetzt zu werden, so ist es wohl nicht weniger richtig, daß ein Stoff, der eine ideale Behandlung nicht verdient oder verträgt, nach der Schätzung des strengen Kunstverständs, des Malens nicht werth war. Wie aber dort ferner gesagt werden kann, daß die Musik die Macht besitzt, Worten höhere Weihe zu verleihen, welche an sich keinen großen dichterischen Inhalt haben, so kann auch ein Stoff, der an sich kein künstlerischer ist, durch ein ideales Gewand der Art geadelt und gleichsam über sich selbst hinausgehoben werden, daß er als ein künstlerischer auf uns wirkt. Das Künstlerisch-Schöne, und das ist hier das Entscheidende, von den Wenigsten Begriffene, ist aber keineswegs immer gleichbedeutend mit dem, was der gemeine Verstand im gewöhnlichen Leben unter Schönnem zu verstehen pflegt; dasselbe ist vielmehr oft ein mit solcher Strenge, Herbheit und Größe gepaarter Ausdruck erhabener Gesinnung und subjectiver Auffassung, daß zu seinem Verständniß bei dem Beschauer eine geradezu homogene Geistesstimmung vorausgesetzt werden muß.

Nicht um eine Darstellung sogenannter schöner Dinge handelt es sich in der Kunst, sondern um die Ausbildung der menschlichen Fähigkeit, die Welt überhaupt als schön empfinden und darstellen zu lernen; was wir kurzweg als die poetische Weltanschauung bezeichnen können.

Daß die Fähigkeit, die Außenwelt poetisch, in unserem Sinne also künstlerisch, aufzufassen, gewonnen und verloren werden kann, documentirt sich geschichtlich nirgends auffallender, als im Lande der Schönheit selbst, bei den modernen Italienern; zugleich als zweifelloser Beleg für die Wahrheit des Satzes, daß das Schöne nur in der Auffassung des Menschen existirt. Noch sind die äußerlichen Bedingungen unverändert dieselben, wie sie sich dem Auge eines da Vinci und Tizian, eines Rafael und Correggio darstellten. Allein das durch Menschenalter gewonnene und vererbte Perceptionsvermögen ist ihren Nachkommen wieder verloren gegangen. Wie wir heute durch die allmähliche Verfeinerung unseres Gehörs in Stand gesetzt sind, die unendliche Tiefe und Schönheit einer neunten Symphonie zu verstehen, die auf unsere Eltern noch als ein Chaos sinnlos gehäufter Töne wirkte; und wie heutzutage, auf Grund der Goethe'schen Sprache, jeder Gebildete bessere Verse macht als Uz und Hagedorn und ihre Zeitgenossen, so hatte die Fähigkeit und Kunst des Sehens bei den alten Italienern sich derart vervollkommenet, daß das

auf's Höchste gesteigerte dichterische Ausdrucksvermögen selbst noch aus Werken dritten und letzten Ranges jener Zeit herausleuchtet.

Diese Verminderung der Gabe dichterischer Weltauffassung spricht sich in der Kunst der Gegenwart vor Allem in ihrem scheuen Verhältniß, in ihrer unsicheren Stellung zur Frage der Darstellung des Nackten aus. Der paradiesischen Künstlerunschuld im Geiste der antiken Welt völlig verlustig, findet sich der moderne Künstler mit dieser Alles entscheidenden Cardinalfrage, wo er ihr nicht einfach ganz ausweicht, am liebsten auf dem Wege lüfterner Andeutungen ab. Die vollendete und vornehme Art der Behandlung des Nackten im Sinne der Alten ist aber nicht allein der strenge Prüfstein für die ächte Meisterschaft in der bildenden Kunst an und für sich, sondern in ihr liegt auch der Kernpunkt und alleinige Maßstab für die Schönheit selbst erhalten. Keine große und ächte Kunst hat der Darstellung desselben je entbehren können; denn die reine menschliche Gestalt muß ihr stets als die Krönung ihres Werkes gelten, wie sie ja auch für die Krone der Schöpfung selbst gilt.

Der moderne, der Wirklichkeit und sogenannten Natürlichkeit zugethane, im Grund seines Wesens unsäglich nüchterne Künstler, hält sich an die That-
sache, daß wir bekleidet gehn*). Der antike Künstler, der das Leben aus einem ganz andern, höheren Gesichtspunkt überblickte, hielt sich umgekehrt an den Satz: der Mensch geht bekleidet, aber thatsächlich ist er nackt**).

Für ihn war das Gewand das Zufällige, die ursprüngliche Erscheinung des Menschen das Natürliche und für seinen Kunstzweck Würdigste, weil die Darstellung des Lebens und der Natur in ihren höchsten formalen Aeußerungen für ihn einziger Inhalt der schönen Künste war. Sich seine Gestalten anders zu denken, als stets und allemal nackt, auch da wo er dieselben bekleidete, lag daher völlig außerhalb der Grenzen seines künstlerisch-anschauenden Denkens. Mag das Bekleiden der Figur immerhin als die Regel gelten, so that er dies nicht, wie Zufall, Sitte oder Mode es ihm gerade an die Hand gaben, sondern so, wie es seinem höhern künstlerischen Zweck entsprach, die Gestalt nicht verhüllend, sondern immer nur umhüllend.

Wo das Leben, wie es den Künstler umgiebt, selbst Gelegenheit und Veranlassung zu dessen Verwerthung darbietet, wird er mit Recht und Vorliebe dazu greifen. Fände also die Gegenwart ihre Freude und ihr Genügen

*) Mit gleichem Rechte könnte dem musikalischen Drama gegenüber gesagt werden: Thatsächlich sprechen wir, und singen nicht.

***) So dürfte das für seine Ausleger so räthselhafte und von denselben mit dem nicht minder räthselhaften Namen „Himmliche und irdische Liebe“ getaufte Bild Tizians doch wohl nichts Anderes sein, als eine ganz naive Gegeneinanderstellung von Natur und herrschender Sitte. Der Auslegung des Bildes entgegen hätte überdies die Natur das Göttliche, das Gewand das irdische Element zu repräsentiren. Könnte man Tizian, der so ganz nur in der Welt der Anschauung lebte und dichtete, so modern reflective Absichten überhaupt unterstellen, so wäre der, im Hintergrund spielende Amor etwa als die Macht der Liebe zu deuten, welche die Natur und Sitte im Leben immer wieder vermittelt.

darin, die eigne Zeit, d. h. die Erscheinung des Menschen, so wie sie den Augen des lebenden Künstlers sich thatsächlich in derselben darstellt, in seiner Kunst zu verwerthen, so ließen sich die rechtfertigenden Gründe dafür leicht auffinden. Mit dem Künstler, der sich verlockt fühlt, die Zustände seines Volkes und seiner unmittelbaren Umgebung zu schildern, ist, wenn er in dieser seiner Schilderung, wie die Niederländer, naiv zu Werke geht, nicht zu streiten; wenn auch diese Art die Außenwelt aufzufassen, niemals zur Lösung der höchsten Kunstaufgaben ausreichen kann*). Allein unsere Zeit kennt diese harmlose Freude an sich selbst keineswegs. In stiller Selbsterkenntniß ist sie sich bewußt, daß der Fluch der Lächerlichkeit auf ihrer Erscheinung ruht, wie verschieden dieselbe auch von heute auf morgen, beim steten Wechsel ihrer Tracht, sich geben mag. Stolzer auf ihr historisch-antiquarisches, im Grunde hohles und für die Zwecke einer wahren Kunst gleichgiltiges Wissen, scheint sie das vornehmste Ziel der Kunst vielmehr darin zu erblicken, die Mode aller vergangenen Zeiten und Jahrhunderte bis zu Fleck und Fleck herab getreulich nachzubilden, um nur ja der heiklen Aufgabe sich entziehen zu können, den leibhaftigen Menschen selbst, so wie Gott ihn geschaffen, darstellen zu müssen. In den seltenen Fällen aber, wo sie das Große und Edle bringt oder zum wenigsten anstrebt, stützt dasselbe auf die Gleichgiltigkeit oder die Abneigung und den Widerspruch einer Welt, die, gewöhnt nur das Mittelmäßige zu wollen, den Genius in ihrer Mitte zu einem einsamen Leben verurtheilt.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß einerseits das Ausscheiden der Kunst aus dem Dienste der Kirche und andererseits die immer mehr um sich greifende Vernachlässigung der klassischen Studien vorzüglich Schuld an dieser beklagenswerthen Thatsache haben. Jenes findet seine Erklärung nicht allein im Rückgang des religiösen Geistes unserer Zeit, sondern auch in der zunehmend schwächlich-süßlichen Geschmacksrichtung der Kirche selbst, welche ihr alle kräftigeren Talente entfremdet. Die merkliche Abnahme der allgemein humanistischen Bildung aber hat ihren Grund in dem bedauerlichen Umsichgreifen einer auß-Praktische gerichteten Erziehung der Jugend, die unter der Zucht und dem uniformirenden Einfluß einer Schule aufwächst, deren Grundtendenz der Anschauung und Phantasie womöglich jede Nahrung versagt, um statt dessen den Geist mit einer Masse todtens Wissens zu überbürden, welchem das darbende Gemüth selten eine Stunde des Glücks und erhöhten Lebensgenusses verbankt.

Die großen Kunstperioden kannten keine andere, als die aus dem lebendigen Trieb freiwirkender Kräfte sich von selbst bildende Schule der

*) Ludwig XIV. haßte bekanntlich die Kunst der Niederländer, da er in dem Eindringen der plebejischen Elemente in dieselbe eine Gefahr, nicht sowohl für diese, als für den Glanz und die Bedeutung des Königthums selbst erblickte.

allgemeinen Praxis. Auf allen Gewerks- und Kunstgebieten war das einfache und natürliche Verhältniß von Meister zu Schüler bestimmend. Das Wissen an sich, als etwas gleichzeitig an Viele Mittheilbares, verlangt nach der Schule im engeren Sinn des Wortes; alles Können aber — und das Wort Kunst stammt von Können — schließt immer zugleich ein gutes Stück Handwerk in sich ein und fordert bei der Nothwendigkeit directer Unterweisung die Werkstätte. Nur dem beginnenden Zeitalter des methodisch wissenschaftlichen Geistes, dem das Schulmäßige ganz besonders entspricht, konnte es bekommen, auch die Kunst zu einer Disciplin des öffentlichen Unterrichts von Staatswegen umzugestalten und so die individuellste aller menschlichen Thätigkeiten unter den Zwang von allgemeinen Schuldoctrinen zu stellen.

Es wäre als ein Zeichen wirklichen Fortschritts und gesteigerter Einsicht zu betrachten, wenn unsere Akademien und Kunstschulen, diese Brutstätten mittel-mäßiger Künstlerexistenzen, wenigstens nicht durch ewige Neugründungen, Neubauten und Neubotirungen vermehrt und stets aufs neue in ihrer Geltung befestigt würden, und statt dessen die dafür aufgetobenen Summen für Aufträge an die fertigen und bereits erprobten künstlerischen Kräfte ihre Verwendung fänden. Wenn die Millionen, wie sie in der bisherigen Weise ohne entsprechenden Erfolg für die Erziehung eines immer neuen Heeres von zweifelhaften Talenten und Anfängern verausgabt werden, in jenem Sinne, zum Zweck der Ausschmückung bereits vorhandener oder neuentstehender öffentlicher Bauten ihre Verwendung gefunden hätten, so stände es längst besser um die Angelegenheiten und die Fortschritte unserer Kunst. Nirgends mehr als hier gälte das Wort: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken“. An den gesteigerten Aufgaben würden die Kräfte der Künstler und vor allem ihre Gefinnungen sich längst gehoben und einer vornehmeren Auffassung der Kunst zugewendet haben.

Als die unmittelbare und nothwendige Folge dieser Zustände ist die förmliche Herrschaft der Mittelmäßigkeit anzusehen, die unter dem Einfluß der praktischen auf allen Gebieten nach Organisation hindrängenden Tendenz der Zeit sich längst zu einer solchen Macht ausbildete, daß sie für das Aufkommen und Verstandniß eines jeden neuen und selbständigen, mit den Anschauungen ihrer festgeschlossenen Kreise nicht übereinstimmenden Strebens die größte Gefahr in sich schließt. Wo ein solches sich zu äußern beginnt, werden sie, einem aufgestörten Ameisenstaat ähnlich, wie auf Verabredung, sich einhellig dagegen auslehnen und jede demselben zu Theil werdende Anerkennung als das Werk einer Clique verlästern und im Urtheil der Welt herabzusetzen oder dasselbe todt zu schweigen suchen.

Es leuchtet ein, daß diese Herrschaft der Mittelmäßigkeit auch für die Ausbildung eines der Zeit eigenthümlich angehörenden Kunststils nichts weniger als förderlich sein kann, besonders so lange sie im Vollbesitz der öffentlichen Kunstlehranstalten die directe Sanction des Staates genießt. Ent-

jöge ihr dieser aber durch Einschränkung seiner Schulen*) den Boden und zeigte er sich ferner entschlossen, die hiedurch verfügbar werdenden Mittel auf dem oben angedeuteten Wege zu verwenden, so könnte rasch alles sich zum Bessern wenden. Auf die Frage ängstlicher Gemüther, was aus denjenigen werden solle, welche zur Ausübung einer Kunst Beruf in sich fühlen sollten, möge der Staat mit dem Hinweis auf die geschichtliche Thatfache antworten, daß die großen Kunstperioden ohne Akademien zu ihrer Blüthe gelangten, während seit Bestehen dieser Kunstgebüranstalten eine eigentlich große Wirksamkeit auf dem Kunstgebiete nicht mehr zu verzeichnen war.

Wenn der Staat zur Schulung und Heranbildung der ihm nöthigen Beamtenkräfte Univerfitäten und technische Hochschulen gründet, ist er in seinem vollen Recht, weil er ihrer erstens bedarf und zweitens an der Pflicht participirt, für die Zukunft der Studirenden seines Landes zu sorgen. Anders aber stellt sich die Sache, wenn er Anstalten gründet, deren Ziele und Zwecke für ihn als Staat im Grund genommen völlig fremde und gleichgiltige Luxusdinge sind; dabei aber jede Bürgerschaft und Verpflichtung gegenüber der Zukunft der Studirenden von sich ablehnt.

Es genügt nicht zu sagen, der Staat zwingt Niemanden zum Besuche dieser Anstalten; er zwingt auch Niemanden zum Besuche seiner Univerfitäten**). Durch die Leichtigkeit, mit der ihre Benützung einem Jeden mehr als nöthig nahe gelegt wird, fühlt sich die Jugend nur zu oft zur Wahl eines Berufes verlockt, der ihr ohnehin im verführerischen Schimmer goldener Freiheit erscheint und so oft in einem völlig zwecklosen Martyrium endet, das sich vom gewöhnlichen Proletariethum meistens nur durch ein besseres Gewand unterscheidet. Das Gewissen des einzelnen verantwortlichen Meisters wird die Frage der Zukunft des Schülers durchschnittlich ängstlicher erwägen, als eine Körperschaft, die aus der zahlreicheren Jahresfrequenz ihrer Schule, ähnlichen Anstalten gegenüber, oft weit mehr, als aus den qualitativen Leistungen derselben, das Recht ihres Daseins abzuleiten Veranlassung nimmt.

Tragen nun auch den größten Theil der Schuld am Niedergang und Verfall des Kunstgeschmacks immer die Künstler selbst, so trifft dieselben doch nicht die ausschließliche Verantwortung dafür. Ohne die verzweigtesten Wechselwirkungen vollziehen sich so tief ins Cultur- und Geistesleben der Menschen einschneidende Vorgänge überhaupt nicht. Auch die Kunst unterliegt in ihren Entwicklungen dem Geseß vom Angebot und der Nachfrage und

*) Wir verstehen darunter eine Reduction dieser Schulen auf die allgemeinen Unterrichts- und Hilfsfächer: Anatomie, Perspective, Optik, Kunstgeschichte und Actstudium.

**) Die Verpflichtung von Staats- oder Gemeindegewegen zum Besuche der Gewerbe- und sogenannten Sonntagschulen, läßt weder dem Staat noch der Gemeinde eine weitere Verbindlichkeit auf. Es sind Hilfschulen, deren Benützung für den Besucher directen Vortheil bringt, wie dem Kunstjünger aus dem Besuche einer Anstalt, wie wir sie oben andeuteten, nur Nutzen erwachsen könnte.

so wird man wohl, ohne Fehlschluß, annehmen dürfen, daß der bedenkliche und anhaltende Mangel an wirklich kunstgebildeten Käufern unmöglich ohne rückwirkenden und schädlichen Einfluß auf die Production selbst bleiben konnte.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Kunstpflege, so lange sie vorwiegend von unsern Kunstvereinen ausgeht, des vornehmen aristokratischen Geistes der echten Kunstliebe entbehren muß, weil dieselben, als die Organe der Mittelmäßigkeit, stets nur die Pflegerinnen des kleinbürgerlichen Geschmacks sein können. Wiederholen wir's. Es ist der Mangel an idealistischer und humanistischer Bildung und der Niedergang in der religiösen Gesinnung der herrschenden Gesellschaftsklassen einerseits, die sich in der Kunst so empfindlich fühlbar machen. Wie Außerordentliches auch der Einzelne zuweilen mag schaffen können, so fehlt vorerst doch jede geschichtliche Erfahrung, daß große Kunst ohne die Mitwirkung dieser Factoren sich jemals allgemein entwickelt hätte.

Es ist geradezu undenkbar, daß unserer Zeit der Sinn für große Kunst so völlig hätte verloren gehen können, wie es trotz aller beschönigenden Umschreibungen thatsächlich der Fall ist, wenn nicht die aufgeführten Ursachen in wachsender Ausdehnung sich geltend machten. Und doch war es nicht zu allen Zeiten so. Unsere, in den Stadien ihrer Entwicklung einen auffallend raschen Wechsel aufweisende Kunst hat noch vor kaum einem Menschenalter versucht, ihren höchsten Aufgaben gerecht zu werden. Nur that sie dies unter dem Einfluß eines gefährlichen Irrthums. Der Geist der Antike war durch Winkelmanns und Lessings so zu sagen genialen Instinct wieder entdeckt und zu neuem Leben heraufgeführt worden und mit demselben feierte die Renaissance in der Erkenntniß der Nachwelt ihre Auferstehung. Allein es erwies sich eben hiebei, daß die Gebiete des Genießens und Erkennens, des Wollens und Vollbringens, des Wissens und des Könnens, durch eine schwerüberbrückbare Kluft von einander getrennt sind und daß es leichter ist, ein ererbtes Vermögen zu genießen, als dasselbe zu vermehren. Es ist der falsche Glaube aller Epigonen, daß die Grundlage einer vergangenen und abgeschlossenen Kunstepoche ausreiche, um Andre der Arbeit zu überheben, als deren Frucht eben jene Erbschaft auf die Nachwelt kam. Es kann und wird aber keiner Zeit je anders, als im unmittelbaren Anschluß an eine vorausgegangene, aber in sich noch nicht vollendete und vollzogene Entwicklung vergönnt sein, die höchsten Höhen der Kunst zu erklimmen. Der Wahn, daß es möglich sei, da fortzufahren und weiter zu bauen, wo Andre längst zuvor, als am Ziel einer langen und kraftvollen Laufbahn endeten und abschlossen, enthüllte sich daher auch bald als eine schmerzliche Täuschung.

Dieser Periode, die sich stark genug und berufen fühlte, auf kürzestem Weg den Parnas zu erstürmen, folgte dann jener Geist der Ernüchterung, der heute noch unser gesamtes Kunstleben erfüllt. Allerdings um redliche Arbeit und praktische Schulung der lebenden Talente mag derselbe sich fruchtbarere und nachhaltigere Verdienste erwerben, als dem stürmischen

Enthusiasmus jener frühern Tage, Angesichts seiner rasch erstorbenen Wirkungen, in der Geschichte unserer Kunst endgiltig zugestanden werden dürfte. Handelt sich's doch vor allem darum, dem verachteten Handwerk in der Kunst, als der fundamentalen Bedingung ihres Gedeihens, wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, denn bereits erhob die Vorgängerin ohne Scheu ihr technisches Uvermögen zum Princip. Mit einem Vorrath geborgter und auswendiggelernter conventioneller Formen hausend, bot sie dem Beschauer das Stoffliche, sogenannte Poetische, als Ersatz für den Mangel dessen, was im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kunstwerk erst zum wahren Kunstwerk macht, seine formale Vollendung nämlich; denn berechtigt nach dem strengsten Sinn des Wortes Kunstwerk ist allein der Anspruch, nichts an ihm genießen und bewundern zu sollen, als was sich dem Auge des Beschauers in voller Wahrheit und mit überzeugender Deutlichkeit in demselben darstellt. Gezwungen, genau innerhalb des Rahmens zu verweilen, der das Werk umgrenzt, muß die Phantasie des Betrachtenden sich erregt und befriedigt zugleich fühlen.

Aber auch der Künstler von heute liebt 'es nur allzu oft, mit dem Appell an das Gefühl, die Gedanken des Beschauers über die wahren Grenzen seines Werkes hinaus in das Gebiet seitabliegender Vorstellungen hinüberzuführen, um sich gleichsam menschlich mit den Forderungen des Beschauers abzufinden, da die rein künstlerischen Forderungen zu erfüllen, er nicht volle Kraft in sich verspürt. Der echte Bildner, von seiner erschöpfenden Behandlung mit Recht überall da die tiefste Wirkung erhoffend, wo an ihn, bei tiefstem Verständniß, die höchsten Anforderungen gestellt werden, verschmäht bescheiden die billigen Bestechungsmittel, mit denen die illustrative Kunst unsrer Tage um den Beifall und den lärmenden Antheil der Masse wirbt. Ihm ist stets gegenwärtig, daß die Aufgabe der bildenden Kunst nicht darin besteht zu erzählen, sondern darzustellen und zwar mit den sinnlich überzeugendsten Mitteln, die ihm seine Kunst überhaupt zur Verfügung stellt. Das beredeste und überzeugendste Ausdrucksmittel derselben ist aber die für sich, ohne jeden Commentar sprechende, in sich selbst ruhende schöne Form und die vollendetste dieser Formen die, von allem zufälligen oder entstellenden Beiwerk abgelöste Menschengestalt.

(Schluß folgt.)





Eduard von Hartmann.

Von

Johannes Volkelt.

— Jena. —

Auf dem Gebiete der Philosophie überwiegen in unserer Zeit rein kritische und skeptisch zerbröckelnde Richtungen, in's Kleine und Resultatlose auslaufende Bestrebungen. Sehr Vielen hat sich nicht nur eine Angst vor der metaphysischen Vertiefung des Erfahrungsbildes, sondern auch eine gewisse Scheu vor allem systematischen Aufbaue, vor allen geschlossenen Ergebnissen bemächtigt. In erfreulichem Gegensatz zu diesem Preisgeben der großen Traditionen der deutschen Philosophie ist Eduard von Hartmann bemüht, die Rüge der Erfahrung in zusammenfassender, aufbauender Betrachtung zu deuten und ein systematisches Weltbild zu gewinnen.

Er muthet dem Denken nicht zu, in der Welt der „Erscheinungen“ — rings umgeben von dem namenlosen Abgrunde des „Dinges an sich“ — stehen zu bleiben; er hält es nicht für der Weisheit letzten Schluß, zu läugnen, daß uns allenthalben Probleme aufstoßen, die uns über die Empfindungs- und Vorstellungswelt hinauszwingen. Seine Philosophie ist von der echten Unruhe des Denkens erfüllt, sie weist alle falsche Genügsamkeit von sich. Sie scheut sich nicht, von dem Unendlichen und Absoluten zu reden und alle ihre Ergebnisse zu diesem letzten Ruhepunkte alles Geschehens in näheren oder ferneren Zusammenhang zu setzen. Man bewegt sich in ihr nicht fortwährend in der unbestimmten, vieldeutigen Schwebelose bloßer Relativitäten, sondern es sind überall bestimmte, unzweideutige Arten und Grade des Seienden, was er Glied für Glied sich zum imponirenden Weltgefüge zusammenschließen läßt. Noch reifer als in seiner „Philosophie des Unbewußten“ stellt sich dies organificende, auf Abschluß hindebrängende Denken in seinem zweiten Hauptwerke dar, in seiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“. Laffon hat daher Recht hervorzuheben, daß es die wesentlich deutsche Geistesrichtung in der Philosophie ist, die in Hartmann einen originellen, energischen und berebten Vertreter gefunden hat.

„Jede Philosophie gehört ihrer Zeit an und ist in ihrer Beschränktheit befangen“. Dieses Wort Hegels, bewährt sich auch an Hartmann. Hat er sich durch den systematischen und metaphysischen Zug seines Denkens mit dem „Zeitgemäßen“ in Widerspruch gesetzt, so ist er nach einer anderen Seite hin einer durchgreifenden Einseitigkeit des gegenwärtigen Lebens und Betrachtens nicht entgangen. Ich habe hierbei das auf allen Gebieten unserer Cultur zu Tage tretende Streben vor Augen, alle organischen, innerlichen, qualitativen Verhältnisse möglichst zu mechanisiren und in's Verstandesmäßige und Quantitative aufzulösen. Es läßt sich ohne näheres Eingehen auf die einzelnen Seiten der Philosophie Hartmanns nicht leicht verständlich machen, inwiefern bei ihm dieser Zug, die Weltverhältnisse in äußerlicher Weise zu rationalisiren und dem einseitig trennenden und vereinzelnenden Verstande durchsichtig zu machen, zum Vorschein kommt. Doch wird sicherlich wohl jedem Leser der Philosophie des „Unbewußten“ an manchen Stellen, besonders wo vom Weltproceß und Weltfortschritt die Rede ist, zu Muthе geworden sein, als ob er das immer betäubendere Geräusch einer mit wachsender Dampfkraft betriebenen colossalen Maschine hörte. An dieser Stelle will ich die Aufmerksamkeit nur im Allgemeinen nachdrücklich auf diesen Punkt hingelenkt haben; weiterhin wird sich öfter Gelegenheit finden, diesen im schlechten Sinne modernen Charakter seiner Philosophie, der nur zu sehr an das Maschinen- und Zeitungsmäßige unseres Jahrhunderts erinnert, an verschiedenen Seiten derselben in faßbarer Gestalt aufzuweisen.

Nur so viel sei gleich hier bemerkt, daß es völlig verkehrt wäre, Hartmann geradezu eine mechanistische Weltanschauung zuzuschreiben. Seine Philosophie ist vielmehr eine durchaus idealistische All-Einheits-Lehre. Den letzten Grund aller Wirklichkeit findet er im „absoluten Geist“ mit seinen beiden ideellen Attributen: der logischen Idee und dem unlogischen Willen, und indem er diese vereinigt wirkenden welt schöpferischen Mächte, die Allintelligenz und den Allwillen, als unbewußt auffasst, kommt sogar ein sehr entschiedener Zug des Mysticismus in seine Lehre. Und doch macht sich in all seinen idealistischen und — ich gebrauche dieses Wort nicht in verdächtigendem Sinne — mystischen Aufstellungen, ähnlich wie bei Spinoza, zugleich eine gewisse Geistesrichtung geltend, der sich die Tiefe innerer Einheit bis zu einem gewissen Grade in mechanische und einseitig verstandesklare Zusammengesetztheit auflöst.

Eduard von Hartmann wurde am 23. Februar 1842 in Berlin geboren, wo sein Vater damals Hauptmann der Artillerie war. In Berlin verbrachte er Kindheit und Jugend, und auch später verließ er nur vorübergehend das hastig bewegte Leben der Großstadt. Er nennt sich selbst ein „echtes Berliner Kind“, und wer seine Schriften kennt, wird dies in vollem Umfange bestätigen. Sofort treten uns gewisse Züge an denselben vor Augen: die rasche Beweglichkeit und mitleidlos kritische Schärfe seines Denkens, das leichte Handhaben aller, auch der schwierigsten Gesichtspunkte, zugleich aber auch sein Mangel an liebend sich vertiefendem Sinn für die Eigenart des Individuellen, seine Ueberschätzung der bewußten Verstandesthätigkeit auf Kosten der Gemüths- und Phantasiemächte.

Hartmann hat 1875 in der „Gegenwart“ ein klares Bild seines Entwicklungsganges mit ungeschminkter Aufrichtigkeit entworfen. Dort erzählt er uns, wie frühreif er sich entwickelte, wie er in der Seminar- und im Gymnasium mit scharfem, rasch fertigem Urtheile zu den verschiedenen Unterrichtsgegenständen Stellung nahm, und wie ihn schon damals ein nachhaltiger Zug zu philosophischen Fragen hinführte. Nach Ablegung der Abiturientenprüfung 1858 wird er Soldat, und zwar „aus eigenem freiem Entschlusse“; denn er glaubt, „als Soldat am Besten in jeder Hinsicht ein ganzer Mann werden zu können“. Doch auch die Uniform unterdrückt nicht sein philosophisches Bedürfniß. Während er einexercirt wird, schreibt er „Betrachtungen über den Geist“, und während er in Spandau den Festungsdienst lernt, giebt er seinen psychologischen Ansichten in einer Abhandlung über die „Geistesthätigkeit des Empfindens“ Ausdruck. Im Herbst 1873 lernt er die Philosophie Schopenhauers kennen, die seine Denkrichtung sofort in einschneidendster Weise bestimmen sollte. Mittlerweile hatte er sich durch einen heftigen Stoß an eine schwere eichene Thür ein Knieleiden zugezogen, das sich, allen Kuren zum Troß, immer mehr verschlimmerte, ja so hoffnungslos gestaltete, daß er 1864 aus dem Soldatenstande zu scheiden sich genöthigt sah. — Wie man sieht, gehört Hartmann zu denjenigen Philosophen, welche nicht „studirt“ haben. Indessen wüßte ich — etwa abgesehen von der hier und da hervorbrechenden ungerechten Beurtheilung der „Zunftphilosophie“ — keine Seite an seiner Philosophie zu nennen, an der sich ein ungünstiger Einfluß dieser Abweichung von dem gewöhnlichen Bildungsgange nachweisen ließe. Dagegen würde er, wenn er die Universität bezogen hätte, kaum durch einen so reichen, vielgestaltig concreten Lebensinhalt hindurchgegangen sein und so der unschätzbaren Vortheile, die hieraus für seine Philosophie erwachsen, zum großen Theile haben entbehren müssen.

Schon 1862, wo ihn sein Zustand bereits an eine Aenderung seines Berufes denken ließ, faßte er den Vorsatz, Maler zu werden. Allein bald bemerkt er, daß es ihm „zu sehr an der intuitiven Kraft sinnlicher Gestaltenbildung vor dem geistigen Auge fehle“. Er geht zur Musik über und wirft sich mit verdoppelter Energie auf die musikalische Composition. Allein bald findet er, daß er es hierin nur zu geschmackvoller Mittelmäßigkeit bringen werde. So verschließt er denn seine Noten und hält sich für betrogen vom Schicksal, für bankerott an Allem. In dieser Noth geht es ihm auf, daß sein wahrer Beruf in dem Reiche des freien philosophischen Denkens liege. So beginnt er gegen Ende des Jahres 1864 die „Philosophie des Unbewußten“, ohne zu ahnen, wie weit sich ihm die Arbeit unter den Händen ausspinnen werde. Interessant ist, daß er sämmtliche Kapitel in der Reihenfolge, wie sie das fertige Werk enthält, niederschrieb und bei jedem Capitel nur eine ganz undeutliche Vorstellung von dem hatte, was den Inhalt der folgenden bilden werde. Nach zwei und ein halb Jahren liegt die Arbeit fertig vor ihm. Doch hält er sie über ein Jahr im Kulte verschlossen, und sie würde dort noch längere Zeit geruht haben, wenn er nicht zufällig mit einem passenden und entgegenkommenden Verleger bekannt geworden

wäre. So kam es, daß die „Philosophie des Unbewußten“ schon 1868 ihren schicksalvollen Lauf durch die Welt antrat. Hartmann selbst gesteht, daß wohl noch niemals ein Autor von dem Erfolg seines Buches so überrascht worden sei, wie er von dem seines „Jugendwerkes“. Schon im Januar 1879 konnte er das Vorwort zur achten Auflage schreiben. Uebrigens giebt er sich darüber keiner Täuschung hin, daß „nur zu Viele von denen, welche die „Philosophie des Unbewußten“ kaufen oder leihen, ihr metaphysisches Bedürfniß befriedigt fühlen, wenn sie die Capitel über die Liebe und das Elend des Daseins durchblättern haben“, und daß der — man verzeihe mir den Zeitungsausdruck — „sensationelle“ Erfolg seines Buches für die sachgemäße Beurtheilung seiner Philosophie, vor Allem für die unbefangene Würdigung seiner späteren Leistungen, überaus nachtheilig war.

Einer vollständigen Aufzählung der späteren Schriften darf ich mich hier überheben. Als besonders wichtig hat das zuerst anonym erschienene Buch „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie“ (1872) zu gelten, worin er unter der Maske eines consequenten Darwinisten an seiner eigenen Philosophie gründliche Kritik übt. Männer, wie Haedel, Oskar Schmidt u. s. w. rühmten den Anonymus als einen scharfsinnigen Widerleger Hartmanns vom Standpunkte der mechanistischen und darwinistischen Weltanschauung aus und als einen überzeugenden Vertheidiger der letzteren. Hartmann hat daher Recht, wenn er in dieser Thatsache einen genügenden Beweis seiner Beherrschung des modernen naturwissenschaftlichen Standpunktes erblickt. In seiner Schrift „die Selbstzersehung des Christenthums und die Religion der Zukunft“ (1874) zeigte er in scharfen Zügen das Doppelantlitz des unbarmherzig zersehenden Kritikers des gewöhnlichen liberalen Protestantismus und des warmen Vertheidigers einer über das Christenthum hinausgehenden pantheistischen und pessimistischen Zukunftsreligion. Bald darauf unterzog er in der zu wenig beachteten Schrift „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus“ (1875) diese Theorie einer umsichtigen und allseitigen Kritik. Im folgenden Jahre gab er seine „Gesammelten Studien und Aufsätze“ als stattlichen Band heraus und setzte damit auch das nicht an strengeres philosophisches Denken gewöhnte Publikum in den Stand, sich mit seiner Art, die Welt anzuschauen, in anregendster Weise bekannt zu machen. Gerade ein Jahr nach dem Erscheinen der „Philosophie des Unbewußten“ konnte er sein zweites Hauptwerk, die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“, veröffentlichen. Die höchst interessante Schrift „Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie“ (1880) ist eine Ergänzung seiner Selbstzersehung des Christenthums“ und beweist, mit wie scharfer Aufmerksamkeit er in unserer religiösen Bewegung nach solchen Elementen sucht, die ihm vom Christenthum zu der ihm vorstehenden Religion des erlösenden Pessimismus hinüberzuleiten scheinen*).

* Soeben hat Max Schneidewin „Lichtstrahlen aus Ed. v. Hartmanns sämtlichen Werken“ (Berlin, Carl Duncker) veröffentlicht.

Auch wenn Hartmann nichts weiter geschrieben hätte, so müßte die Schnelligkeit und Leichtigkeit, mit der er den aufgenommenen Stoff verarbeitet und seine Gedanken ordnet, in Erstaunen setzen. Um so mehr aber muß dies der Fall sein, als zwischen die genannten Arbeiten noch eine Menge größerer und kleinerer Schriften und Journalartikel fallen. Wie sich nicht anders erwarten läßt, ist dieses allzu rasche, glatte und gewandte Produciren nicht ohne einen gewissen nachtheiligen Einfluß für ihn geblieben. Oft wünscht man bei der Lectüre seiner Schriften, daß die Gesichtspunkte tiefer in einander gearbeitet, die entgegenstehenden Schwierigkeiten oder die Consequenzen sorgfältiger erwogen wären. Auch macht sich jener nachtheilige Einfluß in der Form seiner Darstellung bemerkbar: sie erscheint oft zu sehr als klares, aber kaltes Product einer bloßen Verstandes-Maschinerie, es fehlt zu sehr das Mit-tönen der gesammten ringenden, von der Schwere und Tiefe der Aufgabe ergriffenen Persönlichkeit, das kern- und wurzelhafte Hervorquellen der Gedanken.

Will man Hartmann gebührend würdigen, so darf man sich nicht einseitig, wie dies so oft geschieht, an die „Philosophie des Unbewußten“ halten. Seine späteren Schriften sind nicht nur Ergänzungen jenes Jugendwerkes, sondern sie zeigen auch, wie große Fortschritte er in Bezug auf die Gründlichkeit der Methode, die vorsichtige und umsichtige Durcharbeitung der verschiedenen Gebiete und die Reife und Gerechtigkeit der Beurtheilung vieler, besonders culturgeschichtlicher Erscheinungen gemacht hat. Vorzüglich in allen naturphilosophischen und ethischen Fragen wird man die späteren Arbeiten wesentlich mit berücksichtigen müssen.

Schon der Titel von Hartmanns erstem Hauptwerke weist uns auf den Begriff des Unbewußten. Daß der Stein, der Baum ohne Bewußtsein ist, gilt nahezu als selbstverständlich. Um ein solches Unbewußtes handelt es sich daher auch hier nicht. Das Unbewußte im Sinne unseres Philosophen enthält vielmehr eine Antwort auf die Frage, ob es ein Psychisches, ein Ideelles gebe, das dennoch nicht die Form des uns wohlbekannten individuellen Bewußtseins trage; ob der Begriff des Ideellen einerseits und der der Bewußtseinsvorgänge andererseits zusammenfalle. Und diese Antwort lautet, daß die Welt, in ihrem absoluten Grunde, wie in allen ihren Erscheinungsgebieten, voll sei von ideellem, geistigem und dennoch des Bewußtseins entbehrendem Leben. Hartmann ist erfüllt von dem wahren Gedanken, daß das Ideelle oder Innerliche nicht des armseligen, tausendfach beschränkten Bewußtseins als feines Elementes oder Trägers bedürfe, sondern daß es eine objective, gleichsam sachliche Existenz habe, die umgekehrt den ganzen Unterbau des endlichen menschlichen Bewußtseins und das eigentlich Schöpferische in ihm ausmache.

In dem ersten ihrer drei Theile weist die „Philosophie des Unbewußten“ das Walten eines unbewußt Ideellen in den Reflexwirkungen, im Instincte, in der willkürlichen Bewegung, kurz in der Leiblichkeit nach. Sehr bald

indessen genügte dieser Abschnitt nicht mehr den gesteigerten Ansprüchen des Verfassers, und er gab daher seinem Werke einen Anhang unter dem Titel „Zur Physiologie der Nervencentra“ als Ersatz für eine vollständige Neubearbeitung jenes ersten Theils. Ist so die organische Natur unter den Begriff einer unbewußten Teleologie gestellt, so führt der zweite Theil diesen Gesichtspunkt in dem Reiche des individuellen, socialen und geschichtlichen Geisteslebens aus. Sinneswahrnehmung, Gefühl, geschlechtliche Liebe, Charakter, Sittlichkeit, künstlerisches Verhalten, Sprache, Denken, Geschichte — all diese geistigen Proceße und Gestaltungen läßt er lautes Zeugniß ablegen für die leitende Thätigkeit des Unbewußten, das, frei von aller Ermüdung, allem Schwanken, Zweifeln und Irrren, sich wie ein Gnadengeschenk den Menschen spendet.

Doch bei Hartmann reicht das Unbewußte noch tiefer: auch das ewige All-Eine, der allschöpferische Wille und die allerkennende Vernunft, ruhen in der Nacht des Unbewußten. Er kennt, gleich Hegel und Schopenhauer, kein Bewußtsein außer dem der endlichen Wesen. Es fehlt ihm eine doppelte Einsicht. Erstlich weiß er nicht, daß das absolute Sein überhaupt mangelhaft, flach und blind wäre, des letzten Zusammenschlusses in sich entbehre und gleichsam sich nicht selbst zu tragen und zu halten vermöchte, wenn ihm die Rückbeziehung und Selbstdurchleuchtung des Bewußtseins mangelte. Und ebenso wenig hat er ein Verständniß dafür, daß, wenn die Welt, wie nicht anders möglich, als Verwirklichung eines positiven Selbstzweckes gedacht werden muß, ein Bewußtsein vorhanden sein müsse, für das er sich realisirt, und in das er gleichsam zurückbiegt. Die Schwierigkeiten, welche er in einem besonderen Capitel der „Philosophie des Unbewußten“ gegen die Annahme eines bewußten Absoluten mit Scharfsinn geltend macht, scheinen mir nicht so groß zu sein, daß die diese Annahme fordernden Gründe ihre Kraft verlören. Uns Menschen freilich ist es ganz unmöglich, dieses Unbewußtsein nach seiner näheren Beschaffenheit auszudenken und die mit diesem Begriff verknüpften Schwierigkeiten völlig zu überwinden; für uns ist es ein unvermeidliches, aber unerfüllbares logisches Postulat. Wir vermögen nur nach Analogie des menschlichen Bewußtseins ungefähr gewisse Factoren anzugeben, die wir uns in dem weltdurchbringenden und Alles in sich bergenden Bewußtsein in einer nicht weiter begreiflichen Vereinigung zu denken haben. Doch führt uns dieser Begriff des Unbewußtseins keineswegs tiefer in das Gebiet des Unbegreiflichen als der des unbewußten All-Einen; vielmehr besitzen wir, da unser Vorstellen sich überall und immer nur in Bewußtseinszuständen, nie und nirgends im Unbewußten bewegt, für den Gedanken eines unendlichen Bewußtseins so bestimmte empirische Anknüpfungspunkte, wie wir sie für den Begriff eines unbewußten Ideellen niemals gewinnen können. Auch ist der Monismus und Pantheismus keineswegs, wie Hartmann meint, mit der Aufstellung eines bewußten Absoluten unverträglich.

Dem Unbewußten wird hierdurch indessen seine relative Geltung nicht genommen: wir werden es in der Natur und im Leben des endlichen Geistes

auf Schritt und Tritt als eine relativ selbständige Macht anzuerkennen haben, mögen wir dem letzten Weltgrunde Bewußtsein zuschreiben oder nicht. In das unbewußte Ideelle bildet geradezu das hinüberleitende Glied zwischen Natur und Geist und macht so erst die innere Einheit beider Erscheinungssphären möglich. Wer jenen Begriff leugnet, dem muß sich die Erscheinungswelt in zwei zusammenhangslose, steife Hälften spalten: in die geistlose Welt der Ausdehnung und in die naturlose Welt des Bewußtseins.

Hartmann weiß sehr wohl, daß er den Begriff des Unbewußten nicht entdeckt hat, sondern daß die Philosophie vor Allem seit Leibniz immer mehr auf dieses Princip hinstrebte. Sein Verdienst besteht darin, daß er dieses Princip, das bis dahin von den verschiedenen Philosophen mehr oder weniger unbewußt angewendet wurde, mit scharfem Bewußtsein erfaßt und durchführt. Er stellt Bewußtes und Unbewußtes nicht nur nach ihren begrifflichen Eigenthümlichkeiten einander gegenüber, sondern er sucht auch möglichst genau die Grenzen zu ziehen, welche beide Weisen des Ideellen in ihrem wirklichen Vorkommen auf den verschiedenen Gebieten von einander scheiden. Allerdings geräth er dabei, wie ich schon bemerkte, indem er im Sinne Hegels und Schopenhauers weiter arbeitet, in die Einseitigkeit, das Unbewußte geradezu zum letzten Weltgrunde zu erheben.

Wiewohl das Princip des unbewußt Ideellen recht eigentlich der Feind aller mechanistischen Weltanschauung ist, so geberdet sich das Unbewußte bei Hartmann doch in gewissem Sinne mechanistisch. Die unbewußte Vernunft geht nicht, wie etwa bei Hegel, in die Natur und Geschichte als in ihre eigenen Wesensgestaltungen ein, um hier in der Zeitlichkeit sich aus innerem Drange auszuleben, sondern sie dirigirt, ähnlich der Centralbehörde einer aufs Aeußerste centralisirten Staatsmaschine, Alles von dem U-Enen, unzeitlichen, streng abgeschlossenen Weltmittelpunkte aus, indem sie auf alle sich ihr zum Eingreifen darbietenden Gelegenheiten lauert. Das Walten der unbewußten Vernunft erhält so etwas vom Charakter des äußerlichen, übernatürlichen Eingreifens. Dies wird noch deutlicher werden, wenn sich uns Hartmann's Metaphysik etwas näher vor Augen gestellt haben wird. Der Leser wird sich eine wenigstens ganz allgemeine Charakteristik dieses Centrums seiner Speculationen gefallen lassen müssen, da es sonst unmöglich wäre, ein auch nur einigermaßen entsprechendes Bild von der philosophischen Bedeutung unseres Denkers zu geben.

Hartmann hat Recht, wenn er den Satz aufstellt: es sei Aufgabe der Philosophie, das Logische und Unlogische (ich würde lieber sagen: Vernunft und Unvernunft, Rationelles und Irrationelles) zu vereinigen, da sich Beides empirisch aufdränge, indem das Weltwesen sich thatsächlich sowohl in Weisheit wie in Widersinnigkeit offenbare. In der That, die Erscheinungswelt führt eine seltsame Doppelsprache. Die verschiedenen Gebiete und Formen der Erscheinungen stützen, tragen, bedingen einander, sie sind auf einander hin angelegt und stimmen zu einem harmonischen Organismus zusammen. Und

doch bringt sich dieser Zusammenklang des Alls nur durch den angst- und wundenreichen Kampf ums Dasein, nur durch die Gewalt und List einer eiskalten Selbstbehauptung zu Stande; jede Blüthe, jeder Sieg wird durch das Elend und den Untergang vieler Anderer erkaufte. Wer wollte verkennen, daß der Verstand der Menschheit sich immer mehr zuschärft, ihre Vernunft sich vertieft, ihr Gemüthsleben sich verebelt; allein greifen nicht gerade darum auch Haltlosigkeit, Zerrissenheit, Selbstquälerei und die hieran sich knüpfenden zahllosen Schmerzen in erschreckender Weise um sich? Der Mensch trägt die Stimme des Guten in sich, das Gute aber ist das absolut Werthvolle, es giebt dem Menschen die Gewißheit einer intelligiblen, positiv und absolut bedeutungsvollen Welt, eines alle Dinge krönenden Heiles. Doch das Gute kann sich nur auf dem Boden des Bösen und der Schuld entwickeln, ja tausendfach sind Recht und Unrecht tragisch verschlungen, und jene intelligible Welt droht als Erzeugerin des Bösen und Tragischen zum Zerrbild zu werden. Indessen nicht nur das Gute, auch schon die einfache Thatsache des Selbstbewußtseins bürgt uns dafür, daß wir im Grunde schon jetzt und hier die Zeit überwinden, daß in Allem ein ewig Eines lebt. Inniger als Alles aber giebt unserem Herzen die Liebe, die mitleidvolle, trost- und hilfereiche Liebe, die selig-schmerzvoll das Menschenherz erweitert, die Gewißheit, daß alle Wesen ein all-einiges Geistiges durchströmt, in dessen Wärme alle spröden Schranken der Vereinzelung dahinschmelzen. Und dennoch: stehen wir nicht unentreibbar mitten in all den Gärten und Verwirrungen, welche die Vereinzelung, die Endlichkeit und der Zufall, diese höhnenste Form des Endlichen, mit sich führen? Und ist nicht das Endliche als solches schon Widersinn und Widerspruch? Das Endliche trägt das Gepräge der Nichtigkeit, es ist, wie schon Platon ahnte, ein Sein, das zugleich das Nichts in sich birgt. Die Welt ist von schwellendem, verheißungsvollem Leben erfüllt, sie weist uns im Guten, in der Liebe, im Schönen und im Erkennen unwidersprechlich auf ein positiv und absolut inhaltvolles Leben als höchstes, freilich für uns unbegreifliches und namenloses Gut hin, und doch durchzieht all diesen Reichthum eine gewisse Leere und herabzerrrende Nichtigkeit, deren Ueberwindung fast unmöglich zu sein scheint.

Zwar legt Hartmann nicht gerade in dieser Weise die Doppelnatur der Welt dar; doch wird nur derjenige, der sich solchen und ähnlichen Betrachtungen hingeeben hat, den Grundgedanken seiner Philosophie, die Lehre von der Welt als einem Producte aus der allweisen logischen Idee und dem unvernünftigen, geschloßen Urwillen verstehen und würdigen können. Unser Philosoph ist von dem wahren und großen Gedanken durchdrungen, daß jener durch die Welt gehende Widerstreit zur Annahme eines realen, nicht bloß begrifflichen Gegensatzes und Widerstreites in dem All-Einen absoluten Geiste nöthige. Ihm ist die Erkenntniß aufgegangen, daß sich aus reiner Intelligenz oder gar aus bloßer Güte und Liebe, ohne die Macht eines Unvernünftigen und Nichtseinsollenden, die Welt ebensowenig begreifen lasse wie

aus einem bloßen unvernünftigen, blinden Drange, sondern daß sie allein aus einer Synthese von harmonisch in sich verweilender Vernunft und widersprechender Unvernunft, von Licht und Abgrund zu verstehen sei. Er weiß, daß es zu keiner Weltentwicklung, zu keinem Weltinhalte kommen könnte, wenn nicht die Weltvernunft irgendwie den Stachel des Irrationellen erführe.

Ich sehe geradezu die Hauptbedeutung von Hartmanns Metaphysik darin, daß er die angeedeutete Synthese zum Mittelpunkte seiner Philosophie macht. Er erkannte, daß die nachkantische Speculation zu der Fundamentalaufgabe hindränge, jenem Doppelcharakter der Erscheinungswelt durch die Annahme eines realen Gegensatzes und Zwiespaltes innerhalb des einheitlichen letzten Weltprincipes gerecht zu werden. Hegel hob einseitig die versöhnungsvolle Vernunft hervor; doch drängten sich ihm zugleich Endlichkeit, Einzelheit, Zufall als störrische Mächte auf, die nun einmal in die Vernunft nicht aufgehen, und in der Widerspruch erzeugenden „Negativität“, von der er alles Seiende und selbst das Göttliche durchsetzt sah, liegt versteckt die Anerkennung des Irrationellen als des weltbewegenden Principis. Bei Schopenhauer wieder steht, indem er den Weltkern als vernunftlosen Willen faßt, das Irrationelle ganz ungebührnd im Vordergrunde, doch fehlt keineswegs die intelligente, zweckvolle Durchleuchtung des Weltwillens. Hartmann, der die logische Idee und den antilogischen Willen als gleichberechtigte Principien ansieht, darf sonach von sich rühmen, daß er Hegel und Schopenhauer von einem höheren und durch den Gang der Geschichte der Philosophie geforderten Standpunkte aus zu vereinigen suche. Er sagt: „Es ist wahr, ich bin ein Schopenhauerianer der siebziger Jahre; es ist auch wahr, daß ich ein Hegelianer der siebziger Jahre bin“. Und er fügt hinzu: „Es ist ebenso wahr, daß ich ein Schellingianer der siebziger Jahre bin“. In Schellings letztem Systeme nämlich findet er den „Schlüssel für die Synthese der Principien Hegels und Schopenhauers“; es komme nur darauf an, die „gediegenen Goldkörner“ wahrhafter Speculation von den „Schlacken und dem tauben Gestein“ überwuchernder theosophischer Grübeleien zu befreien. Hartmann hat dies in seinem Aufsätze über Schellings positive Philosophie (1868) in dankenswerther Weise versucht und damit ohne Frage zur richtigen Würdigung dieser Philosophie beigetragen, die auch nach meiner Ueberzeugung bestimmt ist, durch gewisse fruchtbare Kerngedanken die Speculation der Zukunft zu fördern. — Hier sei auch ein für alle Mal bemerkt, daß Hartmann über seine Stellung zu den früheren philosophischen Systemen ein scharfes Bewußtsein hat und stets die relative Wahrheit in ihnen, wie sie sich ihm von seinem Standpunkte aus darstellt, mit gerechtem Sinne anzuerkennen bereit ist.

Wenden wir uns nun zu der Art, wie Hartmann das rationelle und das irrationelle Princip näher bestimmt und aus dem Zusammenwirken beider die Welt entspringen läßt, so muß freilich unsere Zustimmung aufhören. Seine metaphysische Grundlegung ist voll der härtesten Widersprüche, sie führt aus einer Unbegreiflichkeit in die andere, ja zuweilen sogar ins Abenteuerliche und

grotesk Phantastische. Ihren letzten Grund aber hat diese Ausartung einer auf dem richtigen Wege befindlichen tiefsinnigen Speculation in der äußerlichen, mechanistischen und formalistischen Art, wie sie die letzten Weltprincipien einerseits von einander scheidet und andererseits zu einander in Beziehung setzt. Ich kann daher Hartmann nicht das von ihm in Anspruch genommene Verdienst zugestehen, die einseitigen Principien Hegels und Schopenhauers wirklich zu einer „organischen Einheit“ verschmolzen zu haben. Bald befinden sich Weltintelligenz und Weltwille in einem ganz gleichgiltigen und daher unbegreiflichen Nebeneinander, bald wieder verwandelt sich, wie durch ein Wunder, diese träge, unergiebigte Nebeneinanderlagerung des logischen und des unlogischen Principis in einen ebenso äußerlichen Kampf beider auf Leben und Tod, und dieser Kampf eben, in welchem die Schlaueheit des Logischen den „absolut dummen“ Willen überlistet, ist der Weltprozeß!

Von Ewigkeit her ist der absolute Geist, diese All-Eine Ursubstanz, mit zwei Attributen ausgerüstet: mit der logischen Idee und dem absolut unlogischen Willen. Die logische Idee hat kein Wollen und Streben, sie ist interesselos gegen ihr Sein oder Nichtsein, und dennoch umfaßt sie der Möglichkeit nach die absolute Vernunft in sich. Mit anderen Worten: die logische Idee ist implicite der gesammte Weltinhalt, von dem Hartmann das Existenzvermögen gewaltfamer Weise losgetrennt hat, der aber dennoch ein ewiges, wenn auch noch so blaßes und schwächliches Dasein (ein „latentes Sein“) führen soll.

Diesem Unbegriff stellt sich ebenbürtig der andere Unbegriff des All-Einen Wollens zur Seite. Dieses nämlich ist inhaltleer, gesetz- und vernunftlos, leere Form, dabei aber doch Thätigkeit und Wirken, unersättlich gieriges Streben aus sich heraus, ein absolut zielloses Schmachten nach Erfüllung. Es ist in diesem Begriffe die Form der Existenz als solcher, die Hartmann dem Weltinhalte entzogen hat, zu einer selbständigen Macht erhoben. Der reine Hunger nach Existenz, ohne ein Etwas, das da existirt oder erstrebt wird, führt ein gefondertes Dasein. Eine solche Macht müßte, wenn sie wirklich zu existiren den Versuch machte, in ihrer Wesenlosigkeit zusammenbrechen, gerade so wie die logische Idee an ihrer eingestandenen Existenzlosigkeit zu Grunde gehen würde. Hartmann hat also in Wirklichkeit dem absoluten Geist zwei verschiedene Nichts zu Attributen gegeben.

Wie will man nun ferner einen Sinn darin finden, daß, trotzdem der absolute Geist das All-Eine ist, die existenzlose Vernunft und die vernunftlose Existenz ursprünglich (d. h. so lange ihr potentieller Zustand dauert) als seine von einander völlig geschiedenen und um einander unbekümmerten Attribute vorhanden sind? Wie soll man es weiter möglich finden, daß diese beiden Mächte, die nichts mit einander gemein haben und daher keine Angriffspunkte für einander darbieten, sobald sich der Wille aus seinem bloßen Potenzzustande erhebt, in das allerengste Zusammenwirken treten? Und da soll nun gar aus diesem Zusammenwirken, wiewohl eingestandenemaßen jede der beiden Seiten für sich durch und durch existenzohnmächtig und absolut leer ist, das

reale, inhaltreiche Weltleben hervorgehen! Auch die logische Idee nämlich, so belehrt uns Hartmann, ist zunächst die reine Leere. Sie besteht aus nichts weiter als aus dem Satze der Identität: $A=A$. Erst in dem Momente, wo sich der blinde Wille (und zwar durch reinen Zufall!) aus dem Zustande der Potenz zum wirklichen Wollen erhebt und die logische Idee als den einzig zur Verwirklichung bereit liegenden Inhalt „an sich reißt“, erfährt dieselbe intuitiv den ganzen reichen Weltinhalt und verwandelt sich so aus dem Allerdürftigsten ($A=A$) in das Allerreichste. Ist es denn aber anders als durch ein Wunder möglich, daß die logische Idee, angefachtelt von dem ebenso inhaltsleeren, entwicklungsunfähigen Willen, aus der leeren Form des Identitätsprincipes die ganze Weisheit des Weltplanes glücklich herausspinnt? Ja, schon dies ist ganz unbegreiflich, wie die armselige Weisheit des Identitätssatzes von Ewigkeit her gleichsam die eine Hälfte alles Seienden ausmachen soll. Durch welche Macht, aus welchem Interesse kann diese leere, selbstverständliche Form jenes stolze, gesondert bestehende Dasein eines Attributes des Urgeistes erhalten?

Doch ich will hier abbrechen. Bei jedem Schritte, den wir in Hartmanns metaphysischer Kosmogonie machen, häufen sich die Widersprüche und Willkürlichkeiten. Ja, indem er dem Weltproceß einen zeitlichen Anfang und ein zeitliches Ende giebt, verfällt er geradezu in mythologische Vorstellungen. Wie ist es nur möglich, so müssen wir mit seinem Kritiker Rudolf Seydel fragen, daß, während er sich sonst, besonders in der Kritik Anderer, als so tüchtigen und gründlichen Logiker bewährt, er in den höchsten Regionen seiner eigenen Metaphysik an allen Ecken und Enden so ganz grundlose und willkürliche Annahmen macht? Dies Alles hindert indessen nicht, anzuerkennen, daß seine Metaphysik im Einzelnen viel richtige und tiefe Blicke enthält (z. B. die Auffassung der Realität als eines willensartigen Principes), und daß sie in allen ihren Widersprüchen sich mit dem Zusammenbringen zweier Principien abmüht, in deren Synthese wirklich die Hauptaufgabe der Metaphysik besteht.

Auf dem Titelblatte der „Philosophie des Unbewußten“ steht: „Speculative Resultate nach inductiv-wissenschaftlicher Methode“. Welche Erfahrungsgrundlage hat denn Hartmann seiner pessimistischen Ansicht zu geben gewußt, daß die Welt ihre Existenz (nicht ihren Inhalt) einem grundlosen Acte des unvernünftigen Allwillens verdanke? Im All-Einen herrschte die selige Stille des Nichts; da plötzlich kommt dem im Zustande der Potentialität schlummernden Allwillen der widervernünftige Einfall, zum wirklichen Wollen aufzustehen und sich so in die qualvolle „unbändige Gier“ eines unausfüllbaren Schmachzens zu stürzen. So ist mit einem Schlage das Welt-dasein gesetzt. Welche Seiten an der erfahrungsmäßigen Beschaffenheit der Welt sind es, die unseren Philosophen die Existenz der Welt auf eine im strengsten Sinne zufällige Dummheit gründen lassen? Die Beantwortung dieser Frage führt uns auf die bekannteste Seite seiner Philosophie: auf die Abschätzung der ver-

schiedene sogenannten Güter nach der Lust- und Unlustmenge, die an sie geknüpft ist.

Hartmann erklärt nicht, wie Kant und Schopenhauer, alle Lust für indirect, d. h. für lediglich aus dem Aufhören oder Nachlassen von Schmerzen entspringend. Die Genüsse des Gaumens und der physischen Liebe, der Kunst und der Wissenschaft werden uns auch ohne vorangehenden Schmerz als Lustempfindungen zu Theil. Gleichwohl kommt er bei dem Ueberblick über die Lebensgüter zu einem für das Glück sehr ungünstigen Ergebnisse. Gesundheit, Jugend, Freiheit z. B. gewähren durchaus keine positive Lust, sie stellen nur den Nullpunkt der Empfindung dar, den „Bauhorizont, auf dem erst die zu erwartenden Genüsse des Lebens errichtet werden sollen“. Auch die gesicherte Lebensstellung als solche erhebt uns nicht über den Nullpunkt des Empfindens, und obendrein muß dieses private Gut durch Arbeit erkaufte werden. Arbeit aber ist für den, der arbeiten muß, ein Uebel; Niemand arbeitet, der nicht muß, d. h. der nicht die Arbeit als das kleinere von zwei Uebeln auf sich nähme. Hat man die vier genannten Güter, so sind die äußeren Bedingungen zur Zufriedenheit gegeben; Zufriedenheit aber ist nur Freisein von Schmerzen, nicht positive Lust.

Besonders jämmerlich ergeht es den Genüssen der Liebe. Hier schließt sich Hartmann völlig an Schopenhauer an. Wer die Schmerzen der im Dienste der Liebe getäuschten und gebrochenen Herzen sehen und wägen könnte, der würde finden, daß sie allein schon alles in der Welt vorhandene Liebesglück weit übertreffen. Die Hauptsache aber ist, daß der Liebesgenuß in doppelter Hinsicht auf Illusion beruht. Die geträumte Seligkeit in den Armen der Geliebten ist nichts als der „trügerische Röder“, vermittelt dessen die zweckvoll schaffende Natur den bewußten Egoismus täuscht, indem sie ihm vorspiegelt, es handle sich um seine eigene Seligkeit, während ihr Zweck dabei lediglich die möglichst vollkommene Fortpflanzung der Gattung ist. So wird der Liebende zu Gunsten fremder Zwecke „geprellt“. Wenn nun aber doch wenigstens die Hoffnung auf eine überschwengliche Seligkeit in der Vereinigung mit der Erlorenen in Erfüllung ginge! Allein von einem solchen Himmelsglücke ist nirgends etwas zu finden. Hat der Liebende von seinem ersehnten Schätze Besitz ergriffen, so findet er, daß die gehoffte „neue Aera“ ein bloßer Traum war, daß Alles beim Alten geblieben ist, und er mit seinen hohen Erwartungen eine große Dummheit begangen habe.

In ähnlicher Weise zerpfückt Hartmann die Genüsse der Freundschaft, des Familienglückes, des Ehrgefühls, der Ruhmsucht u. s. w. Ja, auch die Gewissensruhe des moralischen und der Herzensriebe des religiösen Menschen sind „unfähig, ein positives Glück oder eine dauernde Seligkeit zu gewähren“. Und so kommt Hartmann zu dem Endergebnisse, daß alles weltliche Dasein mehr Unlust als Lust mit sich bringt, daß alles Wollen illusorisch und nichtig, thöricht und unvernünftig ist.

Besonders gegenüber den gutmüthigen Beschönigungen eines feigen Optimismus sind solche Betrachtungen von großem Werthe, welche die tausend-

fachen Formen der so gern verschwiegenen kleinen und großen Unbehaglichkeiten und Schmerzen ohne Pathos in nüchterne Beleuchtung setzen. Schon aus diesem Grunde möchte ich Hartmanns Pessimismus nicht mit Laffon ohne Weiteres als eine niedrige, störende Beigabe seines Gedankenkreises bezeichnen. Freilich fordert derselbe weit mehr zum Widerspruch als zur Beistimmung heraus. Vor Allem ist hervorzuheben, daß unser Philosoph der lustvollen Seite des Daseins bei Weitem nicht gerecht wird. Kaum vorhanden ist für ihn die aus der Tiefe der Persönlichkeit hervorquellende Befriedigung, welche uns in allem werthvollen Streben und Arbeiten, in dem schlichten Bewußtsein der Pflichterfüllung, in dem Erweitern und Ausbauen unserer inneren Individualität, in dem Erwerben und Pflegen von Freundschaft und Liebe so warm erfüllt. Und in dieser Art der Befriedigung sind wir den Gefahren der Abstumpfung und Enttäuschung, die er überall mit scharfem Blicke ausspäht, bei Weitem weniger als sonst ausgesetzt. Es ist charakteristisch, daß Hartmann, für den es nirgends einen positiven absoluten Werth giebt, und dem der ganze Weltproceß ein kaltes, gemüthloses und im Grunde sinnloses Geschehen ist, die Erwärmung und Vertiefung ignorirt, welche den Lustempfindungen aus dem Bewußtsein, etwas Werthvolles gethan und an Werth zugenommen zu haben, zu Theil werden. Und eben so charakteristisch ist es, daß er all die Blüthen der Freude, die dem Gemüthe und der Phantasie entkeimen, fast gänzlich übersieht. Weber würdigt er den erlösenden Frieden des Naturgenusses, noch die herzlich gesunde Lust, die den verschiedenen Formen des Komischen entspringt und sich im befreienden Lachen äußert; und ebenso wenig läßt er die Freuden zu ihrem Rechte kommen, die der Sehnsucht, der Wehmuth, ja den verschiedenen, besonders den sentimentalen Formen des inneren Unglücks zugemischt sind. Ganz besonders aber wird das Bild, das er von der Verbreitung der Lust und Unlust entwirft, dadurch der Wirklichkeit unähnlich, daß er über etwas, was ihn jede gute Novelle lehren könnte, hinwegsieht: ich meine die freundlichen Belebungen und behaglichen, oft sonnigen Ausgestaltungen des Kleinen und Unscheinbaren, die jedes, auch das dürftigste Gemüth innerhalb des gewohnten Lebenskreises und des täglichen Laufes der Bedürfnisse und Geschäfte vornimmt.

Endlich ist nicht zu vergessen, daß Hartmann der Illusion selbst nicht gerecht wird. Durch den Nachweis, daß ein Genuß auf Illusion beruht, ist der Genuß noch nicht nothwendig als nichtig erwiesen; auch für Denjenigen nicht, der die Illusion als solche durchschaut hat. Könnte es nicht Phantasiegestaltungen geben, die selber schon, auch wenn sie mit der realen Wirklichkeit nicht übereinstimmen, eine werthvolle Wirklichkeit sind, indem sie die Freiheit und Erhabenheit des menschlichen Geistes bezeugen? Es kommt nur auf die Erfüllung einer gewissen Bedingung an: es muß sich in dem von der Phantasie geschaffenen subjectiven Scheine die reale Wirklichkeit selber gleichsam nach ihrer inneren Anlage und Bestimmung, nach ihrem besseren Kerne enthüllen. So beruht allerdings die Idealgestalt, die der Liebende anbetet, und ebenso

das Idealbild, zu dem sich dem in die traurige Ferne Verbannten die Heimath verklärt, auf Illusion, ja alles Schöne existirt nur in der Phantasie und ist daher im Sinne Hartmanns durchweg Illusion. Allein diese Illusion hört auch für den, der sie durchschaut, keineswegs auf, eine Quelle des Genusses zu sein. Besonders Fr. Bischof hat den Pessimismus hieran erinnert.

Man sieht, wie sich jener schon öfters angedeutete einseitig rationalistische Zug in den concreten Einzelheiten bei Hartmann zum Ausdruck bringt. Wenigstens soweit es sich um die Begründung seines Pessimismus handelt, schwimmt er in dem vollen Strome jener modernen Denkweise, die alles ernst gemeinte und intime Leben in Gemüth und Phantasie, sobald es einen gewissen mäßigen Grad übersteigt, als etwas für den Verstand Incommensurables mißachtet und kaum wie etwas Wirkliches behandelt.

Welchen weiteren Schritt thut nun Hartmann von seinem Ergebnisse aus, daß „die Lustbilance der Welt negativ sei?“ Es verknüpft sich ihm damit, wie er versichert, durch eine psychologische und zugleich logische Nöthigung das „Werthurtheil, daß die Nichtexistenz dieser Welt ihrer Existenz vorzuziehen wäre“. Und dieses Werthurtheil wieder bildet die Grundlage für die metaphysische Einsicht, daß die reale Existenz als solche einem unvernünftigen Principe entspringe.

In jenem Werthurtheile steckt der Grundfehler seines Pessimismus. Versteht es sich denn wirklich von selbst, daß in der Lust der Werthmesser der Welt liegt? Die Lust, rein isolirt betrachtet, ist etwas durchaus Leeres und Individuelles, sie ist das Allerendlichsite und Allerzufälligste, sie ist Daseinsbejahung, aber ohne daß diese sich damit schon als berechtigt ausweise. Und diese leere, zufällige Form sollte sich herausnehmen dürfen, in der Frage nach der Billigung oder Verurtheilung des reichen, unendlichen Weltinhaltes den einzigen Maßstab zu bilden? Hartmann hätte, bevor er jenes verdamrende Urtheil über die Welt fällte, die Frage einer genauen Erwägung unterziehen sollen, worin der Werthmesser der Welt zu suchen sei. Und dabei hätte er finden müssen, daß es bei der Beantwortung dieser Frage vor Allem darauf ankomme, ob es einen sich selbst rechtfertigenden Selbstzweck, einen positiven absoluten Werth gebe, und ob die Welt die Verwirklichung desselben darstelle. Statt dessen folgt er dem blinden Instincte, der nichts Höheres als die Lust kennt, verurtheilt auf Grund dieses Maßstabes die Welt und erklärt dann erst hinterdrein, auf Grund dieser Verurtheilung, daß ein absolutes positives Ziel und Gut ein Unding sei.

Um so auffallender aber ist Hartmanns Vorgehen, als er nachher mit Kantischer Strenge die Lust und Glückseligkeit in allen ihren Formen für eine durchaus verwerfliche ethische Triebfeder erklärt. Das Sittliche, sagt er, fängt frühestens da an, wo der Eudämonismus aufhört. Zuerst also stellt er sich eingeständenermaßen auf den Standpunkt des egoistischen, einzig nach Glückseligkeit strebenden Individuums und beweist von hier aus, daß alle Güter der Erde illusorisch seien. Nachher aber führt er in einer gerade mit Rücksicht

auf unsere utilitaristisch gefinnte Zeit höchst erfreulichen Weise den Grundsatz durch, daß aller sittliche Werth zur Bedingung habe, den Standpunkt des egoistischen Individuums zu verlassen. So ist also sein Pessimismus darauf gegründet, daß die Welt an einem Maßstabe gemessen wird, den er selbst für den Maßstab der niedrigsten Stufe der „Pseudomoral“ erklärt.

Wie die Lust, so wechselt auch die Unlust bei Hartmann die Rolle; nur in umgekehrter Weise. Während sie ihm bei Begründung des Pessimismus schlechtweg als Symptom der Unvernunft, als ein Nichtseinsollendes gilt, entdecken sich ihm später an ihr werthvolle Seiten mannigfacher Art. In seinem Buche „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus“ (1880) widmet er die vierte gedankenreiche Abhandlung der „Bedeutung des Leides“. In beherzigenswerther Weise führt er hier aus, wie das Leid zur „Stärkung, Läuterung und Vereblung der sittlichen Kraft, zur Vertiefung des sittlichen Bewußtseins“ diene. Wenn sich das Leid in so fruchtbarer Weise verwerthen läßt, sollte es da wirklich auf die Dummheit des weltchöpferischen Willens als seinen letzten Grund hinweisen?

Fragt man sich, wie es komme, daß Hartmanns Pessimismus nicht jenen edlen und zugleich erschütternden Charakter trage, der uns bei Schopenhauer entgegentritt, so liegt die Antwort hauptsächlich darin, daß er ihn allein auf das trockene Factum des Unlustüberschusses in der Welt gründet. Er hätte erstlich nicht so sehr das Abwägen von Lust und Unlust nach ihrem Mehr und Weniger hervortreten lassen sollen, und ferner durfte er die irrationelle Seite der Welt nicht ausschließlich aus dem Schmerze herleiten. Sie folgt ebenso sehr aus der Macht des Bösen und aus dem Weltchicksale der Endlichkeit überhaupt und der mit ihr verknüpften Vereinzelnung, Zersplitterung, Zufälligkeit u. s. w. Dann hätte sich ihm das Irrationale sicherlich nicht in der für absolut dumm ausgegebenen Form der realen Existenz als solcher dargestellt, sondern er hätte es vielleicht als ein inhalt- und bedeutungsvolleres Princip aufzufassen vermocht.

Wer Hartmanns Pessimismus für sich in's Auge faßt, wird keine andere als eine quietistische Ethik erwarten können. Ist alles Wollen illusorisch, so wird der Mensch seine Würde in der „Verneinung des Willens“ finden müssen. Wie wird es sonach möglich, daß seine Ethik einen völlig entgegengesetzten Charakter hat, indem sie dem Menschen das selbstlose thätige Wirken für die jeweilig geltenden Ziele der Culturentwicklung zur unbedingten Aufgabe macht? Um dies zu begreifen, muß man sich daran erinnern, daß im All-Einen neben dem dummen Willen die allweise Vernunft thronet. Diese macht sich in demselben Momente, wo der Wille wie ein „Wahnsinniger, der den ersten besten Gegenstand umklammert“, sich ihrer bemächtigt, zu seinem Herrn und „lenkt nun den blinden Gefährten in seinem tollen Zagen“, um ihn endlich wieder in sein Nichts, in den Potenzzustand zurückzuführen.

So kommt es, daß die Welt wenigstens ein negatives Ziel erhält und ihr Gang ein möglichst zweckmäßiges Fortschreiten zu diesem Ziele hin

darstellt. An diesem Weltfortschritte nun, der schließlich freilich nur zur negativen Erlösung d. h. Vernichtung des sämmtlichen Wollens führen soll, aus allen Kräften mitzuarbeiten, ist Pflicht eines Jeden. So kann Hartmann von sich sagen, daß er den eudämonistischen Pessimismus mit einem revolutionistischen Optimismus vereinige.

Die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“ ist kein System der Ethik, sondern sie stellt, vom Niederen zum Höheren aufsteigend, die verschiedenen sittlichen Triebfedern und Principien dar, wobei sie, in wahrhaft positiver, bei Hegel gelernter Kritik, stets zugleich bemüht ist, die Einseitigkeit und die relative Berechtigung der mannigfachen sittlichen Standpunkte aufzuzeigen und so das Bleibende und Werthvolle in ihnen für einen bestimmten Platz und Rang in dem allumfassenden Principe der wahren Sittlichkeit zu retten. Muß ein solches Unternehmen überhaupt schon klärend und bereichernd auf die Bearbeitung der ethischen Fragen wirken, so wird Hartmanns Verdienst noch größer durch den weiten, unerfrockenen Blick, mit dem er Zusammenhänge knüpft und Consequenzen zieht, durch die Behandlung der Sittlichkeit als einer sich culturgeschichtlich entwickelnden und doch objectiv=vernünftigen Macht, durch die letzten Endes metaphysische Begründung alles Moralischen und durch das principielle Heranziehen der verschiedenen das geschichtliche Leben, besonders der Gegenwart, beherrschenden Bewegungen. Man erhält, wenn man sich seiner Führung durch die mannigfaltigen sittlichen Welten anvertraut, einen lebendigen Eindruck von dem Reichtume an realen Kräften und Gestaltungen, aus denen das sittliche Leben der Menschheit besteht. So behandelt er z. B. die Gefühle des edlen Stolzes, der Reue, der rächenden Vergeltung, der Dankbarkeit, des Mitleids, der Pietät, der Treue, der Liebe, des Pflichteifers u. s. w. sämmtlich in dem Sinne, daß er zeigt, inwiefern es einseitig und berechtigt sei, ein jedes dieser Gefühle zum obersten und ausschließlichen Principe des sittlichen Lebens zu erheben. Schon durch diese zwanglose und dabei doch principielle Verwerthung eines oft erstaunlich reichen sittlichen Lebensinhaltes nimmt sein Werk einen hervorragenden Platz in der neuesten Literatur der Ethik ein. Nicht zu verschweigen ist endlich, daß dasselbe durch das rücksichtslose Aufdecken vieler sittlich verkehrten und vergiftenden Seiten unseres Culturlebens besonders Solchen, die unsere Zeit nur im Lichte der Bildung und Humanität sehen, die Augen zu öffnen geeignet ist. Dahin gehört, was er über die Lügenhaftigkeit des geselligen und politischen Lebens in dem Capitel über das „Moralprincip der Wahrheit“ sagt.

Die Spitze freilich, in die seine Darstellung ausläuft, verdirbt das Ganze. Es ist auffallend, daß er uns das pessimistische Ziel der sittlichen Entwicklung der Menschheit bis nahe an das Ende des Werkes verschweigt. Otto Pfeleiderer meint daher, daß in diesem Werke der Pessimismus nur noch als üble Nachwirkung seines Ausgangspunktes in eine sonst weit darüber hinausgewachsene

Speculation störend hineinrage. Vielleicht fürchtete Hartmann mit der Enthüllung des tiefsten Sinnes alles sittlichen Strebens die Wirkung seiner vorangehenden Darlegungen zu vernichten. Und diese Besorgniß wäre nicht ohne Grund gewesen. Denn in der That, die radicale Vernichtung alles Seins, in deren Dienste die sittliche Weltordnung stehen soll, macht dem sonst so groß und gehaltvoll gefaßten Weltproceß — ich muß dieses harte Wort aussprechen — zu einer theils lächerlich phantastischen, theils empörenden Possie, so daß man kaum glauben kann, wie ein so grundgescheidter Denker von derlei überzeugt sein könne.

Alle Anstrengungen und Schmerzen der Menschheit, all ihr Hoffen und fortschreitendes Gelingen sind Mittel, welche die allweise Weltvernunft zu einem unerhörten Zwecke sich verwirklichen läßt. Es soll nämlich durch alle Culturfortschritte das Bewußtsein von der Unvernunft der Welt in der Menschheit immer schärfer und mächtiger werden und so endlich in der Majorität der vernünftigen Wesen der — wie Hartmann meint — von Erfolg begleitete Entschluß entspringen, durch vereinte Willensanstrengung den Weltenbau in das Nichts (oder genauer in den Potenz-Zustand) zurückzuwerfen. Mag er auch die nähere Art und Weise, wie er sich die Ausführung dieses nihilistischen Entschlusses denkt, für „problematish“ erklären, so steht doch so viel fest, daß Jeder, der sich im Sinne unseres Philosophen dem qualvollen Weltproceße selbstlos-thätig widmen wollte, die Kraft dazu nur aus dem Glauben schöpfen könnte, daß das Weltende, die Vernichtung der gesammten unorganischen Materie und aller lebenden Wesen, sei es unter diesen oder jenen näheren Umständen, sich von der nach dem Nichts schmach tenden Majorität der denkenden Wesen werde herbeiführen lassen. So ist die Seele und der eigentliche Sinn seiner Ethik ein Glaube, der doch wohl aller Vernunft, und ebenso allem guten Geschmacks und gesunden Gefühle, allzusehr Hohn spricht, als daß er außer seinem ersten Verkünder irgend welche Befürworter finden könnte.

Hartmann pflegt die sittliche Weltordnung als den „menschlichen Theil des teleologischen Weltplanes“ zu bezeichnen. Das Sittliche ist sonach ein vorübergehendes, der Erscheinung angehöriges Moment im Weltproceße, ein Mittel im Dienste eines „übersittlichen“ Endzweckes, d. h. eines Endzweckes, der an sich weder sittlich noch unsittlich ist. Dies Fehlen einer sittlichen Bedeutung des Weltbafens ist der letzte Grund für das Leere, Unlebendige und Haltlose seiner Welt. Realität, Leben, Inhalt — dies Alles kann letzten Endes nur aus dem absoluten Sollen, aus dem an sich Guten als dem positiven Selbstzwecke herfließen. Alles Sein müßte ins Bodenlose stürzen, wenn ihm nicht ein in sich ruhendes Werthvolles, ein absolutes Gut zu Grunde läge. Im Guten offenbart sich unserem Innern eine Macht, die um ihrer selbst willen da ist, für die daher — mit Spinoza zu reden — *essentia* und *existentia* zusammenfallen, und in die darum Anfang und Ende der Welt zu setzen ist. Hier hätte Hartmann von Kant, Fichte, Schopenhauer lernen können, bei denen die Welt einen moralischen

Sinn hat. Die Wirklichkeit hat bei ihm keinen letzten festen Halt, sie geht restlos in Proceß und Entwicklung auf, Alles wird ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des Werdens — also „historisch“ im weitesten Sinne — betrachtet. Die Welt setzt sich aus Nichts (Potenz) und Werden zusammen, es fehlt ihr das Sein, die gefättigte, ewig bedeutungsvolle Substanz. Damit hängt dann weiter zusammen, daß er dem Individuum alles Wurzelhafte abspricht, es nur als ein Aggregat betrachtet und zum bloßen Mittel des Weltprocesses degradirte. So fällt denn auch die Behandlung von Erscheinungen, die sich, wie das Böse, die Neue u. s. w., nur unter der Voraussetzung eines wurzelhaft Werthvollen in der Persönlichkeit würdigen lassen, ziemlich flach und äußerlich aus. Wäre hier ein näheres Eingehen auf seine Weltanschauung möglich, so müßte dabei vor Allem auch dieser Gesichtspunkt verfolgt werden, wie sehr er mit dem Zuge unserer Zeit zusammenhängt, Alles viel zu einseitig unter den Gesichtspunkt der Entwicklung zu rücken und viel zu wenig nach dem zu fragen, was eine Erscheinung, ein Individuum an sich werth sei.

Zudem Hartmann der Welt eine moralische Bedeutung nicht zugestehen will, bleibt ihm nur übrig, entweder, wie die Mechanisten und Spinoza, alle Teleologie überhaupt zu leugnen, oder, wie Hegel, sie einseitig logisch und formalistisch zu fassen, oder den Endzweck in etwas Negatives zu setzen. Wenn er sich für dies Dritte entschied, so entsprang dies nicht etwa aus Willkür oder Originalitätssucht, sondern es sind wirklich sachliche und nicht leicht zu nehmende Schwierigkeiten, die ihn dazu drängten. Allein wohl hätten ihm die widerspruchsvollen Consequenzen jener Entscheidung die Frage dringend nahe legen sollen, ob die oberste Prämisse, die negative Beschaffenheit des Welterlösungszieles, haltbar sei. Nehmen wir den Fall an, daß den Menschen das Zurückzwingen der Welt in das Nichts gelungen sei: was ist damit gewonnen? Der Allwille ist dann wieder im Zustande der entscheidungslosen Potenz; allein nichts bürgt dafür, wie Hartmann selbst zugestehet, daß er sich noch beliebig oft durch einen dummen Urzufall für das Sein entscheide und sich sonach zahllose Male die qualvolle Weltposse abspiele. Ist es ferner nicht ein verabscheuungswürdiger Egoismus, wenn der unselige Allwille, um sich zu erlösen, unzählige Wesen, von denen jedes ein selbständiges Bewußtsein besitzt, zu schmerzvollem Leben erschafft?

Und hat etwa die andere Seite, die All-Vernunft, etwas bei diesem „Leidenswege der Gottheit“ gewonnen? Sie ruht, nachdem er vollbracht ist, wieder als taules, uninteressantes Identitätsprincip $A=A$ neben dem leeren Willen. Und hätte die Vernunft nur wenigstens aus liebendem Erbarmen mit dem unseligen Willen den Weltproceß eingeleitet! Dann könnte sich der Mensch vielleicht eher der Erlösung des Willens widmen. So aber ist der ganze schmerzvolle Weltfortschritt nur um des Identitätsprincipes willen vorhanden, das sich die Störung, die es durch den dummen Willen erfahren, vom Halse schaffen und dann ruhig sein eintöniges Traumdasein fortsetzen

will. Wäre die Welt wirklich so beschaffen, dann müßten sich die Menschen entweder lachend oder mit Grauen von ihr abwenden. Was hat das Ringen und Bluten der Menschenherzen mit der Langweiligkeit des Identitätsfazes oder dem Unzufall eines unheilbar dummen und dann wieder egoistischen Weltwillens zu schaffen? Die an die christliche Erlösung erinnernden Wendungen, durch die er am Schluß seiner Ethik an das Gefühl appellirt, vermögen nicht über die frostige Kahlheit des von ihm gepriesenen Weltzieles zu täuschen.

Ich würde den diesem Aufsätze zugemessenen Raum weit überschreiten, wenn ich zwei bisher ganz vernachlässigte Seiten seiner Philosophie auch nur flüchtig behandeln wollte: seine Stellung zu der modernen Naturwissenschaft, in deren Versöhnung mit der modernen Speculation er eine Hauptaufgabe seines Lebens erblickt, und sein Verhältniß zu Religion und Christenthum. In ersterer Beziehung hat er der Philosophie durch die energisch speculative Verwerthung eines reichen naturwissenschaftlichen Materials einen großen Dienst geleistet. Höchste Speculation und Naturforschung sind durch ihn vielleicht mehr als durch irgend einen anderen Philosophen der Gegenwart in enge und sicherlich nicht unfruchtbare Wechselbeziehung gesetzt worden. Wenn er dabei „inductiv“ verfährt, d. h. das speculative Denken nur als ein logisches Bearbeiten von Erfahrungsthatfachen ausübt, so entspricht er damit nur einer berechtigten Forderung der modernen Wissenschaft. Ueber seine Stellung zu den religiösen Fragen wird sich dann zusammenhängender urtheilen lassen, wenn seine „Phänomenologie des religiösen Bewußtseins“, an der er gegenwärtig arbeitet, erschienen sein wird.

So zeigt der Philosoph des Unbewußten eine eigenthümlich dreifache Stellung zu unserer Zeit. In vielen Stücken steht er zum „modernen“ Leben in feindlichem, aber rühmlichem Gegensatz. Tapfer und hoffentlich nicht ohne Erfolg stellt er der modernen blasirten Skepsis die Forderung eines systematischen, metaphysischen Denkens, die Verwerfung aller eudämonistischen und utilitaristischen Moral, die Lehre von einem in sich zwiespältigen All-Einen, von einer objectiven Weltvernunft und einer teleologischen Entwicklung in Natur und Geist und den Glauben an eine über das irdische Dasein hinausgehende Erlösung entgegen. In anderen Beziehungen wieder steht seine Philosophie mit werthvollen Seiten unseres modernen Lebens in engem Zusammenhange. Dahin gehört nicht nur die berechtigte Forderung, das Gebäude der Speculation auf dem Boden der Erfahrung, vor Allem der naturwissenschaftlichen, zu errichten, sondern auch die heilsam nüchterne, allem Beschönigen und vornehmen Ignoriren feindliche Art, mit der er seine philosophischen Fragen wesentlich auch an die niedrigen, kläglichen, widersinnigen Elemente des Weltlebens knüpft. In einer dritten Beziehung dagegen gewinnen gewisse im schlechten Sinne moderne Richtungen unserer Cultur in seiner Philosophie einen interessanten Ausdruck. Von ihrem einseitig rationalistischen und verstandesmäßigen Charakter war schon oft die Rede, und eben vorhin von ihrer Ueberschätzung der Entwicklung und des Historischen. Hier muß noch hingedeutet werden auf Hartmanns

oft pietäts- und geschmacklose Ausdrucksweise, auf seine Vorliebe, von ernstern, würdigen Gegenständen in Wendungen von platter, alltäglicher, oft widernünftig niedriger Art zu reden. Und hat endlich seine Lehre nicht auch mit dem schlimmen Realismus unserer Zeit, der es für bedauerliche Illusion hält, von an sich werthvollen Idealen zu reden, eine nur zu auffallende Aehnlichkeit? Auch Hartmann kennt im Grunde keine positiven Werthe, nichts an sich Gutes, nichts an sich Vernünftiges (abgesehen von dem Identitätsgesetze). Seine Philosophie enthüllt sich letzten Endes als ein prosaischer, phantasieloser Nihilismus. Doch gerade darum steht sie mit einer verbreiteten Zeitstimmung im Einklang. Weit entfernt, dem romantischen Weltschmerz des Idealismus zu entsprechen, bringt sie, wie ich dies schon bei N. Seydel angeedeutet finde, vielmehr jene schwunglose Verbitterung und Glaubenslosigkeit, wie sie sich des „realistischen Wollens unseres Zeitalters“ bemächtigt hat, zu begrifflichem und eigenthümlichem Ausdruck. Doch bleibt der Berliner Philosoph auch in seinen Verirrungen eine sachlich lehrreiche und culturgeschichtlich bedeutungsvolle Erscheinung.

Vorm vergleicht die Hartmann'sche Philosophie mit einem Baue, den eine ungeheure Anzahl neugieriger Menschen fortwährend umgiebt, ohne daß jedoch Jemand darin Wohnung zu nehmen oder seine Arbeitsstätte daran zu reihen gedenke. Mag auch der thatsächliche Erfolg seiner Philosophie nur zu sehr dem von Vorm gebrauchten Bilde entsprechen, so wird ihr unsere Zeit doch erst dann gerecht geworden sein, wenn an die Stelle neugierigen Beschauens und geringschätzigen Sichwegwendens gründliche, theils bekämpfende, theils zustimmende Verwerthung getreten sein wird. Hartmanns Schriften enthalten so viel des Tüchtigen, daß sie dem idealen Streben und echten Forschen unserer Zeit gar manchen werthvollen Gewinn und Anstoß zu geben geeignet sind. Nach jenen anderen Seiten hin aber, die uns ihn als Repräsentanten verschiedener Zeitströmungen zeigen, wird man ihm doch die Ehre einer ernstern, sachlichen Bekämpfung nicht versagen dürfen.





Ferdinand Alba und Clärchen.

Eine Brüsseler Erinnerung

von

Berthold Auerbach.

— Berlin. —

Es war im Herbst des belgischen Jubeljahres in Brüssel; aus der Kirche Notre dame du Sablon, die von den Armbrustschützen gegründet ist, kam eine Gruppe von Männern und Frauen, eingeborenen Belgiern und zugereisten Deutschen. Sie hielten auf der Straße an, ein Trupp Soldaten marschirte vorüber. Ein Deutscher von jungen Jahren, der in der Heimath als gefürchteter scharfer Kritiker galt und darum kurzweg der Schneidige genannt wurde, sagte zu dem ihn begleitenden belgischen Gelehrten:

„Ihre Truppen haben nicht die stramme Haltung der unsrigen; aber ich meine, daß auf den Gesichtern der Soldaten etwas von dem geschichtlich durchgearbeiteten Geiste liegt, den Ihr Land und Volk durch so viele Jahrhunderte sich erkämpfen mußte“.

Der Belgier nickte freundlich dankend und der Schneidige fuhr fort:

„Wenn ich in den Niederlanden bin, muß ich oft an die Schweiz denken. Landschaft und Leben sind doch so durchaus verschieden, aber das Bedächtige und wieder Lebhaftige, das ungebundene Freie und wieder dem Staatsgefühl sich Unterordnende scheint mir Beiden gemeinsam. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß unsere beiden größten Dichter sich Helden aus der Schweiz und den Niederlanden auswählten. Egmont und Tell sind so verschieden und böten vielleicht eben deswegen sehr ergiebige Parallelen“.

„Ich freue mich“, fügte ein älterer deutscher Dichter hinzu, „daß Sie darauf hinweisen. Unsere beiden großen Dichter haben den Germanen außerhalb Deutschlands ihre Nationalhelden aufgeweckt; bei den Alemanen in den Alpen den Tell, bei den Niederländern im Flachland den Egmont. Von Egmont wissen wir, daß er sechsundvierzig Jahre alt war, Tell lebte in vorgegeschichtlicher Zeit, aber es wird nicht weit gefehlt sein, wenn man ihm das gleiche Alter giebt, das,

was die Allemanen einen bestandenen Mann nennen. Goethe hatte nicht einen Volkshelden geschaffen ähnlich wie Tell, der, wenn auch abgesondert für sich, doch ohne Auszeichnung mit in der Reihe seiner Volksgenossen steht; Goethe schilderte eben einen aristokratischen Führer, der sich eine Liaison gestattet, die bei Tell ganz undenkbar wäre. Für Tell repräsentirt sich Freiheit und Vaterland als Schutz für Weib und Kind, darum mußte Weib und Kind und Schwägerschaft nothwendig eingeführt werden, und die Stauffacherin ist eine politische Frau, gradherzig und kernhaft. Gewiß war die Frau Egmonts, Sabine von Bayern, geborene Pfalzgräfin von Simmern mit ihren elf Kindern auch eine vaterländisch gesinnte Frau, aber der Dichter konnte sie in seiner freien Composition nicht einfügen. Der Dichter griff nur die Sage von der am Schaffot sterbenden Geliebten heraus, die er freier behandeln konnte als Schiller die Sage vom Apfelschuß.

„Goethe hat es gewiß nicht beabsichtigt“, sagte der Schneidige, „aber in diesem Stück zeigt sich die Verderblichkeit des zu weit getriebenen Frauencultus. Das Liebesverhältniß zu Clärchen, — ich bestreite nicht, es ist schön — übt einen zerstreuenden, lässig machenden Einfluß auf den Helden, der Staatsmann zu sein hat. Und in der Liebe Clärchens zu Egmont liegt der tragische Reimpunkt, wenn man es so nennen will — die Schuld darin, daß die Liebe aus Bewunderung zu dem großen Manne, dem Vaterlandshelden erwachsen ist“.

Eine kleine lebhaft deutsche Frau, die Silberschmiedin genannt, fragte:

„Hatte also Goethe einen sagenhaften oder geschichtlichen Grund, dem Grafen Egmont eine ihn so unendlich verehrende Geliebte zu geben?“

„Allerdings; sie hieß mit Namen Johanna Laval und die Sage geht, daß sie bei der Hinrichtung zugegen war und vom Schmerz getödtet niederfiel. Unser Dichter hat den Namen geändert; Hannchen klinge nicht so anmuthend, Clärchen klingt hell und frisch. Goethe hat ja auch den Vornamen Fausts, Johann, in Heinrich verwandelt“.

„Hatte Clärchen keinen Familiennamen?“ fragte eine jugendliche Deutsche.

Lächelnd entgegnete der Schneidige: „Clärchen hat keine Familie, sie hat nur eine Mutter, ähnlich wie ihre nachgeborene Schwester Gretchen; aber die Mutter Clärchens bleibt nicht hinter den Coulißen und sie ist gut Freund mit Egmont, wenn sie auch wünscht, daß Clärchen den Better Brackenburg heirathe. Mir scheint nämlich, Clärchen hatte auch den Familien-Namen Brackenburg, denn dieser Brackenburg war sicherlich der Better vom Spielplatz, der garnhaltende Haspelmann“.

„Gehen wir zum Denkmal Egmonts“, sagte die Silberschmiedin: „es ist hier in der Nähe“.

„Ich finde es durchaus ungerecht“, sagte der Schneidige, „daß man das Denkmal vom Marktplatz hinweg hierher versetzt hat. Man darf ein Denkmal nicht versetzen. Dort auf dem Marktplatze vor dem Brodhause war es an seiner historisch nothwendigen Stelle, denn dort im Brodhause wo Egmont und Hoorn gefangen saßen, wurden die Weiden vom Balcon aus auf einer eigens dazu geschlagenen Brücke auf das Schaffot geführt, damit

sie nicht, wenn man sie über den Marktplatz führte, vom Volk befreit werden könnten“.

„Ja“, sagte die junge Deutsche, „als ich jetzt zum ersten Mal nach Brüssel kam, war mein erstes Denken auch an Egmont. Ich hatte das Gefühl, daß ich den Daseins Spuren Egmonts nachgehen müßte“.

Die Gruppe stand eine Zeit lang vor dem Denkmal, und der Schneidige erklärte in behaglichem Lehrton:

„Da zeigt sich doch die Macht der Dichtkunst: sie verleiht ihren Auswählten unsterbliche Glorie. Egmont ist weit berühmter als sein Genosse Hoorn, sein Name ist im Munde aller Welt, weil der Dichtermund diesen Namen ausgerufen. Die Dichter haben ewige Kronen zu verleihen. So ist Götz von Berlichingen, so ist Wallenstein allgemein bekannt, während Andere, wie Gustav Adolf, Ulrich Hutten, wie unser Großer Kurfürst nicht minder verdient hätten . . .“

„Immer kommt doch der Preuße heraus“, unterbrach der belgische Gelehrte den Schneidigen.

Dieser aber fuhr fort: „Als ich dort oben das Bild von Gallait sah, Egmont und Hoorn auf der Bahre und vor ihnen die Schützengilde, die ihnen stumm und dumpf die letzte Ehre erweist, da wurde ich wieder ärgerlich auf Goethe“.

„So? also Sie können Goethe auch tadeln?“ sagte der Belgier. Der Schneidige sah ihn mißmuthig an, er schien keine Unterbrechung gewöhnt, er faßte sich indeß und fuhr in Ruhe fort:

„Es lag eben in Goethes Mangel an politischem Sinn und an Vertrauen in die einfache Volkskraft, daß er das belgische Volk gar so erbärmlich schilderte. Diese Leute, die er uns vorführt, das sind nicht diejenigen, die jenseits, ich meine nach der Ermordung von Egmont und Hoorn, die Spanier zum Lande hinausjagen. Goethe läßt Egmont prahlen, wenn nicht noch ein ärgeres Wort anwendbar wäre; denn Egmont sagt: Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu. Zu drücken sind sie; nicht zu unterdrücken. — Wo hat uns Goethe in diesem Stücke Männer gezeigt, von denen das auszusagen war?“

Unzweifelhaft waren auch solche Philister darunter, solche wunderliche Räuze, wie sie Goethe schildert, aber es müssen auch absolut nothwendig und wie sich ja auch historisch erwiesen hat, heldenmüthige, vollkräftige Männer da gewesen sein. In der die Leichen der beiden Hingerichteten begrüßenden Schützengilde sehen wir diese Männer; diese gedrungenen, starken Gestalten, das sind die Männer, von denen wir mit Zuversicht erwarten, daß sie den Spaniern den Garaus machen. Und weil Goethe diese Schwäche anhaftete, mußte er in seiner Dichtung zuletzt zum melodramatischen Effect greifen. Das Unzulängliche — hier wird's Musik. Freilich nur ein Goethe kann es

wagen, aus der realen Erscheinungswelt sich vermittelt seiner genialen mythenbildenden Kraft zur olympischen Höhe und zur Gestaltung der Freiheitsgöttin aufzuschwingen; aber der Schluß, diese Verwandlung Clärchens in eine Allegorie bleibt doch äußerlich, verschwommen traumhaft, versetzt in eine Welt, die mit dem festgegründeten concreten Unterbau keinen Zusammenhang hat. Der Schluß müßte die That, der befreiende Aufruhr sein. Ueber diesen Bruch hilft auch die Musik Beethovens nicht hinweg. Das hat schon Schiller in seiner verehrenden Kritik ausgesprochen, wie wir aus der sinnlichen Wahrheit in dem Stücke durch einen Salto mortale in die Opernwelt versetzt werden“.

Die Zuhörer waren lange still und leise beginnend, dann aber von seiner Empfindung fortgerissen, sagte der ältere Dichter:

„Ich habe eben in diesen Tagen Goethes Egmont wieder gelesen. Welch ein Leben! Ihr Tadel erscheint mir hinfällig. Der Dichter muß die erstarrten Thatfachen wieder flüssig halten, sie müssen zum knetbaren Thon in seiner Hand werden, oder auch — wenn mir ein anderes Bild erlaubt ist — den Stamm mit seinen Zweigen kann man nicht zum Bau verwenden, er muß zugehauen werden. Wie Goethe den Genossen Egmonts, Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn, ganz unerwähnt ließ, weil ein paralleler Held unmöglich zu verwenden war, so hatte er nach der ganzen Anlage seines Werkes keinen Raum für die Kraft des Bürgerthums in Brüssel; er spannt alles Licht auf die Gestalt Egmonts und Clärchens, und wo ist eine in gleicher ewiger Jugend blühende Mädchengestalt wie Clärchen! Man könnte nur andere Mädchengestalten Goethes damit vergleichen und Schiller sagt mit Recht: Goethe ist sein eigenes Muster. — Ich weiß nicht, ob es schon Andere bemerkt haben, aber mir hat sich's klar herausgestellt: unsere beiden größten Dichter haben Jünglinge und Jungfrauen geschildert von unvergänglichem, rothwangigem Leben. Schiller ist der Dichter der Jünglinge; da ist Karl Moor, Ferdinand Walter, Max Piccolomini, Don Carlos, da sind die Brüder Don Manuel und Don César, da ist Melchthal, das sind sehnige, spannkraftige, blühende jugendfrische Jünglinge. Jünglinge! Der Begriff stirbt heute fast aus, wir haben nur noch junge Männer, und diese sind schon vielfach blasirte, pessimistische Rahlköpfe. Wie Schiller der Dichter der Jünglinge, so hat Goethe das Mädchen geschildert, das deutsche Mädchen, wie es leibhafter und lebensfrischer nicht gedacht werden kann, mit Lotte beginnend, dann Gretchen, Clärchen, Dorothea, Friederike, Natalie, Ottilie; Jede für sich so grundwahr, und doch so rein ideal“.

Die Gesellschaft fuhr in zwei Wagen nach dem Bois de la Cambre, und nichts ist wohlthuernder, als nach der Ermüdung durch Kunstbetrachtung wieder hinauszukommen in die freie Natur und hier war eine solche, die mit klugem Bedacht den Augen des Beschauers dargegeben war. Man saß wohlgemuth unter den schattigen Bäumen bei dem Wirthshause Laiterie genannt. Man sprach von Diesem und Jenem, aber unwillkürlich kehrte das Gespräch

wieder auf Goethe und Egmont zurück. Ein Deutscher, der in Belgien eingewandert war, sagte:

„Es hat für mich etwas Verletzendes, daß Goethe seinen Helden Egmont zu dem jungen Alba sagen läßt: ‚Ich kenne ein Mädchen. Du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war‘. — Das geht doch über das Cavaliermäßige hinaus, das Goethe seinem Helden zuthellt“.

„Bitte“, fiel der Dichter ein, „das kommt davon, wenn man nur halb citirt, ohne den Nachsatz. Sehen Sie hier, ich habe meinen Goethe bei mir, hier steht's: „Nun ich sie Dir empfehle, sterbe ich ruhig, Du bist ein edler Mann, ein Weib, das den findet, ist geborgen. Mein alter Adolph weiß ihre Wohnung, laß Dich von ihm führen und lohn' ihm bis an sein Ende, daß er Dir den Weg zu diesem Kleinod zeigt“. — Zu diesem Kleinod! Wie einfach und warmherzig ist dieser Ausdruck. Hat Goethe seinem Helden das Cavaliermäßige gegeben, so hält der wahrhafte Edelsinn doch das Gleichgewicht; die Mischung ist so wahr als bewundernswerth. Und wie fein angelegt ist es, wenn Goethe schon im ersten Act uns Clärchen freibewußt und erhaben über jeglichen Vorwurf zeigt, was das Volk auch über sie denken und was die Nachbarn über sie murmeln mögen. Die Mutter spricht ihren Kummer aus, daß ihre einzige Tochter eine Verworfenne sei. „Verworfen?“ entgegnet Clärchen. „Egmonts Geliebte verworfen? Welche Fürstin neidete nicht das arme Clärchen um den Platz an seinem Herzen“. Hiermit ist jeder Makel, der in dem berufenen letzten Worte liegt, von Anfang an ausgelöscht“.

Es trat eine Pause ein. Aber die Silberschmiedin ließ das Gespräch nicht lange stocken; sie fragte in die Gesellschaft hinein aber vornehmlich an den älteren Dichter gewendet:

„Hat wol der junge Alba Clärchen besucht und wie war die Begegnung?“

„Es läßt sich ganz gut ausdenken, wie es war“, entgegnete der Dichter mit einem eigenthümlichen Lächeln, wobei er tief erröthete.

„So?! Bitte, erzählen Sie“.

Der Dichter schaute strahlenden Auges umher, legte die Hand auf das geschlossene Buch, dann senkte er den Blick, schloß die Augen fast ganz, faltete die Hände, und einfach vor sich hin träumend sagte er:

„Es war am Abend des 4. Juni 1568. Auf dem Marktplatz wurde das Gerüst abgebrochen, auf welchem Egmont und Hoorn hingerichtet worden waren. Es polterte und kollerte gar seltsam. Die Nacht brach herein. Ueber der ganzen Stadt lag dumpfe Schwere; drinnen in den Häusern zeigte man sich fast mit einem behaglichen Schauer die Taschentücher, die man in das Blut der Hingerichteten getaucht hatte. Dieses Blut forderte noch mehr Blut. Auf Befehl des Herzogs Alba waren alle Häuser erleuchtet; es sah aus wie ein Freudenfest, aber man hatte nur dazu erleuchten müssen, damit man bei einem etwaigen Aufruhr den Feind klar vor Augen habe, um ihn niederzuwerfen. Mit eisernem Schritt marschirten Patrouillen durch die Straßen.“

Von den Bürgern zeigte sich selten Jemand, und wer doch dahin ging, schaute sich furchtsam um oder lächelte gar den Soldaten zu, um ihnen zu zeigen, daß man nichts gegen sie im Sinne habe; dann verschwand der nächstlich Wandelnde schnell in einem Hause.

In seinen Mantel gehüllt, von Adolf, dem alten Diener Egmonts geleitet, ging der junge Alba nach der kleinen engen Straße am Marktplatz. Vor einem unscheinbaren Hause hielten sie still. Die Fensterladen im Erdgeschloß waren geschlossen, aus einem ausgeschnittenen Herz im Laden schimmerte Licht hervor.

„Hier Herr“, sagte der alte Adolf, „hier klopfen Sie an, oder ich will anklopfen. Aber ich gehe nicht mit; es würde mir das Herz brechen, wenn ich sie jetzt sehen müßte“.

Mit gebogenem Finger klopfte Adolf in drei Doppeltönen an den Fensterladen. Eine Stimme von drinnen rief:

„Seid Ihr's, Adolf?“

„Nein, aber ein Freund“.

Mit großen Schritten, die man dem alten Manne kaum zugetraut hätte, eilte Adolf davon. Er ließ Ferdinand Alba allein.

Dieser stieg die Steinstufen hinan, die Thür wurde aufgethan.

Mit einer Ampel in der Hand stand vor ihm eine schlanke liebliche Gestalt in tiefschwarzem Trauerkleide aus grobem Wollstoff. Den großen Augen, den blassen Wangen des ovalen Antlitzes sah man an, daß erst in dieser Minute schwere Thränen abgewischt waren.

„Kann ich Fräulein Clärchen sprechen?“

„Ja“.

„Melten Sie mich“.

„Ich bin es selber“.

„Wollen Sie mich in Ihre Gemächer führen? Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen“.

„Kommen Sie“.

Das Mädchen öffnete die Stube und stellte die Ampel auf den teppichbelegten Tisch, in dessen Mitte eine Vase mit welken Blumen stand. Die Stube war eng und niedrig, einfach getäfelt, auf Gestellen an den Wänden glänzten Teller und Krüge und ein großer breiter Lehnstuhl stand am Tisch.

„Wer sind Sie?“, fragte das Mädchen.

„Dies später. — Also Sie sind Clärchen, die Geliebte meines Freundes?“

„Ihres Freundes?“

„Ja. Er hat mich seiner Freundschaft gewürdigt, und ich fühle mich erhoben. Man hat mich zu ihm in den Kerker gesendet, damit ich den tiefsten Schmerz empfinde und daß ich dadurch gegen alles Schicksal unempfindlich werde, und ich habe den Hohen, Reinen, den ich immer bewunderte, in seiner letzten Stunde lieben und verehren gelernt“.

„Ja“, fiel Clärchen ein, „einen edlern Menschen trug die Erde nicht und einen reinern hat der Himmel nie aufgenommen!“

„So sind wir vereint in Andenken an den uns gemeinsam Zugehörigen. Wir wollen gemeinsam sein Andenken pflegen die langen Jahre, die wir noch zu leben haben.“

„Sie haben noch lange zu leben, aber ich . . . Setzen Sie sich. Sie haben ihn also noch heute gesprochen?“

„Ja. Er hatte noch eine Stunde vorher geglaubt, daß das Todesurtheil nicht vollzogen werde; aber als es entschieden war, zeigte er sich in seiner vollen Tapferkeit und Schönheit.“

Das Mädchen faltete die Hände ineinander und hob keine Hand auf, da die Thränen ihr über die Wangen rollten.

Der junge Mann that den Mantel ab, und es zeigte sich eine schlanke, feingliedrige, sehnige Gestalt, im Antlitz eine Mischung von Troß und Güte.

„Setzen Sie sich“, sagte Clärchen noch einmal.

„Hier in diesem Stuhl saß er wol oft?“ frug der junge Mann.

„Ja“, entgegnete Clärchen, „und noch am Tage vor seiner Verhaftung sagte er: Kind, hier sitze ich und mich erhöht es, als säße ich auf einem königlichen Thron, da ich bei Dir bin. — Er war so gut und so groß! Er konnte stundenlang mit mir sprechen, und ich begreife nicht. . .“

„O, ich begreife. Er war ein Held, ein schöner Held und ein edler, der einer besseren Sache werth gewesen wäre.“

„Ich . . .“ unterbrach ihn Clärchen. „Ich bin eine Niederländerin“, brachte sie erst nach einer Weile hervor, nachdem sie die Lippen zusammengepreßt, wie wenn sie Weinen und Born unterdrücken müßte.

„Also Graf Egmont sagte mir: junger Freund, ich habe ein Mädchen, das mich liebt wie ich sie. Mehr kann man nicht sagen.“

Clärchen nickte, und der junge Mann fuhr fort:

„Und als er den Todesgang antrat, nahm er mich bei Seite und empfahl mir, daß ich Sie in meine Obhut nehmen solle. Er reichte mir die Hand, und ich versprach ihm das mit meinem Handschlag. So reichen auch Sie mir die Hand, dieser Hand, die den letzten Druck der seinen empfangen.“

Der junge Mann reichte dem Mädchen die Hand und hielt dieselbe mit den schlanken Fingern fest. Sie riß die Hand gewaltsam los und sagte:

„Ich danke Ihnen. — O, ich wußte es, ich war sein letzter Gedanke, o, ich wußte es, er wird im Kerker und am Thron Freunde finden, er ist so groß, so edel, so lauter Liebe und Güte! — Ach Gott, ich sage er ist, und doch müßte ich sagen, er war! — O, sagen Sie mir, waren Sie dabei, als er starb?“

„Nein, das ertrug ich nicht. Ich wollte es ertragen; ich bot mich an, ihn zu geleiten, aber er lehnte es ab, ich sollie in meiner Jugend nicht so Entschliches sehen.“

„O, das ist er, ja, das ist sein hoher Sinn.“

„Und nun, mein schönes Kind, Sie sind verlassen; aber Sie sind es nicht, ich betrachte Sie als mein Erbe“.

Das Mädchen sah ihn groß an und wich einen Schritt zurück, denn der Blick des jungen Mannes erschreckte sie. Aber sich aufraffend, setzte er hinzu:

„Und er hat mir auch einen Kuß gegeben, seinen letzten Kuß. Darf ich Ihnen denselben wiedergeben?“

„Nein, nein!“

„Aber Kind, warum bist Du so blöde? Du mußt die traurigen Gedanken ablegen wie das Trauerkleid“.

„Nein, nie, so lange ich noch athme; ich bin sein Weib, seine Wittwe“.

„Kind, hat er Dir nicht gesagt, wie seine Familie . . .“

„Nein, nie, und ich will es nicht wissen und brauch' es nicht zu wissen. Er hat mich geliebt und ich ihn, weiter ist nichts auf der Welt“.

„War nichts, sollten Sie sagen. Der nächste Tag ist auch wieder Leben, verlangt wieder Leben, verlangt wieder Liebe“.

„Ich habe genug gehabt von Allem, und was nun aus mir werden soll, — es wird sich zeigen“.

„Kind, ich darf Sie nicht Ihrem wilden Schmerz überlassen, Sie sind in meiner Obhut, ich muß über Sie wachen“.

„Ich danke, es kann Niemand über mich wachen. Ich gehe allein meinen Weg“.

„Aber ich würde meine Pflicht vergessen, wenn ich Sie allein ließe, und ich habe ein junges Herz und Sie sind so hold, so schön“.

„Sagen Sie mir das nicht, das darf kein Freund mir nicht sagen! Sagen Sie das nicht, Sie löschen damit aus, daß Sie sein Freund waren. Sie sehen so vornehm und stolz aus, warum wollten Sie sich erniedrigen, sich und mich? Mit jedem Worte verunehren Sie sich und mich“.

„Kind, ich verstehe Dich nicht. Du warst seine Geliebte . . .“

„Seine und nur seine. O Gott! Muß ich das sagen? Nun bitte ich, gehen Sie. Noch kann ich Ihnen danken, noch kann ich Ihnen sagen, Sie haben Gutes gethan an ihm und an mir; verscherzen Sie meinen Dank nicht und Ihre Ehre nicht“.

„Meine Ehre? Weißt Du denn, wer ich bin?“

„Ich weiß es nicht und will es nicht wissen. Sie waren sein Freund, Sie haben seinen letzten Auftrag erfüllt, das ist genug, und nun bitte, verlassen Sie mich“.

„Mein Kind, nicht eher, bis Du mir den Kuß abgenommen, den er mir gegeben. Willst Du auch diesen verschmähen?“

Er umfaßte sie und wollte sie an sich drücken; sie aber stieß ihn mit einer Gewalt, die man dem schlanken Körper nicht zugetraut hätte, von sich. Zornig stand er da und sagte:

„Ich bin der Sohn Albas. Uns ist Macht gegeben über Euch Alle.“

Sei gut, sei freundlich. Ich will Dich nicht zwingen, ich könnte Dich zwingen ich könnte Dich verhaften lassen und aus Dir machen was ich will“.

„Das kannst Du nicht, weil Du sein Freund warst, sein Freund“.

„Er ist todt, und ich — ich lebe, und Du lebst mit mir“.

„Sprich kein Wort mehr, oder ich rufe die Nachbarn, und der Sohn des spanischen Henkers hat gelebt. Geh, geh, oder Du bist verloren“.

Der Sohn Albas ging. . . .

„Aber, Herr Doctor“, unterbrach die jugendliche Deutsche den Erzähler, „welche Phantasterei! Clärchen ist ja bereits todt, sie hat ja Gift genommen in der Scene bevor Egmont sich mit Ferdinand Alba bespricht und dann das Schaffot besteigt“.

„Ja“, triumphirte der Dichter, „ich habe also doch gezeigt, daß, wenn man einen Tadel auf Goethe werfen will, er sich in Lob verwandelt. Man könnte es die weise Vorsehung des Dichters nennen, daß er eine Zusammenkunft Ferdinand Albas und Clärchens unmöglich macht, und es ist ein eingefalteter feiner Zug, daß Egmont für Clärchen sorgt, die doch bereits todt ist. Und wie schön ist's, wenn der arme Bradenburg ausruft: O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt Dir! Sie geht voran; der Kranz des Sieges aus ihrer Hand ist Dein, sie bringt den ganzen Himmel Dir entgegen!“

Der Schneidige murmelte etwas von unwürdiger Repräsentation; aber der Dichter ließ ihm das Wort nicht und fuhr fort:

„Dieses Drama Goethes ist das reine, noch in der reinen Idee stehende Drama der Revolution. Sobald diese uns real gezeigt wird, ist der müßige Lärm und die Roheit unvermeidlich. Wir sollten uns hüten, die Pietät für unsere goldenen Besißthümer irgend anzugreifen. Unser Publikum ist schon achtungslos genug und kennt keine Andacht für die Kunst. Als ich das letzte Mal Egmont aufführen sah, empörte es mir die Seele, wie das liebe Publikum nicht einmal so viel Achtung vor Beethoven hatte, daß es noch ruhig blieb, als Egmont seinen Henkern gefolgt war; das stand auf, hielt nicht mehr einige Secunden still, um die paar Accorde Beethovenscher Musik weihervoll in sich ausklingen zu lassen; das eilte zu der Garderobe oder wer weiß zu was sonst noch. Und nun denke man sich, daß hinter der letzten Scene Egmonts noch die Revolution dargestellt würde. — Nein, das wollen wir lieber nicht ausdenken. Ich bewundere immer wieder auf's Neue die reine und sichere Führung Goethes. Wie er im Tasso nicht bis in das Neueste, in den Wahnsinn Tassos führt, so auch hier nicht in die krasse That, und staunenswerth ist, wie Goethe durch zwölf Jahre hindurch, während er so vieles Andere, wie Wilhelm Meister, Tasso, Iphigenie ausarbeitete, immer die Dichtung Egmont weiter führte, zwölf Jahre hindurch von 1775 bis 1787. Es ist mir auch nicht ohne Bedeutung, daß in diesem letzten Jahre Schiller seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande schrieb, und wie Schiller von der redlichen Einfalt Egmonts spricht und daß er tolldreist wie Cäsar seinem Glücke vertraute, so charakterisirt Schiller Egmont und Dranien annähernd ebenso wie Goethe, denn er sagt: Eine zärtliche Furcht für seine

Familie hielt Egmonts patriotischen Muth an kleineren Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, drum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen“.

„Und doch“, fiel der Schneidige ein, „ist hier ein völlig unabhängiges Zusammentreffen, denn eben in dem Jahre 1787, als Egmont vollendet wurde, kam Schiller zum ersten Mal nach Weimar, gab das Jahr darauf seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande heraus und schrieb im selben Jahre die Recension über Egmont. Die beiden Dichter standen sich damals noch fern und wurden erst später Freunde. Ich bleibe bei dem Ausspruch Schillers, daß — abgesehen von der zu starken Betonung des Lyrischen im Drama, — die Vermischung der Künste: Oper und Drama, die man uns freilich heute als letztes Ziel aufreben will, vom Uebel ist. Ich bleibe aber auch dabei, obgleich auch Schiller vom „gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist“, spricht: die Unzuträglichkeit in der Dichtung Goethes liegt darin, daß er die Männer aus dem Volke so mangelhaft, ja fast nur possenhaft darstellt“.

Der Streit schien sich erneuern zu wollen. Aber die Silberschmiedin ließ es nicht dazu kommen, indem sie aufstehend sagte, daß gewiß damals zur Zeit Egmonts und Clärchens hier noch Waldwildniß gewesen war, aber vielleicht sei doch Clärchen oder Johanna Laval hier gewandelt!

Die Sonne leuchtete hell, die Bäume standen noch in hellem Herbstschmuck und die Gesellschaft wanderte vergnüglich durch die schönen Gänge dahin. Das Nachdenken, Phantasiren und Streiten über ein Kunstwerk schien die Empfänglichkeit erhöht zu haben für die ewig und überall sich gleich bleibende Natur.





Die Sage von Parzival und dem Gral.

Von

Wilhelm Hertz.

— München. —

In demselben Jahrzehnt, das Hartmanns Iwein und Gottfrieds Tristan entstehen sah, dictirte der bairische Ritter Wolfram von Eschenbach auf seinem Burghaus Wilbenberg den Parzival. Es war das glorreichste Jahrzehnt der ritterlichen Poesie, das erste des 13. Jahrhunderts.

Mit der idealen Welt, in der sich die Helden dieser neuen Dichtungen bewegten, war das höfische Publikum längst vertraut. Die Artursage, welcher Iwein und Parzival angehören, hatte Hartmann selbst in seiner Jugend den Deutschen bekannt gemacht. Viel früher noch war von Tristan die erste Kunde gekommen. Den Namen Parzival hatte Hartmann im Erec wenigstens beiläufig ausgesprochen. Völlig neu war nur Wolframs Sage vom Gral.

Wie die Sagen von Artur und von Tristan, wie Ritterthum und ritterliche Dichtung überhaupt, kam auch sie aus Frankreich. Dort hatte sie in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine großartige literarische Bewegung hervorgerufen, welche bis tief in's 13. Jahrhundert fortbauerte. Geistliche und Laien wetteiferten auf diesem für beide gleich anregenden Gebiete. Romane in Versen und in Prosa schwoollen an zu fast unabschbarem Umfang. Von dieser reichen Literatur ist uns Vieles erhalten; noch mehr scheint verloren, und die lückenhafte Ueberlieferung giebt uns manches Räthsel auf.

Die französischen Graldichtungen fanden Nachahmung außer in Deutschland besonders in Großbritannien, ferner in den Niederlanden, in Norwegen und in Spanien, in letzterem Lande, das lange für die Heimath der Gralsage gehalten wurde, erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts.

Unter allen Denkmälern dieses Sagenkreises ist das Werk Wolframs nicht nur das poetisch bedeutendste, sondern auch das einzige, das ein planmäßig

geordnetes und abgeschlossenes Ganze darstellt. Es geschieht daher keineswegs bloß aus landsmannschaftlicher Vorliebe für den deutschen Dichter, wenn wir bei einer Besprechung der Gralsage von Wolframs Parzival ausgehen.

Parzival stammte väterlicherseits aus dem Königshause von Anjou, das mit dem Geschlechte Arturs aus dem Liebesbunde einer Fee und eines sterblichen Helden hervorgegangen war. Sein Vater Gahmuret führte das Abenteuerleben eines fahrenden Ritters. Auf seinen Streifzügen in den Ländern der Heidenchaft erwarb er sich Herz und Hand der Mohrenkönigin Belakane, verließ sie aber bald wieder heimlich aus Sehnsucht nach ritterlichen Thaten. Sie gebar einen Knaben, der, weil er schwarz und weiß gefleckt war, den Namen Feivefiz (vair fiz der bunte Sohn) erhielt. In die Länder der Christenheit zurückgekehrt, erlämpfte sich Gahmuret als Turnierpreis Herzeloide (aus altfranzösisch Herselot, Deminutiv von Hersint, Heriswind), die jungfräuliche Königin von Morgals (Nord-Wales) und Valeis (Valois), und erbt zugleich nach dem Tode seines ältern Bruders das Königreich Anjou. Doch kaum hörte er von einem neuen Kriege im Orient, so zog er wieder davon und fand im Kampfe den Tod.

In schwerem Jammer genas Herzeloide eines Sohnes; den liebteste sie mit Weinen und Lachen. Um ihn vor des Vaters Schicksal zu bewahren, erzog sie ihn auf einem einsamen Gereute tief im Walde und verbot ihren Leuten, dem Knaben je von Ritterschaft zu sprechen. Er schnitzte sich Bogen und Bölzlein, lernte den Speerwurf und jagte nach Hirschen. Die Mutter sagte ihm von Gott, der lichter sei als der Tag und den Menschen in ihren Nöthen Hilfe bringe, und von dem schwarzen ungetreuen Teufel. Eines Tages, als er auf die Wirtsch ging, sprengten an einer Halde vier Ritter in vollem Waffenschmucke heran. Er hielt jeden für einen Gott, fiel auf die Kniee und rief ihre Hilfe an. Sie erklärten ihm, er sehe Ritter vor sich. — Was ist das? fragte er begierig, wer macht zum Ritter? — Das thut der König Artus. — Er betastete ihren Ringpanzer und wollte wissen, wozu das nütze. Sie belehrten ihn lachend und ritten weiter. Er aber lief in freudigem Eifer zur Mutter und erzählte ihr sein Erlebnis: König Artus müsse ihn zum Ritter machen. Vor Schrecken fiel Herzeloide in Ohnmacht. Dann ging sie angstvoll mit sich zu Rathe: Die Leute spotten gerne; darum soll mein Kind Narrenkleider an seinem lichten Leibe tragen; wird er gerauft und geschlagen, so kehrt er wohl bald wieder um. — Sie machte ihm aus Sackleinwand Hemd und Hosen an einem Stück, mit einer Kugel daran, und zog ihm zwei haarige Bauernstiefel aus frischer Kalbshaut an die blanken Beine. Dann gab sie ihm Lehren auf den Weg: er solle die dunkeln Furchen meiden, solle die Leute grüßen, und wenn ihn ein alter grauer Mann unterweisen wolle, dem solle er gerne folgen; wo er eines reinen Weibes Ring und Gruß erwerben könne, solle er sich eilen, sie zu küssen und zu umfassen. — In der Morgenfrühe ritt er davon. Sie lief ihm nach, bis er ihr aus den Augen schwand. Da brach ihr das Herz: sie fiel zur Erde und starb.

Der Knabe ritt auf seinem schlechten Pferdlein nach dem Wald von Breccliand. Er kam an einen Bach, den ein Hahn hätte überschreiten können;

weil er aber von Blumen und Gras dunkel war, so folgte der Junge dem Rathe der Mutter und ritt den ganzen Tag neben dem Bächlein hin. Am andern Morgen fand er endlich eine helle Furth und drüben auf einem Acker ein samtenes Zelt; darin schlief die schöne Herzogin Jeshute. Kaum gewahrte er an ihrer Hand ein Ringlein, so schloß er sie in die Arme und küßte sie, wie ihm die Mutter gerathen. Dann nahm er der Erschrockenen Ring und Spange, aß und trank, was im Zelte bereit stand, und ritt von dannen. Als der eifersüchtige Gatte der Frau, Drilus von Valander (*Orgueilleux de la lande*, der Stolze von der Aue) bei seiner Rückkehr die Spuren im Thau sah, glaubte er, die Herzogin habe eine Zusammenkunft mit einem Geliebten gehabt, und führte sie in schmählichem Aufzuge mit sich fort.

Der Knabe unterdessen hörte auf einer Halbe weiblichen Klageruf. Dort saß eine Jungfrau mit der Leiche eines jungen Fürsten im Schooß. Es war Sigune, die Tochter von Herzeloïdens Schwester. Ihren Geliebten hatte Drilus kurz zuvor im Zweikampf mit der Lanze durchrannt. Der Junge trat ihr mit treuherziger Theilnahme nahe, und sie fragte ihn, wie er heiße. Er erwiderte: Zu Hause nannte man mich *Bon fiz*, schier *fiz*, *bea fiz*. — Da erkannte sie ihn als ihrer Ruhme Kind und sagte ihm seinen wahren Namen: er heiße Parzival; der Name bedeute „Mittendurch“. Da er vor Begier brannte, ihr Leid zu rächen, wies sie ihn absichtlich auf einen falschen Weg. Wer ihm begegnete, Ritter oder Kaufmann, den grüßte er nach seiner Mutter Lehre.

So kam er am folgenden Tage nach Nantes, wo König Artus Hof hielt. Vor der Stadt traf er auf Ither, den rothen Ritter, der ihm eine Herausforderung an die Ritter der Tafelrunde auftrug. Parzival drängte sich durch das Gewühl des Hofes vor den König. Alles staunte über seine Schönheit. Er richtete Ithers Botschaft aus und wollte sofort Ritter werden. Der König hieß ihn bis morgen warten, damit man ihn ausrüsten könne. Aber der Junge trippelte vor Ungeduld wie ein Trappe und rief, der König solle ihm nur die Rüstung des rothen Ritters zu eigen geben, der draußen vor der Stadt auf Streit warte. Ungerne willfahrte ihm Artus. Auf einer Altane saß die Jungfrau Cunneware, die nicht lachen wollte, bis sie den sehen würde, dem der höchste Preis beschieden sei. Vor den berühmtesten Helden war sie ernst geblieben; aber als sie den schönen jungen Thoren sah, da lachte sie. Das ärgerte Key, den wortscharfen Seneschal des Königs, so, daß er sie unter Scheltreden schlug.

Parzival kam zu dem rothen Ritter, verlangte seine Waffen und griff ihm nach dem Baume. Da stieß Ither mit umgekehrtem Lanzenschaft ihn sammt seinem Pferdlein über den Haufen. Der Knabe aber warf ihm seinen Speiß in die Augenöffnung des Helmes, daß er todt vom Kofse fiel. Parzival drehte ihn hin und her und wußte nicht, wie er ihm die Rüstung abziehen sollte. Ein Knappe des Artushofes, Zwanet, kam ihm zu Hilfe, konnte ihn aber nicht dazu bringen, seine Narrenkleider abzulegen. Was mir meine Mutter gegeben hat, sagte der Junge, das soll nicht von mir kommen. — Zwanet mußte ihm die Rüstung

darüber anziehen. Dann sprang Parzival auf Ithers Roß und ritt an einem Tage weiter, als ein weiser Mann ohne Rüstung in zweien geritten wäre.

Gegen Abend sah er die Thürme einer Burg auftauchen und meinte, sie wüchsen aus der Erde. Im Schatten einer Linde saß der grauhaarige Burgherr. Den bat er sofort um Unterweisung, wie ihm die Mutter eingeschärft hatte. Gurnemanz, so hieß der Fürst, warf seinen Sperber in die Luft, der sich mit klingender Goldschelle als Bote in die Burg schwang. Als bald kamen Jungfrauen gelaufen, den Gast zu empfangen. Sie brachten ihn aber erst nach langem Zureden vom Roffe. Gurnemanz bewirthete und pflegte ihn und nahm sich seiner Unwissenheit an: Ihr redet wie ein Kindlein immer von Eurer Mutter; wißt Ihr denn nichts Anderes zu sagen? — Er gab ihm weise Lehren, unter Anderem auch die, er solle nicht viel fragen. Der Junge beherzigte Alles wohl und lernte darauf die ritterlichen Künste so schnell, daß er alle seine Lehrmeister in den Sand setzte. Gerne hätte ihn der Alte, der drei Söhne im Kampfe verloren hatte, durch sein liebliches Töchterlein Diaze an sein Haus gefesselt. Aber der junge Ritter wollte sich erst im Streite besser erproben.

Durch wildes hohes Gebirge ritt er weite pfadlose Strecken bis zu der am Meere liegenden Burg Peltrapeire (Bel repaire, schöner Wohnsitz), welche eben, von Feinden bedrängt, schwere Hungerstoth litt. Herrin der Burg war eine Nichte des alten Gurnemanz, die wunderschöne junge Königin Condwiramur, welche nach dem Tode ihres Vaters der König Clamide zur Ehe zwingen wollte. Parzival zog sein Roß über eine schwankende Brücke von Flechtwerk und erbat sich Einlaß in die Burg. Die hungerfahlen Bewohner und ihre holde Königin empfingen ihn ehrenvoll. Sie blühte, wie im süßen Thau die Rose aus ihrem Knösplein weiß und roth hervorscheint. Er saß ihr gegenüber, traute sich aber nicht zu reden, weil ihm Gurnemanz sein kindisches Fragen verboten hatte, bis endlich sie das Schweigen brach. Aller Augen hingen an dem schönen jungen Menschenpaar. Nach schmaler Bewirthung wurde Parzival in ein prächtiges Bette gebracht, wo er, müde von seinem gewaltigen Ritte, bald entschlief. Da fielen heiße Thränen auf sein Angesicht. Er blickte auf; von Kerzen war es taghell im Gemach, und vor seinem Bette kniete Condwiramur mit bitterlichem Weinen. Sie klagte ihm, wie sie, verwaist und ihrer liebsten Helfer beraubt, keinen Ausweg sehe, sich vor dem verhassten Freier zu schützen, als den Tod; ihr schlimmster Feind sei des Königs Seneschal Ringrun, der ihr im Zweikampf schon manchen Ritter getödtet und morgen wiederkommen werde, um ihr seinen Herrn als Gatten aufzunöthigen. Parzival verhieß ihr seine Hilfe, und sie ging getröstet weg. Sobald es tagte, legte er seine Waffen an und ritt hinaus auf den Plan zu seinem ersten Schwertkampf. Ringrun, der es mit sechs anderen Rittern hätte aufnehmen können, erlag und wurde vom Sieger an den Artushof geschickt, sich der Jungfrau Cunneware zu ergeben, die um Parzivals willen geschlagen worden war. In festlichem Zuge geleiteten die Bürger den jungen Helden zur Königin. Die drückte ihn an ihr Herz und sprach: Keines Mannes Weib werde ich auf Erden als dessen, den ich umfangen halte. — Durch einen

glücklichen Zufall wurden an diesem Tage zwei mit Speisen beladene Kauffahrteischiffe in den Hafen der Burg vom Winde verschlagen, so daß die Hochzeit des kindlichen Paares in Freuden gefeiert werden konnte. Als der König Clamide von der Niederlage seines Seneschals hörte, herannte er die Burg mit starker Heerschaar. Aber seine Angriffe wurden abgeschlagen, er selbst von Parzival im Zweikampf besiegt und an den Hof zu Cunneware gesandt. Im höchsten Glück thronte das junge Königspaar zu Belrapeire, und das verwüstete Land begann wieder zu grünen.

Doch eines Morgens nahm Parzival Abschied von seinem Weibe, um nach seiner Mutter zu sehen, und verließ ohne Gefolge sein Königreich. Er ritt am ersten Tage so weit, daß ein Vogel es mit Mühe erflogen hätte. Gegen Abend kam er an einen See, auf dem Fischer ankerten. Einen derselben, einen traurig blickenden Mann in prächtigen Gewanden, fragte er um eine Nachtherberge, und jener erwiderte, auf dreißig Meilen in der Runde sei nur ein einziges Haus, dort wolle er selbst ihn bewirthen. Er beschrieb ihm den Weg, und Parzival kam in der Einsamkeit zu einer herrlichen Burg mit vielen Thürmen und Palästen. Ritter und Knappen empfingen ihn ehrenvoll, ließen ihn die Waffen ablegen und hüllten ihn in einen Mantel von arabischer Seide. Zum Mahle führte man ihn in einen weiten Saal, worin hundert Kronleuchter mit brennenden Kerzen hingen. Außerdem braunten zierliche Kerzen ringsum an den Wänden. Darunter standen hundert Ruhebetten mit je vier Säulen; vor jedem Bette lag ein runder Teppich. In drei Marmorkaminen loderten Feuer von Aelchholz. Bei der mittleren Feuerstätte saß der Burgherr auf einem Spannbette, in köstliche Pelze gehüllt, todbleich von qualvollem Siechthum. An seine Seite mußte Parzival sich setzen. Als sämmtliche Ritter im Saale Platz genommen hatten, sprang ein Knappe mit einer Lanze zur Thüre herein; von deren Schneide rann Blut den Schaft herab bis auf des Trägers Armel. Unter allgemeinem Weinen und Schreien trug der Knappe die blutende Lanze an den vier Wänden hin, und erst als er wieder in der Thüre verschwunden war, stillte sich des Volkes Jammer. Nun wurde am Ende des Saales eine Stahlthüre aufgethan, und zwei liebliche Jungfrauen in braunem Scharlach mit Blumenkränzen im langen blonden Haare trugen Kerzen auf goldenen Leuchtern herein. Ihnen folgten zwei andere, gleichgekleidete, welche zwei Stollen von Elfenbein vor den Burgherrn stellten. Darauf kamen ocht in grünen Sammetgewanden: vier gingen voran mit großen Kerzen, vier andere brachten eine dünne durchsichtige Tischplatte von Granat-Sachant und legten sie quer über die Elfenbeinstollen. Dann verneigten sich alle vor dem Herrn und traten zurück. Wieder kamen vier mit Lichtern und hinter ihnen zwei mit zwei silbernen Messern, die sie auf den Edelsteintisch niederlegten. Diese sechs trugen getheilte Tracht (der Länge nach in zwei verschiedene Farben getheilt) aus kostbaren orientalischen Gewirken. So standen nun achtzehn Jungfrauen beisammen. Da kamen noch einmal sechs in derselben Tracht wie die letzten, mit Gläschen, worin Balsam brannte, und ihnen folgte die Königin Repanse-de-schoye (Freudengebante), deren Antlitz leuchtete, als ob es tagen wollte. Auf einem grünseidenen Kissen trug sie

„den Wunsch vom Paradies (den Inbegriff aller Paradiesesherrlichkeit): das war ein Ding, das hieß der Gral, Erdenvunschtes Ueberwall (was alle auf Erden erdenkliche Vollkommenheit überwallt, übersteigt)“. Sie neigte sich und setzte den Gral auf den Edelsteintisch. Dann trat sie zurück und blieb stehen im Kreise der Jungfrauen. Nun trugen die Kämmerer hundert Tische vor die Ruhebetten und deckten sie mit weißen Laken. Auf vier Handwagen wurde goldenes Tafelgeschirr umhergefahren und auf die Tische vertheilt. In goldenen Beden reichte man den Gästen das Handwasser, und das Mahl begann. Die Bewirthung selbst gewährte der Gral: man brauchte nur zu wünschen, und das Gewünschte erschien in Teller und Becher. „Denn der Gral war des Glückes Frucht, der Weltzüße eine solche Fülle, daß er nahezu das Himmelreich aufwog“.

Parzival sah staunend all die Pracht und die Wunder; aber er dachte an des Gurnemanz Lehre, daß er nicht viel fragen solle, und meinte, man werde ihm wohl auch ohne Frage diese Dinge erklären. Ein Knappe brachte ein kostbares Schwert, dessen Griff ein Rubin war. Das schenkte der Burgherr dem Gast als Ersatz dafür, wenn etwas an seiner Verpflegung mangeln sollte: er habe es selber in manchem Kampfe geführt, bis ihn Gott am Leibe verletzt habe. Weh, daß er da nicht fragte! Denn damit wurde er zu fragen gemahnt. Parzival schwieg. Darauf wurden die Geschirre und Tische wieder entfernt und der Gral von den Jungfrauen hinweggetragen. Parzival blickte ihnen nach und sah durch die offene Thüre in einer Kemenate den schönsten alten Mann, weißer als Meiß, auf einem Bette liegen. Dann wurde Parzival in ein prächtiges Schlafgemach geführt und von Edelkindern entkleidet. Vier lichte Jungfrauen brachten ihm gewürzte Weine und Früchte des Paradieses ans Bette. Als er entschlummert war, stellten die Jungherrlein die Kerzen auf den Fußteppich und schlichen hinaus.

Nach unruhigem Schlafe erwachte er um die Mitte des Morgens. Vor dem Bette lagen seine Rüstung und die zwei Schwerter; unten an der Treppe war sein Roß angebunden. Niemand ließ sich blicken. Er durchlief die weiten Gemächer: die Burg war wie ausgestorben. Im Hof sah er Fußspuren, die zum Thore hinausführten. Er ritt ihnen nach. Da schnellte ein verborgener Knappe die Zugbrücke so rasch hinter ihm in die Höhe, daß sein Roß beinahe zu Falle kam, und rief mit Scheltworten: Warum habt Ihr das Maul nicht aufgethan und den Wirth gefragt? Große Ehre habt Ihr verpaßt. — Parzival rief zurück, erhielt aber keine Antwort. Er folgte den Fußspuren; aber bald verloren sie sich in der Wildniß. Da sah er auf einer Linde ein Weib mit einem Todten im Arm; es war die treue Sigune. Von ihr erfuhr er, die Burg heiße Munsalwäsche, der wilde Berg; wer sie mit Absicht suche, der finde sie nicht; der kranke König heiße Anfortas. Laß hören liebe Mähre, sprach sie, auf immer wirßt Du des Glückes Krone tragen, und Niemand kommt Dir an Reichthum gleich, wenn Du der Frage ihr Recht gethan hast. — Er erwiderte: Ich habe nicht gefragt. — Weh, daß Euch mein Auge schaut! rief sie empört, Ihr saht doch solch große Wunder und hattet nicht so viel Erbarmen mit Eurem Wirth, ihn um seine Noth zu fragen. Ihr lebt und seid am Heile todt! — Er bat sie bestürzt um freundlichere Worte,

er wolle Alles wieder gut machen. — Das ist zu spät! Zu Munsalväfche verlor Ihr Ehre und ritterlichen Preis. Ich gebe Euch keine Antwort mehr.

Von Neue gequält, ritt er fort. Da traf er im Walde die arme Herzogin Feschute, welcher er als junger Thor Ring und Spange geraubt hatte und welche Drilus noch immer zu ihrer Schmach in zerfetztem Kleid auf magerer Mähre mit sich umherführte. Nach furchtbarem Kampf überwand Parzival den Hürnenden, zwang ihn, sich mit der Frau zu versöhnen, und beschwor ihre Unschuld. Als auch der gefürchtete Drilus am Hofe des Königs Artus erschien, vom rothen Ritter als Besiegter gesandt, da machte sich Artus auf, den ruhmreichen Helden zu suchen und an die Tafelrunde zu laden. Nach einer Woche kam Parzival zufällig in die Nähe des Hoflagers. Es hatte in der Nacht geschneit, und von der Jagd eines Falken lagen drei Blutstropfen im Schnee. Beim Anblick der beiden Farben roth und weiß versank Parzival in sehnsüchtige Träume: Gondwiramur, hier liegt dein Schein! — Er sah ihr zartes Antlitz vor sich, wie es ihm in jener ersten Nacht erschienen war, zwei Thränen auf den Wangen, die dritte am Kinn. Da überwältigte ihn die Minne mit solcher Macht, daß er in seinen Träumen sich selbst verlor und zwei Ritter der Tafelrunde, welche ihn angriffen, aus dem Sattel warf, ohne sich dessen zu versinnen. Der zweite war Key der Seneschal, der sammt seinem Rosse mit solcher Wucht über den Haufen gerannt wurde, daß er Arm und Bein brach. So waren die Schläge gerochen, welche die Jungfrau Cunneware um Parzivals willen von ihm erhalten hatte. Endlich weckte der erfahrene Gawan, der Nefse des Königs Artus, Parzival aus seinem Liebeszauber und brachte ihn an den Hof, wo der noch bartlose junge Held in die Tafelrunde aufgenommen wurde. Alle Frauenherzen zwang seine Schönheit.

Während er so im hellsten Glanze irdischer Ehren saß, kam eine Jungfrau von ungeheurerlicher Häßlichkeit in Prachtgewändern auf einem Maulthier dahergewritten. Es war die gelehrte Gralbotin, die alle Sprachen konnte: Cundrie die Zauberin. Sie hielt vor Artus und erklärte die Tafelrunde durch Parzivals Gesellschaft geschändet. Dann ritt sie mit Fluchworten vor Parzival: Schmach Eurem lichten Schein und Euren heldenhaften Gliedern! Sagt an: als der trauernde Fischer ohne Freude und Trost saß, warum erlöset Ihr ihn nicht? Wäre doch Euer Mund so leer der Zunge, wie Euer Herz leer ist rechter Sinne! Zur Hölle seid Ihr im Rathe des Himmels bestimmt: so mögen Euch auch die Edeln auf Erden verdammen. Ihr Bann des Heils, Ihr Fluch des Glücks, kein Arzt kann Eure Ehre heilen! — Darauf wandte sie sich wieder an den König und sagte, sie müsse heute Nacht noch auf Schachtel-marveil (dem Wunderschlosse) sein, wo ein Ritter, der nach Ruhm und hoher Minne begehre, vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen erlösen könnte. Dann ritt sie ohne Abschied fort und rief, indem sie oftmals mit nassen Augen zurückschaute: O Munsalväfche, Zammers Ziel, weh, daß Dich Niemand trösten will!

Manch edle Frau weinte um den geschmähten jungen Helden. Da kam ein fremder Ritter an und forderte Gawan auf den vierzigsten Tag zum gerichtlichen Zweikampf, weil er seinen, des Ritters, Herrn hinterlistig erschlagen habe.

Trauernd standen die Ritter und die Frauen auf und umdrängten Parzival und Gawan mit tröstendem Zuspruch. Parzival aber erwiderte: Ich will von keiner Freude wissen, bis ich den Gral gesehen. Soll ich um meine Bescheidenheit der Welt Spott hören, so hat der werthe Gurnemanz mir übel gerathen, daß ich zubringliche Frage meiden solle. Ach, hilfloser Anfortas, was half Dir, daß ich bei Dir war? — Gawan küßte ihn zum Abschied und sprach: Gott gebe Dir Glück auf Deine Fahrt! — Weh, sprach Parzival, was ist Gott? Wäre er gewaltig, so hätte er uns Weiden solche Schmach nicht widerfahren lassen. Ich war ihm dienstwillig unterthan; nun will ich ihm den Dienst aufsagen. Hat er Haß, ich will ihn tragen. Dich, Freund, behüte reinen Weibes Minne! —

Nun tritt der leichtblütige Gawan für lange Zeit in den Vordergrund des Gedichtes. Es folgt eine Reihe jener phantastischen Abenteuer, welche bis auf den sinnreichen Hidalgo von der Mancha das Entzücken ritterlicher Leser waren. Im Verlauf dieser Abenteuer übernimmt Gawan zwar auch die Verpflichtung, den Gral zu suchen, wird aber bald von den Reizen der schönen und übermüthigen Orgeluse so bezaubert, daß von seiner Gralsuche nicht weiter die Rede ist. Auch die Mordklage rechtfertigt das tragische Aufsehen nicht, womit sie am Artushof inscenirt wurde; denn sie erweist sich als vollkommen unbegründet. Den Mittelpunkt der großen Gawanepisode bilden die Abenteuer des Wunderschlosses. Ihr Urheber ist der Zauberer Elinschor von Capua, dem die guten und bösen Luftgeister dienstbar sind und der für eine erlittene Schmach sich an der Menschheit rächen will. Gawan besteht die Abenteuer mit großer Lebensgefahr, erlöst die gefangenen Frauen und gewinnt die Hand Orgelusen's.

Parzival ritt unterdessen gepanzert durch die Welt, siegreich in allen Kämpfen, aber von zwiefacher Sehnsucht verzehrt: er sehnte sich nach der Männe seines jungen Weibes und noch mehr nach dem hohen Ziele, nach Munsalväsche und dem Gral. Es ging bereits ins fünfte Jahr, daß er weder Kirche noch Kloster betreten hatte; da begegnete er eines Morgens im tiefen Walde einem Fürsten, welcher mit seiner Frau und seinen zwei Töchtern im Büßergewand und barfuß durch den frischgefallenen Schnee wanderte. Der tabelte ihn, daß er heute Waffen trage: es sei der Charfreitag; er solle auf ihrer Spur weiter reiten, so werde er einen Klausner finden, der ihm Absolution ertheilen werde. Parzival besann sich. Sein abgequältes Herz wandte sich zu Gott zurück. Ward er je einem Ritter hold, sprach er bei sich, und mag Schild und Speer und rechte mannhafte Wehr seiner Hilfe werth sein, und ist heute wirklich sein Hilfetag, so helfe er und weise mich den rechten Weg. — Er ließ dem Rosse die Zügel, und es trug ihn nach der Einsiedelei. Es war ein Mann von des Grales Geschlecht, der sich aus einem thatenreichen Leben voll Liebe und Ritterchaft dorthin zurückgezogen hatte, Trevrizent, des Anfortas Bruder. Er hatte der Welt entsagt, damit Gott dem Kranken helfe. Parzival hörte jetzt erst, wie nahe ihm die Weiden standen. Sie waren Brüder seiner Mutter Herzeloide. Seufzend verwies ihm Trevrizent seinen kindischen Troß gegen Gott, dem man mit Zorn nichts abnöthigen könne. Parzival

blieb und theilte als Gast das Bitterleben des Oheims und erfuhr nun durch ihn die geheimnißvolle Mähre vom Gral.

Der Gral ist ein Edelstein von reinsten Art, der jeden Wunsch gewährt. Es ist derselbe Stein, durch dessen Kraft der Phönix aus der Asche neu ersteht. Sein Anblick verleiht nie alternde Jugendkraft, und wer ihn schaut, kann in derselben Woche nicht sterben. Jeden Charfreitag schwingt sich eine durchleuchtig weiße Taube vom Himmel herab und legt eine feine Oblate auf den Stein; davon wird ihm seine Wunderkraft. Der Stein ist so schwer, daß ihn die sündige Menschheit insgesammt nicht von der Stelle rücken könnte; aber eine reine Jungfrau trägt ihn ohne Mühe. Dem Heiden ist er ganz unsichtbar. Als Offenbarungen des göttlichen Willens erscheinen Schriftzüge auf dem Gral, welche, wenn sie gelesen sind, wieder verschwinden. Auf Munsalwätsche dienen dem Gral Ritter und Jungfrauen, die als Kinder durch die Gralinschriften aus allen Landen zusammenberufen werden. Nur der Berufene findet den Weg zum Gral. Von diesen seinen Dienern fordert der Gral Keuschheit und Demuth. Wird ein Land herrenlos, so entsendet der Gral einen seiner Jünglinge dahin; der erscheint dort plötzlich geheimnißvoll durch ein Wunder. Die Jungfrauen aber werden verbenden Fürsten gegeben. Die männlichen Graldienner heißen Templeisen und üben Ritterschaft, aber nicht im Frauendienst, sondern zur Buße ihrer Sünden. Sie durchstreifen das wilde Land und vertheidigen die Zugänge der Gralburg und zwar auf Tod und Leben: sie machen keinen Gefangenen. Minne ist ihnen verboten. Nur der König und solche, welche als Könige in herrenlose Länder entsandt werden, dürfen heirathen. Die Uebrigen bilden eine ritterliche Brüderschaft.

Die ersten Gralhüter waren jene Engel gewesen, welche sich im Aufruhr Lucifers gegen Gott neutral gehalten hatten. Von ihnen kam der Gral in christliche Hände. Der erste König, dem die Fahne des Grals anvertraut wurde, war Titurel. Er nahm sich zum Wappen eine Turteltaube, welche von da an das Abzeichen der Templeisen blieb. Das war jener schöne alte Mann, den Parzival auf der Gralburg in einem Nebenzimmer liegen sah. Titurel trat das Königthum an seinen Sohn Frimutel ab. Der aber ritt auf Minnedienst für seine geliebte Frau und fand im Lanzenrennen den Tod. Ihm folgte sein ältester Sohn Anfortas. Auch dieser übertrat das Gebot des Grals und begehrte anderswo Minne, als der Gral ihm befahl. Er strebte nach Ruhm im Dienste der schönen Orgeluse, und sein Schlachtrup war Amor. Zur Strafe ward er vom vergifteten Speer eines Heiden in den Weichen verwundet. Kein Heilmittel half. Mit jedem Umlauf schlimmer Gestirne steigerten sich seine Qualen, welche nur dadurch gelindert wurden, daß man die Lanzen spitze in die Wunde steckte. Dann bildete das Gift an dem Eisen einen glasigen Ueberzug, den man mit silbernen Messern wieder absprengte. Die blutige Lanze und die silbernen Messer hatte Parzival auf der Gralburg gesehen. Die einzige Erholung des kranken Königs war, im Nachen auf dem See Brumbane zu lehnen. Daher nannte man ihn den Fischer. Endlich verkündete eine Gralinschrift, er solle genesen, wenn ein Ritter absichtlich den

Weg zur Gralburg finde und ihn unaufgefordert über sein Leiden befrage. Diesem seinem Ketter solle Anfortas dann das Gralkönigthum übergeben. Wohl kam ein solcher, flügte Trebrizent hinzu, der sah den Kummer des Königs, aber fragte ihm nicht nach. — Zögernd gestand Parzival voll Scham und Reue, daß er dieser Unselige gewesen. Zugleich erfuhr er, daß er durch sein Davonreiten seiner Mutter das Herz gebrochen und im rothen Ritter Ither einen nahen Verwandten erschlagen habe. Trebrizent tröstete den Tiefgebeugten. Er löste ihn von Sünden und gab ihm dabei ritterlichen Rath. Nach vierzehn Tagen schied Parzival mit Gott versöhnt von seinem Oheim.

Noch war aber seine Prüfungszeit nicht erfüllt; seine gefährlichsten Kämpfe sollte er noch bestehen. Auf einsamem Ritte traf er mit Gawain zusammen; sie erkannten sich nicht und rannten gegen einander. Schon war Gawain am Unterliegen, als Edelknaben herbeikamen und angstvoll seinen Namen riefen. Parzival folgte dem Freunde an das Hoflager, wo eben nach zahlreichen Abenteuern eine allgemeine Sühne und fröhliche Hochzeiten gefeiert wurden. Aber aus dem Gewühle der Glücklichen stahl sich Parzival heimlich hinweg. Da traf er in einer lichten Wildniß auf einen reichgeschmückten Fürsten aus der Heidenchaft. Mit Ausrufen höchster Erregung begleitet der Dichter ihren wundervollen Kampf. Zum ersten Mal kam Parzival in schwere Bedrängniß. Sein Schwert zerbrach auf des gewaltigen Gegners Helm. Da warf der Heide in stolzer Großmuth auch das seine fort. Sie nannten ihre Namen und erkannten sich als Brüder. Es war Feirefiz, der Sohn Belakanes, der ausgezogen war, seinen Vater Gahmuret zu suchen. Freudig führte Parzival seinen Bruder an Artus Hof. Da, als die Helben mit Blumenkränzen im Haar an der festlichen Tafelrunde saßen, kam wieder die Gralbotin Cundrie, fiel mit Thränen vor Parzival auf die Kniee und bat um seine Schuld. Die Aufschrift war erschienen, er solle des Grales Herr sein. Sie geleitete ihn und seinen Bruder nach Munsalvätsche. Parzival fragte den kranken König: Oheim, was fehlt Dir? — Von diesen Worten ward Anfortas geheilt und trat das Gralkönigthum an Parzival ab. Nun sandte man Botschaft an Condwiramur, die nach ihres Gatten Scheiden ein Zwillingspaar geboren hatte. Parzival zog ihr entgegen und fand ihre Zelte auf jener Stätte im Walde, wo ihn einst die Blutstropfen im Schnee an die Farben ihrer Wangen gemahnt hatten. Sie schlief noch, und bei ihr auf dem Bette lagen ihre Söhnlein Loherangrin und Karbeiz. Jubelnd sprang sie auf in seine Arme; sie sollte zürnen, doch sie konnte nicht. Dann verließ Parzival seinem einen Sohne Karbeiz die drei Königreiche Wales, Morgals und Anjou; den andern, Loherangrin, nahm er mit nach Munsalvätsche. Dort ließ sich Feirefiz taufen, um die schöne Gralträgerin Hepanse-de-schehe zu erwerben, und zog mit ihr heim in sein Land; von ihnen Beiden stammte der Priester Johannes. Als Anhang läßt Wolfram noch eine kurze Erzählung vom Schwanritter Loherangrin und der Fürstin von Brabant folgen. — Das ist in den Hauptzügen der Inhalt des deutschen Parzival.

Der epische Dichter nahm im Mittelalter seinem Stoffe gegenüber eine ganz

andere Stellung ein als in neuerer Zeit. Rein schönes Spiel der Phantasie, sondern Wahrheit forderte man von ihm. Noch wußte man nicht Geschichte und Sage zu unterscheiden. Waren doch von Alters her für den größten Theil des Volkes epische Gesänge die einzigen Träger geschichtlicher Erinnerung gewesen. Wie die Kinder noch heute jeder Erzählung unbefangenen Glauben entgegenbringen, so setzte das naive Publikum als selbstverständlich voraus, daß sich die Thatfachen, welche der Dichter vortrug, auch wirklich ereignet hätten, und wie unsere Kinder für das schönste Märchen sich nur so lange interessiren, als sie es für wahr halten, so konnte man gegen einen mittelalterlichen Dichter keinen in den Augen seines Publikums schlimmeren Vorwurf erheben als den, daß er Lügen berichte. Dieser gefährlichen Angriffswaffe wußten sich ganz besonders die Geistlichen gegen die höfischen Epiker wie gegen die Spielleute zu bedienen. Daher suchten die Dichter, was den Stoff betraf, selbst den Schein der Originalität sorglich zu vermeiden; alle, Volksjänger sowohl als Kunstdichter, beriefen sich wie Historiker auf eine Quelle: auf die Mährre, auf die Aventure, auf das Buch. Wer ein episches Werk unternahm, der hatte vor Allem die Pflicht, sich der echten Ueberlieferung zu versichern. Lag ihm sein Gegenstand in verschiedenen Fassungen vor, so wählte er diejenige, welche nach seinem Ermessen die Kriterien höherer Wahrscheinlichkeit an sich trug. Wo er sich aber nicht enthalten konnte, neue Begebenheiten zu erfinden, da erfann er sich auch gleich einen Gewährsmann dazu.

Wie Gottfried von Straßburg hatte auch Wolfram zwischen zwei französischen Vorgängern zu wählen. Er führt sie mit Namen an, Crestien von Troyes und Riot (Guiot), und giebt dem Letzteren den Vorzug. Crestien von Troyes ist der berühmteste Vertreter der ritterlichen Epik in Frankreich und hat als solcher einen Einfluß auf die deutsche Literatur ausgeübt, wie wenige andere französische Dichter. Das letzte seiner zahlreichen Werke war li Contes del graal. Dem lag ein Buch zu Grunde, das er vom Grafen von Flandern, Philipp von Elsaß, spätestens im Jahr 1189 erhalten hatte. Crestien starb, nachdem er 10600 Verse an dem Gedichte geschrieben hatte. In die Lücke traten drei Fortsetzer, durch deren Zuthaten das Gedicht auf 50000 Verse anschwoll. Dieses Werk Crestiens ist uns in vielen Handschriften erhalten. Von dem Werke Guiots fand sich bis heute keine Spur. Auffallender Weise folgt Wolfram von der Jugendgeschichte Parzivals an dem Gedichte Crestiens im Gange der Erzählung Schritt für Schritt, daher mehrere Forscher der Meinung sind, Wolfram habe nur Crestiens Werk gekannt, die Vorgeschichte, die Abweichungen im Detail und den Schluß selbständig hinzu erfunden und diese Erfindungen durch einen gleichfalls erfundenen Gewährsmann Riot gedeckt. Auf das Für und Wider einzugehen, ist hier nicht der Ort. In beiden Fällen, ob wir die Existenz Guiots behaupten oder leugnen, bleibt ein Nest ungelöster Fragen zurück; aber die Schwierigkeiten scheinen mir doch bei der Leugnung Guiots zu überwiegen. Wahrscheinlich galt Wolframs Polemik gegen Crestien nicht diesem selbst, sondern einer jener Fortsetzungen, welche für Crestiens Werk gehalten wurden. Ihr gegenüber bevorzugte Wolfram eine den

Namen Guiots tragende ergänzende Bearbeitung des Crestien'schen Gedichtes, welcher er besonders die Vorgeschichte und den Schluß, das fabelhafte Königshaus von Anjou und den Feirefiz, entlehnte.

Ueberblicken wir den gewaltigen Stoff des beinahe 25000 Verse zählenden deutschen Gedichtes, so zerfällt er, von der Vorgeschichte und der Gawanepisode abgesehen, in zwei ungleiche Hälften. Der erste Theil handelt von den Jugendabenteuern Parzivals, der zweite von den Abenteuern des Grals. Wir wollen den letzteren als den gewichtigeren voranstellen.

Gral, — was heißt Gral? Hierüber weiß uns Wolfram nichts zu sagen. Um so reicheren Aufschluß gemähren die französischen Quellen. Da erscheint das Wort nicht als Eigennamen, sondern als ein ganz gewöhnliches Appellativum: altfranzösisch *graal*, *greal*, *grasal*, provenzalisch *grazal* hieß eine besondere Art großer Schüsseln. Nach den französisch geschriebenen Sagen des Königreichs Jerusalem gehörten dem Seneschal an festlichen Tagen „alle Schüsseln und Grale“, worin er dem König das erste Gericht hatte auftragen lassen. Das Wort lebt noch heute als Bezeichnung verschiedenartiger Gefäße, besonders in südfranzösischen Dialekten. Seine Herkunft ist trotz aller Deutungsversuche noch nicht ganz aufgeheilt. Die romanischen Formen stimmen am besten zum lateinischen *gradalis*. So hießen nach dem Zeugniß des Mönches Helinand aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts weite Prunkschüsseln, worin an reichen Tafeln verschiedene Delicategen stufenweise — *gradatim* — abgetheilt lagen. Mit dieser Erklärung könnte man sich vollständig beruhigen, wenn *gradalis*, erst seit dem elften Jahrhundert belegt, nicht als die Umdeutung eines älteren Wortes erschiene, das *garalis* lautete. Der Großvater König Heinrichs des Finklers, Graf Eberhart von Treviso, zählt in seinem Testament vom Jahre 873 mehrere *Garale* auf, unter Anderem zwei silberne mit je zwei Löffeln (*garales argenteos cum binis cochleariis duos*). Hier sind offenbar Schüsseln gemeint, aus denen je zwei Tischgenossen nach mittelalterlichem Brauche gemeinsam aßen.

Wie dem auch sei, Gral heißt Schüssel. Aber, fragen wir weiter, welche Bewandtniß hat es mit dieser Schüssel? Wie wurde sie zum Mittelpunkt einer wunderbaren Sage? Die Antwort finden wir wiederum nicht bei Wolfram, sondern nur in französischen Graldichtungen. Da zeigt sich uns der Gral auf's Engste verbunden mit der Legende von Joseph von Arimathia. Diese Legende erzählte ein französisches Gedicht Roberts von Boron in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, das uns in einer jüngeren poetischen und zahlreichen prosaischen Bearbeitungen aus dem dreizehnten Jahrhundert vorliegt.

Christus saß im Hause Simons mit seinen Jüngern beisammen, als die Feinde unter Anführung des Judas hereinbrachen und ihn gefangen fortschleppten. Ein Jude nahm die Schüssel mit, welche dem Herrn beim Abendmahl gebient hatte, und brachte sie dem Pilatus. Joseph von Arimathia, der mit fünf ritterlichen Mannen dem Pilatus lange Jahre gebient hatte, erbat sich hiefür als einzigen Lohn den Leichnam Christi. Pilatus schenkte ihm noch die Schüssel dazu. Als Joseph mit Nicodemus die Wunden des Gekreuzigten wusch, floß Blut

daraus. Das sammelte er in diesem Gefäße und bewahrte es in seinem Hause. Nach Christi Auferstehung beschuldigten die Juden den Joseph, er habe den Leichnam bei Seite geschafft, rissen ihn Nachts aus dem Bette und warfen ihn in einen unterirdischen Kerker. Aber Christus erschien ihm in blendender Klarheit, brachte ihm das kostbare Gefäß und tröstete ihn durch dessen Anblick. Wisse, sprach er, daß kein Meßopfer geschehen wird, ohne daß man sich Deiner erinnert. Wie Du mich vom Kreuze nimmst und ins Grab legtest, so wird man mich auf den Altar legen. Das Tuch, in das Du mich gehüllt hast, wird Corporale heißen. Das Gefäß, das mein Blut aufnahm, wird Kelch genannt werden, und die Patene, die man darüber deckt, wird den Stein bedeuten, womit Du das Grab verschlossen hast. Alle, die künftig dieses Gefäß schauen werden, werden davon Erfüllung des Herzens und dauernde Freude haben. Wer diese Worte lernen wird, — so läßt der Dichter zur Empfehlung seines Buches den Heiland hinzufügen — der wird Gnade finden vor Gott und Welt; vor Gericht wird ihm kein Unrecht widerfahren, und im Gottesurtheil wird er nicht unterliegen. — Darauf schied der Herr unter tröstlichen Verheißungen, und Joseph blieb in seinem Kerker lebendig begraben.

Nach langen Jahren wurde Vespasian, der Sohn des römischen Kaisers, von einem so schlimmen Ausfall befallen, daß Niemand seine Nähe ertragen konnte. Man verschloß ihn in einen Thurm, der nur ein einziges Fensterchen hatte, durch das man ihm seine Speise reichte. Da kam ein Pilger aus Judäa nach Rom und erzählte von den Wunderthaten des großen Propheten Jesus von Nazareth, den die Juden ans Kreuz gebracht hätten: er würde sicher, wenn er noch lebte, den Kaisersohn geheilt haben. Sogleich schickte der Kaiser Gesandte an Pilatus und ließ nachforschen, ob sich nicht ein Gegenstand fände, der im Besitz des Propheten gewesen sei. Wirklich bewahrte eine Frau Verrine (Veronica) ein Schweiß Tuch, worauf sich das Antlitz Jesu abgedrückt hatte. Das zeigte man dem eingeschlossenen Kaisersohn durch das Fensterlein, und sofort war er gesund. Zum Danke dafür machte er sich mit einem Heere gen Jerusalem auf, um Christi Tod an den Juden zu rächen. Er bestrafte die Hauptschuldigen mit dem Tode und verkaufte die übrigen, je dreißig um einen Silberling. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Gewaltthat offenbar, welche die Juden an Joseph von Arimathia begangen hatten. Vespasian ließ sich selbst an einem Seile in den Kerker hinab und fand den verschollenen heiligen Mann lebend, ohne Speise und Trank, in himmlischer Klarheit.

Darauf sammelte der Befreite eine Christengemeinde um sich und zog mit ihr in ein fernes Land. Sie bebauten das Feld und lebten lange Zeit in Wohlstand, bis die Sünde der Fleischeslust bei ihnen einzureißen begann. Von da an mißglückten alle ihre Anstrengungen, und Hungersnoth bedrängte sie. Joseph warf sich vor dem heiligen Gefäße auf die Knie und bat den Herrn um Hilfe. Da befahl ihm eine himmlische Stimme, die Unreinen von den Reinen auszuscheiden. Nach göttlicher Weisung bereitete er eine Tafel, welche der Abendmahlstafel nachgeahmt war. In die Mitte stellte er die heilige Schlüssel, den heiligen Gral. Sein Schwager Bron ging zu einem Wasser und fing einen Fisch; der wurde dem Gral

gegenüber gestellt. Dann setzte sich das Volk um die Tafel. Zwischen Joseph und seinem Schwager wurde ein Platz leer gelassen; der bezeichnete den Sitz des Judas am Tische des Herrn. Als bald empfanden die Reinen beim Anblick des Grals eine Süßigkeit und Erfüllung des Herzens; die Unreinen aber empfanden nichts und gingen beschämt hinweg. Von da an versammelte sich die Gemeinde täglich um die dritte Stunde zum Dienste des Grals. Ein falscher Jünger aber, Namens Moses, drängte sich in ihre Reihe und setzte sich auf den leeren Platz des Judas. Sofort verschlang ihn die Erde, und eine Stimme rief, dieser Platz solle leer bleiben, bis dem Sohne Brons ein Sohn geboren werde; dem sei der Platz bestimmt. Später vertheilten sich die Genossen und zogen in fremde Länder, um das Christenthum auszubreiten. Joseph übergab seinem Schwager den heiligen Gral und lehrte ihn dabei die geheimen Worte, welche Christus zu ihm im Kerker gesprochen hatte; nach ihm solle sein Enkel das Gefäß erhalten. Darauf zog Bron mit dem Gral von dannen.

Was in diesem Gedichte von der Einkerkelung Josephs, von der wunderbaren Heilung des römischen Kaisersohns, von der Bestrafung der Juden berichtet wird, das ist aus älteren Legenden (*Gesta Pilati*, *Narratio Josephi*, *Vindicta Salvatoris*) entnommen. Neues bietet nur die Erzählung vom Gral und der Gralgemeinde. Obgleich diese hier zum ersten Mal auftretende Legende theils unvollständig, theils bereits durch verwirrende Thaten überladen ist, lassen sich doch die wichtigsten Züge in ihrer ursprünglichen Bedeutung erkennen. Wir athmen rein geistliche Luft. Das Ganze ist voll mystischer Beziehungen im Sinne der mittelalterlichen Symbolik. Der Gral ist die Abendmahlschüssel, deren sich Jesus bediente, den Verräther Judas zu kennzeichnen. Als er den Ausspruch gethan hatte: „Einer von euch wird mich verrathen“, sagte er nach dem Evangelium Johannis zu seinem Lieblingsjünger, der an seinem Busen lag: Der ist es, dem ich den Wiffen eintauchen und geben werde. Und er tauchte den Wiffen ein und gab ihn Judas, dem Sohne Simons, dem Ischarioten, und sprach zu ihm: Was Du thun willst, das thue bald! Judas aber, nachdem er den Wiffen genommen hatte, stand auf und ging hinaus in die Nacht. — Von da an haftet nach unserer Dichtung an der Schüssel die Nacht, die Bösen von den Guten auszuscheiden.

Aber mit dieser einen Function der Schüssel hat sich der Tieffinn der Legende nicht begnügt. Ihre höchste Heiligkeit empfing sie erst durch die Aufnahme des Blutes, das für die Sünden der Welt auf Golgatha vergossen wurde. Die Mehrzahl der altfranzösischen Quellen hebt nur diese Verwendung der Schüssel hervor, ohne des Abendmahls zu erwähnen. Daran als an das wichtigste Merkmal knüpfte sich auch die im späteren Mittelalter übliche falsche Deutung der Worte *San greal*, heilige Schüssel, als *Sang real*, königliches Blut. Durch Bewahrung des allerheiligsten Blutes erhielt die Schüssel die gleiche mystische Bedeutung wie der Abendmahlskelch; ja sie wurde, wie schon Roberts Gedicht zeigt, gradezu damit verwechselt. In einem der französischen Prosaromane wird ausdrücklich gesagt: „der Gral, d. h. der Kelch“. Abbildungen alter Hand-

ſchriften zeigen den Gral in Kelchform. Auf einem Miniaturbild des fünfzehnten Jahrhunderts iſt einem unter dem Kreuze ſtehenden Kelch der Name graal beigeſchrieben.

Nun erklärte man in der Deutung der Meßgebräuche den Kelch als das Symbol des heiligen Grabes, die Patene — den flachen Teller, der darüber gedeckt wird — als Symbol des Steins, womit das Grab verſchloſſen wurde; das Corporale — das geweihte Linnen, das der Prieſter auf den Altar breitet, um den Kelch darauf zu ſtellen, — bezeichnete das Leichentuch, in das Chriſtus gewickelt wurde. Der Meßprieſter wiederholt, was Joſeph von Arimathia an Chriſtus gethan hat. So umweben den Gral die heiligſten Myſterien der mittelalterlichen Kirche. Er iſt in ſeiner tiefften Bedeutung das Sinnbild des heiligen Grabes und kommt als ſolches mit Fug und Recht in die Obhut des *sepulcor domini*, des getreuen Mannes, der in dem Grabe, das er für ſich ſelbſt bereitet hatte, den Heiland beſtattete. Das ſind die Geheimniſſe des Grals, wovon in den franzöſiſchen Romanen ſo viel die Rede iſt und wovon einmal ſagt, daß nur ein geweihter Prieſter darüber ſprechen könne. Sie ſoll nach der urſprünglichen Abſicht der Legende nur Der erfahren, der zur Bewahrung des heiligen Gefäßes von Gott erwählt iſt. Selbſt der Gemeinde, die täglich den Graldienſt übt, bleiben ſie verborgen.

Dieſer Gralbewahrer ſollen es nach unſerem Gedicht mit ausdrücklichem Hinweis auf die Dreieinigkeit nur drei ſein: Joſeph von Arimathia, ſein Schwager Bron und endlich Brons Enkel, deſſen Name nicht genannt wird. Von Bron erzählt die Legende, daß er den Fiſch gefangen hat, der beim erſten Graldienſt auf die Tafel geſtellt wird. Was dieſer Fiſch neben dem Gral bedeuten ſoll, wird mit keiner Silbe ſagt, und dennoch ſoll Bron von ſeinem Fang den Beinamen „der reiche Fiſcher“ erhalten haben, der ſich in den Gralromanen auf ſämmtliche Bewahrer des Grals vererbt. Das wäre völlig unbegreiflich, wenn der Fiſch in der Legende von Anfang an die ſcheinbar müßige Rolle geſpielt hätte wie in Roberts Gedicht. Hier hat ſich offenbar ein Theil der Ueberlieferung verdunkelt. Der Fiſch iſt ein uraltes Symbol Chriſti. Die Worte „Jeſus, Meſſias, Gottes Sohn, Erlöſer“, welche das chriſtliche Bekenntniß auf den kürzeſten Ausdruck brachten, lauteten griechiſch: Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτὴρ (Jeſus Chriſtos, Theu (h)Yios, Sötër). Die fünf bedeutungsvollen Worte wurden auf Inſchriften in der Regel nur mit ihren Anfangsbuchſtaben bezeichnet; dieſe, „I ch th y s“, geben das griechiſche Wort ἰχθύς, d. h. Fiſch. So wurde der Fiſch zum geheimen Abzeichen der Chriſten in den erſten Jahrhunderten. Wo in den älteſten chriſtlichen Bildwerken eine Mahlzeit vorkommt, da ſteht der Fiſch auf dem Tiſche, zugleich erinnernd an das Speiſewunder Chriſti und an das Frühmahl des Auferſtandenen mit den ſieben Jüngern am See Tiberias. Nach einer arabiſchen Legende ließ Jeſus auf den Wuſch ſeiner Jünger einen goldenen Fiſch vom Himmel niederschweben, worauf in ſilberner Platte ein großer gebadener Fiſch lag. Selbſt auf alten Darſtellungen des Abendmahls liegt ſtatt des Paſſahlamms ein Fiſch in der Schüffel. Auch bei den Freudengelagen der Seligen im

Himmel ist die Hauptspeise der Fisch. Es ist also kein Spiel des Zufalls, daß wir ihn auf der Tafel des Grals wiederfinden. Wie hier der Gral den Kelch, so vertritt der Fisch das Brot. Bezeichnet der Gral das Blut, so bezeichnet der Fisch den Leib des Herrn.

Auch für den Beinamen „der reiche Fischer“ dürfen wir in unserer Legende, wo Alles symbolisch gedacht ist, noch einen besonderen symbolischen Ursprung vermuthen. Anknüpfend an den Ausspruch Christi: „Ich will euch zu Menschenfischern machen“ bezeichnet schon in den Bildwerken der Katakomben der Fischfang die Ausbreitung des Evangeliums. Das Fischernetz bedeutet die Predigt. Ein reicher Fischer heißt, wer Viele bekehrt. Diese Beziehung auf die Missionsthätigkeit der Gralgemeinde hat aber der französische Bearbeiter der Legende nicht mehr verstanden, und so suchte er sich wie alle übrigen Graldichtungen den räthselhaften Beinamen aus eigener Erfindung zu deuten.

Wann und wo diese Legende entstanden ist, wissen wir nicht. Der Leib Josephs von Arimathia kam zu Karls des Großen Zeit in das Kloster Moven-moutier in französisch Lothringen. Von dort entführten ihn fremde Mönche noch vor Ausgang des zehnten Jahrhunderts; der Chronist sagt nicht wohin. Vielleicht ist Lothringen, wo Joseph von Arimathia sehr populär war, die älteste Heimath der Legende. Alle Bearbeitungen aber, welche uns vorliegen, bringen sie in Verbindung mit der keltischen Vorzeit und der Befehrung Britanniens. Die uns überlieferte Gestalt kann die Legende also nur auf britischem Boden erhalten haben. Dort sollte sie dem kirchlichen Nationalbewußtsein zur Stütze dienen. Es machte sich nämlich seit den Tagen der heiligen Befehrer Kolumba und Kolumban unter den keltischen Christen Irlands und Britanniens ein schismatischer Zug bemerkbar, eine Hinneigung zu Bräuchen der orientalischen Kirche, welche als die Mutter der britischen galt. Jahrhunderte vor der Landung der römischen Sendboten hatten ja christliche Gemeinden auf den Inseln bestanden, und man kann noch heute in England die Behauptung hören, daß kein Geringerer als der Apostel Paulus in Cornwall, Wales und Irland das Christenthum gepredigt habe. Dieser Abelsitz der keltischen Kirche fand seinen sprechendsten Ausdruck in den Priestercollegien der Culdeer, welche den Ansprüchen Roms gegenüber an den Freiheiten der Urkirche festhielten, bis auch sie die hierarchische Hochfluth des dreizehnten Jahrhunderts hinwegsetzte. Durch die englische Legendendichtung geht ein Hauch dieses selbständigen Geistes, der in den Kirchenzweisten der normannischen Könige, besonders in den Bedek'schen Gändeln, praktische politische Bedeutung gewann. Wie man in Rom im fünften Jahrhundert die Fabel erfunden hatte, daß der Kaiser Constantin vom römischen Pabst Silvester bekehrt und getauft worden sei, wodurch die Oberhoheit der römischen Kirche erwiesen werden sollte, so erfand man im zwölften Jahrhundert in England nicht minder erbauliche Fabeln, welche ohne directe Polemik die Tradition bekräftigen sollten, daß die englische Kirche ganz unabhängig von Rom unmittelbar durch die Apostel und Zeitgenossen Christi gegründet worden sei. In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts war es der Apostel Philippus, auf den man die Befehrung Britanniens zurückführte,

und in der zweiten Hälfte gesellte sich ihm Joseph von Arimathia mit der Schaar des Grals. In dem großen französischen Prosaroman aus den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts, der die Schicksale Josephs und seiner Anhänger behandelt, ist England das Land der Verheißung, wo die Gralgenossenschaft das Evangelium predigen soll. Der Sohn Josephs breitet an der syrischen Küste sein Hemde auf das Wasser; alle Reinen finden Platz darauf und fahren so in einer Nacht gen Großbritannien. Dort wird der Sohn Josephs von Christus selbst zum ersten Bischof geweiht und mit der Gründung einer eigenen Hierarchie betraut.

Von dieser ganzen Vorgeschichte des Grals, von Joseph von Arimathia, seinem Schwager und seinen Tafelgenossen findet sich bei Crestien und Wolfram keine Spur. Crestien sagt von der Vorgeschichte gar nichts. Bei Wolfram haben wir als Gralhüter statt der Vorsteher einer Gemeinde von Judenchristen ein Geschlecht ritterlicher Könige romanischen Stammes, welche ebenso wenig wie der Gralfinder mit den biblischen Gestalten der Legende in genealogischem Zusammenhang stehen. Bei Crestien und in anderen französischen Quellen wird mit dem Gral ein silberner Teller in den Saal getragen. Das ist unverkennbar die Patene der Legende, der Deckel zu dem als Kelch gedachten Gral. Wolfram, der sich selbst gelegentlich über sein mangelhaftes Französisch lustig macht, hat das Wort *talleor* (Teller) mißverstanden, und so sind bei ihm aus dem Teller zwei silberne Messer geworden, für die er sich im Geiste mittelalterlicher Medicin eine abenteuerliche Verwendung erdachte. Crestien erklärt nirgends, was der Gral sei. Offenbar wollte er sich das für den Moment aufsparen, wo Parzival die Frage stellt; bis zu diesem Moment ist er aber in seiner Dichtung nicht gekommen. Er schildert den Gral als ein Gefäß von feinstem Gold, mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt, das durch seinen Glanz die Herzen überstrahlt wie die Sonne die Sterne. Wolfram hat in seinen Quellen nur den Ausdruck *graal* gefunden, den er für einen Eigennamen hielt und daher unübersetzt bei uns einführte. Daß Gral Schüssel heißt und daß damit die Abendmahlschüssel, die Christi Blut aufnahm, gemeint ist, wußte er nicht. Er spricht nie von der Form des Grals, sondern nur von der Materie; es ist ein Stein von edelster Art, ein Stein, der Alles gewährt, was man von ihm erbittet, der alle Fülle des Lebensgusses und Unsterblichkeit verleiht.

Ähnliche sogenannte Wunschdinge lehren unzählige Mal in den Märcen der Völker wieder. Schon Herodot erwähnt den Sonnentisch der langlebenden Aethiopen, der sich nach dem Glauben des Volks jede Nacht mit Speisen bedeckte. Bekannt ist das Horn der Amalthea, das Speise und Trank nach Wunsch gewährte. Das Manna der Wüste nahm nach der Versicherung der Rabbinen jeden Geschmack an, den man sich wünschte. Nach mohamedanischer Legende vererbte sich im Geschlecht der voradamitischen Salomone ein Becher, der Hoheit, Glanz und Segen verlieh und alle Geheimnisse der Welt erschloß. Er ging später an den persischen Sagenkönig Dschemschid, den indischen Jama, über. Die buddhistischen Sagen Indiens und Tibets wissen viel von einem Edelstein zu

erzählen, der Alles schafft, was man denkt, und nach welchem Buddha-Jelky eine Wunderfahrt unternahm; sein Name Tschintamani entspricht genau dem deutschen „Wünschelstein“. Solche Talismane leuchten besonders häufig in der orientalischen Märchen auf. In der indischen Märchensammlung von Somadeva erscheint eine Schale, die stets mit Speise und Trank gefüllt ist, im persisch-türkischen Papageienbuch ein Napf mit derselben Eigenschaft. Goldene Näpfe, goldene Schalen mit gleicher Zauberkraft kennen die Sagen sibirischer Stämme. Die Phantasie des Mongolen ergötzt sich an einem Märchenbecher, der stets mit Branntwein gefüllt ist und, wenn man ihn umdreht, Fleisch und Kuchen herausfallen läßt. Ein Körbchen, das Alles gewährt, bieten uns russische Volksmärchen, ein Kästchen ähnlicher Art die neapolitanischen Märchen des Basile.

Unter den dreizehn britischen Wunderdingen, welche der Seher Merlin mit sich nahm, als er in seinem Glaschiffe vor den Sachsen übers Meer entfloh, waren der Korb des Gwyddno, in welchem Speise, die man hineinlegte, sich ver-hundertfachte, der Tisch und die Schüssel der Königs Rhydderch, worauf jedes gewünschte Essen erschien. Auch eines der ältesten bretonischen Märchen erzählt von einer Wunderschüssel, die nach Wunsch alle möglichen Speisen spendet und endlich verschwindet. Der hymrische Held Bran der Gefegnete empfing von dämonischen Gästen einen Kessel, der die Kraft hatte, Todeswunden zu heilen und selbst Todte ins Leben zurückzurufen, der aber zerprang, wenn ihm etwas Böses nahe kam. Besonders reich an Wunschdingen verschiedenster Gestalt sind unsere deutschen Sagen und Märchen. Woban verleiht sie seinen Lieblingen, der Spender alles Segens, der im Norden den Beinamen Wunsch führt. Auch die unterirdischen Schatzkammern der Elben und Zwerge sind voll davon; wer eines ihrer Trinkgeschirre besitzt, dem ist es ein Füllhorn des Glücks, bis es zerbricht, gleich dem Glück von Edenhall. Das bekannteste unter den deutschen Wunschdingen, an das der Gral erinnert, ist das Tischleindebüch.

Ein solches märchenhaftes Wunschleinod sah Wolfram offenbar auch im Gral, freilich ein Wunschleinod mit ausgesprochen christlichem Charakter. Allein die christliche Heiligung des Wundersteins geschieht bei ihm doch nur äußerlich durch die vom Himmel gebrachte Hostie, und so feierlich er auch sonst dafür gestimmt scheint, — da, wo er erzählt, daß der Gral selber seine Genossenschaft bewirthe habe, kann er sich nicht enthalten, in seiner schalkhaften Art beizufügen: „Ich sage das auf euer aller Eid (er schiebt die Verantwortung für das, was er sagt, auf die Zuhörer); sollt' ich hier Jemand trügen, so müßt ihr mit mir lügen (lüge ich, so müßt ihr die Schuld mittragen)“. So spricht doch nur, wer ein Märchen erzählt, das er selbst nicht glaubt.

Die ursprüngliche Legende wußte von keiner anderen Wunderkraft des Grals als der, die Reinen mit seliger Erfüllung des Herzens zu begnaden. Bei Wolfram — und bei ihm allein — hat sich diese Gemeinde der Reinen in eine ritterliche Bruderschaft verwandelt, die zu Keuschheit und Demuth verpflichtet ist. Der Name Tempel (Templeisen, templenses), den er den Gralhütern beilegt, bezeichnet eben im Allgemeinen Vertreter geistlicher Ritterschaft. Statt der

himmlischen Stämmen der Legende geben bei Wolfram schweigsame Inschriften ihr wunderbares Orakel. Nur für Getaufte ist der Gral sichtbar; nur Berufene dürfen ihn rühren; nur jugendliche Hände vermögen ihn zu heben: alle diese Züge erscheinen noch dem Geiste der Legende gemäß. Dagegen ist das über die Genossenschaft hinausgehende politische Regiment des Grals nur erfunden, um die Anknüpfung der Schwanrittersage vorzubereiten, welche sich auch bei Gerbert, einem Fortsetzer des Crestien, findet.

Die blutende Lanze, welche in der Legende fehlt und welche Wolfram für die vergiftete Waffe hält, womit Anfortas verwundet wurde, hat bei Crestien noch höhere Bedeutung als der Gral. Erklärt hat er sie jedoch ebenso wenig wie diesen. Dafür belehren uns die übrigen französischen Quellen, daß es die Lanze des Longinus ist, womit Christus am Kreuz in die Seite gestochen wurde. In den Romanen wird die Gralburg zu einer wahren Reliquientammer, und so kann es uns nicht wundern, daß auch die vom ersten Kreuzzug her so berühmte Lanze dort Aufnahme fand, daß sich der Schüssel, welche das Blut des Erlösers empfangt, die Waffe zugesellte, welche dieses Blut vergossen. Zugleich spielte aber hier eine Vorstellung der kymrischen Nationalsage herein. Eine blutige Lanze war für die zurückgedrängten Kelten das Symbol des Rachekriegs gegen die germanischen Sieger. Durch die blutige Lanze werden die Reiche der Sachsen vernichtet werden, so lautete eine alte Weissagung der Barden von Wales. Von dieser Weissagung mußte auch Crestien und bezog sie mit ausdrücklichen Worten auf die blutweinende Lanze der Gralburg.

Nach alledem hat die Gralsage bei Wolfram den Boden der Legende mit dem der ritterlichen Welt des zwölften Jahrhunderts vertauscht, und alle jene tief sinnigen mystisch-symbolischen Beziehungen der religiösen Dichtung sind verschwunden. Aus der das Evangelium verkündenden Gralgemeinde ist eine den geistlichen Ritterorden verwandte Brüderschaft geworden, welche in wilder Waldeinsamkeit ein christliches Wunschkleinod bewacht. Der König dieser Schaar führt noch den unverstandenen und umgedeuteten Beinamen „der Fischer“. Wie die englische Legende ignorirt auch der Gralmythus Wolframs die bestehende Organisation der Kirche. Papst und Hierarchie sind in der That für diesen Ritterstaat entbehrlich, der durch die Offenbarungen des Grals mit der Gottheit in unmittelbarem Verkehr steht.

Die Legende wies, wie erwähnt, auf einen künftigen Gralbewahrer hin, dessen Name nicht genannt wurde. In allen überlieferten Graldichtungen ist dies ein Held des Artursagenkreises. So weit wir zurückblicken können, ist also die Verbindung der Legende mit der kymrisch-bretonischen Sage schon vollzogen. Die des Abschlusses entbehrende Legende wird durch einen Abenteuerroman ergänzt, den mit ihrem abgerissenen Gewebe nur wenige Fäden zusammenhalten. Der ritterliche Gralfinder ist bald Parzival, bald Galaad, der Sohn Lanzelots, bald Gawan. Die Priorität kommt Parzival zu. In den französischen Prosaromanen sucht er den Gral mit Absicht von Anfang an. Bei Crestien und Wolfram dagegen erfährt er vom Gral erst, nachdem er seinen Besitz aus jugendlicher Unbe-

hilfslichkeit verschertzt hat. Die Sage vom jungen Parzival enthält der erste Theil unseres deutschen Gedichtes, wo erzählt wird, wie der in der Abgeschiedenheit aufgewachsene Helbersohn in die fremde, glänzende Welt zieht, Thorenkleider am Leib, Kindes-einfalt im Herzen; wie er die tapfersten Ritter überwindet und die schönste junge Königin erwirbt. Es ist ein Dummlingsmärchen, das anmuthigste, das wir kennen. Ueber diesem Theile des Gedichts ruht ein Maienglanz reinfster Poesie.

Nur eine einzige französische Graldichtung hat versucht, Parzival wirklich zum Enkel Brons zu machen. Daß das Märchen von dem schönen Dummling (altfranz. nicelot) mit der Sage vom Gral ursprünglich gar nichts zu thun hatte und ihr nur äußerlich angefügt wurde, zeigt Wolframs Werk noch deutlich genug. Erwünschte Bestätigung bietet das Gedicht eines englischen Spielmanns aus dem vierzehnten Jahrhundert, das nach einer unbekanntem französischen Quelle gerade nur dieses Märchen mit derbem Volkshumor behandelt. Da ist es der rothe Ritter, der Percevals Vater getödtet hat. Der Junge reitet aus auf einer Stute, in Ziegenfelle gekleidet, mit dem unritterlichen Wurffpieß bewaffnet. Wo er für sich und seinen Gaul Speise findet, da nimmt er von Allem nur die Hälfte, weil seine Mutter ihm anbefohlen hat, bescheiden zu sein. Er reitet in die Königshalle hinein und so nahe auf Artur hin, daß die Stute mit ihrem Maul des Königs Stirn berührt, und da dieser ihn nicht gleich zum Ritter machen will, droht er ihm mit Prügeln. Artur aber erkennt mit Freude in dem wilden Jungen den Sohn seiner Schwester Aheflour. Da kommt der rothe Ritter herangesprengt, nimmt dem König seinen Becher, trinkt ihn aus und reitet damit von dannen. Der Knabe folgt ihm und schießt ihm seinen Wurffspeer durch den Kopf. So ist seines Vaters Tod gerächt. Weil ihn seine Mutter gelehrt hat, wenn er den abgebrochenen Speerschaft aus dem Eisen herausbringen wolle, so brauche er nur das Holz zu verbrennen, macht er ein Feuer an, um den todten Ritter, mit dem er sonst nichts anzufangen weiß, aus seiner Rüstung herauszubrennen. Gawain hilft ihm und legt ihm die erbeuteten Waffen an. So begegnet er zehn Männern; die halten ihn für den gefürchteten rothen Ritter und wenden sich zur Flucht. Er aber reitet hinter ihnen her, weil er sie nach der Lehre seiner Mutter grüßen will. Endlich befreit er Lufamour, die Königin des Mädchenlandes, von einem zudringlichen Sultan. König Artur, Gawain und andere Ritter kommen gleichfalls, ihr zu helfen, werden aber von Perceval angerannt. Gawain kämpft lange mit ihm, bis der Junge die Bemerkung macht, solch ein tapferer Sultan sei ihm noch nicht vorgekommen. Da erkennt ihn Gawain an seinen einfältigen Reden, und sie küssen sich als Freunde. Perceval erhält von Artur den Ritter Schlag und wird König des Mädchenlandes. Fröhlich lebt er mit seinem schönen Weib das ganze Jahr, bis die Weihnachtszeit herannaht. Da bekommt er Heimweh nach seiner Mutter, reitet hin, findet sie noch lebend und führt sie in sein Königreich.

Hier ist uns der Kern des alten Volksmärchens erhalten. Alles ist im klarsten einfachsten Zusammenhang, das Ganze befriedigend in sich abgeschlossen. Vom Gral und von der verjäumten Frage keine Spur. Es kann keinem Zweifel unterliegen,

daß wir die Heimath dieses Märchens in der Heimath Arturs und Tristans, in der kymrisch-bretonischen Sagenwelt zu suchen haben, welcher die höfischen Dichter der Franzosen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert unter Vermittelung der fahrenden Spielleute so viele romantische Stoffe entlehnten.

Durch die Kunst und den Cultureinfluß Frankreichs bei allen Nachbarvölkern hochberühmt und vielverbreitet, lehrten später die keltischen Erzählungen im französischen Gewande zu ihren eigenen Landsleuten zurück. Was wir über Parzival und den Gral in kymrischer Sprache besitzen, das ist entweder freie Umarbeitung oder unmittelbare Uebersetzung einer französischen Dichtung. Auch das bretonische Volkslied von dem jungen Helben Morvan, der ganz wie Parzival vor dem ersten Ritter, den er sieht, auf die Kniee fällt, weil er ihn für den Erzengel Michael hält, dann aus dem Mutterhaufe dabonstürmt, um selber Ritter zu werden, und, wie er nach zehn Jahren zurückkehrt, von der trauernden Schwester hört, daß sein Scheiden der Mutter das Herz gebrochen habe, — auch dieses vielgenannte Lied ist augenscheinlich unter der Einwirkung Crestien's und seines Fortsetzers Gautier von Douzens entstanden.

Der Name Perceval hat französischen Klang und ist ohne Zweifel durch Umdeutung aus einem keltischen Namen hervorgegangen. In dem kymrischen Volksbuch, dem Crestiens Gedicht zu Grunde liegt, heißt der Held Peredur. Das französische Perce-val ist ein Imperativname wie das deutsche Springinsfeld und bedeutet „Dring durchs Thal“. Aehnlich heißt ein Söhnlein des Fuchses Reinhart in der französischen Thierdichtung Percehaie, „Durchbring die Hede“, Hedeneschlüpfer; ferner der Held eines großen Romans aus dem vierzehnten Jahrhundert Perceforest, „Durchbring den Wald“. Die Erklärung „Mittendurch“, welche Wolfram giebt, findet sich nicht bei Crestien. Sie stimmt auch ebenso wenig zu Crestiens „Perceval“ als zu Wolframs „Parzival“, sondern geht auf eine besonders in Südfrankreich übliche Nebenform Persaval zurück: aval zu Thal, also „Dring durch von oben nach unten“, d. h. „Hau mitten durch“. Es ist dabei wohl an jene Kraftthieße gedacht, welche Umland Schwabenstreiche nennt und welche in den altfranzösischen Heldenliedern ganz besonders beliebt sind. Schon diese Deutung, welche Wolfram nicht selbst erfunden haben kann, beweist, daß er neben Crestien noch andere französische Quellen vor sich hatte.

Die entstellte Form Parzival hat Wolfram bei uns eingebürgert. Daß man diese deutsche Entstellung eines französischen Namens aus dem Arabischen und Persischen hat erklären wollen, mag nur der Curiosität halber erwähnt werden.

Als Kelten kennzeichnet Parzival sein ständiger Beiname „li Galois“, den Kymre aus Wales (altfranz. Gales). Die lächerlich unritterliche Tracht, in welcher er ausreitet, ist keine Narrenkleidung, wie Wolfram sie auffaßt, sondern die Volkstracht der kymrischen Bauern.

Bei Wolfram wie bei Crestien leitet von dieser Jugendgeschichte Parzivals zu den Gralabenteuern die Vorschrift hinüber, die Gurnemanz dem kindlichen Helben ertheilt: nicht viel zu fragen. Dadurch, daß Parzival in seiner Unschuld

diese Vorschrift wie die früheren Lehren seiner Mutter allzu wörtlich befolgt, trifft ihn auf der Höhe seines Glücks und seiner Ehren Leid und Schmach. Die arglose Heiterkeit seines Lebens wandelt sich plötzlich in tragischen Ernst. Wie erklärt sich nun die verhängnißvolle Frage, welche den Angelpunkt der ganzen Erzählung bildet, so daß man glauben könnte, das Gedicht habe keinen andern Zweck als die Widerlegung des Epiktetischen Satzes: „Es hat Niemanden gereut, geschwiegen zu haben, gesprochen zu haben, aber oft“? Hier macht sich die mangelhafte Uebersieferung der Grallegende und ihre lockere Verbindung mit der Parzivalsage am empfindlichsten geltend. Gehört die Frage ursprünglich der Sage, oder gehört sie der Legende an?

Verührungen mit volksthümlichen Sagenelementen sind nicht zu leugnen, besonders in der eigenthümlichen Version, welche Heinrich von dem Türlin (um 1220) in seinem „Die Krone“ betitelten Gedichte aus unbekannter Quelle überliefert hat. Da stellt Gawan die von Parzival versäumte Frage: Ritter und Frauen springen jubelnd von den Tischen; der alte Burgherr giebt sich und die Seinen als längst Verstorbene zu erkennen, die nun durch die Frage erlöst seien, und verschwindet sammt dem Gral und seinem Gefinde. Hier klingen Volkssagen von Gespenstern an, die durch ein bestimmtes Wort Erlösung finden. An das Märchen erinnert auch der den französischen Dichtungen eigenthümliche Zug, daß mit der ausgesprochenen Frage alle Verzauberungen in Britannien schwinden und das bisher öde und verwüstete Land mit einem Male bevölkert und wohlbebauet erscheint, Wälder und Wiesen auf's Neue grünen und die versiegten Brunnen wieder strömen. Aber andererseits bietet sich uns doch ein Anhaltspunkt, um die wunderwirkende Frage als ein unverstandenes Erbstück der Legende zu erkennen. Wo immer in den französischen Romanen von der Frage die Rede ist, auch bei Crestien, zielt sie nicht auf die Leiden des Fischerkönigs, sondern auf die Wunder des Grals. Sie lautet: „Wem dient man mit dem Gral?“ fordert also Einweihung in die geheimnißvolle Bedeutung des Graldienstes. In der französischen Erzählung, die sich der Legende am nächsten anschließt, lehrt darauf der Fischerkönig den Fragenden die Worte des Mystariums, welche Christus zu Joseph im Kerker gesprochen, und von allen Schmerzen seines Siechthums genesen, stirbt er am dritten Tage. Die Frage steht also im engsten Zusammenhang mit den mystischen Grundideen der Legende. Wie sie jedoch in den Plan der Erzählung eingefügt war, warum sie von dem Gralsucher gefordert wurde, darüber lassen uns alle Quellen im Stich und bleiben uns nur Vermuthungen. Bron, der zweite Gralhüter, wird alt und krank, kann aber nicht sterben, bis er die Obhut des heiligen Gefäßes seinem Enkel anvertraut hat. Mit der Uebergabe des Gefäßes ist die Mittheilung der Geheimnisse des Grals, seiner mystischen Deutung verbunden. Diese Geheimnisse aber darf Bron seinem im Getriebe der Welt großgewordenen Enkel nur dann enthüllen, wenn er aus eigenem Herzensbedürfniß darnach verlangt. Eine derartige Bedeutung mag ursprünglich die räthselhafte Frage gehabt haben.

Bei Wolfram ist sie rein ethischer Natur als der Ausdruck menschlichen Mit-

gefühls. Daß daran die Heilung des Anfortas geknüpft war, das war für Wolfram eben ein Märchenmotiv wie so manches Andere, wie die Bewirhung durch den Gral, wie das Lachen der Cunnemare, wie die Blutstropfen im Schnee. Kein religiöser Drang, kein Verlangen nach den Reichthümern und Ehren der Gralburg ist es, was Parzival zum Gralsucher macht: ihn quälen die Qualen des Anfortas, die er durch ein Wort hätte stillen können. Darum will er von keiner Freude wissen und sucht in schwermüthigem Troß den Weg zum Gral, den Niemand findet, der ihn sucht. Er zählt nicht Tage und Jahre mehr und reitet ruhelos kämpfend in der Irre, obgleich ihn das rührende Bild seines verlassenen Weibes mit schmerzlicher Sehnsucht heimwärts zieht.

Bermählt ist Parzival zuerst bei Wolfram. Auf den von Geistlichen geschriebenen großen Gralromanen der Franzosen lastet eine düstere mönchische Weltanschauung. In dem einen wird Frauenliebe gar nicht genannt; in dem andern wird sie nur genannt, um den Gralsuchern verboten zu werden. Die Helben der Tafelrunde ziehen aus, den Gral zu suchen; aber nur dem jungfräulich Keinen ist er bestimmt. Darum müht sich der Teufel, wiewohl vergebens, die beiden reinen Jünglinge Parzival und Galaad durch allerlei verführerisches Blendwerk zu Falle zu bringen. Auch Wolframs Parzival, dessen Schönheit und Ritterlichkeit die Herzen der Frauen entzückt, läßt alle Lockungen der Sinne unbeachtet, denen sich sein Freund, der galante Gawan, voll Begierde hingiebt. Aber was Parzival davor bewahrt, ist keine naturfeindliche mönchische Dogmatik, sondern das menschlich unendlich schönere Motiv der Gattentreue.

So hat der deutsche Dichter, indem er sich am meisten von der Legende emancipirte, die Sage uns menschlich am nächsten gebracht. Aus dem Dummlingsmärchen hat sich ein ernstes tieffinniges Lebensepos entfaltet. In seiner „tumpheit“, seiner jugendlichen Unerfahrenheit, häuft Parzival unwissend Schuld auf Schuld, im antiken und mittelalterlichen Sinne. Das erste Gefühl, das ihn bei der Entdeckung erfüllt, ist Verbitterung über sein ungerichtetes Schicksal und Groll gegen Gott, von dem er sich los sagt, weil er ihm nicht geholfen. Allein dieser Knabentroz ist eben der letzte Ueberrest seiner tumpheit. Mit getheiltem Herzen nach dem Unerreichbaren strebend, müht er sich Jahre lang in nutzlosen Kämpfen ab, bis ihn die Verzweiflung zu Gott zurückführt, bis er, über die Thorheit seines Troßes belehrt, sich im Wohlgeföhle seiner Schuld demüthig der göttlichen Gnade anheim giebt. So in harter Schule weise geworden, erwirbt er als Siegespreis für seine äußeren und inneren Kämpfe durch einen Gnadenact Gottes das Gralkönigthum, den Inbegriff irdischer und himmlischer Glückseligkeit. Das ist nach Wolfram des Menschenlebens höchstes Ziel, daß man sich des Himmels Schuld erwerbe, ohne den Freuden der Erde den Rücken zu kehren. Hoch über der mönchischen Gralritterschaft thront Parzival im Arme treuer Liebe.

Welch eine Fülle von Bildern ist in den Riesenteppich dieses Gedichtes eingewebt, glühend in buntester Farbenpracht! Auf der einen Seite die weltliche Ritterschaft des Königs Artus mit ihren Freudenfesten auf lichter Flur, mit Frauendienst und Abenteuerfahrt; auf der andern der geistliche Ritterorden des

Grals mit seiner bei aller Herrlichkeit trauerdüstern Burg in einsamer Waldwildniß. Daneben Clinchors Wunderland mit dem Zaubersapparat der Ritterromane, mit Wunderbett und Zauberspiegel und auf Erlösung harrenden gefangenen Königinnen. Hier die gastliche Burg des Gurnemanz, wo liebliche Mägdelein den kampfmüden Fremdling im rosenüberschütteten Bade mit linden Händen pflegen; dort Trevrizents stille Waldklaufe, wo es keine andere Bewirthung giebt als Wurzeln und Quellwasser und ernste heilige Gespräche. Hier die holde, unschuldige Condwiramur, die Nachts hilfesehend an ihres Gastes Bette kniet, zwei Thränen auf den Wangen, die dritte am Kinn; dort die verbitterte, herrische Orgeluse, die eine grausame Freude daran findet, ihre Werber ins sichere Verderben zu jagen; die schuldlos leidende Jeschute auf strauchelnder Mähre, im zerrissenen und nur durch Knoten zusammenhängenden Kleid, durch das ihr schwanweißer Leib schimmert, die aber in all ihrem Elend nichts beweint als den stummen Gram ihres grollenden Vatten, und daneben die üppige Königsstochter Antikonie, die sich von dem kranken Gawan im Sturm erobern läßt und den Störern ihrer Schäferstunde ihre schweren Schachfiguren an die Köpfe wirft; das reizende kleine Fräulein Dilot, das im Trotz gegen seine große Schwester den unbekanntem Gawan zum Ritter wählt, aber um ein Abzeichen in Verlegenheit kommt, da sie nichts als Puppen hat, schließlich ihm ihren Armel schickt, den der Sieger ganz zerhauen aus dem Kampfe zurückbringt, worauf sie ihn triumphirend wieder an den Arm streift, und die arme Sigune, die bei dem Geliebten Todtenwache hält, bis ihr selbst die Augen brechen, — und mitten in diesem wechselnden Gewühle die bezaubernde Gestalt des jungen Parzival mit der Feenschönheit seiner Ahnfrau, der freudigen Heldenkraft seines Vaters und dem treuen Herzen seiner Mutter, ohne alle Frage die liebenswürdigste Gestalt der ganzen Ritterdichtung. Er trägt wie kein anderer in der conventionellen höfischen Welt die unverkünstelten Züge reiner rührender Menschlichkeit, und seine Familienliebe hat nur im Volksepos, nirgends aber in der adeligen Kunstdichtung ihres Gleichen. Es ist ein Hauptvortug der Composition, daß wir ihn auch in der großen Gawanepisode nie ganz aus den Augen verlieren, daß er immer wieder im Hintergrund der Handlung bedeutsam auftaucht, um uns mitten im Gewirre der zufälligen Abenteuer das feste Ziel der Dichtung ins Gedächtniß zu rufen.

Im Einzelnen allerdings zeigt die Composition kein so planmäßiges Gefüge, wie wir es heute von einem Epos verlangen würden. Nicht selten verweilt die Erzählung umständlich beim Unwesentlichen, während sie an der Hauptsache flüchtig vorüberstreicht. Wie lang ist nur die Vorgeschichte, welche doch keinen anderen Zweck hat, als zu erklären, wie Parzival zu dem heidnischen Halbbruder kommt, und warum Herzeloibe mit dem Neugeborenen in die Einsamkeit flieht. Dafür sind die mehr als 3300 Verse Wolframs entschieden zu viel. Die Schwelle des Gedichtes versperrt ein Gewühl uninteressanter Nebenpersonen, durch welche man sich hindurchdrängen muß. Man liest sich müde, ehe der Held des Gedichtes geboren ist. So wird auch die innere Wandlung Parzivals in der Darstellung auffallend vernachlässigt und dafür die Gawanepisode über Gebühr ausgesponnen.

Diese macht in ihrer breiten Redseligkeit zuweilen den Eindruck, als ob dem mannhaften Dichter die Zügel der Erzählung, die er sonst so stramm zu führen versteht, zu entgleiten drohen. Manches Gewichtige ruht auf zu morschen Stützen; manches Motiv, das für den Verlauf bedeutsam erscheint, fällt ungenützt zu Boden. Auch an störenden Inconsequenzen fehlt es nicht. So wollen zu der Absicht, welche die Mutter mit der lächerlichen Ausrüstung ihres Knaben verbindet, die Lehren, die sie ihm auf den Weg mitgiebt, durchaus nicht stimmen. Der schwächste Fleck des ganzen Plans ist aber der Wendepunkt des Gedichtes, wo nach dem Erscheinen der häßlichen Gralbotin an Artus' Fest der Stamm der Handlung sich in mehrere Aeste spaltet. Während der mit Gott habernde Parzival nach dem Grale sucht, soll das Weltkind Gawain vorübergehend die Hauptrolle übernehmen. Aber wie wird das eingeleitet? Nur beiläufig läßt die Gralbotin die Bemerkung fallen, daß auf dem Wunderschlosse vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen gefangen sitzen. Diese vier Königinnen sind aber, wie sich später herausstellt, Artus' Mutter und Artus' Schwester, die Mutter Gawains und ihre beiden Töchter, Gawains Schwestern. Mit keinem Wort hat der Dichter angedeutet, daß diese Damen am Hofe vermißt werden. Es muß auch lange her sein; denn weder wird ihr Befreier Gawain von ihnen, noch werden sie bei ihrer Rückkehr von Artus erkannt. Es ist in der That, als ob hier, wie diese Episode vom sagengeschichtlichen Standpunkt gedeutet wird, blutlose Schemen der Unterwelt unter die Lebenden sich einschlichen. Aber die Befreiung der gefangenen Frauen war nicht einmal das Motiv für Gawains Ausfahrt. Nur zufällig besteht er die Abenteuer Einschor's. Während die anderen Ritter der Tafelrunde sich nach dem Wunderschlosse aufmachen, treibt ihn eine Mordklage von Artus' Hof. Was wird aber aus dieser wichtigen Sache? Die ganze, so feierlich vorgebrachte Beschuldigung beruht auf einem Irrthum, der auch noch vor dem gerichtlichen Zweikampf erkannt wird. Durch diesen gebrechlichen Haß hängt die große Gawainepisode mit dem Haupttheil der Dichtung zusammen.

Wenn man also von einem meisterhaften Aufbau des Parzivalgedichtes spricht, so kann das nur für den phantastischen Stil seiner Zeit, nicht für die strengeren Anforderungen des modernen Kunstverständes gelten. Die Epen der ritterlichen Dichter lieben wie ihre Burgen mehr den Eindruck malerischer Willkür als architektonischer Nothwendigkeit.

Für einen großen Theil des Parzival ist nachzuweisen, daß Wolfram den Stoff und dessen Gruppierung aus dem Französischen entlehnt hat. Wieviel von dem, was nicht mit Crestien übereinstimmt, Wolframs Eigenthum ist, wer soll das bei der Unvollständigkeit unserer Literaturkenntniß je entscheiden? Doch kein Kenner der altfranzösischen Kunstepik wird bezweifeln: wie streng sich Wolfram auch in der Zeichnung an sein Vorbild gehalten haben mag, die warmen Farben kommen von ihm. Man vergleiche ihn nur mit dem großen französischen Meister! Crestien ist unleugbar der bessere Erzähler, aber Wolfram der bedeutendere Dichter. In der Kunst des Vortrags, im klaren, wohlklingenden Flusse der Verse ist Crestien dem deutschen Dichter überlegen; dafür gebietet

dieser in der Charakterzeichnung seiner Helden über eine Poesie des Gemüthes, welche man bei dem Franzosen vergeblich sucht. Wie wenig sympathisch ist vor Allem der ausziehende Perceval Crestiens! Ein ungebärdiger, eigensinniger Junge, der nie hört, was man ihm sagt, der immer nur an sich denkt und fremdem Unglück gegenüber nur den allerherzlosesten Trost weiß. Die Kälte des französischen Dichters steht im engsten Zusammenhang mit seiner Geringschätzung des Weibes, welche gegen die conventionellen Formen des Frauendienstes so seltsam absteht.

Wolfram beherrscht den fremden Stoff mit überlegenem Geiste und drückt ihm das scharfe Gepräge seiner Persönlichkeit auf. Kein anderer Dichter des deutschen Mittelalters ist so sicher schon aus wenigen Versen zu erkennen wie Wolfram. Mit der zartesten Empfindung verbindet er einen überraschenden Gedankenreichtum und Tieffinn, der sich seine eigene Sprache schafft. Mit Bewußtsein strebt er nach Selbständigkeit des Ausdrucks auch auf die Gefahr hin, daß dieser zuweilen dunkel und gesucht barock erscheine. Er erzählt lebendig und liebevoll; aber doch umspielt seine Lippen dann und wann ein schelmisches Lächeln; leicht hingeworfene Scherzreden verrathen uns, daß er allezeit über seinem Stoffe steht und seine Individualität seinem Werke nicht opfern will. Stellt er doch selbst seine Ritterwürde höher als seinen Dichterruhm, die That höher als das Wort, den Mann höher als den Dichter. Wenn auf der einen Seite dieses Vordrängen seiner Persönlichkeit seinem Epos im ästhetischen Sinn Eintrag thut, so entschädigt uns dafür auf der andern Seite der Reichthum und die Originalität dieser Persönlichkeit. Es ist ein ganzer Mann des deutschen Mittelalters, voll Gottesfurcht und Weltfreudigkeit, der uns aus dem Parzivalgedicht mit geistvollen Augen anblickt, kein weltflüchtiger Asket, sondern ein Mann des Lebens mit klarem Kopf und warmem Herzen, der für alle menschlichen Regungen, hohe und niedere, empfänglich ist.

Nach alledem ist leicht zu begreifen, warum gerade dieses Gedicht alle andern in Schatten stellte und Wolframs Stern in den Zenith des deutschen Mittelalters hob. Sein tieffinniger Ernst, sein gemüthvoller Humor, seine Richtung auf's Ethische, sein Familiensinn machten ihn der späteren bürgerlichen Zeit werthvoller als seine ritterlichen Sangesgenossen. Er wurde in der Sage der siegreiche Vertreter der aus der religiösen Inbrunst des Herzens entspringenden echten christlichen Weisheit, vor der auch bei den Mystikern die theologische Gelehrsamkeit zu Schanden wurde, und Jahrhunderte lang wiederholte man den Lobspruch Wirnts von Grafenberg:

Herr Wolfram,
Der weise Mann von Eschenbach;
Sein Herz ist ganzen Sinnes Dach:
Laienmund nie besser sprach.

Zur Bekräftigung dieses Lobspruchs wirkte noch der Irrthum mit, daß Wolfram für den Dichter des jüngeren Titrel gehalten wurde. Dieses Buch, eines der berühmtesten im späteren Mittelalter, wurde von Albrecht von Scharfenberg vor 1272 vollendet und dem Baiernherzog Ludwig dem

Strengen zugeeignet. Es behandelt im Anschluß an einige von Wolfram hinterlassene hochpoetische Fragmente die ältere Familiengeschichte der Gralkönige. Die Krone des Gedichtes ist die Schilderung des Graltempels, den Wolfram nur beiläufig erwähnt und den nun Albrecht mit wahrhaft großartiger Phantasie als einen alle Wirklichkeit überstrahlenden Wunderbau vor uns erstehen läßt. Der Grundriß, eine Rotunde, von Kapellen umkränzt, erinnert an die Liebsfrauenkirche zu Trier. Im Kleinen wurden Graltempel und Gralgenossenschaft von Ludwigs des Strengen Sohn, dem Kaiser Ludwig dem Baiern, in seinem Ritterstift Ettal bei Oberammergau nachgeahmt.

Nach Wolfram und Albrecht hat die Gralsage in Deutschland keine wesentliche Bereicherung erfahren. Nur ein tief sinniger Zug mag hervorgehoben werden, den das Gedicht vom Wartburgkrieg gegen Ende des 13. Jahrhunderts hinzufügte: der Gral ist ein Edelstein, der aus Lucifers Krone sprang, als der Erzengel Michael sie ihm vom Haupte brach.

Was die späteren Schicksale der Gralgemeinde betrifft, so stimmt ein Theil der Quellen darin überein, daß der Gral in den Orient zurückgekehrt sei. Nach dem deutschen Gedicht von Lohengrin (um 1280) steht in Indien eine neue Burg „Muntsalbätisch“, unvergleichlich schöner als die alte. Die Mehrzahl der Dichtungen lassen Gral und Lanze auf geheimnißvolle Weise für immer verschwinden.

Trotzdem fehlte es im Mittelalter nicht, an Orten, welche im Widerspruch mit Legende und Sage behaupteten, den heiligen Gral zu besitzen. Freilich darf man nicht, wie häufig geschieht, jede Ampulle mit heiligem Blut für den Gral halten. Deren gab es genug, z. B. in Venedig, in Mantua, in Rupella, im Lateran; ein Onyxgefäß mit Christi Blut erhielt das Kloster Reichenau von Karl dem Großen; berühmt ist der noch jetzt alljährlich gefeierte Umritt mit dem heiligen Blut in Weingarten; ein Theil dieser Reliquie wurde bereinst in der Kapelle zum heiligen Blut bei Unter-Ammergau in einem gothisch gethürmten Speisefelch aufbewahrt. Aehnliche Reliquien waren in Waldbühren, in Willisau, in Stams, in Wilsnack, in Brügge und in der Kirche des heiligen Maximin bei Marseille. Ein Gefäß mit Christi Blut, das Nicodemus mit einem Messer von des Erlösers Händen und Füßen geschabt haben sollte, besaßen die Mönche von Fecamp. Im Jahre 1247 sandten die Großmeister der Templer und der Johanniter ein Krystallgefäß mit Christi Blut an den englischen König Heinrich III., der es eigenhändig in feierlicher Procession nach Westminster trug, wo es verblieb. In allen diesen Fällen ist nirgends vom Gral die Rede. Den Abendmahlskelch, der später mit dem Gral verwechselt wurde, zeigte man zur Zeit Bedas des Ehrwürdigen im Anfang des achten Jahrhunderts in Jerusalem; es war ein Silberbecher mit zwei Henkeln. Ein anderer befand sich im 16. Jahrhundert in der Abtei Isle-Barbe bei Lyon, ein dritter in Valencia, ein vierter, aus einem unbekanntem Edelstein geschnitten, zu Brives-la-Gaillarde in der Landschaft Limousin: dieser zeigte einen Sprung an der Stelle, wo ihn die Lippen des Judas berührt hatten.

Des eigentlichen Grals, der Abendmahlschüssel, rühmten sich vor Allem zwei Städte, Constantinopel und Genua. Das byzantinische Gefäß raubten die Kreuzfahrer im Jahre 1204, und der Bischof Werner von Trobes sandte es in seine Heimath. Es war ein großes Becken von Marmor, mit Silber eingefasst. Eine griechische Inschrift bezeugte, daß es dem Heiland beim Abendmahl gebient habe und später auf der Tafel des byzantinischen Kaisers gebraucht worden sei. Albrecht von Scharfenberg kannte diese Reliquie, bestritt aber als Vertreter der Gralsage ihre Echtheit. Die Griechen, meinte er, hätten diese kostbare Schüssel dem wahren Gral von Munsalwätsche nachgebildet. Höheren Ruhms erkreute sich der Catino sacro, die heilige Schüssel von Genua. Als im Jahre 1101 das Kreuzheer Balduins I. durch Leichen und Blut wadend in die Moschee von Cäsarea einbrang, fiel den Genuesen eine grüne sechseckige Schale in die Hände, von der sie glaubten, sie sei aus einem einzigen großen Smaragd geformt. Der Geschichtschreiber des ersten Kreuzzugs, Wilhelm von Tyrus, erwähnt (vor 1187) dieses Beutestücks, weiß aber noch nichts davon, daß es die Abendmahlschüssel Christi sein sollte. Erst ein Jahrhundert später möchte Jacobus de Voragine das genuesische Gefäß für dasselbe halten, das die Engländer in ihren Büchern den heiligen Gral nennen. Nach seinem sagenhaften Bericht hatten die Sieger von Cäsarea die gesammte Beute in drei Theile getheilt: den ersten bildete die Stadt mit allen Immobilien, den zweiten der ganze Schatz der Stadt mit aller fahrenden Habe, den dritten einzig und allein die grüne Schüssel, und die Genuesen wählten sich, auf alles Andere verzichtend, die letztere. Sie wurde in der Kathedrale des heiligen Lorenz in der Capelle Johannis des Täufers unter sorgfältigem Verschlusse aufbewahrt; sie erhielt eine Ehrenwache aus den vornehmsten Geschlechtern der Stadt; bei hoher Geldstrafe war verboten, sie zu berühren. Die Einen erzählten, das herrliche Gefäß sei nicht von Menschenhänden gemacht, Christus selbst habe es am Tage des Passahlamms aus gemeiner Erde gebildet; die Andern behaupteten, es habe sich bereits unter den Schätzen befunden, welche die Königin von Saba dem Salomon als Geschenk nach Jerusalem gebracht habe. Alle aber waren darin einig, daß es der höchste Schatz der reichen Republik, ja daß es das köstlichste Kleinod der Welt sei. Doch schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wollten französische Skeptiker Luftblasen in dem Gefäße bemerkt haben. Im Jahre 1806 wurde es auf Befehl Napoleons in das Antikencabinet der Pariser Bibliothek eingeliefert. Eine Commission des französischen Instituts, zur Untersuchung desselben berufen, brach ein Stückchen davon ab und erklärte den vermeintlichen Smaragd für einen antiken Glasfluß. So widerfuhr dem Gral der Genuesen dasselbe Schicksal wie einem andern im Mittelalter hochberühmten Smaragd, den Karl der Große dem Kloster Reichenau geschenkt hatte: er war 28 Pfund schwer und wurde auf 600,000 Dukatens geschätzt, bis ihn die moderne Wissenschaft als einen grünen Glasfluß erkannte. Mit der Restauration kam der heilige Napf wieder nach Genua zurück; aber sein Nimbus war unwiederbringlich dahin. Allem Anscheine nach hat er überhaupt nie als Tischgeräth, sondern als Opfer-

schale gebient, aus der die Hand des Opfernden Räucherwerk in die Gluth warf.

In Deutschland scheint man keinen Anspruch auf Gralreliquien erhoben zu haben. Dafür zeigte man wenigstens in neuerer Zeit eine Nachbildung des Grals in dem sogenannten rauschenden Kelch, einem achteckigen Steinsarg in der Krypta des Speierer Doms.

Der Ruhm des Grals lebte aber durch das ganze Mittelalter in Deutschland fort. Kunstgedicht und Volkslied nannten ihn als den Inbegriff alles Höchsten und Herrlichsten auf Erden. Die Geliebte heißt des Herzens Gral. Wenn ich Dich schaue, sagt der Minnesänger Steinmar, so glaube ich des Grales Herr zu sein. Dein Leben gralet in Tugenden, ruft mit kühner Wortbildung Frauenlob dem Grafen Gerhart von der Hoya zu. In einem Tagelied Oswalds von Wolkenstein möchte der Liebende aus Angst vor den Aufpassern als Nachtigall von der Geliebten fortfliegen, damit ihres zarten Leibes Saal nicht verliere der Ehren Gral. Gott selber heißt der höchste Gral. Noch um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sangen die Studenten:

Du freies Burschenleben,
Ich lob Dich vor dem Gral!
Gott hat Dir Macht gegeben,
Trauern zu widerstreben,
Frisch Wesen überall.

Zu den Niederdeutschen scheint die Sage von Parzival nicht gedrungen zu sein. Keine Andeutung verräth uns, daß sie Wolfram's Gedicht oder einen der französischen Romane gekannt hätten. Vom Gral aber erhielten sie durch seine Verbindung mit der Schwanrittersage eine unbestimmte Kunde. Sie wußten nur, der Schwanritter sei vom Grale gekommen, und hielten daher dieses Wort für einen Ortsnamen, für den Namen eines prächtigen Hoflagers, eines seligen Wohnsitzes, — ein Mißverständnis, das uns bei Niederdeutschen nicht überraschen darf, da es auch hochdeutschen Dichtern begegnet ist. Als im dreizehnten Jahrhundert die Jugend der niederdeutschen Städte, in ritterlichem Sport dem Adel nacheifernd, berühmte Scenen aus Sage und Dichtung wie den Roland, die Tafelrunde in heiteren Waffenspielen aufzuführen begann, da fehlte auch der Gral nicht.

Nach der Schöppenchronik von Magdeburg lebte in dieser Stadt um das Jahr 1280 ein gelehrter junger Patricier, der sich durch viele gute Gedichte hervorthat, Bruno von Schönebeck. Den baten seine Gesellen, der reichsten Bürger Kinder, daß er für sie auf Pfingsten ein freudig Spiel erdächte. Das that er und dichtete ihnen höfische Briefe dazu. Die sandten sie nach Goslar, nach Hildesheim und nach Braunschweig, nach Quedlinburg, Halberstadt und anderen Städten und luden zu sich alle Kaufleute, welche Mitterschaft üben wollten, daß sie nach Magdeburg kämen. Sie hatten ein schönes fahrendes Fräulein; die hieß Frau Feie (Sophia). Die sollte man Dem geben, der sie erwerben möchte mit Büchten und Mannheit. Das brachte alle Jünglinge in den Städten in Bewegung. Die von Goslar kamen mit verdeckten Rossen, die von Braunschweig alle mit Grün verdeckt und bekleidet, und die andern Städte hatten auch ihre

besonderen Wappen und Farben. Sie wollten aber nicht eher in die Stadt einreiten, bis man sie nach alter Sitte mit Lanzenrennen empfangen hatte. Unter dessen war auf der Wersche, einer Elbinsel gegenüber der Stadt, ein festliches Lager bereitet und viele Zelte und Pavillone aufgeschlagen worden. Dieses Lager hieß der Gral. Am folgenden Tage besetzten es die gepanzerten Jünglinge der Stadt. Davor stand ein Baum; an dem hängten sie ihre Schilde auf. Dann trat ein Fremder nach dem andern heran und berührte einen der Schilde, und wem von den Magdeburgern der Schild gehörte, der kam aus dem Grale hervor und bestand den Herausforderer. Das dauerte so lange, bis kein Schild mehr am Baume hing. Zuletzt erwarb Frau Feien ein alter Kaufmann aus Goslar. Der führte sie mit sich und verheiratete sie und gab ihr soviel mit, daß sie ihres wilden Lebens nicht mehr übte. Hievon handelte, wie die Chronik hinzufügte, ein eigenes deutsches Buch, das uns leider verloren ist.

Daß wir uns unter dem Magdeburger Turniergral ein Lager von Lustgezelten zu denken haben, bestätigt ein hochdeutsches Gedicht aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wo eine Gruppe von neun köstlichen Zelten, die aller Erdenwonne voll sind, gleichfalls Gral genannt wird. Die Knäufe der Zelte sind von edlem Gesteine; sie funkeln in der Sonne gleich dem Morgenstern und „zieren den ganzen Gral“.

Von dem prächtigen Turnierlager als dem Mittelpunkte des Festes ging der Name Gral auf das Fest selbst über und blieb ihm auch, nachdem die ritterlichen Waffenspiele anderen Lustbarkeiten gewichen waren. In Braunschweig war im fünfzehnten Jahrhundert der Gral ein großes Volksfest, das alle sieben Jahre auf dem Lindenberg gehalten wurde. Von nah und fern strömten Geistliche und Laien, Fürsten und edle Herren, Bürger und Bauern herzu. Während das junge Volk beim Klange der Pfeifen, Zinken und Trommeln auf der Wiese den Reihen sprang, drängte sich die vornehme Welt um die Spielzelte, worin je zwei der reichsten Bürgerfrauen köstlich angethan hinter den Würfeltischen saßen. Da konnte man spielen, um was man immer wollte. Wenn das gewünschte Ding überhaupt aufzutreiben war, so wurde es beschafft; es hatten sich zu diesem Zweck die verschiedensten Krambuden in der Nähe des Festplatzes angesiedelt. Dann wurde je nach dem Werthe des Gegenstandes der Preis des einzelnen Wurfes bestimmt. Wer einen Kusch warf, gleichviel Augen auf allen drei Würfeln, der hatte gewonnen. Die Spieler wetteiferten, die Bankhalterinnen durch die abenteuereichsten Forderungen in Verlegenheit zu bringen. So kamen einmal drei Junker; von denen trug der eine nach Jungfernmilch Verlangen: man holte sie ihm; denn so hieß ein Medicament in der Apotheke. Der andere begehrte Müdentalg; darnach wurde vergebens gesucht. Der dritte wollte gar um eine reiche Maid spielen, und man brachte ihm in der That eine solche mit dem Bescheide, daß er sie ehelichen und im Ehestand ehrlich halten sollte; für jeden Fehlwurf aber wurde eine so hohe Summe verlangt, „daß der Junker solches Spiels ist müßig gungen“. Bei den Bierwirthten auf der Festwiese konnte man sich zur Bekehrung auf eine bestimmte Zahl von Tagen einkaufen. Mittlerweile

thaten sich die Rathsherrn mit den eingeladenen edlen Gästen gütlich; denn es wurde, wie der Chronist versichert, „nach damaliger Art gar köstlich tractiret“. — Der letzte Gral wurde zu Braunschweig im Jahre 1481 abgehalten. Im Jahre 1470 hatte die Stadt Celle einen Gral, der aber nicht wiederholt wurde. Eine Brüderschaft vom Gral in Rostock verbot der Bischof Friedrich von Schwerin bereits im Jahre 1367.

Man könnte versucht sein, in dem Namen Gral eine Beziehung zu dem Glückshafen zu vermuthen, der Alles liefert, was man wünscht; allein um jene Zeit hatte das Wort Gral bei den Niederdeutschen längst die allgemeine Bedeutung von Fest, Lustbarkeit, Freudelärm angenommen. Gral und Freude hob sich da, heißt es im niederdeutschen Aesop; ebenso im Reinke de Vos, wo das fröhliche Treiben eines Fostages der Thiere, das Schmausen und Fechten, das Tanzen und Singen, das Pfeifen und Pauken geschildert wird:

Der König sah von seinem Saal;

Ihm behagete sehr wohl der große Gral.

Man brauchte das Zeitwort gralen = jubelnd lärmern und dachte dabei an das niederdeutsche grölen, schreien. Das abgeleitete Gralifieren kam im sechzehnten Jahrhundert in der Form Kralesieren auch ins Hochdeutsche und hieß „ein freudiges Getöse machen, dergleichen bei Gastmählern gehört wird“. Aus dem so bis zur Unkenntlichkeit entstellten Worte bildete man das Substantiv Krales; auf den Krales oder Grales gehen hieß zum Schmause, zur Bewirthung gehen. In einigen deutschen Gegenden, z. B. in Franken und Schlesien, besteht noch der alterthümliche Brauch, daß die Geistlichen alljährlich einmal in den einzelnen Häusern ihrer Gemeinde einsprechen, wobei sie Getreide, Flachs und dergleichen zum Geschenk erhalten. Das nennt man „auf den Grales oder Grollus gehen“. Noch liegt auf diesem bescheidenen Wort ein Schimmer des Wunschkleinods von Munsalvägsche.

Als höchster Freudenort prangt der Gral in der religiösen Dichtung der Niederdeutschen. Nach einem alten Bremer Kirchengebet tanzen die elftausend Jungfrauen vor Maria in dem Himmelgrale. Helft mir, ruft ihnen der Betende zu, daß ich nimmer geschieden werde von eurem Grale! — In einem Lübischem Gebetbüchlein von 1485 lautet ein Bittgesang:

Gieb, o Herr, in Deinem Saale

Unsern Seelen Ruh und Raht!

Löse sie von Schmerzenlast

In des Paradieses Grale!

An diese Bedeutung von Himmelreich dachten wohl die Lüneburger, als sie im Jahre 1474 ein Hospital zum Gral in ihrer Stadt gründeten, das noch heute besteht sammt den darauf bezüglichen Straßennamen: Am Gral, Gralstraße Gralwall.

Doch alle kirchliche Weihe konnte das Wort nicht davor bewahren, daß seine Bedeutung in ihr unheiligstes Gegentheil umschlug. Diese Umwandlung kam auf demselben Wege, der das Wort zu den Niederdeutschen geführt hatte. Mehr und mehr wurde der Schwanritter, selbst in seiner niederrheinischen Heimath, mit

mißtrauischen Augen betrachtet; man spürte ihm instinctiv seine heidnische Herkunft an, und mit ihm erschien auch der Gral in unheimlichem, dämonischem Lichte. Lohengrin wandelte auf des Tannhäufers Pfaden. So schreibt der holländische Chronist Veldenaer gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: Einige Chroniken sagen, der Schwanritter sei aus dem Grale (dat grael) gekommen, wie früher das Paradies auf Erden geheißt habe. Aber das ist das heilige Paradies nicht, sondern es ist ein sündiger Ort, wo man durch großes Abenteuer hineinkommt und durch großes Abenteuer und Glück wieder heraus. — Eine Halberstädter Sachsenchronik aus derselben Zeit sagt es noch deutlicher: Die Historienschreiber meinen, dieser Jüngling, der Schwanritter, sei aus dem Berge gekommen, wo Venus in dem Grale ist. — Solche Schicksale haben die Worte. Die Abendmahlschüssel des Herrn, die nach der Legende keine Weltluft in ihrer Nähe duldet, die nach den französischen Romanen nur der jungfräulich Reine erwerben kann, die auch nach Wolfram sich nur von magdlichen Händen heben läßt und ihrer Ritterschaft allen Minnedienst verbietet, sie mußte schließlich ihren Namen — dem Venusberge leihen. Von dem runden Berg der heiligen Barbara bei Pozzuoli ging die Sage, daß eine große Gesellschaft entrückter Menschen in ihm haufe, welche da in Tänzen und Lüsten leben sollten bis zum jüngsten Tage. Bei den Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts hieß dieser Berg der Gral. Auch die hochdeutsche Literatur brauchte den Namen zuletzt nur in diesem Sinne: als synonym mit Venusberg erwähnte ihn noch Fischart im Gargantua; dann wurde er vergessen.

Nach dem sechzehnten Jahrhundert schwand Sage und Wort nicht bloß aus dem Munde des Volkes, sondern auch aus den Büchern der Gelehrten, so daß der treffliche Frisch, der Rector des Berliner Gymnasiums, als er im Jahre 1741 sein noch heute unter den Sprachforschern hochgeschätztes deutsch-lateinisches Wörterbuch drucken ließ, nur die eine Erklärung beizubringen wußte: „Gral, ein altes Spiel, so mit Tänzen und Schreien gehalten wurde“.





Eine Jugendliebe in Wien.

Von

Adolf Pichler.

— Innsbruck. —

Vorwort.

Von meinen Aufzeichnungen habe ich bereits zwei Bruchstücke 1875 und 1877 in einer deutschen Wochenschrift veröffentlicht. Da ich vorläufig darauf verzichten muß, sie als Buch drucken zu lassen, so gebe ich hier ein drittes, das sich auf meine Schicksale in Wien bezieht, und erlaube mir, um Mißverständnissen vorzubeugen, die Einleitung des Ganzen hier voranzustellen.

„Die Weitläufigkeit dieser Mittheilungen entschuldigt wohl jeder mit Nachsicht, der bedenkt, daß sie aus den wichtigen Jahren stammen, wo der Jüngling dem Mann entgegenreift. Meinen Genossen thue ich vielleicht einen Gefallen, wenn ich ihnen Tage, wo das Morgenroth einer neuen Zukunft am Himmel stand, wieder zurückrufe. Reich an Erfahrung und vielgeprüft kann sich nun jeder die Sachen leicht nach ihrer Wirklichkeit zurechtlegen, deren Größe und Verhältnisse Eitelkeit und Ueberspannung der Jugend verzeichnete und jenes Selbstgefühl, welches in der Periode, wo die Phantasie den ganzen Ideentreis des Menschen bestimmt, unrichtig färbte. Ich aber will im einfachen Studierzimmer, sinnend über so viel zerronnenen Hoffnungen, so viel verlorene Kraft und Zeit das Glück jener goldenen Tage noch einmal in der Erinnerung nachgenießen.

Ja, wir hatten eine Jugend, denn wir waren Idealisten! Darum führe ich dem heutigen Geschlecht, das realistisch aus dem Tag in den Tag geht, diese Bilder vor, daß es erfahre, wie die Väter träumten, liebten und schwärmten, und wünsche ihm eine Zukunft voll heller Morgensterne.

Ihr sollt uns sehen, wie wir waren und wenn die Schellenappe *Barcivals* um unsere Ohren klingelt, so mögt ihr immerhin spöttisch lächeln, vielleicht beneidet Ihr Uns doch trotz Eurer Altklugheit.

Ausdrücklich sei bemerkt, daß diese Mittheilungen keiner Partei zu Lieb oder zu Leid gemacht werden; auf den Kämpfen jener Tage ruht die Asche eines Menschenalters, wer soll daraus neues Feuer aufblasen? — und weil die Menschen, welche damals auf der Bühne handelten, fast alle todt sind, so gehört ihr Wort, mag es nun versöhnend zum Frieden laden, oder zur rothen Fahne rufen, nicht mehr der Gegenwart, sondern der Geschichte.

Zur Erläuterung will ich noch Einiges beifügen. Die Männer, welche hier genannt werden, waren von Einfluß und Bedeutung sei es in der Politik, im Leben, in der Wissenschaft, oder in der Poesie. Sie konnten in den Tagen des Vormärz Talent und Kraft nicht frei geltend machen; jenseits der schwarzgelben Pfähle beachtete man sie nicht und beachtet sie aus Unkenntniß wohl auch jetzt noch nicht, wie es sich ziemte, darum verdient es vielleicht einigen Dank, wenn man zu ihrer Charakteristik einen kleinen Beitrag liefert.

Wir verweisen zunächst auf Wurzbach; dort kann man sich über Mloys Flir, Herrman v. Gilm, Alois Mesmer, Sebastian Ruf, Hans Berthaler, Adolph Purtscher, Georg Schennach, Joseph Streiter, Johann Schuler und andere vorläufig orientiren. Die Geschwister von Johann Schuler waren Ernst, Cornelia und Mathilde, mit denen mich treue Freundschaft verband und noch verbindet.

„Frühlieder aus Tirol“ nennt sich ein lyrisches Album mit Beiträgen verschiedener Dichter der jüngeren Generation; die meisten derselben erlangten später in irgend einer Weise Ruf und Stellung. Sie tragen ein anderes Gepräge als die Männer des Vormärz, denen sie zunächst folgen; jenes Büchlein war ihr erstes Lebenszeichen, obwohl sie später vielfach miteinander in Gegensatz traten. Ich habe darüber wohl schon früher berichtet und nehme hier nur so viel auf, als für den Zusammenhang des Ganzen nothwendig ist.

Ich beziehe mich hie und da auf meine Gedichte. Die lyrischen erschienen bei Wagner zu Innsbruck; die erzählenden als „Marksteine“, bei Amthor in Gera. Ich schalte nur die Titel und den ersten Vers ein, sollte sich jemand dafür interessieren, so kann er sie dort nachlesen. Nur einige ungedruckte werden mitgetheilt.

* * *

Zu Wien landete ich Ende September 1842 auf einem Gallerschiffe mit Adolph Purtscher. Wir hatten das Zus verlassen, um uns der Medizin zuzuwenden. Das erste Jahr beschränkte sich mein Umgang auf Collegen und Landsleute; erst im Herbst 1844 wurde ich in die Kreise des geselligen Lebens gezogen und hier knüpfen meine Mittheilungen an.

An Cornelia.

He Sie vielleicht daran denken, meinen ersten Brief zu beantworten, beginne ich den zweiten. Wieder ein Monolog; schon viele trug der Wind in Ihre Hände, Sie haben die flüchtigen Blätter stets gut aufgenommen und manchmal freundlich darauf erwidert. Sie blieben bisher, Sie bleiben gewiß fort und fort meine Freundin.

Ich habe nie Liebe gefühlt, die Liebe hat höchstens da und dort mit mir gespielt. Das dauerte nie und dauert nicht. Die Wölken, welche Selbsttäuschung an meinen Horizont warf, sind stets bald zerronnen, die Vergangenheit wirft keinen Schatten auf mich und nie habe ich jemand mein Wort gebrochen. Aber ich bin auch nicht unglücklich, wenn eine Hand, die ich gefaßt, mich kalt losläßt; ich möchte mich durch das ewig Schöne trösten und wenn das irdisch Schöne wandelbar welkt, so denk' ich mir: Nicht Du bist es, was ich liebte; es war der Kuß der Gottheit auf Deiner Stirn.

Vor einigen Wochen stellte mich ein Bürger als Lehrer für seine Kinder an. Im Hause herrscht das schöne Glück des Wohlstandes, welches über das Bedürfnis des Tages hinaus von manchem Genusse geschmückt wird. Ich sehe der Mutter stets mit Vergnügen zu, wenn sie dem kleinsten Töchterlein die Buchstaben des Alphabetes zeigt, oder emsig im Hause schafft. Die Kinder haben mich bereits lieb gewonnen. Da sitze ich auf einem kleinen Stuhl und schwätze mir das Heimweh vom Herzen: ich erzähle von Tirol, den Almten, den Sennern, vom Jahre 9 und den Schützen; meinen Bergfahrten und dann zeige ich manche getrocknete Blume, die ich droben gepflückt und als Merkter in ein Buch gesteckt bei recht schönen Stellen. Das Böklein steht rings herum, die großen Augen auf mich geheftet, um ja kein Wort zu verlieren. Das Licht brennt mehr und mehr hinunter und dann, wenn ich zu Ende bin, das Summen, Plaudern, Fragen! Die älteste Tochter Emma ist ein holdes, schüchternes Mädchen von ungefähr 17 Jahren; es geht mir immer die Seele auf, wenn mir eine solche Gestalt vor das Auge tritt. Wenn ich diese Familie betrachte, fährt oft ein dunkler Schmerz durch meine Brust, als sollte ich nirgends vergessen, daß ich heimathlos bin. Wird man älter, so beklagt man nicht nur die Liebe, die man nicht erreichen kann, sondern auch jene, die man in der Jugend entbehren mußte.

Bewirthung.

„Mich liebt kein Mensch, mich schirmt kein Haus“.

Am Christabend, — sonst habe ich ihn immer einsam zugebracht, — war ich hier eingeladen. Einige verwandte Familien und nähere Bekannte bildeten den Kreis. Ich bekam als Geschenk eine Schlafhaube, wobei mich die Mädchen, welche sie geküßelt, noch lüchtig auslachten. Gegen Mitternacht zog ich mich in eine Fensternische, die Gegend war mondbell, die öden Fasteilen des Glacis mit den bereiften Bäumen, fernhin ein Arm der Donau; es zogen alte Bilder an mir vorüber und — „Es ist Damenwahl!“ Emma stand lächelnd vor mir. Ich slog im Walzer dahin. Ihr Wäschen, eine Bollblutwienerin, mahnte mich völlig an die Schönheit antiker Mänaden: dieses Ebenmaß der Glieder, wenn sie sich rhytmisch bewegte; der Busen, auf den die schwarzen Locken wie dunkler Wein niederströmten, die Gluth des Auges, ich wendete mich aber gern von diesem Feuerbrand zu Emmas milderem Schimmer.

Die Innsbrucker Liberalen lassen jetzt ihr Licht nur bei Nacht leuchten, wo es Niemand sieht; man erfährt gar Drolliges: so stehen die Musealvorträge unter Censur und über Politik wagt aus Angst vor den Spitzeln jetzt kaum Jemand zu reden. Uns Jüngeren wächst die Zukunft entgegen und wir der Zukunft. Der Grieche hatte ein Vaterland, doch wir Deutsche! Kürzlich gab mir ein junger Mann eine Tragödie, das Ganze nicht ohne Talent, jetzt hat aber ein Poet anderes zu thun, als ein zärtliches Paar vor dem Brautbette abzuschlachten. Doch von diesen Dingen will ich Ihnen nicht länger vorschwäzen.

Heute Dreikönig! Möge auch unserer Zeit der Stern aufgehen!

Gestern eingeladen! Emma ist nicht mehr so schüchtern; ich plaudere gern mit ihr und lese in ihren blaucn Augen etliche Kapitel Weltweisheit. Das ist doch gründliche, tief sinnige Forschung! Haben Sie Geduld mit mir. Ich schauke wie auf einem Kahn und so lang helbe Sterne schimmern, seh' ich empor zum Himmel und hinab in die Fluth des Daseins, wo sie spiegeln. So frei und offen gesteh' ich Ihnen alle Thorheiten und Sie werden mich nicht verurtheilen.

Schon Februar! Hier ein Liedchen:

„Wenn das Rösslein schlummert“.

März! In Tirol ist der Kampf aufs neue entbrannt. Die Augsburg'ger Postzeitung denunzirte die „jungen Tiroler“ auf das niederträchtigste. Gilm verzagt aus Furcht für das Avancement, je nun, er ist k. k. Praktikant! — ich meine, der Handel kann uns nur Ehre bringen.

Da wird über die harmlosen „Frühlieder“, was halt die Censur übrig gelassen — ein Hallelö lozgeben. Der Druck hat begonnen; die vielen Jaggeleien verleiden mir die ganze Sache. Emma hat mir mit einem Sträußchen blauer und weißer Blumen den Frühling aus dem Prater gebracht!

Mög er auch Ihnen leuchten; hell, sonnig und mild!

Wien, 31. März, 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Und wenn das irdisch Schöne wandelbar weilt, so denk ich mir: Nicht Du bist es, was ich liebte, es war der Kuß der Gottheit auf Deiner Stirn“.

Finden Sie darin wirklich einen Trost? Wir bedauern doch den Tod eines Freundes und was ist denn der Schmerz, daß er dem Aug' entschwindet, gegen den daß er für den Geist aufhört zu sein! Ich könnte mich darüber nicht trösten; doch bei Ihnen ist das freilich etwas anderes: Sie haben in sich den Reichthum, den Sie auf alles außer sich ausströmen, ich borge nur von andern; Ihre Welt ruht fest in Ihnen, doch meine ist auf andere gebaut und stürzt ein, wenn diese wanken. Das ist der Unterschied von Mann und Weib.

Warum wollen Sie mir nicht von dem sprechen, was Ihre Gedanken, Ihre Thätigkeit beherrscht? Wenn ich auch kein Mann bin, lahn ich doch Männer verstehen und sollen wir Frauen denn ausgeschloffen bleiben von allem Höheren? Gibt es für uns nur Ballsäle und Puzzimmer?

In meiner Kindheit hatte ich die unbeschränkteste Freiheit zu thun und zu lassen, was mir beliebte, nur nicht Kleider zerreißen und im Zimmer sitzen. Weil ich nun aber keine Gespielen meines Alters hatte, so unterhielt ich mich damit im Garten herumzulaufen und alle Bücher zu verschlingen, die mir in die Hände fielen. Zufällig war die römische Geschichte darunter; natürlich sagte ich nur einzelne Züge davon auf, aber sie machten einen großen und bleibenden Eindruck auf mich und manchmal scheint es mir, als ob diese Eindrücke noch immer einigen Einfluß auf mich hätten, wenn irgend ein Wort oder ein Buch sie mir zurückerst.

„Die Noje“ gefällt mir sehr; wahrhaftig, ich möchte einmal die blauen Augen sehen, die solche Veränderungen hervorbringen können. Sie haben Recht, warum sollen wir nicht einen Augenblick vor der Blume anhalten, um uns an ihrem Duft, ihrer Schönheit zu erfreuen!

Ich bin dem freundlichen Winde sehr dankbar, daß er Ihre Bekenntnisse manchmal in meine Hände führt; thät' er es nur öfter! Ihre Briefe sind mir die größte Freude in unserem stillen Familientreise; trete ich hinaus, so finde ich unter den Personen, die mir begegnen, besonders unter den Männern so wenig, was meinen Forderungen entspricht, daß ich mich abwenden müßte, dächte ich nicht an Sie und Viktorien. So aber weiß ich, daß es noch Menschen giebt, so gut wie die Besten, die je lebten und wohl mehrere, als wir wissen, — wenigstens glaube ich dies gern.

Von Viktorien habe ich vor kurzen einen Brief erhalten, ihr Mann legte sein und ihr Bild bei; eine Freundlichkeit, die mich sehr überraschte und freute. Sie schreibt in der besten Laune; er scheint dem Bildniß nach viel besser auszusehen als während seines Aufenthaltes hier.

Johann schreibt Ihnen wohl auch nie?

Schreiben Sie mir bald: alles was Sie, alles was Tirol betrifft!

Cornelie.

An Cornelia!

Habe ich nicht Recht zu brummen? Erstlich schreiben Sie mir lange Zeit gar nicht, zweitens so kurz, daß ich mit dem Brief zu Ende bin, ehe ich noch angefangen zu lesen und drittens will ich aufhören zu klagen, sonst käm' ich zu keinem Schluß.

Sie ziehen mich wegen der blauen Augen auf? Sollte ich sie nicht lieben, wo sie mir so unschuldig und klar entgegenleuchten? Bin ich doch ruhig, sage auch nicht ein Wörtchen und bin zufrieden, das Anschauen ihrer Goldseligkeit zu haben. Letztlich schickte sie mich in den April. Der Schalk knetete aus Brotkrumen Schwämme, steckte sie in die Erde eines Blumengeschirres und zeigte sie mir gar wißbegierig mit der Frage: wie man das schnelle Wachsen dieser Pilze erklären könne? Ich belehrte sie nun über das Keimen der Sporen, bis sie in ein helles Gelächter ausbrach und mich mit dem Stock in der Hand stehen ließ. Da erkannte ich denn freilich besüßamt das nette Kunstwerk.

Im April.

Nein! das vergeß ich ewig nie:

So war ich im April!

Du lachst und hüpfst und spottest noch,
Daß dir gelang das Spiel.

Und soll ich dir's verzeihen je,
Ist's um dein Auge klar,
Das strahlt, ein Himmel rein und blau,
So seelentief und wahr.

Drum schid' mich nur in den April,
In deinem Aug' ist Mai;
Da mag die Lüg'-begraben sein:
Daß es April noch sei!

Im Haus gegenüber schlägt eine Nachtigall. Hier ein Liedchen:
Die Nachtigall.

„Ich kammre mich an's Bitter fest“.

Zu einem zweiten veranlaßte mich ein Gewitter, das gestern über die Stadt zog. Wie werden Sie es deuten? Seien Sie nicht böshaft; es ist nur ein Naturliedchen.
Die Wolke.

„Am Himmel grollend ferne“.

Aus Tirol wenig neues. Ultramontane und Liberale zappeln und zwappeln durcheinander, wie Ameisen, die man von zwei Haufen zusammengeworfen hat. Kaplan Ruf macht sich über alle lustig und Schuler schreibt keinem Menschen.

So sandte ihm ein hiesiger Poet ein Werk, schon die bloße Höflichkeit hätte eine Erwiderung geheißt. Keine Zeile! Erst ehrte und achtete man ihn und berief sich auf ihn, bald wird man ihn als Quiescenten am Wege liegen lassen und dann als invalid pensioniren. Die Klage ist allgemein.

Schreiben Sie bald!

Wien, 15. Mai 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelia an mich!

Endlich ist es wieder Frühling! Seltsam, daß wir so sehr von äußeren Einwirkungen abhängen! Es war wohl einmal eine Zeit, wo mir alle Jahreszeiten gleich galten: im Frühling freute ich mich der Blumen und Blüthen und im Winter, wenn Abends, wie es dunkelte, Bistorie in's Zimmer trat, rüdten wir den Tisch näher zum Ofen und abwechselnd eine lesend und die andere spinnend und

strickend, vergaßen wir oft den Schlaf. Es war eine schöne Zeit und der Name Viktorie ruft mir immer meine Jugend zurück. Gern denke ich daran und überspringe die Kluft, welche zwischen einst und jetzt liegt; doch bin ich jetzt zufriedener, vielleicht auch glücklicher, als ich es damals war. Jetzt quälen mich weder Hoffnungen, noch Befürchtungen, noch Zweifel: ich kann mich des Schönen freuen, ohne zu verlangen, daß überall bloß Schönes sei. Ich habe keinen Wunsch für mich, nur für andere, und ich bin zufrieden.

Ich möchte heute gern mit Ihnen plaudern, Ihnen von meinen Freuden erzählen, von meinem gestrigen Spaziergang; wie schön das Wetter und der Weg gewesen, wie gut ich mich unterhalten und warum sollte ich es nicht? Lesen Sie nur mit Geduld; Sie klagen ja ohnehin immer über die Kürze meiner Briefe; ich will Ihnen einmal Ihre Ermahnungen verleiden, Sie ewig Unzufriedener! und Sie sollen noch Gott danken, wenn Sie am Ende sind: denn bis zum Ende lesen müssen Sie, weil Sie mich zu einem langen Briefe aufgefordert haben.

Wir waren gestern in Buch, einer Ortschaft ungefähr zwei Stunden von hier. Wir fuhren morgens nach Hallein; da trafen wir den Förster von Buch, der uns erwartet hatte und nun in seinen Wohnort führte. Wir verlebten dort einen angenehmen Tag, denn er wie seine Frau sind gute natürliche Menschen; er führte uns in der Gegend herum, zeigte uns das Haus, die Wiesen, den Stall und seine Hunde, die außerordentlich ungezogen sind, kurz alles was zu sehen war: so kam uns viel zu schnell der Abend heran. Die Gegend von Buch ist gänzlich verschieden von Salzburgs Umgebung. Sie erinnerte mich an Hall; das Thal ist viel enger als bei Salzburg, die Gebirge sind näher und zeigen andere Formen. Vor den Bergen zieht sich eine Reihe von Hügeln hin, deren frisches Grün einen freundlichen Gegenatz zu den düstern Felswänden bildet. Ziemlich spät entschlossen wir uns zur Rückkehr und schlugen den Weg durch die Auen am Ufer der Salzach ein, der so reizend ist, daß er bei jeder Krümmung eine neue Schönheit zeigt. Die Salzach ist vor einigen Tagen ausgetreten und steht noch an manchen Stellen sehr hoch, einmal reichte sie bis an den Weg, die Bäume unten standen im Wasser, aber es sah recht ruhig und klar aus im Schatten des Waldes; und wie wir dann plötzlich hinaustraten und vor uns die Salzach hatten und die Gebirge, auf denen eben das Abendroth ruhte, sonst alles von Bäumen umschlossen und kein Laut als das Rauschen des Wassers und der Sang der Vögel: — wären Sie nur dabei gewesen! Beschreiben kann ich es Ihnen nicht.

Was Sie in Betreff Johanns sagen, thut mir sehr leid; denn ich weiß, daß er es nicht gleichmüthig tragen würde, wenn Ihre Voraussage sich erfüllen sollte, wie es, wenn er sich nicht ändert, wohl gehen muß. Er hat nicht einen Brief Ernst's beantwortet, so lang dieser von Innsbruck fort ist, nun beinahe drei Jahre. Ich bin mit ihm in gar keiner Verbindung; eigentlich kam ich mit ihm sehr selten zusammen. In früheren Jahren stand ich durchaus nicht in seiner Gunst und wie ich glaube, ist dieses noch der Fall; ich liebe ihn deshalb nicht weniger. Ich kenne ihn viel besser als er mich und ich meine, wir haben doch manches mit einander gemein. Sie denken vielleicht wohl gar: „Die Nachlässigkeit im Brieffschreiben“. — Mitunter auch; ich gestehe es. Doch versuchen Sie einmal, ob Sie ihn so leicht bessern, wie mich.

Seit langem bin ich nicht zum Lesen gekommen; im Winter, wenn die Tage kurz sind, muß man sie zum Nähen benutzen; die Abende wurden mir durch Kochen und ähnliche Beschäftigungen ausgefüllt, dann gab es auch Zeiten, wo mich nichts interessirte, wo ich oft kaum eines ruhigen Gedankens fähig war. Auch jetzt komme ich wenig dazu, denn die schönen Abende ziehen mich immer hinaus in's Freie, aber „König Johann“ habe ich doch gelesen. Ich war begierig, ob Shakespearc noch den Eindruck auf mich machen würde wie früher, denn da war ich ganz bezaubert: es ist etwas eigenes darin, ein Licht, eine Musik. Mathilde und Viktorie fanden dies nicht und ärgerten sich immer über mich; es ist wahr, daß mir selbst Schiller nicht mehr gefiel

wie früher. Diesmal ergriff er mich nicht so heftig, wie einst, fesselte mich aber nicht weniger. Wenn ich einmal wieder genug ruhige Zeit habe, so möcht' ich wohl alle seine Dramen lesen; ich wollte nur, ich könnte englisch.

Ihre Gedichte gefallen mir alle drei recht gut, sie enthalten dasselbe wie Ihr vorletzter Brief nur anders ausgedrückt. Ueber die blaue Blume wollen wir nicht streiten: ich nehme es, wie Sie mir's geben, auch sage ich nichts über Ihre Vorliebe für blau; im Gegentheil! mir hat diese Farbe von jeher sehr gefallen. Ich wollte, Sie machten lauter Gedichte, die so enden; es wär mir lieber als die Nachtigall.

Viktoria hat einen Knaben, der Theodor heißt. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich nicht um Sie in Sorgen wäre. Mit Sehnsucht erwarte ich eine Nachricht von ihr. Man sagte oft, wir seien einander sehr ähnlich! Ach! ich wollte, sie hätte etwas von meinem ruhigeren, kälteren Wesen!

So werden ihre guten Eigenschaften oft zu Fehlern, weil sie über das Ziel hinausgeht. Sie ist für sich so frei von Selbstsucht, daß sie für sich selbst zu sorglos und unvorsichtig wird und ihr Mann wird, wie ich ihn kenne, diesen Fehler nicht verbessern. Doch ich will das Beste hoffen.

Damit ich nicht wieder vergesse, Mathilde läßt Sie bitten, wenn Sie nach Salzburg kommen, die Lieder mitzunehmen, sie ist sehr begierig auf die Musik von Cufinasse, besonders auf den „Wanderer“, der ohnehin ihr Lieblingslied ist. Sie läßt Sie grüßen, ebenso Mama.

Nun gute Nacht, es ist schon spät.

Gott segne Sie!

Cornelie.

An Dr. Joseph Streiter.

Endlich ein Exemplar der „Frühlieder“, es ist noch feucht von der Presse. Sie können nicht glauben, wie froh ich bin, die Sache endlich vom Halse zu haben und ausruhen zu dürfen: *Alia jacta!* Hindernisse von allen Seiten: zuerst die leidige Censur, die an diesen sechszig Blättern fünf Monate laute, um endlich nach langem Fretten das Imprimatur zu geben. Das sind doch die Früchte der Petition unserer Schriftsteller! Ein Censurmandarin sagte zu mir mit fromm gefalteten Klauen, die Stimme süßlich lächelnd: „Ich bedaure Sie, aber Sie haben ganz eigenes Unglück, daß sich sonst bei unserer Behörde nicht zuzutragen pflegt“. Ich erwiderte: „So!“ und ging ohne weitere Antwort zu geben, fort. Anders wo mag es freilich nicht vorkommen, daß man unschuldige Viehlein durch alle Instanzen, zuletzt an das Landesgubernium heßt; das ist nur bei uns und für uns.

Das Elend kommt aber erst, wenn ein Buch gedruckt ist; dem Einen ist das, dem Andern jenes nicht recht. Sündigt man für sich, gut! aber mit! Mitarbeitern! Gilm wollte seinen Namen nicht gedruckt wissen, auch andere nicht: diese aus Scheu, er aber sagte, wie ich nachträglich erfuhr: „Soll ich bei solchen Knaben stehen?“ — Nun, Messmer, Berthaler, Burtscher, Schlumpf haben doch die Kinderhöslein auch abgezogen. Wie ich jedoch aus bester Quelle erfuhr, ist der Grund ein anderer. Die Frühlieder, so harmlos sie an und für sich sind, wurden bereits als liberales Unternehmen denunciert, da fürchtet er sich nun hier, wie immer. Ist man bei ihm, so redet er wie Brutus, vor der Thür ist er jedoch der k. k. Praktikant, der jeden Prinzen, jeden Gouvirneur anjubelt, welcher auf einer Spritour seiner Kanzlei nahekommt. Ich sagte ihm einmal trocken: „daß ich dieses sein Verhalten mißbillige!“ — er zuckte mit den Achseln und erwiderte: „Ich will keine Cigarren rauchen und Glacehandschuhe tragen“. Meinet halben soll der Fez auch noch Champagner kaufen und Trüffel fressen; wir leben in Oesterreich und da kann sich nur ein Esel zum Märtyrer der Polizei machen, indem er alles sagt, was er denkt; deswegen soll man aber noch lang nicht Sachen sagen, die man nicht denkt.

Da trenzt er vor Loyalität; als ob ihm das was häße! Man hat lange Ohren

und weiß recht gut, wer manches mißliebige Lied verfaßt; seine Eitelkeit sorgt dafür, daß man es weiß. Erst tuschelt er es dem Einen, dann dem Andern in's Ohr, endlich spielt er sich wie den Bären auf dem Kirchtag als den gefesselten Dichter auf; am liebsten vor den Weiblein, die lösen dann diesen heiligen Sebastian vom Pfahl und gießen Del und Wein in seine Wunden. Es steckt ein Stück verlogener Comödiantenhaftigkeit in ihm und ich bin Philister genug, den Beigeßmack davon auch in seinen herrlichsten Gedichten zu spüren.

Ja, herrliche Gedichte! Von den vielen Verufenen ist nur Er einer der Auserwählten; eine echte Alpenlerche, welche die Späken draußen weit überflingt; was braucht er all die dummen Maschen und Wudeln zum Aufpuß, der Teufelskerl!

Die Frühlieder sind in Wien gedruckt; als endlich das Manuscript in meinen Händen war, kam von Wagner der Bescheid: „Ich kann das Büchlein zu Innsbruck nicht drucken, meiner Verbindungen wegen und weil es den Hohen im Lande mißliebt“. Ach dieses arme Mäuslein aus den Tirolerbergen!

Ihr Heinrich IV. rumort in Brigen; da ist er am rechten Ort. Man ist dem Verfasser auf der Spur: Kirchenbuche! — Sie werden sich im Hemd, die gelbe Wachsferze in der Hand als armer Sünder prächtig vor dem Dom ausnehmen. Bitt' es in die Bacanz zu verlegen; mücht's auch mit anschauen!

Die Broschüre: „Die Jesuiten in Tirol“ hat wohl auch nicht den Fenner von Fenneberg zum Verfasser?

Grüßen Sie mir die Frau und den Schiller auf der Terrasse.

Wien, 25. Juni 1845.

Ihr

ergebenster Pichler.

An Cornelia.

Die Wiener Schriftsteller haben ein Gesuch um Erleichterung der Censur eingereicht. Bereits lesen wir in der Allg. Ztg., es sei die erwünschte Milde rung eingetretene: wieder einmal eine k. k. offizielle Lüge aus der Preßkanzlei, wo man die öffentliche Meinung zu gerben versucht. Uebrigens ist dieses Gesuch ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit, noch vor kurzem wagte Niemand den Mund aufzutun. Helfen wird es vorderhand nichts; die Regierung hat ein zu schlechtes Gewissen, als daß sie ein freies Wort gestatten dürfte. Es sind einzelne Bläschen, die anzeigen, daß es im Kessel siede, bald wird die Spannkraft der Dämpfe mächtig genug, den Dedel zu sprengen. Draußen ist es freilich auch nicht besser: Hannover, Churheßen! Soll aus Deutschland etwas werden, so müssen diese kleinen Dynastien in die Luft; es taugt nichts, wenn eine Schaafherde mehreren gehört, so weniger ein Volk.

Sebastian Ruf hat leider in einem Wiener-Blatt, dem Humoristen des elenden Saphir Aphorismen abdrucken lassen. Wozu die Körner, die ihm der Kampf des Lebens reiste und die er nun ruhig sammelt, in diesen Koth?

Flirs Kriegsbilder haben Sie vielleicht gesehen? Man hört hier allerlei. Die meisten stoßen sich an den Versen, welche so ungechlacht sind, als hätte sie eine Bären-tage scandirt, die wenigsten wissen die Poesie der Darstellung zu würdigen. Das Martyrium des hochwürdigen Herrn Blazer, welches im Davonlaufen besteht, ist lächerlich genug, trotz der eingestreuten Abhandlung über Kirche und Staat à la Drosts Vischering.

Hier die Frühlieder. Sie werden vergeblich nach einem Beitrag von mir suchen. Ich wollte Anfangs mein Bestes einrücken, ließ es jedoch, weil ich erfuhr, daß man in Tirol sage, ich hätte überhaupt nur den Zweck, durch diese Sammlung ein Postament für mich zu errichten. Nun schilt mich Streiter unbescheiden, daß ich als Chorführer ohne mitzusingen, vorausmarschiere. Ueber die Censur schreibt mir Brandis: Der Regierung müssen alle ihre Unterthanen gleich lieb und werth sein; sie mußte daher Stellen unterdrücken, die für einige derselben beleidigend waren und nur einen Streit wieder angefaßt hätten, der schon genug der Zwietracht und Erbitterung in unserm

Vaterlande gejüet hatte". — Ja, Bauer, das ist was anderes. Nur die ultramontanen Bibern dürfen stechen, will aber jemand mit der Faselgerte hinschlagen, so muß man diese edeln österreichischen Unterthanen schützen. Sie verdienen es ja. Was es mit meinem beabsichtigten Angriff zu sagen hat, können Sie selbst sehen; ich lege Ihnen den Entwurf des Vorwortes der Frühlieder bei, welches die Censur unterdrückte. Trefflich charakterisiren einige Correkturen die Lage. Statt: „daß man sich im Bund die Hand reiche“, setzte der Censor: „wetteifernd die“, statt: „gern spreche ich an alle, die sich verbunden“, schrieb ein Bleistift: „An alle Freunde“, der Schluß: „Sie sind aber auch Waffen u. s. w.“ war roth und schließlich noch das ganze Manuscript roth und kreuzweise schwarz durchstrichen.

Schuler habe ich das Büchlein auch geschickt und er hat sogar geantwortet! Eine Stelle über die Baronin Buol füge ich bei. „Also die Buol findet eine Vorste in den Frühliedern? Ich meine das Talent dieser Frau, überall dergleichen zu entdecken, liegt mehr in ihrer häßigen und widerhaarigen Natur, als in dem Gegenstande. Die Tendenzschneiselei verdirbt allen Sinn für die Poesie. Ach Gott, mir kommt es vor, als ob sie Goethe vor vielen hundert Jahren begraben hätten. Die reine Religion der Kunst ist in lauter Partikularkirchen auseinandergegangen, die jede ihren aparten Gott und ihren besonderen Kult haben will. Und nicht mehr aus dem reinen Evangelium sollt ihr predigen, sondern die Gemeinheit schreibt den Text vor“.

Gabriel Seidl, den ich schon lange kenne, besprach die Frühlieder sehr freundlich; das Hauptgewicht legte er auf Puitscher.

Zum Schluß noch etwas netteres. Emma ersuchte mich einige Liedchen abschreiben zu dürfen. Ich habe nun von euch Mädeln ein bißchen kofettiren gelernt und that ein wenig spröde. Da faltete sie die Hände zierlich auf der Brust und das Köpfchen gesenkt, die blauen Augen schelmisch erhoben, flüsterte sie schmeichelnd: „Aber wenn ich recht schön bitte!“ Ich betrachtete sie ein Weilchen, zog einen Bleistift heraus und bat sie um ein Blättchen Papier.

* * *

Meine Lieder sind Lerchen,
Du wandelst vorbei,
Und hörst sie singen
Im Blauen so frei!
Meine Lieder sind Falken
So stürmisch und wild,
Reck siehst Du sie schweben
Im Sonnengesild.
Meine Lieder sind Pfeile,
Begehrst sie im Scherz:
D hüte Dich, Mädchen,
Sie treffen in's Herz.

Ich gab ihr das Blatt. Sie erröthete. Das war für die Schwämme.

Jetzt ist die Familie nach Hütteldorf auf das Land gezogen. Ich komme, um den Unterricht fortzusetzen, oft hinaus. Soll ich Ihnen erzählen? Ich hab' ihr leztthin einen Kranz aus Feldblumen gewunden; dann Federball geschlagen, wobei mein Auge an den schönen Formen schmelgte, die sich bei jeder Bewegung auf das Reizendste enthielten. Ermüdet trat sie endlich unter eine Tanne, deren dunkle Nester sich nischenförmig senkten, sie war wie eine Madonna in einer Waldkapelle. Heut knieten wir zusammen im Garten; ich half ihr kleine Blumenpaliere ziehen. Das sind Ibyllen! Sie werden ausrufen: „D du Leichtsin!“ — Ich lehne verstummend die heiße Wange an einen großen Blumenstrauß vor mir auf dem Tisch und sauge den süßen Duft und die Kühlung. Es sind blaue Kornblumen darunter.

Von Emma wäre viel zu schreiben. Ich habe ihr eine Nasenbank gemacht, ringsum reifen Erdbeeren auf dem Moos, die Glockenblume ragt über den Adlersfarn und im feuchten Busch nickt die Goldblie. Heut gingen wir zusammen am Bache, lachend und scherzend kamen wir zu einer Stelle, die vom klaren Wasser bespült, eine Menge Weidenröschen, Himmelbrand und Zittergras trug. Wir pflückten, pflückten; ihre Hand war bald zu klein für den Strauß, so warf ich ihr Blüthen und Zweige in die Schürze. Zufällig fand ich offenen Mohn, ich reichte ihr denselben und sagte: „Das ist ja brennende Liebe!“ — Da wehte der Wind aus den Buchen, entrafte die rothen Blätter und warf eines auf ihren Nacken, als sie ohne umzuschauen vorwärts lief. Der Wind spielte mit ihrem langen braunen Haar; ich bog einen Lärchenast herab, sie pflückte einen Zweig und schlang ihn zum Kranz um die Schläfe. Wären alle Blumen in Wald und Wiese Augen gewesen, meine Augen! ich hätte nicht genug schauen können. Ihr Bruder meinte: „Ich weiß nicht, was das ist. Kommt ihr zwei zusammen, so seid ihr stets lustig, wenn ihr vorher auch noch so mürrisch waret.“ — Ich möchte oft laut aufjauchzen aus reiner heller Freude an der Gegenwart. In die Vergangenheit mag ich nicht blicken, in die Zukunft . . . Ja, ich will und soll' ich mir bei der Arbeit die Hände zerfchneuern.

Auf dem Rückweg nach Wien kam ich an einem Zirkus vorüber; laute Musik ertönte, ich habe den „Harlekin“ gedichtet. Die Verse fügten sich unwillkürlich, es war als ob meine Hand wie bei einer Vision von selbst schriebe. Hinten nach wunderte ich mich selber über das Ding. Salzburg? Noch weiß ich nicht, wann ich abreise.
Wien, 10. Juli 1845.

Ihr

Pichler.

Vorwort.

Es bestand einmal der Plan, den poetischen Nachlaß von Sigmund Schumpf und Bernhard Moser, die ein früher Tod aus den Hörsälen der Universität weggerafft, dem Druck zu übergeben. Daß es unterblieb, kann ich nach bester Ueberzeugung nicht bedauern; denn nur wenige Gedichte genügten den Forderungen einer ersten Kritik, vieles trug die Spuren der Frühreife in Form und Ausdruck, das meiste war auch stofflich unbedeutend, obgleich alles Zeugniß gab von dem edlen Sinne der jungen Männer. Eine Auswahl konnte genügen und als solchen einen Platz neben Gedichten überlebender Jugendgenossen beanspruchen.

Ich hatte gelegentlich zu einem Freunde gesagt: Wenn nur die jüngere Generation die ernstlich vorwärts strebt, und nach Höherem ringt, sich auf irgend eine Weise vereinigen und hic und da ein Zeichen der Genossenschaft geben möchte! das wäre auch für die Zukunft Gewinn; denn dadurch, daß man sich im Bunde die Hand reiche, könne in weiteren Kreisen für Alles Schöne und Gute gewirkt werden. Im Leben bedingt ja eines das andere; es ist ein großer Organismus und die einzelnen Glieder unterscheiden sich nur dadurch, ob sie bewußt oder unbewußt dafür handeln. Alles steht im Zusammenhang: die Geschichte wird zum Lied und aus dem Lied stammt wieder die That.

Was ich damals flüchtig geäußert, hat sich nun in schöner Weise verwirklicht. Gern spreche ich allen, die sich durch Beiträge verbunden, meinen Dank aus und hege die Hoffnung, daß die Zukunft, wenn alle Keime sich entfalten und vieles, was äußere Umstände noch unter Sperre halten, den Tag begrüßt, Erfreuliches bringen werde.

Diese Frühlieder sind eine Saat der Hoffnung!

Sie sind aber auch Waffen zu Schutz und Trutz.

Ein Tiroler hat in einem ausländischen Blatt die achtbarsten Männer des Landes aus dem Busch mit Roth beworfen. Lassen wir der Gemeinheit die Gemeinheit. Jener Lump, der zuerst ein Oesterreicher, dann ein Tiroler, endlich ein Deutscher sein will,

hat aber auch Goethe und Schiller und das im Namen Aller, aus unsern Bergen verbannt und gekühtet. Seinem geistigen Bedürfniß mag vielleicht die „Trußnachtigall“ wie sie in neuester Verballhornung, mit Gassenbauern im Anhang erschien, genügen, wir aber fordern unsern Theil an den großen deutschen Meistern und erkennen sie freudig als unsere Lehrer und Bildner. Haben wir auch keine Gärten, um unter Lorbersträuchen ihre Hüften als der Penaten des geistigen Haushaltes aufzustellen, so werden uns doch stets ihre Sterne als Dioskuren am deutschen Himmel vorleuchten. Wir müssen widersprechen, wenn sich jener Lump zum Vorredner für alle aufwirft; er mag nun wissen, daß auch eine andere Luft weht, als der Katakombenstank unter seinem schwarzen Hute.

Allen Freunden im Land Tirol einen herzlichen Gruß.

Wien.

Adolf Pichler.

An Cornelia.

Am 28. Juli waren die Prüfungen fertig. Ich komme mir vor wie ein Krämer, der allerlei Schund an das Ladenfenster hängen muß. Hinein schaut mir Keiner. Dann will ich noch, was ich in diesen drei Jahren aufgestapelt, mustern. Taugt nicht viel! Wenn ich die Vergangenheit überblicke, wie wenig bleibt Aechtes, ich schäme mich des Fliedwerkes.

Am 1. August in Salzburg. Dann nach Tirol; aber was dort! Hier ein Lied. Dazu die Composition Hochegger's. Matthesle soll es mir singen.

Pichler.

Cornelia an mich.

Schon lange hat mich nichts so erfreut als Ihr Brief, noch mehr aber das Fettelchen, welches bald darauf Ihre Ankunft verkündete. Sie bringen uns stets schöne Stunden nach Salzburg; meine Freundschaft kann freilich für Sie nur wenig Werth haben, doch mindestens wird sie sich stets gleich bleiben.

Soll ich Ihnen sagen, was mir zuerst besonders an Ihnen gefiel? Es ist eine Eigenschaft, die man sonst nicht zu Ihnen am meisten bemerkbaren rechnet: die Milde! Trotz Ihrem Spott, den ich gewaltig fürchtete, sah ich doch gleich aus manchen Kleinigkeiten, daß er nur die Weichheit verhüllen sollte, die ihm zu Grunde lag. Wenn sich auch diese im harten Kampf des Lebens verliert, so bleibt doch das Herz sich gleich!

Nun aber muß ich doch auch den Leichtsinn schelten! Sie haben in dieser Beziehung meine Gedanken so ziemlich errathen; ich muß mich der blauen Augen annehmen, denn Sie haben sie mir durch ihre Schilderungen lieb gemacht. Doch ich meine dies nicht so gar streng, denn ich weiß ja, obwohl Sie gern ein bißchen Komödie spielen, werden Sie nie vergessen, daß was für Sie ein Scherz ist, für andere oft ein trauriger ja tragischer Ernst werden kann. Ich möchte Sie aber nur daran erinnern, weil ich weiß, wie selten die Männer in solchen Fällen ein Mädchen richtig beurtheilen und die Folgen berechnen können.

Sie sagen: „Wenn ich die Vergangenheit überblicke, wie wenig bleibt Aechtes!“ Wie können Sie so sprechen! Einst schrieben Sie mir: „Ich habe mir vorgenommen, nicht nur an Andern das Gute und Schöne zu preisen, sondern es auch, so viel wie möglich an mir selbst darzustellen.“ — Und ist es Ihnen nicht gelungen? Schlagen Sie ihr Wirken auf Andere gar so niedrig an? Hat es Ihnen keine Früchte gebracht? Wenn Sie sich auch selber nie genug thun, so ist deswegen doch noch nicht alles Fliedwerk. Der Werth unseres Lebens hängt für uns vom Ernst unseres Strebens ab; Ihr Streben ist aber nach außen nicht erfolglos gewesen.

Der „Harlekin“ ist auch so düster wie eine wilde Gewitternacht!

Wenn Sie diesesmal nach Salzburg kommen, müssen Sie Hellbrunn besuchen. Es ist da vom Thiergarten eine wunderschöne Aussicht; doch giebt es auch noch andere

prächtige Punkte, näher und ferner, die Sie noch nicht kennen. Wir wollen da schöne Ausflüge machen. Uebrigens können Sie thun, was Ihnen gefällt: auf dem Sopha liegen, spazieren gehen, von schönen Augen schwärmen, selbst einige kleine Bosheiten will ich verzeihen. Aber warten Sie nur! Ich will dieses Mal eine niedliche kleine Cousine einladen, die auch blaue Augen hat. Nehmen Sie sich in Acht!

Neulich waren wir im Kunstverein. Es waren manche hübsche Bilder da; ein Studentkopf von Ammerling, der mir besonders gefiel; eine sehr schöne Winterlandschaft und anderes mehr. Sehr sprach mich ein kleines Bild aus dem bairischen Hochgebirg an: ein frischer Bursche singt zur Zither, ein Greis und ein Mädchen hören zu; jenem bringt das Lied die Vergessenheit des Alters, dieser das Bewußtsein der Jugend. Es ist ein freundliches Bild und verkehrte mich nach Tirol zurück. Dagegen ließen mich der Uebergang von Dux in's Zillertal und der Duxerfern, auf den ich so begierig war, ganz kalt; es ist nichts Großartiges darin, vielleicht lassen sich solche Gegenstände überhaupt nicht in einen so engen Raum zwingen. Die Statuetten und Glasmalereien gefielen mir nicht besonders.

Am Sonntag Abends beim Spazierengehen sah ich ein Kind, so schön wie kaum je eines; große dunkelblaue Augen, goldblonde Locken und ein solcher Ausdruck von Geist, möchte ich beinahe sagen, in dem zarten Gesichtchen. Ich bin ganz verliebt.

Daß Viktorie einen Buben hat, wissen Sie wahrscheinlich; sie ist wieder ganz wohl und hat neulich ihrer Mutter ein Portrait ihres Theodor entworfen. Stirn, Augen und Mund vom Vater, die Nase aber habe er von ihr, wahrlich, da gehören prophetische Blicke dazu, um das Alles jetzt schon zu sehen. Ich habe schon ziemlich lang von ihr keine Zeile erhalten; was ich vorausgesagt, wird wohl eintreffen und unsere Verbindung endlich ganz aufhören. Ist es so und muß es sein, werde ich mich ruhig darein finden. Ich weiß, daß sie, ebenso wie ich, sich immer freundlich an die Vergangenheit erinnern wird; ich schätze sie sehr und nur, wer sie so genau kennt wie ich, kann wissen, wie viele Ursache ich dazu hatte. Sie wird eine treffliche Hausfrau und Mutter sein, aber was uns zusammenführte, hat aufgehört: ihre Welt ist ihr Haus, ihr Mann will es so und sie also natürlich auch. Wär' es mir darum zu thun, so hätte ich Gelegenheit genug, neue Verbindungen anzuknüpfen. Man findet hie und da ein liebes Mädchen, aber eine Freundin fand ich noch nie. Nun, ich brauche keine; ich habe ja eine an meiner Schwester. Mathilde ist, gottlob! in diesem Sommer geünder als im vorigen; auch an ihrer heiteren Stimmung merkt man das. Ich kann gar nicht sagen, wie froh ich darüber bin. Wir gehen recht fleißig spazieren, manchmal auch des Morgens. Das Wetter ist beinahe immer schön und ich gehe gern durch die herrlich wogenden Kornfelder oder unter den schattigen Alleen, die hier überall gepflanzt sind. Auch auf dem Mönchsberg waren wir wieder, zum erstenmale seit mehreren Jahren.

Meinen herzlichsten Dank für die Frühlieder. Sie haben eine gute Auswahl getroffen und erlauben mir wohl, meine Ansicht darüber ausführlicher mitzutheilen.

In allen weht ein frischer Geist, ein Hauch der Jugend, manche gefallen mir ganz vorzüglich. Die von Mloys Schlern zeichnen sich durch Schwung aus. Seine Naturbilder zeigen den Einfluß von Anastasius Grün. — Mloys Nekmer gefällt mir vorzüglich; möge die Zukunft seine Zuversicht für ihn und die Liebesgenossen vollauf rechtfertigen. Tirol bedarf des „Erwachen des Liebes“. — Die Schilderungen Adolf Purtschers sind lebendig und wahr, seine Gestalten echt tirolerisch.

Berthaler's „Griechen“, die „Vollendung“ und anderes ist gedankenvoll, die „Verzöhnung“ scheint mir etwas unklar. Er ist weniger elastisch.

Schlumpf und Schnell haben einige Aehnlichkeit, beide sind weich, zart anspruchslos; Schlumpf weniger bildlich, mehr vom Herzen; Sie hatten Recht: er gehört den Frauen.

Gilm frappirt durch Originalität, Leidenschaft, Silberpracht. Den andern begegnet man gern, ohne sich bei ihnen aufzuhalten.

Zum Schlusse den Wunsch, daß aus diesen Blüthen schöne Früchte reifen und wo schon Früchte sind, sich neue Blüthen ansetzen mögen.

Cornelie.

An Cornelie.

Meine Abreise verzögert sich. Ich möchte meine Lektionen, wenn auch nicht zum Abschluß, doch zu einem Einschnitt führen und gehe also nach Hütteldorf. Ich habe Emma viel von Ihnen erzählt. Wärt Ihr beisammen, so machte ich mich aus dem Staube. Kommt man doch vor einem Mädchen nicht auf, wie wär's erst gegen zweie! — Werde schreiben wann ich komme! — Wahrscheinlich bestellt Ihr jetzt durch mich Eure gegenseitigen Grüße! Wären's noch Küsse, da nähm' ich meinen Zoll. Amen!

Wien, 24. Juli 1845.

Ihr

Pichler.

Sebastian Ruf an mich.

Doctor Stolz hat unlängst eine Reise nach Deutschland unternommen, um Irrenhäuser zu besuchen. Er schreibt mir nun so eben wie folgt: „In Wünnenthal sah ich den gefeierten Dichter Lenau, aber in welchem Zustande! In der Zwangsjacke und an das Bett gebunden. Er ist seit Oktober periodisch tobend, 2—3 Tage aufgeregter, 1—2 Tage gemäßigter. Während der schlimmen Tage ist er ganz verwirrt und höchst unreinlich. Er schreit öfter oder brummt grimmig in den Bart hinein. Als ihn der katholische Priester besuchte, war er eben aufgeregter und stieß die Worte: „Trinitas? Psui Hochwürden!“ — in tollem Wirrwar heraus. In bessern Tagen soll er freundlich mit diesem sprechen. So ist der Mann, um dessen Blick vor kurzem die ganze vornehme Damenwelt Stuttgart's buhlte, und der mit einem Worte jedes der verrückten Weiber in Ekstase zu versetzen fähig war, ist nun Bewohner einer Tobzelle. Die Weiberverrücktheit geht so weit, daß sie die Aerzte beneidet, welchen die losen Stücke untergehender Genialität zu sammeln gegönnt ist. Ein Weib soll auch die erste Ursache seiner Melancholie gewesen sein. Seine Wiedergenesung muß allerdings bezweifelt werden. So enden überspannte Idealisten.

Nicht wahr, das ist hart? Aber es ist halt so. Der Irrenarzt hat nicht ganz Unrecht. Die alten Dichter waren ganze Kerle nach innen und außen. Die neuen sind nach außen meist nichts; nach innen bohren sie in sich hinein, da verrückt sich der Schwerpunkt, der Kopf überschnappt und oben wird unten. Darf's Gott, mein lieber Adolphus, daß Du die Naturwissenschaften hast, fahre fleißig fort zu studiren, das ist für das Heil des Leibes und der Seele. Wenn Du halt dichten mußt, so dichte, wenn Du mußt; aber will nicht. Poeten haben wir leicht genug, Naturforscher und Aerzte brauchen wir stets und überall.

Unlängst habe ich kaum meinen Augen getraut, als ich das Buch: „Die ärztliche Seelenheilkunde“ von Feuchtersleben gelesen. Diesen Vandalismus hätte ich nicht erwartet. In Betreff der Behandlung der Gestörten sagt er: „Schmerzhaft, körperliche Züchtigungen, die zugleich das Ehrgefühl verletzen, dürfen nur in seltenen Fällen — aber nicht gar nie — stattfinden; denn Nichtenberg sagt: durch Stockschläge wird die Seele von Narren genöthigt, sich wieder an jene Welt zu erinnern, aus der Prügel kommen“. — Also Stockschläge und Prügel sind neue Heilmittel? der Gestörte ist kein Kranker, er ist nur ein Nichtwollender — ein Böser — ein Verbrecher. Siehe da — die alte Heiröth'sche Sündentheorie! Freilich sagt Ihr, daß Ihr Euch nicht dazu bekennt; allein Eure Praxis verräth Euch! Glaubt Ihr nicht, daß den Gestörten seine Leiden ohnehin schon satfam an jene Welt erinnern, aus der seine Leiden kommen?

„Dem Kranken“, heißt es weiter, „muß jede Stütze genommen werden“. „Er rüth auf die Kranken loszustürmen; denn nur ein großer Sturm kann ein kleines Feuer auslöschen“. Er rüth Mittel, welche geradezu jede Bewegung hemmen: „Die Zwangsjacke, den Zwangsstuhl, das Zwangsbett, Bande jeder Art“. — „Denn, — hört, hört! — ihre Anwendung ist durch die Erfahrung gerechtfertigt“. Gerade in diesem Sinne wurde für die Weibehaltung der Tortur gesprochen: ihre Nothwendigkeit war durch die Erfahrung bestätigt.

So werden von Aerzten Kranke curirt! Schläge, Prügel, Zwang jeder Art heißt man „physische Curen“, und die Männer, die sie ausüben, legen sich den süßen Namen „Seelenärzte“ bei. Prügelknechte und Rottenmeister würden diesen physischen Einfluß auszuüben wohl besser verstehen. Ist es ein Wunder, wenn sich die Leute besinnen, ihre Unglücklichen in eine Irrenanstalt zu geben, wenn sie hören, wie sie dort behandelt oder vielmehr mißhandelt werden.

Feuchtersleben citirt Langernau, der die unsinnigen Worte ausgesprochen: „Könnten den Irren ihre Handlungen nicht imputirt werden, so könnte es keine Irrenärzte geben“. Welch eine Logik! Weil es Irrenärzte giebt, müssen nothwendig die Irren böse sein; weil es Henker giebt, ist die Todesstrafe nothwendig.

Ilir's Büchlein war schon gedruckt, als er erst merkte, wie winzig es ausfalle. Er entschloß sich daher auf Anrathen zu den 12 Gedichten noch zwölf neue hinzu zu fügen und der Schlacht am „Gigelberg“ eine Novelle anzuhängen.

Streiter's Büchlein: „Die Jesuiten in Tirol von einem Tiroler“ wurde sogleich mit Beschlagnahme belegt, aber demungeachtet circuliren viele Exemplare. Es ist gut geschrieben.

Du klagst über Oesterreich's Zustand. Das nützt uns alles nichts. So lange wir nicht die Macht haben, es anders zu machen, müssen wir uns dies alles gefallen lassen. „Das Reich des Himmels leidet Gewalt, sagt Jesus und die es an sich reißen wollen, müssen Gewalt anwenden“. Dieser Staat kann die Pressfreiheit nicht erlauben und die Kirche auch nicht. Nur durch eine Macht kann eine Macht gestürzt werden. Ich weiß nicht was mehr zu fürchten ist: fremde Macht oder eigene Dünnmacht. Selbst die Religion sucht Gottes Allmacht den Menschen durch Gottes Liebe und des Menschen Dünnmacht Gott gegenüber durch die Gnade zu neutralisiren. Immer regiert nur die Macht. „Das Geheimniß jeder Macht, sagt Börne, besteht darin zu wissen, daß andere feiger sind als wir“. Unsere Feigheit ist schuld, daß der Staat mit uns so schalten und walten kann.

Zu Innsbruck will man im Casino keine Wienerblätter mehr beziehen, sondern selbe total eingehen lassen. Wie? zeigt das nicht von einem guten Geschmade der Tiroler.

Dagegen wird die Censur auch hier strenger. Mensi, der früher Censor des Tirolerboten war, wurde abgesetzt und dafür Vogelsanger erwählt. Dieser Tage geschah sogar etwas noch nie Erhörtes: Der gute Tirolerbote wurde zurückgehalten. Er mußte eines Aufsatzes wegen, der gestrichen wurde, ganz a novo gedruckt werden.

Kennst Du das Büchlein: „Das Recht des Einzelnen gegen den Staat“. Es wurde in der Schweiz aufgelegt und in alle Welttheile versendet, allein die meisten Exemplare fielen in die Hände der Polizei. Wie väterlich der Staat — für sich — bejorgt ist!

Ilir, Schönach und Andere werden heuer die Vacanz im Mäthel zu bringen; sie wollen in stiller Einsamkeit stille Betrachtungen anstellen, über die Gnadenwahl und über den Fortschritt jenseits. —

Kommst Du wohl nach Tirol herein?

Hall, 27. Juli 1845.

Dein

Sebastian.

An Cornelia.

Die Prüfungen sind abgeschüttelt; um auszuschnaufen dampfte ich nach Mödling und besah mir dort das Gebirge. Das hat denn doch meine Sehnsucht nach den Alpen erregt und anstatt bloß nach Graz einen Spritzer zu machen, will ich wieder nach Tirol. Da ist die Station Salzburg, wo ich mit Jemand zu plaudern habe. Sind Sie zufrieden?

Heut ein Brief von Ruf, der gar mancherlei enthielt. Schrecklich ist die Schilderung des unglücklichen Lenau in der Irrenanstalt zu Winnenden. „So enden überspannte Idealisten“.

Uebrigens hat er recht; es taugt nichts, nur Poet zu sein und gerade die Größten waren auch noch etwas anderes. Lenaus Schicksal ist wie das Kreuz auf einem Alpenpfade, wo einer in den Tod stürzte; man spricht ein stilles Gebet, aber nur der Feige wagt sich nicht mehr vorwärts. Uns allen ist die Bahn von den Göttern vorgezeichnet, mögen wir uns selbst bewachen, daß sie nicht in die Schuld führe. Wer immer nur aus seiner Brust pumpen will, zieht zuletzt das Blut aus dem Herzen.

Bei mir hat es übrigens keine Gefahr, daß ich köpflings aus dem Wolfenschifflein falle und im übrigen denke ich mir auch hier: Wer gegen die Natur ist, ist gegen Gott! Auf wie viel Briefe sind Sie mir jetzt Antwort schuldig? Ich glaube, auf vier! Wien 31. Juli 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelia an mich.

Sie kommen also nicht sobald; wenn Sie nur kommen! Dann mag Ihnen ihr Plan nach Graz verziehen sein. Doch soll Sie Emma wieder einmal aufsitzen lassen, wie Sie mich aufsitzen lassen wollten. Daß Sie sich auf die verfolgte Unschuld hinausspielen ist köstlich! Wir armen Mädchen! Ich glaube mit Ihnen würde die heilige Ursula sammt den elftausend Jungfrauen nicht fertig!

Von Lenau habe ich in der Zeitung gelesen. So muß dieser schöne Stern in schwarze Wolken sinken!

Uns allen geht es gut, aus Innsbruck haben wir keine Nachrichten.

Wo gehen Sie jetzt hin, wann kommen Sie und Ihre vier Briefe? An Emma einen Gruß!

Cornelia.

(Fortsetzung folgt.)





Illustrierte Bibliographie.

* **Illustrierte Weltgeschichte für das Volk.** Zweite, neu bearbeitete Auflage, bis zur Gegenwart fortgeführt von D. von Corvin, L. F. Dieffenbach, G. Diestel, Otto Kimmel, G. Lammert, J. G. Vogt, W. Volz u. Leipzig, Otto Spamer.

Die gute alte Zeit, da noch ein Einzelner sich vorsetzen durfte, eine Weltgeschichte zu schreiben, ist längst vorbei. Kaum daß die Historik über das Studium der Chroniken (deren Verfasser so bequem einer vom anderen abschrieben) zu dem der Universalgeschichte — wie das vorige Jahrhundert diese neue Erfindung nannte — vorgebrungen war: so schwoh sie, der gleichzeitig die Forschung unzählige neue Quellen erschloß, so unübersehbar an, daß schon nach einem halben Jahrhundert ein Einzelner nicht mehr daran denken konnte, diesen mächtigen Strom allein in ein eigenes Gerinne leiten zu wollen. Ein Unternehmen, wie das Rankes, steht in der Neuzeit völlig ohne Gleichen da: seine Kühnheit ist an sich schon ein Beweis des verblüffenden Genies dieses Mannes. Alle übrigen, heutigen Tages gebräuchlichen Weltgeschichten, einst von Einzelnen angelegt, sind in ihren späteren Auflagen von Gruppen von Gelehrten bearbeitet worden.

Da man nun nicht darauf verzichten konnte, neue Universalgeschichten zu schaffen, so hat man diese von vornherein nach dem Princip der Arbeitstheilung angelegt. Geht dabei vielleicht an der Einheitlichkeit der Redaction etwas verloren, so muß man sich dieses nothwendige Uebel gefallen lassen.

Ein Werk dieser Art, das von Onden als Hauptredacteur bei Grote in Berlin herausgegebene, haben diese Blätter schon öfters zu erwähnen gehabt: dasjenige, dessen Titel speciell diesen Zeilen vorgeedruckt ist, stellt sich als eine volksthümlichere Parallele zu jenem, nach Preis und Schreibart verhältnißmäßig aristokratischen Buche dar. Es ist ungefähr dreimal so billig und durchweg populär geschrieben, macht auf Beachtung als ein Erzeugniß eigentlich gelehrter Forschung auch nicht den bescheidenen Anspruch, den das Onden'sche Werk allenfalls erhebt. Selbstverständlich ist damit nicht ausgeschlossen, daß diese Weltgeschichte in ihren Einzelheiten so historisch richtig ist, wie ein Werk der Natur überhaupt nur sein kann.

Indeß, da es die Absicht dieser Anzeigen nicht ist, auf literarischen Werth dieses oder eines anderen Buches näher einzugehen, so sei hier nur noch im Allgemeinen bemerkt, daß die Spamer'sche Weltgeschichte allem Anscheine nach vortrefflich geeignet ist, ihrer Bestimmung gerecht und ein Volksbuch zu werden — und im besondern sei der Vorzug derselben erwähnt, daß sie auf Culturgeschichte und Alles, was damit zusammenhängt, einen recht bedeutenden Raum verwendet. Das ist sehr erfreulich:



H. Vogel
Aufahrt der Gattina Gornaro nach Venedig. Zeichnung von H. Vogel. Aus „Jahrbuch der Dichtkunst“, Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

grade solche Popularschriften müssen den Anekdotenram und den Zahlenmyst nach Richtigkeit beschränken.

Um nun auf das, was an dieser Stelle das wichtigste ist, auf den illustrativen Theil des Buches zu kommen, so kann auch diesem nur Lob gespendet werden. Im Allgemeinen sind die Spamer'schen Illustrationsgrundzüge (die viel Charakteristisches haben, und obwohl häufig nachgeahmt, den Büchern dieses Verlages doch immer eine ziemlich abgeordnete Stellung geben, durch die Anzahl der danach hergestellten Werke und Auflagen so bekannt geworden, daß man den Namen Spamer nur zu nennen braucht, um in dem Hörer eine ganz bestimmte Vorstellung von Ausstattung zu erwecken. Die drei Probebilder indeß, die dieses Heft bringt (zwei nach Zeichnungen von Hermann Vogel, eins nach Bernhard Wörking), legen wohl zur Genüge dar, daß die Verlagsabhandlung nicht stille steht, sondern sich durchaus erfolgreich mit den Fortschritten, welche die graphischen Künste in den letzten Jahren hierzulande gemacht haben, mitzugehen bemüht. Zeichnung sowohl wie Schnitt sind lobenswerth und dem Zwecke des Buches höchst angemessen.

Indeß nach solchen einzelnen Proben darf man ein Urtheil der Art nicht beurtheilen wollen. Ein hervorragenderes Kennzeichen des vorliegenden ist vielmehr die überaus reichhaltigkeit der Illustrationen. Der Prospectus verspricht deren über zweitausend (in acht Bänden), und die bisher erschienenen Hefte (einige sechzig à 50 Pf.) zeigen, was eine solche Ziffer zu besagen hat. In der That findet man aller drei oder vier Seiten entweder ein Vollbild oder einige kleinere Holzchnitte eingedruckt — in welchem Verhältnisse die Tonbilder auf den Text vertheilt sind, hat Referent nicht feststellen können.

Für ein Werk, zu dessen Vorzügen unter Anderem auch hauptsächlich Billigkeit gehören soll, konnten eine solche Anzahl Illustrationen natürlich nicht eigens gezeichnet werden. Allerdings ist eine ganze Anzahl Illustratoren (und, wie man aus unsern Proben sehen kann, Leute von entschiedenem Talent) Jahraus, Jahrein für die Ausstattung der neuen Spamer'schen Verlagswerke thätig. Aber diese Thätigkeit reicht nicht aus. Daneben müssen, wie das bei allen diesen bisher der Fall ist, Ulichs's aus älteren Werken verwendet werden. Daß in dieser Beziehung die Verhältnisse für ein Werk, das im Spamer'schen Verlage erscheint, ganz besonders günstig liegen, leuchtet ein. Es giebt kaum ein Gebiet für den Illustrator, der nicht in dem einen oder dem andern der hier veröffentlichten Werke schon behandelt wäre; und so findet sich eine Sammlung älterer Arbeiten zur Verwerthung vor, wie sie selten einem andern Verleger zu Gebote stehen möchten. Endlich scheint die Verlagsabhandlung (doch das ist nur eine Vermuthung) auch Ulichs's fremder Werke erworben zu haben. Ein Verfahren, das ja heutzutage häufig genug angewendet wird, und das einen Fortschritt bezeichnet: es macht die Illustration billiger und verbreitet den Schmuck fremdsprachiger Werke über ein ziemlich internationales Gebiet. — In diesem speciellen Falle scheint ein französischer Verleger viel hergegeben zu haben; wenigstens, wenn man aus dem Umstand schließen darf, daß in den entsprechenden Partien des Buches, welche französische Geschichte behandeln, unverhältnißmäßig viel Blätter: A. de Nouvilli signirt sind. Es braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden, daß diese Productionen des berühmten französischen Schlagschmalers, darunter einige von hohem künstlerischem Werthe, dem Buche zu einer besonderen Zierde gereichen.

Unsere Proben geben ausschließlich größere Compositionen. Dem gegenüber sei hier ausdrücklich bemerkt, daß das vorliegende Buch auch an Illustrationen anderer Art ungewöhnlich reich ist. Zunächst an Porträts, die ja für ein illustrirtes Geschichtswerk das wichtigste, geradezu unentbehrliche Erforderniß sind. Dieselben sind theilweise Reproductionen zeitgenössischer Originalarbeiten, theils sind sie nach solchen hergestellt: eine lange Reihe schöner, charakteristischer Blätter. — Daneben findet sich aber auch noch eine große Anzahl von Reproductionen alter Illustrationen (in der Art, wie unter Anderem die

Handbücher Violet le Ducs sie so köstlich vereinigen). Alte Miniaturen, alte Holzschnitte — Alles mögliche ist herangezogen und geschickt verwertbet worden. Verwertbet zu einem charakteristischen Schmuck des Werkes und für gesteigerte Belehrung. Denn es leuchtet ein, daß es ein Interesse ganz besonderer Natur hat, wenn man betrachtet



Städtische Bräuden zur Zeit der Reformation. Zeichnung von H. Vogel.
Aus „Illustrirter Weltgeschichte“, Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

kann', wie die Ereignisse längstvergangener Zeit sich dem Mitlebenden dargestellt, und in welcher Weise diese die so empfangenen Eindrücke wiedergegeben haben.

Der hier zur Verfügung stehende Raum verbietet es, der neuen „Weltgeschichte“ mehr als diese kurze Anzeige zu widmen, obwohl sie jedenfalls mehr verdient. Aber

sie sei der Aufmerksamkeit unserer Leser warm und aufrichtig empfohlen. Den Vorzug, illustriert zu sein (einen Vorzug, den man ziemlich hoch anschlagen kann), theilt sie nur noch mit dem Onden-Grote'schen Werke. Und diese beiden werden einander keine Concurrrenz machen, denn sie sind von Grund aus verschieden angelegt und auf ein verschiedenes Publikum berechnet. Wem das letztgenannte zu theuer, zu hoch im Ton oder auch zu einseitig sein sollte (ein Fall, der möglicher Weise auch in Betracht kommen könnte), der versuche es mit dem Werke Spamers: es müßte wunderbar zu gehen, sollte er darin nicht das finden, was ihn vollauf befriedigt.



Graf Nikolaus von Salm im Kampfe gegen die Türken. Zeichnung von Bernh. Mörlins.
Aus „Illustrierte Weltgeschichte“, Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

- **G. A. Scartazzini.** Dante in Germania. Storia letteraria e bibliografia Dantesca Alemanna. Parte Prima. Storia critica della letteratura Dantesca Alemanna dal secolo XIV sino ai nostri giorni. Gr. Lex.-Format. IV u. 312 S. Mailand 1881, Ulrico Hoepli.

Der Verfasser ist in weiten Kreisen bekannt als einer der ausgezeichnetsten Dante-kenner unserer Tage. Für das vorliegende bedeutungsvolle Werk konnte kaum ein berufenerer Verfasser gedacht werden als Scartazzini, der, in Soglio, an der Grenzstee zwischen deutschem und romanischem Leben wohnend, selbst Deutscher ungeachtet seines italienisch klingenden Namens, mit den Wechselbeziehungen der beiden Literaturen vertraut ist, wie nur wenige neben ihm. Die Aufgabe, die er sich hier gewählt, ist eine

ebenso dankbare, wie dankenswerthe. Dante gehört zu jenen großen Geistern der Weltliteratur, in deren Anerkennung und Bewunderung Deutschland es den Nationen, aus denen sie hervorgingen, zum mindesten gleichgethan hat: Shakespeare, Dante, Cervantes, Calderon sind hierfür Zeugen. Für die Schätzung des großen Italieners, für die Texteskritik seines unsterblichen Werkes, für dessen Auslegung ist bei uns mehr geschehen als in seiner Heimath. Die Italiener waren nicht immer dessen eingedenk, sie sind es heut nur zum Theil. Die Thatsache, daß Scartazzini sich für seine Arbeit Deutschlands für Dante ein Denkmal zu dauerndem Gedächtniß, ein auf der sichersten Grundlage wissenschaftlicher Forschung beruhendes, aus dem trefflichsten Material gebildetes. Einzelne Steine hierzu sahen wir schon in früherer Zeit: in der „Rivista Europea“ und schon damals freute man sich in der Erwartung des Ganzen. Diese ist voll erfüllt worden. Was wir vor uns haben, läßt kein für die Geschichte Dantes in Deutschland charakteristisches Moment bei Seite, jeder, dessen Forschungen Dante dienen sollten, wird berücksichtigt. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß diese Erwähnungen nicht selten in einer Form erfolgten, welche nicht zu billigen ist: der Verfasser wird, wo er polemisirt, ironisch, selbst bissig und aggressiv. Dieser Ton sollte aus einem derartigen Werke ausgeschlossen sein, er läßt sich gelegentlich in einer Zeitung entschuldigen, hier stört er die Wirkungen. Aber abgesehen davon, hat sich der Verfasser den wärmsten Dank der Dantefreunde auch durch diesen neuen Beitrag zur Litteratur des Dichters der „Divina commedia“ erworben. Die Ausstattung des Bandes ist sehr vornehm.

* **Aus dem Herder'schen Hause.** Aufzeichnungen von Johann Georg Müller (1780—82.) Herausgegeben von Jakob Baechtold. 8. XXVII und 123 S. Berlin, 1881, Weidmann'sche Buchhandlung.

Diese Aufzeichnungen rufen eine schlichte Säcularerinnerung wach. Vor hundert und ein Jahren pilgerte von Göttingen aus der Student der Theologie Johann Georg Müller von Schaffhausen, der Bruder des Geschichtsschreibers, zu Herder nach Weimar hinüber. Ein zwanzigjähriger ernster Jüngling war es, aus der gläubig englischen Sphäre Lavaters plötzlich in die kühle Schule der Göttinger Rationalisten gekommen. Von entlofen Zweifeln und Selbstquälereien angefochten, drangvollen, unbestimmten, überschwenglichen Wesens, suchte er Ruhe des Gemüthes und Rath bei Herder, welcher eine ähnliche Stimmungsepoche längst überwunden hatte. Acht Tage verweilte Müller in dem häuslichen Kreise Herders, gestärkt und voll unvergeßlicher Eindrücke verließ er Weimar. Nach Jahresfrist kam er wieder, diesmal um ein halbes Jahr zu bleiben. Seitdem blieb er der vertrauteste und treueste Freund des Herder'schen Hauses. Gewohnt über alles, namentlich über seine seelischen Umstände, ängstlich Buch zu führen und von dem Wunsche geleitet, seine nächsten Freunde das erlebte Glück mitgenießen zu lassen, fühlte er sich gedrängt, die Erinnerungen an den ersten Weimarer Aufenthalt sorgsam niederzuschreiben. So entstand das Reizebüchlein, ein so eigenartiges Ding, und wie Baumgarten sagt „mit so viel Gefühlsüberschwenglichkeit, so viel dümmernder Phantastik, daß unserer heutigen Nüchternheit dabei öfter ganz unheimlich zu Muth wird“. Zunächst ein lothbares Document für den Herderbiographen. Wichtiges und Unwichtiges nebeneinander registrirt. Indessen grade die kleinen menschlichen Züge, mit welchen uns die edle Persönlichkeit und der tüchtige Haushalt Herders vorgeführt werden, verleihen dem Büchlein seinen Werth und Reiz. — Die von dem Herausgeber vorangeschickte Studie über Müller und seine Beziehungen zu Herder ist eine überaus sorgliche, auf vollster Beherrschung des Materials beruhende Arbeit und fesselnd geschrieben. — Wir nehmen die Gabe mit ihrer schönen äußeren Form dankbar an als Erinnerung an eine denkwürdige Stätte und an den großen Mann, welchem erst unsere Zeit gerecht werden will.

* **Friedr. Theod. Vischer**, *Altes und Neues*. Zweites Heft. 8. VIII und 280 S. Stuttgart, 1881, Adolf Bonz & Co.

Jeder Tag, der ein neues Buch von Friedr. Theod. Vischer bringt, ist ein Feiertag der Litteratur. Die Sammlung von Aufsätzen, welche er uns in den „kritischen Gängen“ geschenkt hat und die in den beiden bis jetzt erschienenen Theilen von „Altes und Neues“ gewissermaßen ihre organische Fortsetzung finden, gehören zu den besten Besitzthümern unserer nachlassischen Litteratur, sie enthalten in sich wieder Classisches. Im vorliegenden Bande, der vier Beiträge enthält (Zur Vertheidigung meiner Schrift: Goethe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. 1875. — Gottfried Keller — Ein italienisches Bad — Noch ein Wort über Thiermißhandlung in Italien), verdient die Studie über Gottfried Keller den Preis, sie nimmt ihn auch in räumlicher Beziehung in Anspruch, da sie den dritten Theil des Bandes umfaßt. Tieffünnigeres, bedeutenderes und mehr abschließendes ist über den hervorragenden Dichter, in dessen Erkenntniß sich immer weitere Kreise begegnen, noch nicht gesagt worden. Ein feiner Geist, mit allen Beziehungen der Poesie, mit allen Geheimnissen des menschlichen Wesens vertraut, spricht hier von der Höhe ästhetischer Anschauung aus, selbst ein Dichter und ein Stilist seltener Art, über einen der Besten unserer modernen Litteratur. Es ist eine wahre Herzensfreude, sich in diese Sätze zu versenken und ihren gedrungnen, stets das Wesen eines originellen Geistes wiederpiegelnden Inhalt in sich aufzunehmen. Gottfried Keller selbst hat nie vorher einen berufeneren, niemals einen gewaltigeren Anwalt gefunden. Keller ist nach ihm — er sagt es gelegentlich einer Charakteristik R. F. Meiers, den er mit Keller zusammenhält — „eine Kraft, die das Ideale in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit einzusenken versteht und wie ein strenger Arzt vor das Angesicht unseres verwöhnten und verweichlichten Geschmacks und Seelenlebens tritt, zugleich eine Kraft, die ihr Deutsch am Urquell der Sprache schöpft. Der innere Reichthum knapp zusammengehalten, alles gegenständlich, nirgends das Subject mit überflüssiger Rede verdrängend, der Stoff mit durchdringendem Denken gehegt, zur Reife verarbeitet, der Stahl künstlerisch blank geschliffen“. Alles klingt, als hätte ein Berufener von Vischer selbst gesagt, jedes Wort findet auf diesen ausgezeichneten Kritiker vollste Anwendung. Bedarf „Altes und Neues“ noch irgendwo einer Empfehlung, so sei sie hiermit freudig erteilt.

* **Mund um die Erde**. Sitten- und Cultur Schilderungen aus den hervorragendsten Colonialländern nach ihrem heutigen Standpunkt. Von Hugo Zöllner. Köln. W. Dumont-Schauberg. 1881. Zwei Bände. M. 10.—

Dieses Buch ist aus den Berichten zusammengestellt, welche H. Zöllner an die Kölnische Zeitung, in deren Auftrag er die Ausstellung in Sidney besuchte, einsandte. Mit gerechtem Stolz erwähnt die Verlagsbandlung (in deren Besitz die genannte Zeitung ist) die Thatsache, daß ihr Correspondent der erste gewesen ist, der im Auftrage eines deutschen Blattes die Reise um die Erde gemacht hat. Denn Zöllner sollte nicht allein die Ausstellung besuchen oder allenfalls noch den australischen Continent bereisen, um zu erforschen, welche Ausichten sich dort dem deutschen Ausfuhrhandel böten. Einmal unternommen, wurde die Weltfahrt im größten Sinne ausgenüßt. Die Inseln Polynesiens, wo zu jener Zeit sich für Deutschland Ausichten auf Erwerbung von Handelscolonieen zu bieten schienen, wurden besucht; und die Rückfahrt ging über Ost-Indien, wo der Reisende seine Aufmerksamkeit vor Allem dem Studium des holländischen Colonisationsystems zuwendete, das ja weit weniger bekannt und gewürdigt ist als das englische — wie denn H. Zöllner der erste Nichtholländer gewesen ist, der sich in das Innere Aßchins gewagt hat. Es galt eben, die Frage der deutschen Colonisation am passendsten Orte zu studiren und so die Reise über das Interesse des Augenblickes und über die Förderung kaufmännischer Interessen hinaus in idealem Sinne zu verwerthen. Hugo Zöllner hat sich dieser Aufgabe entledigt, wie es nur ein

routinirter Journalist, ein Mann von scharfem Blick und weitem Gesichtskreis thun kann. Die Schlüsse, zu denen er gelangt, führen ihn dahin, eine staatliche Unterstützung unseres Ausfuhrhandels nach der Südsee, eine feste Organisation desselben im Rahmen internationaler Verträge oder auf Grund von Annexionen auf das Lebhafteste zu befürworten. Er, der an Ort und Stelle gewesen ist, kommt zu ganz anderen Resultaten als die Herren in der Leipzigerstraße, die seinerzeit die Samoa-Vorlage abgewiesen haben. — Indes bleibe es einseitig berichtigten, wollte man aus diesem Buche nur den einen Punkt herausheben, der allerdings wohl den Kern desselben bilden mag, der aber nicht der einzige ist, wodurch jenes den Leser anzieht. Wenn zur Zeit ihres Erscheinens in der Zeitung die Briefe Zöllers ein Interesse erregten, das über die Kreise der an der Colonisationsfrage Theilnehmenden weit hinaus ging, so lag es einestheils an dem Stoff, andernteils an der literarischen Form. Ueber jenen braucht ein Referent eigentlich kein Wort zu verlieren: es ist viel zu selten, daß ein Mann von Bildung, von Blick und von schriftstellerischer Begabung in so entlegene Zonen bringt und ausführlich von seinen Eindrücken berichtet, als daß man ihm nicht aufmerksam lauschen sollte. Dagegen zwingt jedoch die gebiegene Bearbeitung dieses Stoffes dem Leser den tiefsten Respekt ab. Man bedenke schon allein die Anstrengungen, mit denen eine solche Weltfahrt verknüpft ist, bedenke, wie schwer man schon unter gewöhnlichen Umständen der durch die Fülle neuer Gegenstände in Anspruch genommenen Zeit köstliche Augenblicke zum Schreiben abringt, und wie sehr dies hier in erschöpfender Tropengluth, beim Mangel an jeder Bequemlichkeit — fortwährend im Gasthaus, auf dem Schiff oder auf der Eisenbahn — erschwert worden ist, und man urtheile dann über diese Leistung. Aber man vergesse auch nicht, welche geistige Elasticität dazu gehört, daß das Auge sich unter dem steten Wechsel der Eindrücke nicht abstumpft! Das ist etwas, was eben nur ein Journalist zu Stande bringt. — Und dabei ist es durchaus kein gewöhnlicher Journalist, der diese prächtigen Natur-schilderungen geschrieben, Land und Leute in so scharfen Strichen hingzeichnet hat. Das ist ein Schriftsteller von Bedeutung — einer, der noch nicht nach Alschin zu gehen und fremdartigen Stoff aufzusuchen brauchte, um der Beachtung sicher zu sein. So ist aus den vorzüglichen Zeitungscorrespondenzen ein ganz vortreffliches Buch zusammengestellt worden. Man könnte dabei höchstens das Eine bedauern, daß Einiges, was dem Autor wohl zu sehr für den Augenblick geschrieben erschienen sein mag, bei dieser Schlußredaction zusammengestrichen oder gar unterdrückt worden ist. Dahin gehören u. A. die eingehenden Berichte über die Verhältnisse auf den Samoa-Inseln und vor Allem jener hübsche Brief über die Ruderregatta in der Bai von Sidney, dessen sich jeder, der ihn damals in der Zeitung gelesen, mit Vergnügen entsinnen wird. Deshalb das ausmerzen? zu einem getreuen Bilde gehört auch solch ein Zug; wenn ein Mund gern lacht, will man auf dem Portait auch davon eine Andeutung sehen. — Die Kölnische Zeitung darf stolz auf ihre journalistische That, sie darf aber auch stolz auf ihren Mitarbeiter sein. Wir könnten noch mehr solcher Bücher brauchen, besonders wenn sie von einem Manne verfaßt sind, der so unbefangen sieht und so schlicht und ohne Phraze erzählt wie Hugo Zöller.

* **Friedrich Weht**, deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen. Dritte Reihe. 8. und 379 S. Würblingen, 1881, C. F. Weck's Verlag.

Werden weder Kunstwerke noch Bücher durch ihren Autor allein gemacht, sondern arbeiten an ihnen die ganze Zeit und die Verhältnisse, unter deren Einwirkung sie entstanden, gar sehr mit, so gilt dies von dem vorliegenden Werke noch besonders. Ursprünglich aus einer Sammlung von bei sehr verschiedenen Veranlassungen geschriebenen Essay's bestehend, hat es, wenn auch völlig umgearbeitet, doch seinen doppelten Ursprung aus Studien und persönlichen Erinnerungen nie verläugnet. Die günstige Aufnahme, welche die zwei ersten Bände fanden, hat jetzt den Verfasser veranlaßt, mit diesem

britten systematischer vorzugehen, d. h. die Arbeit zu einer Sammlung der Lebensläufe aller bedeutenderen modernen deutschen Künstler also zu einem „deutschen Safari“ zu erweitern. Zu diesem Behufe hat er selbst vielfache Reisen gemacht, um die Schöpfungen der Geschilderten genauer zu studiren oder sie selber zu persönlicher Mitwirkung heranzuziehen. Diese ist ihm denn auch Dank dem höchst liebenswürdigen Entgegenkommen der Mehrzahl in so reichem Maße zu Theil geworden, daß er wohl gestehen kann, wie er das weitaus Beste, was dieser Band enthält, solchen Mittheilungen verdanke. Das deutsche Publikum wird den Künstlern dafür wohl nicht weniger dankbar sein, als der Verfasser selber. Denn es ist das Buch dadurch etwas in seiner Art ganz neues geworden, wenigstens wüßten wir nicht, daß ein zweites, sei es in unserer, sei es in der Kunsliteratur anderer Völker, existirte, was diesen ganz speciellen Vorzug besäße, zum weitaus größten Theil aus den oft fast wörtlich niedergeschriebenen Erzählungen der Besprochenen selber entstanden zu sein. Es sollte demnach in Bezug auf das Thatsächliche um so mehr den Charakter eines zuverlässigen Quellenwertes tragen, als das auf diese Art Gewonnene dann nach seiner Verarbeitung gewöhnlich noch der Revision der Betreffenden unterbreitet wurde. Natürlich wird auch die Auswahl der Geschilderten manchen Einwendungen begegnen müssen. Der Verfasser hat sich bei der nothwendigen Beschränkung von dem Grundsätze leiten lassen, nur solche Meister aufzunehmen, die Schule gemacht, die auf Andere direct oder indirect stark eingewirkt haben, weil fast jede andere Kategorie mehr Widerspruch hervorgerufen hätte. (Mengers, Carstens, Chodowiedi, Führieh, Hansen, Ferstel, Fr. Schmidt, P. v. Piloty, Gabr. Max, E. Bendemann, K. F. Lessing, A. Neuenbach, D. Vautier). Von ganz besonderem Werthe dürften dem Leser die Mittheilungen über die drei großen Wiener Architekten sein, die hier dem unvergeßlichen Meister Semper folgen. Die Wiener Bauhschule, die sie gemeinjam gegründet, ist trotz des eklektischen Ursprungs, den sie mit fast allen modernen gemein hat, doch eine so überaus bedeutende Erscheinung, hat einen so bestimmt ausgesprochenen gemeinsamen Charakter allmählig gewonnen, daß sie wohl in keinem anderen Lande, selbst nicht in Frankreich, dermalen ihres Gleichen findet. Ohne Zweifel hat dem Verfasser die Thatsache der Mittheilung des Materials zu diesen Essays durch die Betreffenden selber, wie ihre nachherige Durchsicht seiner Arbeit hier und da einige Reserve auferlegt, deren ein späterer Biograph nicht mehr bedarf. In fade Schönmalerei ist er deshalb aber doch nicht verfallen, dazu hatte jeder der Besprochenen ein viel zu bestimmtes Charakterbild in ihm hinterlassen. — Die Art und Weise Becht's ist den Lesern von „Nord und Süd“ bekannt: sie werden sich mit lebhaftem Vergnügen seiner Studien über Lenbach und Böcklin erinnern. Wir glauben dem vorliegenden Bande seiner Künstlerbilder kein besseres Lob zu spenden können, als wenn wir jeden einzelnen der darin enthaltenen Essays für gleichwerthig mit den beiden genannten erklären.

* **Maurus Jókai**, Pater Peter. Roman. Mit Nachwort von A. Silberstein. 8. 187 u. IX. Budapest, 1881, Révai. M. 3. —

Der neueste Roman Jókai's ist unstreitig eine der besten Schöpfungen desselben. Eine alte, in Ober-Ungarn an der malerischen Waag-Gegeud noch heute weitverbreitete Sage ist es, die der Dichter ergriffen und in farbenreichen Bildern, in humorvollen Skizzen, in culturhistorisch treuen Gemälden uns entrollt. Es ist nicht so sehr ein Roman, als eine Märte aus alten Zeiten, als noch das Hüfthorn ertönte und in den Schlössern Ober-Ungarns noch die Dynasten herrschten, deren Macht in unseren Tagen bloß die eingefallenen Ruinen verkünden. Der interessanteste Stoff der Sage, die Virtuosität der Erzählung, die tiespsychologischen Charaktere, die treuen culturhistorischen Skizzen, die Beschreibung des Klosterlebens der Jesuiten, die Schilderungen des wüsten Treibens auf Schloß Mitosin, das farbenprächtige Gemälde der Hochzeit des Bischof Thurzó, und endlich der ausgezeichnete Humor, eine Glanzseite Jókai's, machen das Buch zu einer interessanten und genußreichen Lectüre. Die Uebersetzung ist gelungen.

- * **W. Freimuth**, Streitfragen. Zeitgemäße sociale und literarische Betrachtungen in zwanglosen Heften. Heft 1. Die Frauenbewegung in Deutschland. 8 48 S. Minden, 1881, Pöhlner. M. 1 —

Auf Grund einer völlig objectiven Welt- und Lebensanschauung, auf dem Boden der Natur stehend, unterwirft der Verfasser in diesen Betrachtungen die wichtigsten Streitfragen einer ebenso unparteiischen als scharfen Kritik. Er bekämpft die Heuchelei jeder Art, das Kleinliche selbstgenügsame und selbstsüchtige Philistertum und vor allem den falschen verlogenen Idealismus; alles Erscheinungen, die sich zur Zeit nur zu sehr im socialen und literarischen deutschen Leben breit machen. Er kämpft für jede freie und gesunde Entwicklung vorhandener Institutionen an der Hand der Natur; er begreift alle Quintessenz der Cultur darin, die Gesetze der Natur offen und klar zu erkennen und ihre unbewußten Triebe und Instincte zu bewußten Zwecken zu machen! So wird der deutsche Frau eine höhere und würdigere Stellung vindicirt, so auch vor allem für die deutsche Jugend ein weiteres, freieres Feld für Entfaltung ihrer Kräfte und schönere edlere Gestaltung ihres Lebens gefordert. Durch subjective Interessen und Empfindungen verworrene Probleme, wie die Semitenfrage, treten von diesen Gesichtspunkten aus in ein neues und helles Licht. Mögen auch die Absichten des pseudonymen Verfassers, der auf dem Gebiete der Naturforschung und Socialpolitik durchaus heimisch ist, nicht überall getheilt werden und Widerspruch erfahren; Anregung und originelle Ideen wird jeder in den „Streitfragen“ finden.

- * **C. Grünhagen**, Geschichte des ersten schlesischen Krieges nach archivalischen Quellen dargestellt. 1. Band. Bis zum Abkommen von Klein-Schnellendorf, 8. XII. und 463 S. Mit einem Plan der Umgegend von Mollwitz. Gotha, 1881, F. A. Bertels. M. 10. —

Seines erste kühne Unternehmen des jungen Königs Friedrich, welches ihm den Besitz einer ansehnlichen und reichen Provinz eingetragen, die Erhebung Preußens zum Range einer Großmacht bewirkte und der auswärtigen Politik des großen Herrschers für alle späteren Zeiten Richtung und Bahnen vorgezeichnet hat, verdiente eine selbständige, eingehende Behandlung, wie sie in vorstehendem Werke ein bewährter Geschichtsforscher unternommen hat. Der allgemeinen Bedeutung seines Gegenstandes wohl bewußt, hat er seine Arbeit durch sorgfältige Studien in den Archiven von Berlin, Wien, London, Dresden, Hannover, Breslau und Jertzst zu begründen gesucht und liefert nun in lebendiger, von patriotischem Geiste durchwehrt Darstellung ein anziehendes Bild der Waffenkämpfe, ebensowohl eine der sie begleitenden diplomatischen Verhandlungen, welchen letzteren bei aller Ausführlichkeit, in der sie vorgeführt werden, die überall in helles Licht gestellte Eigenart des jungen Königs ein besonderes Interesse zu sichern vermag. Dem hier in trefflicher Ausstattung vorliegenden ersten Bande wird in kürzester Zeit der etwas minder umfangreiche zweite folgen.

- * **Goethe-Jahrbuch**. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Zweiter Band 1881. Frankfurt, Rütten u. Loening.

Dem glänzenden Anfange, der im vorigen Jahre mit dem Goethe-Jahrbuch gemacht worden ist, entspricht auch die Fortsetzung. Eine Sammlung von Aufsätzen allgemeinen Inhalts, Specialforschungen, Inedita und Bibliographisches: Alles das vereinigt sich, um ein möglichst vollständiges Bild der Goethe-Philologie im vergangenen Jahre zu geben. Es ist natürlich, daß bei einer solchen Zusammenstellung eine Reihe unserer besten Schriftstellernamen das Inhaltsverzeichnis des vorliegenden Bandes schmücken. Ein Interesse, wo nicht ganz besonderer, so doch allgemeinerer Natur wird der Aufsatz von Georg Brandes, „Goethe und Dänemark“, erregen: erstens, weil er merkwürdige Aufschlüsse über die Kenntniß Goethes und über den Einfluß desselben in jenem unserem litterarischen Lebenslande bietet — zweitens, weil

ja Alles, was der berühmte dänische Litterarhistoriker schreibt, den Gebildeten unserer Nation nicht zu entgehen pflegt — eine Aufmerksamkeit, die seine Schriften ihres Inhaltes und ganz besonders ihrer Form wegen verdienen. Damit soll natürlich den übrigen Aufsätzen nicht zu nahe getreten werden; auch sie bieten eine solche Fülle des Anziehenden, daß man, ehrlich gestanden! beinahe erstauern möchte, wie sich aus der so häufig ausgequetschten Frucht noch so viel Saft hat gewinnen lassen. Vieles darunter, besonders in den kleineren Notizen, ist ja allerdings auf den allereingsten Kreis der eigentlichen Goethe-Forscher berechnet; wie denn das ganze Buch wohl kaum über denselben erheblich weiter hinausdringen wird. Sie, denen der Name Goethe ein ganz besonderes Zeichen ist, ein Symbol, das sie unter der Menge der Laien verbindet, begegnen leider noch allzubüßig achselzuckendem Verkennen. Deshalb mißgönnt man ihnen eigentlich ihre Arbeit, die doch Keinem etwas entzieht? Und selbst wenn sie nur den Schleier des entwichenen Geistes retten sollten, dürfte es ihnen nicht einmal zu Danke gerechnet werden, daß sie heute noch gerettet, was eben zu retten war? Den Werth ihrer Feststellungen zu schätzen, muß einer späteren Zeit überlassen bleiben; dazu sind wir völlig incompetent: deshalb sollte man nicht über eine Arbeit lächeln, die doch als solche schon allein achtungswerth ist. — Speziell das Goethe-Jahrbuch ist jedenfalls insofern eine erfreuliche Einrichtung, als es den Rahmen für eine Anzahl von Schriften und Nachweisungen bietet, die sich sonst unauffindbar zu verzetteln pflegen. Dem gegenüber ist es schon ein geringerer Schade, wenn Einzelnes, dem man eine größere Verbreitung wünschen möchte, als es so wahrscheinlicherweise finden kann, gewissermaßen in dem Sarge dieses grünen Leinenbandes begraben wird.

* Georg Lenz: **Hauschwaben**. Wiesbaden, Aug. Nicol.

Eine Sammlung äußerst schlichter, aber liebenswürdig empfundener und durchaus gewandt geformter Gedichte. Ueber den Inhalt giebt schon der Titel eine Andeutung. Zu einer Vorrede berichtet der Autor, daß diese Lieder aus zehnjährigem, engem Verkehr mit der Kinderwelt herausgewachsen seien, und daß, wenn er sie jetzt herausgebe, er besonders den Wunsch hege, daß sie Manchen, denen seit Jahrzehnten die Jugend aus Leben und Gedanken gewichen, einige alte Vorstellungen zurückrufen mögen. In der That klingt aus ihnen ein Ton, der hoffen läßt, jener Wunsch möge nicht ganz ein vergeblicher bleiben, und annehmen, daß das Buch sich auch in der Familie einbürgern wird. Dasselbe ist übrigens hübsch genug ausgestattet; zu einer besonderen Pieder gereichen ihm zwei Certe'sche Holzschnitte nach Handzeichnungen Albert Bendels: zwei wunderhübsche Knabenfigürchen, die einem allein schon das Buch lieb machen.

Unsere Bibliographie kann gegenüber der Alles überschwemmenden Bücherproduction auf erschöpfende Vollständigkeit keinen Anspruch machen; sie kann sogar nicht einmal immer alles Bedeutende erwähnen, und ihre Anzeigen sind häufig genug ein Bild des Tappens ins Dunkle. Indes, wenn man einmal mit einer Auswahl vorlieb nehmen muß, so läßt man es sich vielleicht auch gefallen, wenn wir auf früher schon Erwähntes zurückkommen, um das Erscheinen neuer Auflagen oder — bei Lieferungswerken — das von Fortsetzungen zu erwähnen. Zu den ersteren gehört die Schweiz (Meyers Reisebücher, Leipzig, Bibliographisches Institut), die in zehnter Auflage erscheint. Wie die Verlagshandlung versichert, zeichnet sich diese Ausgabe nicht allein durch die nöthigen Verbesserungen im Text, sondern auch durch eine erhebliche Verringerung des Gewichtes aus. Ist dies der Fall, so ist das jedenfalls ein großer Fortschritt, ein nicht genug zu schätzender Vortheil. Denn ein Reisebuch kann auch im Aeußeren gar nicht bequem genug sein, und so rechnet es Referent den Meyerschen Reisebüchern neben ihren vielen innerlichen Vorzügen ganz besonders hoch an, daß ihr Einband biegsam genug ist, um, wie man zu sagen pflegt, „einen Puff zu vertragen“. —

Als eine dritte Auflage sei hier beiläufig auch Wilhelm Buschs „Kritik des Herzens“ (München, Friedrich Bassermann) erwähnt; über das Buch selbst hat der Herausgeber dieser Revue in einem früheren Jahrgange eingehend genug sich geäußert, um hier jedes weitere Wort überflüssig zu machen. — Denjenigen, denen das hundertjährige Jubiläum des Erscheinens der Kritik der reinen Vernunft von Kant vielleicht den Wunsch nahelegt, Versäumtes nachzuholen und sich dieses stolzeste Werk deutscher Philosophie durch eigenes Studium anzueignen — diesen die Mittheilung, daß eine vorzügliche und außerordentlich billige Ausgabe der „Kritik“ mit Anmerkungen von J. H. von Kirchmann in fünfter Auflage bei Erich Koschny in Leipzig erschienen ist (Kirchmanns Philosophische Bibliothek Band 2). — Das ausgezeichnete niederdeutsche Wörterbuch von H. Berg haus: Der Sprachschatz der Sassen (Berlin, R. Eifenschmidt) ist bis zum sechsten Hefte (mitteln-Laß) gegeben, J. Ten Doornkaat Koolmanns Wörterbuch des Ostfriesischen (Norden, Herm. Braams) bis zum zwölften Hefte (Kraut- und bis Kwaln). — Von P. K. Rosegggers Ausgewählte Schriften (Wien, A. Hartleben) liegen zehn neue Lieferungen 11—20 vor. — Die Spemannsche Marktbibliothek bringt einen neuen Band, die moralischen Novellen des Cervantes enthaltend, die drei hier ausgewählten Novellen sind der Uebersetzung A. von Kellers und Fr. Notters entnommen; die Einleitung hat O. von Leizner geschrieben. Wenngleich nicht zu erwarten steht, daß dieser Versuch, die Novellen des Cervantes zu popularisiren wie den Don Quixote, irgend mehr Erfolg haben werde, als ein früherer (dem stehen innere Gründe zwingender Natur allezeit im Wege), so geht doch vielleicht der Wunsch in Erfüllung, daß durch diese Ausgabe ein oder der andere Verehrer des großen Spaniers sich verlocken lasse, sich eingehender auch um diejenigen der Werke desselben zu bekümmern, die unserem Verständnisse ferner stehen.

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- | | |
|---|--|
| Bergmann, Dr. J. , Das Ziel der Geschichte. Marburg, N. G. Elwert. — 75. | Herbst, Wilh. , Encyclopädie der Neueren Geschichte. Lief. 4—5. Gotha, F. A. Perthes. à Lief. \mathcal{M} 1. — |
| Betrachtungen über unser classisches Schulwesen. Leipzig, Ambr. Abel. \mathcal{M} 1. 50. | Kleinschmidt, Dr. A. , Augsburg, Nürnberg und ihre Handelsfürsten. Bog. 10 — Schluss. Kassel, Th. Kay. |
| Brennecke u. a. , Nordlandfahrten. Lief. 8. Leipzig, Hirt & Sohn. | Machanek, Dr. J. , Gedichte. Wien, L. Rosner. \mathcal{M} 4 — |
| Böcker, E. Burggraf Friedrich. Schauspiel in vier Aufzügen. Frankfurt a. M. C. Koenitzer. | Stilfried-Alcantara u. Kugler , Die Hohenzollern u. das deutsche Vaterland. Lief. 3 u. 4. München, Bruckmann à Lief. \mathcal{M} 2. — |
| Fabre, Ferd. Felice. Ländliches Drama in fünf Acten. Nach der „Hospitalière“ übersetzt von A. von Gilsa. Kassel. Th. Kay. \mathcal{M} 2. — | Voss, R. , Die Patricierin. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a M., C. Koenitzer. |
| de Gubernatis, A. , Letture di Archeologia Indiana. Mailand, Hoepli. | Weisheit u. Witz in altdeutschen Reimen und Sprüchen. Berlin, Enslin. |
| Hahn, R. Edm. , Im Park zu Rodenstein. 2 Bde. Dresden, E. Pierson. | Willkomm, Dr. M. , Der Wald. Lief. 13—14. Leipzig, C. F. Winter. à Lief. \mathcal{M} 1. — |
| Happe, Dr. L. , Zwei Vorträge über Gesundheitspflege. Braunschweig, Goerlitz und zu Patlitz — 60. | |
| Helfgott, T. , Mein erster Tag. Wien, L. Rosner. \mathcal{M} 1 — | |

Hedigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Das Versand-Geschäft

von

Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj.



des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen direct nur an Consumēten, selbst vom kleinsten Quantum an in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-Courant** von dem Versand-Geschäft **Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig**, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franco an Jedermann gesandt wird.



Specialitäten

des



Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder.
Stoffrüschen,
Rüschen in Batist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten f. Herren u. Knaben,
Weiße Batist- u. Atlas-Cravatten für Herren,
Bunte Satin-Cravatten,
Schwarzseidene Bindeshlipse.

Manschettenknöpfe mit Eindrehfuss und Feder,
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen im Stück und per Meter.
Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder,

Leinene Oberhemden-Einsätze,
Herren- und Knaben-Oberhemden,
Nachthemden für Herren.
Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaaren f. Frauen, Herren und Kinder.
Gesundheits-Jacken für Damen und Herren.

Parfums; Toilette-Seifen.

Japanischer und Chinesischer Thee,
Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt,
Kaffee-Ersatz,
Biscuits und Waffeln.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert

und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft **MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig** garantirt und verschickt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig
und 9 Neumarkt LEIPZIG.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum,
München.

*„Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk,
weshalb ich es bestens empfehlen kann.“*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

*„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner
Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt
kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezember
1878.“*

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d.
Univ. Berlin.

*„Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbarees Tafel-
wasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und
diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter
Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar
1879.“*

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

*„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes
als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder auch
mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“*

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

*„Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt,
nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang
ein. 16. März 1879.“*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

*„Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, inson-
derheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth.
23. März 1879.“*


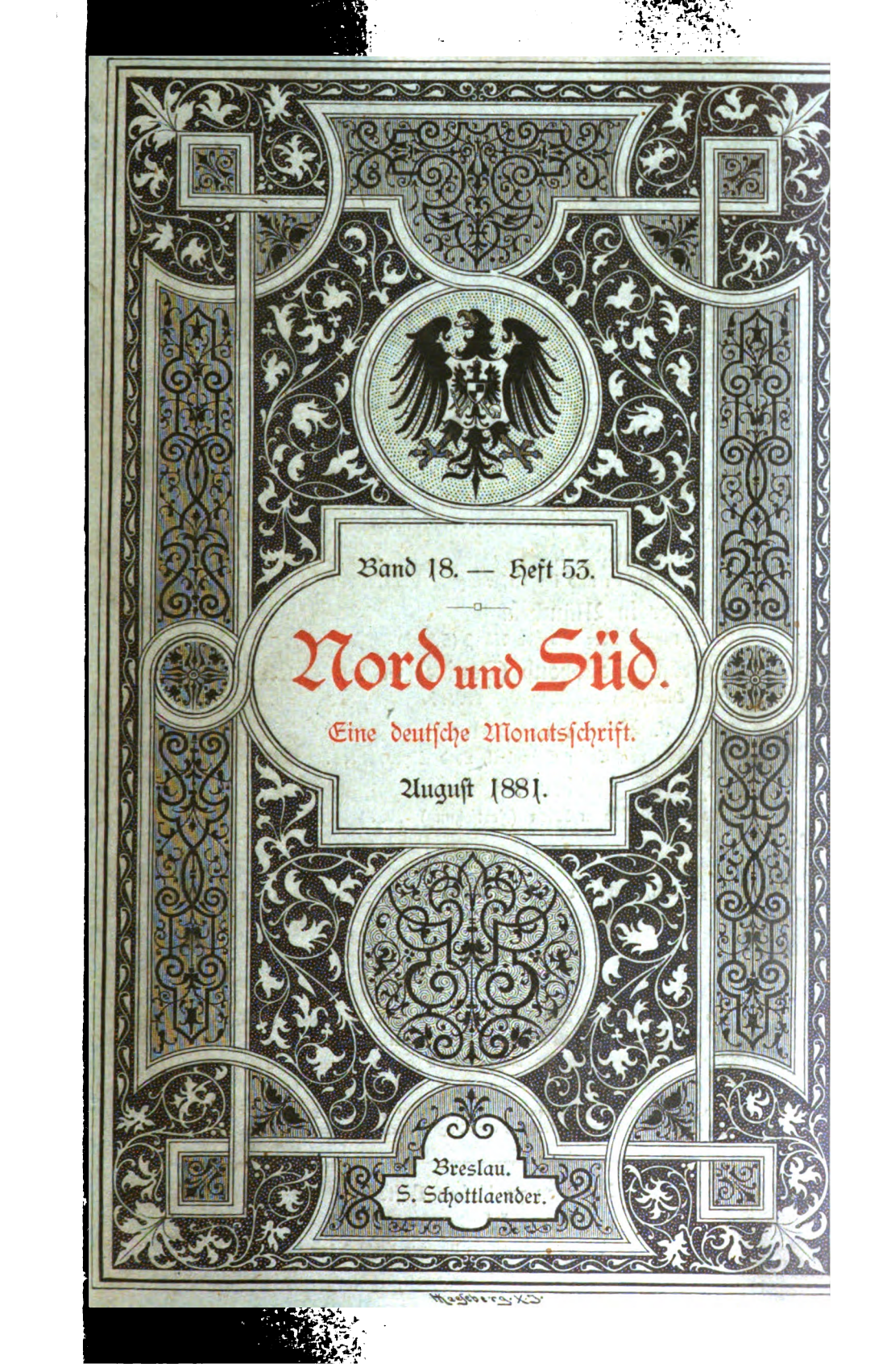
Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

*„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser,
das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden
Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“*

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 18. — Heft 53.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

August 1881.

Breslau.
S. Schottlaender.

Maschke & Co.

August 1881.

Inhalt.

| | |
|--|-------|
| Marie von Redwitz in Meran. | Seite |
| Seine Frau. Novelle | 143 |
| U. Geyer in München. | |
| Die Entschädigung freigesprochener Angeklagten | 167 |
| Eudwig Pietzsch in Berlin. | |
| Anton von Werner | 185 |
| J. Reinke in Göttingen. | |
| Die Organismen und ihr Ursprung .. | 201 |
| Julius Allgeyer in München. | |
| Betrachtungen über bildende Kunst (Schluß) | 220 |
| Barbara Gräfin Sollohub (Danine) in St. Petersburg. | |
| Vater Dionysius | 238 |
| Oberst z. D. v. Brandt in Berlin. | |
| Das Leben von Colin Campbell, Lord Clyde..... | 249 |
| Adolf Pichler in Innsbruck. | |
| Eine Jugendliebe in Wien (Fortsetzung) | 260 |
| Bibliographie. | 269 |

Hierzu ein Porträt Anton von Werners, Radirung von W. Krauskopf
in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W., von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

A. Hartlebens Verlag in Wien (Geographische Literatur).
Julius Springer in Berlin (Kursbuch der Deutschen Reichs-Postverwaltung).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

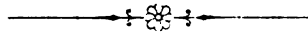
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XVIII. Band. — August 1881. — 53. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Anton von Werner.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Seine Frau.

Novelle

von

Marie von Fedwitz.

— Meran. —



Es war an einem der schönen, aber noch heißen Octoberabende, zur Zeit, da Cypern noch dem Halbmonde unterworfen war, als zwei Reiter, gefolgt von einem ebenfalls berittenen schwarzen Diener, den jüdlisch gelegenen Hafen von Larnaka verließen. Sie ritten den, mit der weithin sichtbaren Palmenreihe bepflanzten Hügel, der sich dicht hinter demselben erhebt, empor, dann nahmen sie wieder den Weg abwärts durch die Felser nach der eigentlichen Stadt zu.

Der Jüngere von Beiden schien von dem Leben und Treiben auf der holprigen Straße wenig Notiz zu nehmen, erwiederte nur hie und da leicht einen Gruß und sprach lebhaft mit seinem Gefährten, der ihm zwar aufmerksam zuhörte, aber zugleich mit sichtlichem Interesse Alles um sich her besah.

Bunt genug war das Bild, um das Auge des Europäers zu fesseln. Eine offene Bude reiht sich an die andere. Da wird geschneidert, geschustert, gebraten und gebacken. Da riechen die schmorenden Fische und von dort weht uns intensiver Käseduft entgegen, untermischt mit dem Dunste von ranzigem Fett. Hier hängen in Reihen die abgezogenen Hammel von rosaweißen Fettschichten überzogen, den wolligen Schwanz, als einzig dunklen Schmuck, zur wenig appetiterregenden Schau. Daneben bieten die Obstbuden ein angenehmes contrastirendes Bild. Mit grünen Zweigen sind die vielfarbigen Früchte untermischt und in Körben geordnet. Da sind die großbeerigen weißen und blauen Trauben, die ziegelrothen Tomaten, die großen grünen Melonen zu Bergen aufgeschichtet. In Guirlanden und Kränzen hängen, mit Laubwerk gebunden, die gelben Quitten und lange Reihen rothen Pfeffers über den grünen, gelben und violetten Gurtenarten. Zwischen all den aufgehäuften Lebensmitteln treibt sich schreiend und handelnd die bunte Bevölkerung, für die Abendmahlzeit eintaufend.

Als die Reiter die lange Straße mit ihren Bergen und Abgründen hinter sich hatten, lenkten sie in den sandigen Weg ein, der sie wieder der Meeresküste zuführte.

Mr. Richard Blad, so nannte sich der Jüngere, mit dem angenehmen, von braunem Vollbart umrahmten Gesichte, sprach noch immer wie erklärend, bald dahin, bald dorthin zeigend. Seine großen, etwas tiefliegenden Augen bewegten sich dabei mit seltsamer Lebhaftigkeit. Die Gestalt war groß und breit, nur saß der Kopf etwas tief in den Schultern, wie das bei den Schotten so häufig der Fall ist.

Mr. Elson, sein Begleiter, in rothblondem, etwas in's Graue spielendem Haar und auskräftem Sinn, hörte ihm wohlwollend lächelnd zu, und die kleinen, grau-grünen Augen folgten mit sichtlichcr Aufmerksamkeit den lebhaften Gesten seines Gefährten.

Als sie nun eine kleine Wendung gemacht, so daß die Stadt hinter dem Hügel verborgen und ihnen nur der Hafen sichtbar war, hielt Richard im Sprechen inne, wandte sein Pferd und rief mit ausgestreckter Hand nach der Bucht zu deutend: „Sehen Sie nur, wie feierlich die Insel Ihre Ankunft begrüßt!“

In dunkler Gluth stand das Firmament gegen Westen, langsam sank die Sonne als Feuerball in die Meeresfluthen — doch ihre Strahlen reichen noch über das Meer, vergolden die Hügel und die Fensterscheiben am Hafen, fangen das Licht auf und glänzen und funkeln in rothem Feuer, als ständen die Räume hinter ihnen in Brand. Blau und violett zeichnen sich die fernen Höhen gegen die gelbliche Luft. Nach und nach verblassen die Farben, ein Schleier zieht sich über die Landschaft — und bald ragen nüchtern und weiß die schlanken Minarets in den nun farblos gewordenen Aether. Der Zauber des Bildes ist mit der Sonne versunken.

„Nicht wahr, wie schön“, sagte Richard, indem er sein Pferd zum Gehen trieb, „man kann nie müde werden, diese Herrlichkeit zu bewundern — ich freue mich jeden Abend neu darauf. Sehen Sie, wie es golden in den Fensterscheiben blitzt?“

„Es erinnert an die Abendbeleuchtungen am Bosporus und an das Gold von Skutari.“

„Jawohl“, sprach Richard mit Lebhaftigkeit, „nur glänzt es hier purpurner, feuriger — ich nenne es die Rubinen von Larnaka. Das Bild ist hier auch großartiger, freier und hat mehr Contraste. Sehen Sie die offene See und die rothen ausgebrannten Flächen!“

Leichter Wind wehte vom Meere herüber und fächelte die wenigen neuersproßten Grasshalme auf dem ausgetrockneten Boden.

„Wie kahl das Alles ist“, sagte Elson, die Landseite betrachtend.

„Oh, warten Sie nur, bis es einmal geregnet, dann werden Sie sehen, wie Alles wächst und grünt. Wie durch Zauber sprießen da Blumen und Kräuter. Der feuerschnaubende Wüstenlöwe hat seine Herrschaft um diese Zeit schon verloren und die Insel verwandelt sich wieder in einen duftenden Blumen-

garten. Freilich, im Sommer ist es anders; die Hitze quält Land und Leute zu sehr. Wenn das nicht sein müßte, so wäre es ein paradiesisch Leben auf Cypern“.

„Wie sind Sie eigentlich auf den Gedanken gekommen, sich hier anzufiedeln?“ fragte Elson. „Sie stehen gewiß einzig in Ihrer Art da. In Ihrem Alter hat man doch selten so viel Geschmack an Einsamkeit. Ihre Familie kann sich nicht genug wundern, wie Ihnen das Leben hier noch nicht zur Qual geworden“.

„Zawohl“, sagte Richard lächelnd, „die halten mich wohl für nicht ganz richtig hier?“

Er machte eine Bewegung der Hand nach der Stirne.

„Daß Sie sich nicht denken können“, fuhr er fort, „wie aus dem Jüngling ein Mann geworden! Sie meinten wohl, meine Farn hier sei eine vorübergehende Passion. Ich bereute aber noch keinen Moment meinen Entschluß, fühle mich im Gegentheil stets wohler hier. Es ist auch eine Freude, die Arbeit so belohnt zu sehen. Eigentlich war es der Jugendtraum meines alten Onkels, sich hier in Cypern anzukaufen, um wenigstens einen kleinen Theil der Insel wieder blühend und fruchtbar zu machen und Andere durch sein Beispiel anzueifern. Er konnte Schottland nicht verlassen, wollte aber mich immer gerne für seine Idee begeistern. Ich lachte stets über seinen Plan, der mir wenig verführerisch erschien. Damals war ich noch so glücklich in England, daß ich nicht daran dachte, es zu verlassen.“

Er blickte einen Augenblick starr über das Meer hin. Nach kurzer Pause sprach er weiter. „Ich machte dann eine Reise in den Orient und besah mir die Insel natürlich mit besonderem Interesse, doch nur vom Standpunkte des Reisenden aus, denn der Gedanke, mich hier anzukaufen, lag mir fern, obwohl mir die Idee nun, da ich das Land kannte, nicht mehr so absurd erschien. Mein erster Besiß auf Cypern war eine kleine Goldmünze, die mir ein Bauer auf dem Felde zum Kauf anbot. Ich verstand damals noch nicht ihren Werth zu taxiren und sandte sie an einen jungen, mir befreundeten Gelehrten nach London, um zu fragen, was er von dergleichen Dingen hielte. Einstweilen hatte ich schon mehr Interesse an den zur Zeit sehr im Aufschwunge begriffenen Ausgrabungen bekommen und wollte die Antwort hier abwarten. Unterdessen machte ich einen Ausflug nach dem Innern der Insel. Sie können sich denken, welche Freude es mir gewesen, als ich bei meiner Rückkunft die Nachricht vorfand, daß die Münze ein sehr seltener Alexander sei, der im Museum von London noch nicht vertreten und den mein Freund sogleich an dasselbe verkauft hatte. Alles, was hier damals einen Spaten und handbreit Land besaß, hatte angefangen, zu graben und Jeder hoffte auf sabelhafte Schätze zu stoßen. Aber nicht oft war das Resultat glänzend und nach und nach wurde das Geschäft mit weniger Eifer betrieben, bis man ganz gleichgiltig wurde. Jetzt verläßt man sich nur mehr auf den glücklichen Zufall. Ich war damals auch von der Manie, zu wühlen, so angesteckt, daß ich mir um wenig Geld einen Acker erstand und als ich nichts gefunden, den anstoßenden dazu kaufte. So ward ich Kleingrundbesitzer. Bei dem längeren Aufenthalte war

mir die Insel sehr lieb geworden, und da ich planlos in der Welt umhertrieb, dachte ich, daß es am Ende das Beste wäre, die Lieblingsidee des Ontels auszuführen. — Leider erlebte er es nicht mehr. — So entstand meine Farm, die jetzt in schönster Blüthe steht. Vor einem Jahre wurde mir auch das Consulat übertragen. Ich habe hier eine zweite Heimath gefunden und denke nicht daran, meinen Besitz aufzugeben. — Das ist schon Alles mein Grund und Boden“, sagte er jetzt, weit in die Runde zeigend.

Sie waren einstweilen durch wohlbestellte Felber geritten. Auf dem Wege begegneten ihnen Wagen, mit Büffelochsen bespannt, die von der Arbeit heimkehrten.

„Da sind wir schon“, sagte Richard, „wir können hier durchgehen“.

Er hielt vor einem eingehegten Garten, sprang vom Pferde und während er Mehmet die Zügel zuwarf, reichte er Elson die Hand und sprach herzlich: „Seien Sie mir willkommen in meinem Eigenthum!“

Sie traten durch die kleine Pforte in den Garten und gingen den Weg entlang, den hohe Hecken von Lorbeer- und Ligustersträuchern einsäumten. Vom Tamarindenbaum wehte ihnen die kühle Abendluft balsamischen Duft entgegen. Beim Geräusch der Tritte raschelten grünschillernde Eidechsen über den Epheu und die ausgetrockneten Blätter, die darauf gefallen waren.

„Was ist das hier?“ fragte Elson stehen bleibend, indem er die Zweige eines Erdbeerstrauches zur Seite bog und mit der Reitpeitsche auf Steinblöcke wies, die halb von den grünen Hecken verdeckt waren.

„Das sind schon Resultate meiner Ausgrabungen, doch von keinerlei Werth oder Bedeutung. Sie sehen, es sind meist rohe Blöcke. Hier sind einige Grabsteine“, sagte er weiter gehend, auf lange Steinplatten deutend. „Gegen das Haus zu habe ich die besseren Exemplare aufgestellt“.

Bei einer Wiegung des Weges sah man nun ein Steinbild neben dem andern stehen. Bald waren es ovale, flach liegende Massen, dann wieder steif sitzende Gestalten.

„Da kommen nun meine Cyprioten“, sagte Richard, „alle aus dem gleichen grobkörnigen, röthlichen Sandstein der Insel gehauen“.

Elson betrachtete ein Stück nach dem andern mit vorgebeugtem Oberkörper und auf den Rücken gelegten Händen.

„Sie haben hier köstliche Exemplare“, meinte er schmunzelnd.

„Ja“, sprach Richard, hinzutretend, „der Insel Götter ließen an Schönheit zu wünschen übrig. Es sind übrigens harmlose, liebenswürdige Geschöpfe, die sich besonders bei Mondschein recht possirlich ausnehmen. Da müssen Sie einmal hier spazieren gehen, umgeben von der Gesellschaft lächelnder Gottheiten. Sie sollen sehen, wie das lustig ist und was sie für pffiffige Gesichter schneiden. Die steifen, fast assyrischen Gestalten sehen dann aus, als ob sie trotz der erheuchelten Steifheit und Würde sich ängstlich und nedisch verstecken wollten und lauernd schielen sie aus den geschlitzten Chinesenaugen über die hervorstehenden Wadenknochen hinweg und sehen mit dem spitzen Mund spöttisch lächelnd auf das Menschentind, das unter ihnen wandelt. Es ist oft meine Unterhaltung, bei

Bollmond hier zu gehen. Sie scheinen sich dann Geheimnisse zuzulüftern und unter sich zu kichern, daß man mitlachen muß, wenn man noch so ernsthaft bleiben wollte“.

„Wie kommt es, daß fast Allen die Nasen fehlen“, fragte Elson.

„Die sind wohl schon früher abgeschlagen worden, als die Götter nicht mehr in Gnade waren — vielfach geschieht es auch beim Graben. Wenn das Gesicht nach oben liegt, ist die Nase immer in Gefahr und wird auch meist verlegt. Nur wenn die Statue auf der Nase liegt, also mit ihr im Sand, ist sie gerettet“.

Elson fing von Neuem an, die Steinbilder zu mustern.

„Kommen Sie nun“, sagte Richard voran gehend, „hier sind wir am Hause und dort im Peristil berge ich meine werthvolleren Schätze“.

Sie standen vor einem breiten, einstöckigen, mit einer gewissen Eleganz erbauten Holzhaufe, dessen Terrassen mit Schlingpflanzen umrankt waren. Sie stiegen ein paar Stufen hinauf, dann hielt Richard seinen Gast in dem weiten Peristil an, in dem Steinblöcke und Torso's aufgestellt waren.

„Hier sind meine besseren Stücke“, sagte er, „zwar auch aus demselben rohen Material, doch ist die Arbeit sehr vortheilhaft durch griechischen Einfluß modificirt. Das hier sind die Inschriften, durch deren Veröffentlichung wir zum ersten Mal in Briefwechsel getreten. Aber es wird dunkel hier“, fügte er hinzu, „und morgen haben Sie noch volle Zeit, hier Rundschau zu halten; ich bestellte die Pferde erst für übermorgen“. Damit führte er Elson die breite, blumengeschmückte Holzstiege hinauf, in ein geräumiges Zimmer, das er ihm als Wohnung anwies.

Es war schon elf Uhr, als die beiden Herren noch rauchend und plaudernd auf der Terrasse saßen. Sie hatten sich viel zu sagen, was sie gemeinschaftlich interessirte, denn obwohl sie sich heute zum ersten Mal gesehen, standen sie doch schon seit einem Jahre in ziemlich reger Correspondenz, bei der es sich meist um Erläuterung wissenschaftlicher Fragen handelte.

„Sie haben Ihre Zeit hier gut benützt“, sagte Elson, „als ich Ihre Aufsätze las, dachte ich mir unter dem Verfasser mindestens einen Mann in meinem Alter und war doppelt erstaunt, als Sie mir von Ihren Verwandten als schwärmerisch, bis an das Phantastische streifend, geschildert wurden. Nun finde ich in Ihnen weder das Eine noch das Andere“.

„In meiner Jugend soll ich allerdings etwas phantastische Ideen entwickelt haben — aber man bleibt ja nicht ewig Jüngling und der Kampf mit dem Leben macht schon auch nüchtern. Wenn Sie mich näher kennen lernen, finden Sie vielleicht noch Spuren jener Schwäche, aber praktisch bin ich schon geworden, das müssen Sie mir zugestehen, wenn Sie die Einrichtungen meiner großen Oekonomie besichtigen werden. Meine Aufzeichnungen über die Inschriften werden Sie auch für ernste Arbeit halten. Wenn Sie Ihre phönizische Grammatik hier beenden werden, stelle ich Ihnen jene zur Verfügung, denn als ich von Ihrem Vorhaben hörte, machte ich mich sogleich daran, sie in Ordnung zu bringen“.

„Kommt da nicht Jemand?“ fragte Elson nach einer Weile, als er, durch das Geräusch von Schritten aufmerksam gemacht, in den Garten hinab blickte.

Richard sah, daß es Niemand von seinen Leuten, wartete bis die Gestalt näher gekommen und rief sie dann an.

„Herr“, antwortete der Bauer in verdorbenem Griechisch, „Herr, auf meinem Acker, eine Viertelstunde von hier, haben wir eine Statue gefunden; wollen Sie nicht kommen und sie ansehen? Sie ist sehr schön und die Augen allein sind so groß“ — er zeigte dabei seine formidable Faust.

Richard bemerkte lachend dem Gaste, wie wenig man von der Uebertreibung der Leute zu halten habe. „Sie meinen Alle: je größer desto besser; — übrigens“, fügte er, auf und ab gehend hinzu — „man kann nie wissen, ob die Ausgrabung nicht dennoch Gutes an's Licht gebracht. Ich werde den Befehl geben, daß man mein Pferd fattle“.

„Sie wollen noch heute fort?“ rief Elson erstaunt.

„Sie meinen wohl, auf der Insel hätte man keine Concurrenten zu fürchten — und doch — geh' ich nicht sogleich, kommt mir ein Anderer zuvor. Ich muß Ihnen davon später erzählen“, sagte er noch unter der Thüre, „wenn Sie nicht zu müde sind, erwarten Sie mich hier, ich denke, nicht lange auszubleiben“.

Richard ging und Elson setzte sich behaglich rauchend in den weiten amerikanischen Schaukelstuhl. Noch ein paar Male hatte er die Asche der Cigarette an der Armlehne abgestreift und von Neuem die Gluth angefaßt, dann war sie ihm langsam aus den Fingern geglitten, zu Boden gefallen und erloschen. Die Augen waren fest geschlossen und in sanften Athemzügen hob und senkte sich die Brust, während der Kopf nickend nach vorne hing.

Er fuhr, erschrocken um sich sehend, auf, als er durch Hufschläge geweckt wurde und Richard gleich darauf mißmuthig auf die Terrasse trat. „Sie sehen, ich blieb nicht lange aus, ich bin nicht einmal am Fundorte gewesen“.

„Wie“, meinte Elson, der keine Ahnung hatte, ob er lange oder kurz geschlummert, „trauten Sie den Aussagen des Bauern nicht?“

„O“, sagte Richard, sich auf die Brüstung der Terrasse setzend, während er von den ausgetrockneten Blättern der Schlingpflanze in den Fingern zerrieb, „was die Leute sagen, kann man niemals ganz glauben. Der Bauer versicherte mir, ich allein wisse um seinen Fund. Trotz seiner Aussagen wollte ich einen Umweg zum Hause meines Nachbarn machen. Als ich den vor der Thüre sitzenden Diener fragte, ob sein Herr schon verreist, sagte er mir, daß er erst mit dem nächsten Schiffe gehe, aber im Augenblicke wegen Ausgrabungen ausgeritten sei. Wie ich das hörte, ließ ich mein Pferd wenden und kam zurück. Meine Gegenwart ist jetzt unnütz, denn ist der Fund ein schönes Stück, so nimmt ihn Betou und ist es nur Mittelmäßiges, so mag ich es auch nicht. — Die Bauern sind schlau und meinen, es überböte schnell Einer den Andern und das Object gewönne unter den Unterhandlungen zweier Liebhaber für sie an Werth“.

Richard hieb ärgerlich mit der Reitgerte durch die Luft.

„Wer ist Vetou?“ fragte nun Elson, „ich dachte, Sie seien Alleinherrscher weit im Umkreis und bin erstaunt, Sie von einem Nachbarn sprechen zu hören“.

„Sprach ich Ihnen noch nicht von Monsieur Vetou? Er ist Franzose, seit zwei Jahren hier angekauft, und führt ungefähr dasselbe Leben, wie ich, nur daß er eigentlich mehr in Beirut als in Cypern ist. Er war Diplomat, nahm aber wegen irgend welcher mißliebigen Geschichte seinen Abschied. Als er dann europamüde sich im Orient herumtrieb, kam er auch hieher, wo er, an mich empfohlen, einige Zeit mein Gast war. Meine Farm, die Aussicht auf reiche Ausbeute von Kunstschätzen und das idyllische Leben sprachen ihn momentan so sehr an, daß er sich sogleich antaufte. Es ist ihm gelungen, eine bedeutende Sammlung von Kunstwerken zusammenzubringen und viele nach Frankreich auszuführen. Ich danke seinem Umgange viel von meinen Kenntnissen, denn er ist ein Mann von weitem und gründlichem Wissen. Unsere gemeinsamen Interessen hatten uns bald recht nahe gebracht und dennoch war wieder dieses, vielleicht zu gleiche Streben, Schuld an der Erkaltung unserer Beziehungen. Er wie ich sind gleich egoistisch. Wir begnügen uns Beide nicht, das Schöne nur zu bewundern — es tritt stets die Streiffrage dazwischen, wer der glückliche Besitzer sein werde. So standen wir uns schon bei manchem Handel im Wege und obwohl ich mir bis jetzt einbildete, unter die friebfertigsten Menschen zu zählen, gab es doch schon zwischen uns etliche Differenzen. Nach außen blieb zwar Alles glatt, aber die Harmonie ist doch gestört. Eine Menge Kleinigkeiten haben ihn gegen mich gereizt und so halten wir es für besser, uns in Kaufangelegenheiten zu meiden. Im Uebrigen halten wir den Verkehr aufrecht und Sie werden später in ihm einen gewandten Weltmann kennen lernen. Wahrscheinlich bekommen Sie dann auch seine Sammlungen zu sehen, die viel Schönes bergen sollen, was ich nicht kenne“.

„Wie kommt das?“ fragte Elson.

„Das kommt, weil wir Beide eifersüchtiger Natur sind; wir kennen gegenseitig unsere Lieblingsstücke nicht“.

„Wie kann man auf Steine Eifersucht empfinden?“

„Warum nicht, wenn man kaum anderen Umgang hat, als Steine? Es wird einem schließlich eine Statue, eine schöne Hand selbst lieber, als ein Saal voll gleichgiltiger Menschen. Für mich sind sie nicht mehr kalt und empfindungslos, meine Phantasie haucht ihnen Leben ein und sie werden mir Freunde, die ich für mich allein besitzen will und nicht gerne von mir lasse“.

„Nun, nun, Sie scheinen ja ein zweiter Pygmalion“, sagte Elson kopfschüttelnd. „Wie konnten Sie sich denn je entschließen, von den Gegenständen sich zu trennen, die Sie nach London sandten?“

„Das hat mir immer einen kleinen Kampf gekostet“, gab Richard zu. „Ich bin eben wieder im Begriffe, das Museum dort mit einem Prachtwerk zu bereichern, wenn Sie mit mir noch hinunter kommen wollen, will ich es Ihnen zeigen“.

Ein paar Augenblicke danach standen sie in einem kleinen Gemach vor einer lebensgroßen Statue.

„Ist es nicht ein vollendetes Kunstwerk aus der besten griechischen Zeit?“ fragte Richard, das Steinbild bewundernden Blickes messend. „Der Körper ist von so vollendeter Schönheit — schade nur, daß Arme und Kopf fehlen“.

„Sollte es nicht eher ein Ringler, als ein Diskoswerfer sein?“ meinte Elson.

„Nein, die Bewegung ist genau die eines Diskoswerfers und es kann kein Zweifel sein, denn hier ist ein Stück der Hand mit einem Theile des Diskos“.

Er hob Befagtes vom Boden auf und zeigte es dem Gaste.

„Wie bringen Sie die Sachen hier fort?“ fragte dieser, „es ist doch strenge untersagt, sie auszuführen. Ich hörte, man trafe sehr scharfe Maßregeln“.

„Das nehme ich in diesem Punkte nicht so genau, ich mache mir kein Gewissen daraus, List anzuwenden. Was thut das türkische Reich mit diesen Kunstschätzen? Niemand versteht sie hier zu würdigen; sie verkommen und werden früher oder später doch ausgeführt, so besorge ich das lieber jetzt schon. Die Douane hat strengen Befehl, nichts passiren zu lassen, so muß sich der Diskoswerfer bequemen, auf eine nicht sehr würdige Weise die Insel zu verlassen. Das englische Stationschiff verläßt morgen Larnaka und die Offiziere desselben haben mir versprochen, den Transport zu übernehmen. Morgen in aller Frühe werden sie mir eine Tragbahre und Flaggen senden; so muß denn der edle Grieche unter der Maske eines betrunkenen Matrosen die Stadt passiren und an Bord gebracht werden. Hat er das Schiff glücklich erreicht, so mag er unbeanstandet nach England segeln“.

Richard war aus dem Zimmer in's Freie getreten und besah sich den bestirnten Himmel. Er blickte dann einen Moment mit zusammengezogenen Lidern nach einem schmalen Lichtstreifen, der zwischen den Bäumen wie aus einer Ritze zu dringen schien. Als er bemerkte, daß Elson seinen Blicken gefolgt, wandte er sich unbefangen nach der entgegengesetzten Seite.

„Es wird spät“, sagte er, als Elson nach der Uhr sah, „Sie werden heute müde sein. Wenn wir übermorgen aufbrechen wollen, müssen Sie gut ausruhen, denn unser Vorhaben ist anstrengend. Die Wege im Gebirge sind schlecht und die Verpflegung ist mangelhaft. Ueber Eier und Wein werden wir nicht viel hinauskommen, ein wenig Pilav abgerechnet. Hoffentlich fällt die Ausbeute desto reichlicher aus“.

Sie gingen nach einem herzlichen Händedruck auseinander. Elson stand in seinem Zimmer noch einige Minuten an dem Fenster, das auf die Seite des Gartens hinausging. In schwachen Umrissen erblickte man zwischen den schlängelförmig gewundenen Aesten einer Pinie das Dach eines Klosters. Als er so lehnte, vernahm er Tritte auf dem Kieswege und er glaubte die Gestalt Richards zu erkennen, die sich in der Richtung nach dem Gebäude zu bewegte. Er gewahrte noch deutlich den Lichtstreifen, der seinen Wirth vorher zu beunruhigen schien; dann sah er ihn verschwinden, wie durch Vorschieben eines dichten Gegenstandes.

Vierzehn Tage mochten verflossen sein. Es war schon spät am Abend; dicke Wolken deckten den Himmel. Langsam bewegte sich die kleine Karawane nach Richards Farm zurück.

Die Pferde waren schwer bepackt und keuchten unter der Last. Mühsam nur brachten die zur Seite schreitenden Bewaffneten sie vorwärts. Die müden Thiere betasteten bei jedem Schritt vorsichtig das Erdreich. Unsicher traten sie auf, als ob sie in der schweren Luft noch immer über die Felsen der Thliria schreiten mußten, wo sie auf Schritt und Tritt gestrauchelt und gerutscht, wo sie vorwärts gezogen werden mußten durch das Gebüsch verwachsener Zwergcypressen, die auf dem Boden kriechend das Geäst auf den Felsen legen.

Richard und Elson waren hinter dem Zuge etwas zurückgeblieben. Der Weg führte sie an Vetous Farm vorbei. Von Weitem schon hatte Richard bemerkt, daß der Balcon erleuchtet war und im Hause selbst Musik ertönte. Als sie jetzt näher kamen, drangen immer deutlicher die Töne einer weichen Frauenstimme an ihr Ohr. Sie waren bis unten an die Terrasse geritten und hielten lauschend die Pferde an.

Das Lied war zu Ende. — Im Zimmer droben verklang das Nachspiel auf dem Clavier.

Richard vernahm nun etwas, wie das Klauschen eines Frauenkleides; ein Stuhl schien im raschen Gehen weggeschoben worden zu sein. Leise geträllert erscholl nun die soeben verklungene Melodie oben auf dem Balcon. Eine weiße Hand tauchte über dem umwachsenen Geländer hervor, pflückte einen Zweig und drehte ihn über die Brüstung haltend zwischen den Fingern. Dann blickte wie von ungefähr ein blonder Frauenkopf nach unten, doch fuhr er sogleich, bei dem unvermutheten Anblick der fremden Gestalten, mit leisem Schrei zurück. Der kleine Zweig war der Hand entglitten und flog sachte durch die linde Abendluft. Richard haschte danach und als er ihn in Händen hielt, sah er wie triumphirend nach dem Balcon, ob sich noch einmal der hübsche Kopf ihm zeigen wollte. Aber es war nur der Schimmer der Lampen, der ihm in die Augen fiel und Alles blieb still.

Richard hatte das Gesicht nur einen Augenblick hell beleuchtet gesehen und konnte nun, so sehr er sich auch mühte, die einzelnen Züge sich nicht mehr in's Gedächtniß zurückrufen, obwohl ihm die unerwartete Erscheinung einen eigenthümlichen Eindruck hinterlassen.

„Das sind wohl Gäste Vetous“, sagte Elson nach einer Weile.

„Wahrscheinlich“, meinte Richard, den der Gedanke unangenehm berührte.

An der Farm angelangt, wurden sogleich die Pferde abgepackt.

Nachdem die mitgebrachten Schätze unter Elsons besonderer Leitung in der Säulenhalle untergebracht waren, sagte ihm Richard „gute Nacht“ und entfernte sich mit Mehmet.

Elson blieb noch bei den Steinblöcken und beleuchtete von allen Seiten die Inschriften. Er betrachtete sie mit glücklichem Lächeln, strich mit der Hand darüber, als wollte er ein lebendes Wesen lieblos. Als er den kalten Stein berührte, ward er sich der Bewegung bewußt und fuhr sich lächelnd durch die Haare. Noch eine Weile kauerte er davor und buchstabirte vor sich hin. Erst wie die Lampe zu verlöschen drohte, stand er auf und ging in sein Zimmer.

Richard war lange im Stioß gewesen. Erst spät schritt er leise, als wollte er Niemand wecken, zum Hause zurück.

Er saß nun an seinem Schreibtische, hatte den Kopf in die Hand gestützt und war vor Müdigkeit eingeschlafen.

Ihm träumte: er wanderte noch auf den steilen, steinigten Pfaden der Tylliria. Er war allein und es wurde Nacht, da sah er am Wege müde niedergelauert eine blasser, schöne Frauengestalt. Sie streckte stumm lächelnd die Arme gegen ihn aus, wie um ihn zu bitten, ihr weiter zu helfen. Da nahm er sie auf seine Arme. Bei der ersten Berührung fühlte er, daß er nicht wieder von ihr lassen könne. Ihn durchströmte ein zauberhaftes Gefühl von Glückseligkeit. Er trug sie weit, weit, so schnell als wollte er mit ihr fliehen. Er hob sie über die Klüfte hinweg, er drückte die Zweige der jungen Pinien bei Seite, daß die weiße Haut nicht gerißt werde. Da schaute sie ihm in die Augen, schlang den weißen Arm um seinen Hals und die geschlossenen, bleichen Lippen preßten einen leisen Kuß auf seine Stirn. — „Wie kalt!“ sprach er schauernd und ließ die Arme sinken, daß ihm die Gestalt entglitten war. — „Wie kalt!“ wiederholte er und war aufgeschreckt. Er griff mit der flachen Hand nach der Stirn und sah um sich. Ein Fensterflügel, der nachlässig angelehnt, war ausgegangen, der Luftzug hatte das Licht verlöscht und von dem Regen, der jetzt herniederbrauste, waren ihm Tropfen an die Stirne gespritzt.

Er zündete das Licht wieder an und sah sich wie suchend im Zimmer um, fühlte wiederholt an die Stirne, als ob der kalte Kuß ihm eine schmerzende Stelle hinterlassen. Der Jasminzweig war auf die Erde geglitten. Er hob ihn auf und betrachtete nachdenklich die schlankte Blüthe, strich mit der Hand über das feingefiederte Blatt und sog lange den starken Duft ein. Dann goß er Wasser in eine kleine Vase, setzte den Zweig sorgfältig hinein, schloß die Fenster und ging schlafen.

Es hatte die Nacht heftig und andauernd geregnet. Gegen Morgen durchbrach die siegende Sonne die Wolkenschichten. Gestärkt und erquickt athmeten die Pflanzen auf. Sie hatten begierig das lang entbehrte Maß eingesogen und noch funkelten auf jedem Blatt die Wasserperlen. Ueber der Erde lag, über Nacht hervorgezaubert, ein leichter grüner Flaum und an den Spitzen der schlanken Gräser wiegten sich die Regentropfen, bis sie dem Geheß der Schwere gehorchend zu Boden fielen und der kleine Halm emporschnellte.

Elson war früh aufgestanden und lächelte ruhig vor sich hin, als er überdachte, wie ihn heute Nacht die Lettern der Steintafeln verfolgt. Er war ihnen gegenüber wehrlos gewesen, als sie ihn wie Heuschrecken überfallen, heute am Tage standen sie in seinem Dienste. Mit Hast schob er noch seine Cravatte zurecht und eilte hinunter zu den Steinen.

Richard saß auch schon früh oben im Bibliothekzimmer vor einem Stöße Zeitungen und Briefe, die während seiner Abwesenheit eingelaufen waren. Er hatte die Kreuzbänder von verschiedenen Blättern gelöst, dieselben flüchtig durchgesehen, sie dann weggelegt und ein Paket Briefe zur Hand genommen, deren

Adressen er prüfend ansah, dann legte er einen nach dem andern auf den Tisch. Die Handschrift des letzten Umschlages schien ihm bekannt und er erbrach ihn hastig. Der Inhalt war kurz und als er gelesen, legte er den Brief neben sich und sah nochmals auf das Papier herab, während er eine Cigarette wickelte, dann steckte er sie in Brand und ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab.

Als er hierauf Elson aufsuchen wollte, die Thür des Zimmers offen und dasselbe leer fand, vermuthete er ihn bei den erbeuteten Inschriften. Er fand ihn im Peristil beschäftigt, auf großen, über die Steine gelegten Papierbogen mit einer feuchten Bürste herumarbeitend. Sein Eifer war so groß, daß er Richards Ankunft nicht bemerkte und erst, als dieser ihm den „guten Morgen“ bot, sich nickend umsah, ohne sich in der Arbeit stören zu lassen. Richard wartete geduldig, bis er fertig, dann sagte er: „Wir bekommen Besuch, Elson, und zwar müssen unsere Gäste schon mit dem letzten Schiff von Beirut angekommen sein“.

„Sind es Freunde von Ihnen?“

„Nein, nur von einem Freunde empfohlen. Es ist ein Mister Smean mit Tochter aus London“.

„Oh“, sagte Elson mit dem unnachahmbaren Tone des Britten, „das wird die Dame sein, die wir gestern singen hörten“.

Richard nickte. „Vielleicht“.

„Also kommen doch auch Damen nach Cypern?“ fragte Elson nach einer Weile zerstreut.

„Ist Ihnen das so angenehm oder so unbequem?“

„Für mich ist das ganz gleichgiltig, aber für Sie —“.

„Wiefo? Glauben Sie, ich sei ein so großer Freund des schönen Geschlechts?“

„Wenn man solch ein Haus sieht“, meinte Elson, „möchte man immer nach einer Herrin fragen. Ich fände nichts natürlicher als —“.

„Als — daß ich heirathe?“ lachte Richard. „Daß doch alle Junggesellen meinen, sie hätten wunder was versäumt!“

Elson legte einen Augenblick seine Mundwinkel in Fältchen, runzelte die Stirn und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Er erinnerte sich, in England gehört zu haben, daß Richard um einer unglücklichen Liebe willen sein Vaterland verlassen und es war ihm leid, an den vielleicht noch wunden Fleck gerührt zu haben.

Richard ging im Corridor auf und ab. Als er sah, daß Elson sich anschickte, von Neuem zu arbeiten, nahm er seinen Hut und ging in den Garten. Mit gesenktem Kopfe und auf der Brust gekreuzten Armen schritt er die Wege hin und her. Dann hob er den Kopf — sein Blick fiel auf einen von der Hitze völlig ausgetrockneten Ligusterstrauch. Er schlug mit der flachen Hand darauf. Das dürre braune Laub raschelte durch die kahlen Zweige und die Regentropfen glitten am Holze hinab. In Gedanken verloren sah er eine Weile starren Blicks dem Fallen der Blätter nach.

Bald darauf, noch ehe die Hitze des Tages angebrochen, machte sich Richard auf den Weg nach Larnaka, um nach den ihm empfohlenen Fremden zu sehen.

Er wollte den directen Weg nach der Stadt nehmen, doch trieb es ihn unwillkürlich, bei Betous Hause vorbeizureiten, in der Hoffnung, Näheres über die Erscheinung von gestern zu hören. Als er sich der Farm näherte, war Betou eben im Begriffe zu Pferde zu steigen.

„Ah“, rief er mit leichter Handbewegung, „sind Sie endlich zurück? ich glaubte schon, das Gebirge hätte Sie nebst ihrem Begleiter verschlungen“.

„Ich wollte meinem Gaste die Insel gründlich zeigen und da blieben wir etwas lange aus“, erwiderte Richard. „Sie gehen wohl auch in die Stadt“, setzte er hinzu, „da können wir den Weg zusammen machen. Es sind Fremde angekommen, die an mich empfohlen, es ist mir unangenehm, nicht bei ihrer Ankunft hier gewesen zu sein.“

„Sie können sich mit dem Gedanken trösten, daß Alles bestens besorgt ist. Ich habe Mr. Swean und dessen Tochter schon in Veirut kennen gelernt. Wir machten auch gemeinsame Ueberfahrt und hier habe ich Ihre Schutzbefohlenen einstweilen ganz in Beschlag genommen, wie Sie ja auch freundschaftlichst für Einschiffung meines Diskoswerfers bemüht waren“.

„Ihres Diskoswerfers?“ fuhr Richard auf und helle Röthe schlug bis an die Haarwurzeln über sein Gesicht.

„Nun ja“, sagte Betou ruhig, fuhr sich über den wohlgepflegten dunklen Vollbart und dann die Spitzen seiner Handschuhe betrachtend, fuhr er fort — „ich stand schon vor Ihnen seinetwegen in Unterhandlung. Ich glaubte ihn schon mein nennen zu können, da ich nicht darauf gefaßt war, daß ein anderer Käufer mir zuborkommen könnte; daran habe ich nicht gedacht“.

Richard's Augen leuchteten unheimlich. Er preßte die Lippen aufeinander und hielt die Zügel seines Pferdes krampfhaft fest. Er hatte mühsam die Erregung niedergekämpft und wollte nun ruhig antworten, aber Betou meinte leichthin, noch ehe er begonnen, „sprechen wir nicht mehr darüber, es wird wohl die Schuld des Bauern gewesen sein, da er Ihnen das Angebot machte, als ich schon fast mit ihm einig war“.

Dabei klopfte er seinem Pferde lächelnd den Hals.

„Was ich eben sagte“, meinte er, „thut doch unserer guten Nachbarschaft keinen Schaden. Sie müssen nicht immer Alles so ernst nehmen“. Richard schwieg verstimmt. Er sah wohl ein, daß eine Rechtfertigung seinerseits nur zu weiteren unangenehmen Auseinandersetzungen führen würde.

Betou ließ von Zeit zu Zeit einen Seitenblick auf seinen schweigenden Nachbar gleiten und fing dann nach einer Weile an, von den Fremden zu sprechen.

Zu einem Hôtel im wahren Sinne des Wortes hatte es Varnata noch nicht gebracht. Erst auf Anregung Richard's hatten Griechen ein Haus, das am Ende der Stadt dem Hafen zu lag, für Fremde eingerichtet. Dieses beherbergte nun auch Mr. Swean mit Tochter.

Sie fanden Miß Alice allein. Betou hatte sie begrüßt und ihr dann Richard vorgestellt. Sie streckte ihm lächelnd die kleine Hand entgegen, die er sogleich für diejenige erkannte, welche gestern den Jasminzweig gebrochen.

„Ich sehe Sie heute nicht zum ersten Male“, sagte sie schalkhaft.

„Aber mein erster Anblick schien Sie erschreckt zu haben“, fragte Richard, angenehm von dem Klang ihrer Stimme berührt. Er verglich die Erscheinung von jetzt mit der von gestern Abend. Es war ihm als müßten es dennoch zwei verschiedene Personen gewesen sein. Sie war ihm so märchenhaft erschienen, jetzt widersprachen die frischen Farben und die Glühchen in Sinn und Wangen jenem ersten nixenhaften Eindruck. Schier war ihm leid darum. Er hatte schwärmerische Augen erwartet und aus diesen hier lachte ihm die ungetrübte Lebenslust entgegen.

„Gewiß“, meinte sie ernsthaft, „Sie haben mich erschreckt. Es ist aber auch zum Fürchten, wenn man harmlos in die Nacht hinausgeht und sich auf Meilen in der Runde allein glaubt, dann plötzlich dunkle Gestalten sieht, die mit so sonderbar blinkenden Augen Einen ansehen, als wollten sie im nächsten Augenblick einen Revolver ziehen“.

Richard lachte und konnte den Blick nicht von dem niedlichen Kopf abwenden, der durchaus nicht nach den Regeln der Schönheit geschnitten, in sich doch harmonisch war und unendlichen Liebreiz besaß.

„Wir hatten friedlichere Absichten“, sagte er, „und wollten nur Ihrem Gesange lauschen“.

„Ich war nicht gut bei Stimme“, meinte sie und ging in das nächste Zimmer, um ihren Vater von dem Besuche der Herren in Kenntniß zu setzen.

Herr Swean, ein älterer Herr von angenehmem, wohlwollenden Gesichtsausdruck trat sogleich darauf ein. Die schmale, lange Gestalt war etwas gebeugt, das spärliche, schon ergraute Haar sorgfältig gescheitelt, aber die ausdrucksvollen grauen Augen leuchteten noch jugendlich und sahen mit zärtlichen Blicken auf die Tochter nieder.

Richard war mit dem alten Herrn bald in lebhaftem Gespräche und erzählte von den Erlebnissen seines jüngsten Ausfluges in's Gebirge.

„Sie waren wohl wieder bis Nizzokarpasso?“ fiel Betou ihm in die Rede.

„Wir drangen sogar noch etwas weiter nach Osten vor“.

„Hat es in Nikosia vielleicht wieder einen Judentaufstand gegeben?“

„Nein“, gab Richard kurz zurück und ohne sich weiter um die Frage zu kümmern, fuhr er fort, zu Herrn Swean zu sprechen.

Ueber eine Woche war schon verstrichen, seit die Fremden auf die Insel gekommen waren, und wieder hatte sich Herr Swean durch die Bitten Betous und Richards bestimmen lassen, den Termin der Abreise noch auf weitere acht Tage hinauszuschieben. Seit langer Zeit hatte zwischen der Farm Richards und dem Hause Betous nicht mehr so reger Verkehr bestanden, wie in diesen letzten Tagen, wo alle alten Differenzen vergessen schienen und Beide nur gleich bemüht waren, die Gäste zu unterhalten und bewirthen.

Heute waren Alle bei Betou zum Frühstück versammelt. Nach Tische war eine Reittour nach dem Gebirge zu verabredet. Herr Swean hatte wenig Lust, an dem ermüdenden Ritte Theil zu nehmen, so blieb Betou mit ihm zurück.

Miß Alice schien etwas zerstreut und Richard bemerkte wohl, daß sie

nicht so unbefangen war, wie sonst, und ihr Lächeln etwas Nervöses hatte. Er beobachtete sie forschend und wurde nach und nach auch träumerisch und schweigsam, so daß Elson allein die Kosten der stoßweise geführten Unterhaltung trug.

Sie waren ziemlich lange auf sandigem, schattenlosem Wege geritten, als sie, um einen felsigen Hügelvorsprung biegend, ein kleines grünes Thal vor Augen hatten. Breitästige Platanen überschatteten saftige, frischgrüne Rasenplätze. Elson bemerkte unter einem der größten Bäume eine breite Steinmasse, mit bis zur Unkenntlichkeit verwitterten Sculpturen, über die das Moos eine leichte grüne Decke gesponnen. Sie stiegen ab, um den Stein näher in Augenschein zu nehmen. Alice fragte Richard um dessen Bedeutung.

„Es ist ein Opferaltar“, sagte er, sie ansehend, „aus den Zeiten, als die assyrische, die furchtbare, Menschenopfer heischende, Astarte mit den Phöniziern nach Cypern kam und ihr grausamer Geist über den Naturgewalten herrschte, Segen und Zerstörung bringend — mit Sonnengluth versengend und durch allmächtigen Athem wieder belebend — ewig neu gebärend und ewig von Neuem verschlingend. Da war die blühende Insel der Hauptsitz des Astartendienstes. Als dann aber die Griechen von Cypern Besitz ergriffen hatten, verwandelten sie nach ihrem Geiste die düstere Astarte und aus ihr ward Aphrodite — der Schönheit und der Liebe Göttin geboren. Auch ihr Bild sank vom Altar und mit den Göttern hat ihr Segen die Insel verlassen. Die Völker gingen darüber hinweg, plündernd und verwüstend, und auf uns kam nichts, als ödes, ausgezogenes Land“.

Er zeigte über die weite Fläche nach der Seite, von der sie gekommen waren.

„Ich habe ein Stück Land der Verwüstung abgerungen. Der Götter Segen begleitete meine Arbeit und Aphroditens Geist schwebt schützend wohl immer noch da, wo zwei Herzen in Liebe sich finden sollen“.

Richards Augen waren fest auf Alice gerichtet. Sie blickte ruhig und nachdenklich nach der Gruppe türkischer Frauen, die neben einem Brunnen im Grafe gelagert waren. Das in kunstvollem maurischen Muster gearbeitete Gitter zeigte Spuren früherer Vergoldung. Eine Schaar bunt gekleideter Kinder sprangen den Fremden entgegen, um die seltenen Gäste anzustaunen. Die Frauen zogen die lose um den Kopf hängenden Tücher fester um das gelbliche Gesicht, so daß nur aus der Spalte zwischen Stirn und Nase die großen, dunklen Augen neugierige Umschau halten konnten.

Ein junger Bursche, der entfernt von den Frauen im Grafe gelegen, kam nun auf die Fremden zu und bot ihnen Wasser an. Er sprach eifrig zu Richard, begleitete seine Rede mit den, dem Orientalen eigenen leichten Gesten und deutete mit ausgestreckter Hand nach dem Hügel. Richard wandte sich nun lachend an Alice.

„Was sagen Sie dazu? Der Bursche preist mir die Kunst einer Sibylle an. Er sagt, die Leute kämen von weit her, sie um ihr Geschick zu befragen — wollen wir es auch versuchen? — Sie wohnt dort oben“.

Er wies nach der kleinen Anhöhe, wo zwischen hochstämmigen, dunklen Cypressen ein paar elende Häuschen standen, die durch das, die untere Fensterhälfte deckende, Holzgitter als Wohnungen von Moslems zu erkennen waren.

Alice stimmte dem Vorschlage lebhaft bei. So gingen sie den Hügel hinauf und traten durch die niedere Thüre des Häuschens in einen engen, mit Mauern umschlossenen, Hofraum.

„Veila, Veila“, rief der Bursche ein paar Mal in die kleinen Fenster. Als keine Antwort kam, nahm er eine Handvoll Kieselsteine und warf sie gegen die Gitter. Ein gedunsenes, altes Gesicht kam hinter den gekreuzten Holzstäben zum Vorschein. Mit rauher Stimme murmelte sie etwas, dann als der Bursche ihr einige Worte zugerufen, nickte sie und verschwand nach dem Innern.

In der Mitte des Hofes standen zwei flache Steinplatten, wie sie die türkischen Gräber zieren. Sie sind senkrecht stehend in eine wagrecht auf dem Boden liegende Steinmasse gefügt, da wo Kopf und Füße ruhen. In der Mitte ist eine Oeffnung angebracht, — damit die Seele heraus kann, meint der Türke.

„Das ist das Grab eines Derwisch“, sagte Elson, auf die Filztappe deutend die das Ende des einen Steines bildete.

Richard fragte den Burschen um nähere Auskunft. Der meinte, es sei dies die Grabstätte eines sehr heiligen Mannes, sein Segen und sein Geist sei es, der dem Brunnen die Kraft verliehen, daß Kundige darin das Kismeth erschauen können.

Ueber dem Grabe wühlte sich ein Buchsbaum, dessen Zweige mit daran gehetzten Fäbchen und Stoffstreifen aller Farben und Arten wie überschnitten waren. Richard zog aus dem Bande seines Strohhutes einen Seidensaden, knüpfte ihn zu den übrigen und forderte Alice auf, ein Gleiches zu thun.

„Wozu?“ fragte sie erstaunt.

„Das muhamedanische Volk“, sagte Richard, „glaubt, daß in dem Maße, als die Luft hier diese Fäden und Fäbchen durchstreift, auch Krankheit und Leiden bei dem Träger jener Kleider verschwinden, von denen ein Theil hier angeheftet“.

„Ist's gut für alle Leiden?“

„Man sagt, gleichviel für die des Körpers, wie der Seele“.

Alice löste einen Faden aus ihrem Schleier und knüpfte ihn an.

„Es ist eigentlich kein Aberglaube“, fuhr Richard fort, „so wie die Fäbchen hier vom Winde ausgelüftet werden, so schwinden auch unsere Leiden, mit andern Worten: die Zeit heilt alle Wunden und heilt sie besser, als wir ja selbst geglaubt. Sogar das Herz, das einmal gebrochen, wird wieder jung und die Liebe zieht darin ein. Und ist sie weniger gut, als die erste, die es empfunden?“

Alice hatte ihm ruhig zugehört. Die letzten Worte klangen wie eine Frage. Was sollte sie darauf antworten?

„Das ist wohl hier der Zauberapparat“, sagte sie einige Schritte seitwärts tretend. Sie hatte das Brett, das über dem cisternenartigen Brunnen lag, weggerückt und sah in dem dunklen, tiefliegenden Wasserpiegel klar ihr eigenes Bild. Nochmals beugte sie sich über die Brunnenwand und fuhr erschrocken zurück, als

sie neben ihrem eigenen Gesicht den Kopf Richards im Brunnen erblickte. Sie wandte sich nach rückwärts, um sich zu überzeugen, daß es nicht ihre eigene Phantasie gewesen, die ihr jenes Bild vor die Sinne gezaubert. Sie hatte nicht bemerkt, daß er hinter sie getreten war und ihr über die Achsel gesehen; jetzt, da ihre Augen den seinen begegnet, sah er sie forschend an und sprach leise und innig, indem er ihre Hand ergriff: „Hat Sie das, was Sie im Wasser unten sahen, so sehr erschreckt?“

„Nein“, sagte sie lächelnd und löste ihre Hand aus der seinigen. Sie sahen nochmals zum Brunnen nieder und zwei strahlende Augenpaare sagten, daß sie sich verstanden.

Da hörte man Geklapper von Holzpantoffeln auf der kleinen, wackeligen Treppe und die alte, dicke Wahrsagerin erschien schreiend im Hofraum. Richard hörte ihr zu und zog dann Alice vom Brunnen weg. „Die Alte schilt“, sagte er, „sie meint: wir nehmen dem Wasser die Zauberkrast, wenn wir unberufenen Auges in seinen Spiegel schauen; und dennoch“, setzte er hinzu, „haben unsere Blicke nicht mehr darin gesehen, als sie uns je hätte sagen können?“

Alice sah in die Ferne und eine Thräne schimmerte in ihrem Auge. Leila hatte sich nun vor dem Brunnen niedergekniet und fragte, für wen sie das Rismeth schauen solle.

Richard deutete auf Alice.

„Sie darf aber nicht verheirathet, noch versprochen sein“, sprach die Alte, „sonst ist ihr Rismeth schon erfüllt“.

Alice schüttelte auf Richards Uebersetzung der Frage den Kopf, dann sah sie zu, wie Leila mit der flachen Hand auf dem Brunnenrande einen Kreis von rechts nach links beschrieb, leise Worte vor sich hinhurmend. Jetzt beugte sie sich nach der Tiefe und hielt die Hände, mit den mit Hennaß gefärbten Nägeln, wie zum Schutze gegen das Licht über die Augen. Der Naschmak, das weiße, um den Kopf geschlungene Tuch, war ihr über das Kinn herabgerutscht und man sah, wie die dicken Lippen sich mechanisch bewegten. Nach einer Weile hob sie den Kopf und sprach. Als Richard ihren Worten zugehört, sah er wie überlegend vor sich hin.

„Was erwägen Sie so lange, übersetzen Sie doch einfach, was sie gesagt“, sprach Alice lächelnd, „bitte, Herr Elson, controliren Sie genau“.

„Ich besinne mich eben, es so schön wiederzugeben, wie es mir gesagt wurde, aber es will mir nicht recht gelingen. Sie glauben nicht, in welch hübschen Wendungen das ungebildete Weib spricht“.

„Ich verzichte auf Rosengarten und Nachtigallensang, ich möchte nur wissen, was sie sagte. Es scheint nicht viel Gutes zu sein?“

„Sie dürfen daran nicht glauben“, sagte er ängstlich.

Alice schüttelte lächelnd den Kopf.

Richard begann: „Eusum, sagte sie, d. h. mein Lämmchen, Dein Rismeth ist gut, denn Blumen überwuchern die Dornenheiden und wenn die Rose blüht, wirfst Du Freude an ihr haben und nicht mehr denken, daß ihr Dorn Dich einst verwundet. Ich sah Dich mit Deinem Geliebten unten im Brunnen und Ihr

waret glücklich. Aber Du bist eine Franke, Du zeigst Dein Gesicht der Welt und verhüllst Dich nicht mit dem Taschmal, darum hat eines Menschen böser Blick Dich getroffen, Eure Herzen bluteten und die Thränen flossen. Dann sah ich Dich wieder. Zeiträume lagen dazwischen, Du warst weit über dem Meere, die Wellen hatten Dein Leid weggenaschen, ich sah Dich lächelnd und glücklich, mit Perlen geschmückt zu den Füßen Deines Herrn. — Sind Sie nun zufrieden?"

„Gewiß“, meinte Alice. „Das Ende ist ja gut“.

„Obgleich Sie nicht die Rolle einer Orientalin übernehmen wollten — nicht wahr? Die gute Frau hätte den Schluß mehr der Franke anpassen müssen. Es war so gewählt, wie sie es sagte, daß ich nicht zweifle, es sei eine oft wiederholte Formel, die mit einigen Variationen ihre ganze Kunst umfaßt“.

Elson mahnte nun zum Aufbruche. Nachdem Leila grinsend die klingenden Münzen zu sich gesteckt, geleitete sie die Fremden mit Segenswünschen vor die Thüre ihres Häuschens.

Am Abend desselben Tages, nach dem gemeinsam in Richards Farm eingenommenen Diner, standen sich Alice und Richard im Bibliothekzimmer nun zum ersten Mal allein gegenüber. Herr Svean war draußen auf der Terrasse über einer Zeitung eingenickt und Elson hatte Betou mit auf sein Zimmer gezogen. Richard athmete auf. Alice sah beklommen, wie willkommen ihm dies Alleinsein schien und nahm mit bebender Hand ein paar Blätter auf, die auf dem Tische lagen. Als sie sah, daß das Papier mit griechischen Schriftzügen beschrieben, legte sie es wieder zurück. Richard hatte ihr zugeesehen, ergriff nun die Blätter und sprach: „Das sind griechische Verse, die ich auf unserm letzten Ausfluge in Rizzokarpasso gesammelt. Es scheinen die Reste längerer Lieder zu sein, doch konnte ich nicht mehr, als diese Strophen dem Munde der Leute entlocken“.

„Haben Sie noch nicht versucht, sie zu übersetzen?"

„Noch nicht, aber es kann sogleich geschehen“.

Er hielt das Blatt vor sich hin und sprach, Alice ansehend, langsam und halblaut:

Ein vierkantiges Kreuz hängt an Deinem Halse —

Alle küssen das Kreuz und ich Dein Angesicht.

Dann fuhr er nach einem Augenblick des Schweigens fort:

Zehn Königsärzte, und wären sie noch so gelehrt —

Sie heilen es nicht, ein Herz liebegetroffen.

Alice hatte etwas über die Verse sagen wollen, aber sie fühlte, daß sie nicht, wie sonst, unbefangen sprechen könne. So war sie an das Fenster getreten und preßte die Hand gegen das pochende Herz. Richard war ihr nachgegangen und ergriff ihre herabhängende Rechte.

„Alice“, sagte er leise, „Alice, zehn Königsärzte, und wären sie noch so gelehrt, sie heilen es nicht, mein Herz, liebesgetroffen“.

Er zog sie an sich, nahm ihren Kopf zwischen die Hände und küßte sie.

„Alle küssen das Kreuz und ich Dein Angesicht. — Ja, ja der Brunnen

hat die Wahrheit gezeigt. Du sahst mich darin und mir leuchtete aus Deinen Augen ein Paradies voll Glückseligkeit entgegen, da wußte ich, daß auch Du mir gut warst“.

„Aber die Dornen?“ fragte Alice, sich lösmachend.

„Denke nicht an die Dornen, wir wollen sie nicht wachsen lassen. Sagte nicht selbst die Wahrsagerin, wir hätten dem Wasser von der Zauberkraft genommen? Glaube nicht an ihre Worte, glaube einzig nur an meine Liebe!“

Sie gingen hinunter in den Garten, Hand in Hand im seligen Geplauder der Liebenden, die nie müde werden, von ihrem Glücke zu sprechen.

„Ja, ja“, sagte Richard, als sie durch die Statuenreihe wanderten, „lacht nur und grinst, meine Gottheiten, aber erkennt diese hier als euere Herrin an! Nun darfst Du die Insel nicht wieder verlassen, ich halte Dich fest, so fest, daß Du mir nicht mehr enttrinnen kannst“.

„Es wird spät“, sagte sie, sich aus seiner Umarmung befreiend, „und“, setzte sie schelmisch hinzu, „wollte ich nicht bleiben, Du könntest mich auch nicht halten“.

Und ehe er sie wieder erhaschen konnte, war sie ihm enteilt.

Alice wollte zum Hause zurück, doch hielt sie auf ihrem Wege inne, als sie Betou mit Elson kommen sah. Sie mochte jetzt Niemanden begegnen, wollte allein sein mit sich und ihren glücklichen Gedanken. Sie drückte sich gegen die Mauer des Hauses, um die Weiden ungesehen vorüber zu lassen. Dichte Büsche deckten ihre Gestalt. Sie lauschte, ob die Schritte sich entfernten. Sie schienen stehen zu bleiben und vernehmbar drangen die gesprochenen Worte an ihr Ohr.

„Sie waren also auch noch nicht im Kloß?“ fragte Betou.

„Meinen Sie damit das Gebäude hier hinter den Bäumen?“ erklang Elsons Stimme.

„Zawohl, es ist geheimnißvoll verborgen und verbirgt wieder ein Geheimniß. Sie sind also auch noch nicht gewürdigt worden, ‚seine Frau‘ kennen zu lernen?“

Alice hatte sich leise entfernen wollen, als sie merkte, daß sich die Herren auf die Bank niedergelassen haben mußten, jetzt aber stand sie gebannt und tastete wie zur Stütze mit der Hand nach der kühlen Mauer.

„Seine Frau?“ hörte sie Elson erstaunt fragen, „ich wußte nicht“ —

„Daß Herr Blacq verheirathet sei?“ fiel Betou in die Rede. „Nun, so genau muß man das nicht nehmen“.

„Aber wie kommen Sie auf diese Bezeichnung, und wen meinen Sie damit?“

„Das ist eine höchst romantische Geschichte, hinter deren Geheimniß ich noch nicht gekommen bin, obwohl sie schon ziemlich lange spielt; d. h. das Geheimniß glaube ich zu wissen, aber gesehen habe ich es noch nie. Sahen Sie nie, daß der Kloß Abends erleuchtet ist? Herr Blacq pflegt ihn dann zu besuchen, dabei bleiben aber stets die Jalousien, wie auch am Tage, fest verschlossen. Mir fing das an, aufzufallen, nachdem Blacq von einer Reise aus dem Innern zurückgekommen war. Er hatte auf seinem Ausfluge auch Nikostä berührt. Es war,

als eben die Bevölkerung in nicht geringer Aufregung wegen eines jungen, hübschen Judenmädchens, das, um in den Harem eines Paschas zu kommen, zum Islam übertreten wollte. Es geschieht dergleichen häufig genug und wird stets von allen Parteien mit Stillschweigen übergangen. Diesmal jedoch hatte sich ein zugereister Rabbi hineingemischt und mit seinen Reden die Köpfe erhitzt. Ein paar Tage später kam ich selbst durch Nikosia, fand die Gemüther wieder beruhigter und war nicht wenig erstaunt, zu hören, daß Blad, der vergebens besänftigend auf die Menge wirken wollte, der Sache ein schnelles Ende gemacht, indem er sammt dem Mädchen verschwunden war. Seit jener Zeit datirt der Cultus für den Kiosl. Kein fremder Fuß hat je das Zauberschloß mehr betreten; es ist still um das Heiligthum, aber des Abends öffnet sich gastlich ihm die Pforte und Lichtschimmer bringt ver-rätherisch aus den Ritzen“.

„Glauben Sie wirklich Recht zu haben?“ fragte Elson. „Ich kenne Herrn Blad gar noch nicht lange, aber ich halte ihn für einen edlen, ritterlichen Charakter“.

„Ich werfe ihm damit kein Unrecht vor“, fuhr Betou fort; „das Mädchen der Verfolgung zu entziehen, war gewiß die That eines ritterlichen Herzens, ganz ebenso es zu beherbergen und weiter zu beschützen. Aus der Rolle des Retters und Beschützers ist mit der Zeit wohl die des Geliebten entstanden. Blad ist gewiß ein edler Mensch, aber er ist Phantast und ich könnte mir den Prozeß ganz natürlich erklären. — vollends hier im Orient, wo es so an Umgang und Zerstreung fehlt. Uebrigens weiß Blad ganz gut von dieser meiner Vermuthung, und ein Freund von ihm, der damals die Reise mit ihm unternommen, bestätigte sie vollkommen. Anfangs lachte er bloß, wenn man ihn mit „seiner Frau“ neckte, später schien es ihn unangenehm zu berühren“.

Elson und Betou waren nun aufgestanden und tiefer in den Garten gegangen.

Alice trat aus ihrem Versteck hervor, sie sank auf die Bank und hielt die flachen Hände gegen die Augen gepreßt. Dumpf tönte es ihr noch im Ohr: „es werden Dornen wachsen zwischen Dir und ihm“.

Mehmet kam aus dem Gebüsch an ihr vorbei und grüßte die Erschrockene mit grinsender Miene. Er mußte vom Kiosl kommen. Einen Augenblick dachte sie, dahin zu gehen, um sich über Betous Aussage Wahrheit zu verschaffen, da fiel ein Lichtstrahl aus dem Dickicht ihr in die Augen — sie wußte nun genug. Als sie fühlte, daß sie ruhiger geworden, ging sie zu ihrem Vater und mahnte zur Heimkehr. Die Pferde standen schon bereit. Richard half ihr beim Aufsteigen. Ihre Hand zitterte leicht, er wollte zu ihr aufsehen, doch traf sein Auge nicht das ihrige.

Der Weg nach der Stadt war dunkel und wurde schweigsam zurückgelegt.

Richard richtete von Zeit zu Zeit Fragen an Alice, die sie unbefangen beantwortete. Beim Abschiede küßte er ihr die Hand.

„Auf glückliches Wiedersehen morgen“, sagte er leise.

„Morgen —“, sagte sie, „morgen, vielleicht — aber versprechen Sie mir,

mich nicht eher aufzusuchen, als ich es selbst veranlasse. Nur dies eine Mal noch meinen Willen!" sprach sie bittend, als er unzufrieden schien.

Richard nickte. — Er blickte noch lange zurück nach dem Hause, das jetzt sein Liebstees barg. Als er sah, daß die Zimmer eben hell wurden, hoffte er, noch einmal Alicens Gestalt zu erblicken, aber nur Schatten huschten an den Fenstern hin und her und keine Hand rührte sich, ihm Lebewohl zu sagen. Betou war über Richards langsames Reiten ungeduldig geworden und drängte vorwärts. Sie sprachen Beide wenig. Richard schloß für Momente die Augen, um, durch keine äußeren Eindrücke gestört, sich das Bild, das sein ganzes Sein ausfüllte, vor die Sinne zu zaubern.

„Mir scheint“, sagte Betou, „Sie träumen schon jetzt — gute Nacht!“

Er wandte sein Pferd und verschwand, noch ehe Richard eine Antwort finden konnte.

Den folgenden Tag hatte Richard unruhig verbracht. Er erwartete jeden Augenblick eine Botschaft von Alice, dann dachte er wieder, sie würde wohl selbst mit ihrem Vater nach der Farm kommen. Er wollte zur Stadt reiten, um Briefe auf das Schiff zu bringen, befahl aber dann Mehmet, dies zu thun, und studirte lange mit Elson an der herzustellenden phönizischen Grammatik. Spät Abends wollte er noch nach dem Kiosk gehen, kehrte aber auf halbem Wege wieder um und ging in's Haus zurück. Er trat an seinen Schreibtisch, öffnete langsam ein Fach und nahm ein gefaltetes Blatt Papier heraus. Es war jenes mit den griechischen Versen. Nach einer Weile legte er den getrockneten Jasminzweig wieder hinein und ging langsam im Zimmer auf und ab.

Den nächsten Morgen war er schon früh bereit, nach Larnaka zu gehen. Er sagte sich, sein Versprechen habe nur für einen Tag gegolten, heute konnte er nicht Ruhe finden, ohne Alice gesehen zu haben. Als er zu Pferde saß, sah er, daß es noch viel zu frühe sei, die Freunde aufzusuchen. Er machte einen Umweg und zwang, trotz der fieberhaften Aufregung, die sich seiner bemächtigt hatte, das Thier, im Schritt zu gehen. Als er dann am Hause angelangt, ging er rasch die Treppe hinauf. Zu seiner Verwunderung waren alle Thüren geöffnet. Eines der griechischen Mädchen vom Hause war im Begriffe, die Zimmer in Ordnung zu bringen. Als sie Richard unter der Thür bemerkte, hielt sie in ihrer Arbeit inne und nahm ein Couvert vom Tische.

„Es ist gut, daß Sie kommen, Herr Blad“, sagte sie, „ich wollte eben einen Boten an Sie senden, wegen des Briefes hier“.

Richard griff nach dem Papier.

„Ist Herr Smean heute schon ausgegangen?“ fragte er, sich in den leeren Räumen betroffen umsehend.

„Wußten Sie nicht, daß er mit dem Schiffe von gestern abgereist?“

Mit zitternder Hand erbrach er nun hastig den Brief. Die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen. Er legte einen Augenblick die Hand über sie,

dann las er die kurzen herzlichen Abschiedsworte Herrn Sweans, für dessen plötzliches Verschwinden ihm aber der Inhalt keinerlei Erklärung gab.

Als die kleine Griechin Richard so starr vor sich hinblicken sah, legte sie die Teppiche, die sie ausschütteln wollte, bei Seite und fuhr mit der Hand glättend über die schwarzen Haare.

„Der alte Herr wollte nicht abreisen“, sagte sie, „aber das Fräulein bestand darauf und der Herr scheint immer zu thun, was die Dame will. Wie sie dann so sehr weinte, widersprach er auch nicht mehr und das Fräulein packte schnell ein. Sie wollte nicht, daß Jemand von uns sie auf das Schiff begleite. Sie hatte ganz verweinte Augen. Vorgestern Abend, als sie zurück kam, waren viele Briefe für sie angekommen. Es müssen schlechte Nachrichten darin gewesen sein, denn ich hörte dann gleich, wie sie mit dem alten Herrn heftig sprach“.

Richard hatte ihr aufmerksam zugehört und war dann an den Tisch getreten. Hier stand noch ein Blumenstrauß aus Betous Garten und daneben lagen verwelkt ein paar rothe Blüthen, die er ihr im Thale bei der Wahrsagerin gepflückt. Er hatte sie in die Hand genommen, doch schob er sie wieder zurück, verließ ohne ein Wort das Haus und ritt langsam auf dem weitesten Wege seiner Bestimmung zu.

Herbst und Winter waren seit jenem Tage verstrichen. Richard hatte nach Elsons Abreise eine einsame Zeit verlebt. Betou war fast immer abwesend und so lebte er mehr denn je dem Studium und der Arbeit. Im Frühjahr endlich, als die heiße Sonne schon anfing, Cyperns grünen Schmuck zu versengen, gab Richard dem Drängen Elsons nach, als sein Gast die Sommermonate in England zuzubringen. So kam es, daß er in London in Elsons Studirzimmer saß und sie zusammen plauderten von ihren Arbeiten und Resultaten und von der gemeinsam auf der Insel verlebten Zeit.

„Ist Ihnen der Abschied von der Farm nicht recht schwer geworden?“ forschte Elson.

„Gewiß“, sagte Richard und ein wehmüthiges Lächeln glitt über seine Züge, „aber ich ließ nichts zurück, was ich nicht ruhig hätte verlassen können. Mehmet versorgt das Haus und in der Oekonomie geht Alles ruhig seinen Gang“.

„Aber — Ihre Frau?“ fragte Elson neckend.

„Die habe ich mitgebracht“, erwiderte Richard ertöthend.

Elson schüttelte lächelnd den Kopf.

„Da muß ich ihr wohl ein Cabinet oben einräumen, damit Sie sich hier bei mir ganz heimisch fühlen“.

„Nein, ich bin entschlossen, sie dem Museum zu überlassen“.

„Bravo, Freund“, rief Elson, ihm auf die Schulter klopfend, „das ist einmal ein vernünftiger Gedanke. Die Geschichte war zu unnatürlich; hier unter Menschen sollen Sie die Wallfahrten nach dem Kiosk schon verschmerzen lernen. Nur in der Einsamkeit kann man sich krankhaft für ein steinernes Liebesgen begeistern und es mit Eifersucht hüten“.

„Daß Sie mich darin nie verstehen konnten!“ sagte Richard ruhig. „Es war nicht Liebe zu der Statue, die mich allabendlich nach dem Kiosk gehen hieß: es war das Bedürfniß, in anderer Umgebung ein anderer Mensch zu werden, den Alltagsmenschen mit all den praktischen Sorgen und Bedenken auszukziehen für Stunden und mich nur dem hinzugeben, was Herz und Geist erfreut, und ganz dem Genuße des Schönen zu leben. Mit einbrechender Dunkelheit, wann die Geschäfte des Tages abgeschlossen waren, ging ich hinüber, um zu lesen oder zu schreiben. Ich war dort nicht allein. Wenn ich vom Schreibtisch zu „meiner Frau“ hinüber sah, die, matt vom Lampenlicht beleuchtet, athmend die Brust zu heben und zu senken schien, dann war es, als sei es ein lebendes Wesen, das auf meine Fragen den Kopf schüttelte oder mir zunickte. Ich gab mir selbst durch sie Antwort und dennoch schien es, als sei es nicht mein eigener Gedanke, da ich unbewußt mich zwang, wie ein Dritter objectiv zu denken. — So ist sie mir zur Freundin geworden“.

„Ja, ja, das klingt Alles recht vernünftig, aber Sie haben sich doch stets wie ein Verliebter zu ihr gestohlen und die Besuche so recht geheimnißvoll betrieben“.

„Das war nur Betou, der den mythischen Schleier darum gesponnen. Was kümmerte es ihn, wie und wo ich meine Zeit verbrachte? Ich gestehe ein, ich wollte meine Frau ganz für mich allein haben. Was sollten Andre sie bewundern oder kritisiren? Sie hätte für mich den Reiz dann verloren, und vor Allem gönnte ich Betou nicht, sie zu schauen: — ihre Schönheit wäre mir profanirt erschienen“.

„Wie wird ihn die Neugierde plagen, in den Kiosk zu dringen!“ meinte Elson lächelnd, „er glaubt so fest an das schöne Judenmädchen“.

„Der alte, unsinnige Scherz! Aber sprechen wir nicht von Betou“, sagte Richard mit abwehrender Handbewegung, „ich kann den Gedanken nicht los werden, daß er mit die Ursache des plötzlichen Verschwindens von Miß Alice gewesen. Hat Mister Smean Ihnen nie näheren Aufschluß darüber ertheilt?“

„Nein, als ich ihn fragen wollte, brach er rasch ab, so daß ich nicht näher in ihn zu dringen wagte“.

Es war das erste Mal seit jener Abreise von Cyprien, daß Elson von den Lippen des Freundes den Namen des jungen Mädchens aussprechen hörte. Er bemerkte, daß Richard es mit seltsamer Erregung that, sah ihn aber dabei so ruhig an, als staune er nur, Gesagtes erst jetzt zu vernehmen. Er fuhr fort, das Zimmer mit kurzen Schritten zu messen, dann rieb er schmunzelnd die Hände, als hätte er die Lösung einer schwierigen Frage gefunden.

Tags darauf war Elson gleich nach dem zweiten Frühstück weggegangen. Nach einiger Zeit kehrte er im Wagen mit einer jungen Dame zurück, in der man leicht Miß Alice wieder erkannte. Sie hatte sich in der Zwischenzeit wenig verändert, nur in den Augen lag ein melancholischer Ausdruck, der sie aber eher hübscher und interessanter erscheinen ließ.

„Sie werden gewiß nicht bereuen, mit mir gekommen zu sein“, sagte ihr

Elson, als er sie die Treppe hinauf führte, „daß, was ich Ihnen zu zeigen habe, lohnt schon der Mühe“.

„Aber“, forschte Alice ungeduldig, „ist es wirklich nichts von Alledem, was ich bis jetzt gerathen?“

„Nur Geduld, Sie sollen es gleich sehen“.

Damit hatte er die Glasthüre geöffnet, die Stiege und Corridor trennte, ging in demselben voran, öffnete eine Thüre und führte Alice in ein mit Blattpflanzen geschmücktes, matterleuchtetes Cabinet. Mitten im Grün stand die Marmorstatue eines Weibes in halber Lebensgröße. Der schlanke, kunstvoll gearbeitete Körper war etwas nach rückwärts gebeugt, die Arme auf den Rücken gebunden, der schöne Kopf mit einem ergreifenden Ausdruck, wie hülfeslehend, gegen Himmel gerichtet. Es war eine Proserpina, die aus einer Gruppe, deren Raub vorstellend, allein stehen geblieben.

Alice betrachtete sie lange. „Wie schön sie ist!“ sagte sie dann, „wo haben Sie sie gefunden? Sie scheint zu leben, wenn man sie lange ansieht“.

„Es ist dies Kunstwerk nicht mein Eigenthum“, sprach Elson, „Herr Blac brachte es selbst aus Cypern mit und will es nun dem Museum überlassen“.

Alice war bei Nennung des Namens zusammengeschrakt.

„Ist Herr Blac hier in London?“ fragte sie ängstlich, „sorgen Sie dann, daß ich ihm nicht begegnen muß“.

Elson betrachtete sie lächelnd. „Ist das wegen ‚seiner Frau‘ —“

„Woher wissen Sie? —“

„Im, ich vermuthete bloß. Also hat richtig Betou Ihnen davon gesagt?“

Als sie den Kopf schüttelte, fuhr er fort: „oder waren Sie vielleicht Zeugin des Gespräches, das ich mit ihm im Garten am Abend vor Ihrem Verschwinden gehabt?“

„Ich wollte nicht horchen, ich hörte es zufällig und es stand sogleich mein Entschluß fest, die Insel so bald wie möglich zu verlassen, der Aufenthalt wäre mir nur peinlich geworden“.

„Wenn ich Ihnen aber nun sage: Dies hier ist ‚seine Frau‘ und nie ist eine andere im Kiosk gewesen, als dieses Bild von Stein?“

„Und das Judenmädchen?“ drängte Alice gespannt.

„Das Judenmädchen ist allerdings von Herrn Blac aus Nikosia entfernt worden, aber er hat es nur zu dessen eigenen Verwandten gebracht. Sie hat die Farm nie gesehen, aber die Proserpina hat er von diesem Ausfluge heimgeführt und ihr im Kiosk Wohnung gegeben“.

„Aber warum hat Betou das Alles gesagt und Sie haben ihm nicht widersprochen?“

„Betou hatte man aus Scherz bei seiner Vermuthung gelassen; er wußte es nicht besser oder er fand vielleicht auch Vergnügen daran, mich auszuforschen und als er sah, daß ich ihn nicht belehren konnte, wollte er mich den Roman glauben machen“.

Alice hielt die Hand vor die Augen und weinte leise. Sie hatte nicht be-

merkt, daß Elson das Cabinet verlassen und Richard eingetreten war. Als dieser neben ihr sie leise beim Namen nannte, schrie sie auf vor Schrecken, er zog sie in seine Arme und schluchzend hing sie an seinem Halse.

„Alice“, sagte er, ihr Haar streichend, „das hier ist meine Frau. Könnte sie sprechen, sie würde Dir erzählen, wie viel von Glück und Leid um Dich ich ihr vertraut. Freund Elson meint, ich hätte sie mehr geliebt, als der Mensch an einem Steine hängen soll, aber war es denn nicht das einzige Wesen, dem ich Alles sagen konnte? Vor Deiner Ankunft auf der Insel war ich ja so allein gewesen und als Du mir dann entflohen, da war es doppelt schlimm. Ja, es sind Dornen zwischen uns gewachsen —“

„Aber über dem Meere haben wir uns wieder gefunden“, fiel Alice nun glücklich lächelnd ein. „Deine Frau darfst Du aber nicht weggeben, die wollen wir behalten, doch Freud und Leid mußt Du ferner nur mir noch vertrauen, sonst werde ich eifersüchtig auf Proserpina.“

„Habe keine Angst, mein Herz“, sagte Richard, ihre Hände fassend. „Wie lange währt es noch, dann bist ja Du in wonig blühendem Leben, was einst in leblosem Stein jenes Einsamen heimliches Glück gewesen: ‚seine Frau!‘ —“





Die Entschädigung freigesprochener Angeklagten.

Von

A. Geyer.

— München. —



Im Jahre 1781, also gerade vor hundert Jahren, setzte die Akademie der Künste und schönen Wissenschaften zu Châlons an der Marne einen Preis für die beste Beantwortung folgender Frage aus: „Wenn die bürgerliche Gesellschaft eines ihrer Mitglieder durch das Organ des öffentlichen Ministeriums angeklagt hat und das Letztere in dem Proceß unterliegt, welche wären die ausführbarsten und am wenigsten kostspieligen Mittel, um dem für unschuldig erkannten Bürger die Entschädigung zu verschaffen, welche ihm nach natürlichem Recht gebührt?“ Des Preises wurden zwei eingelaufene Schriften gleichmäßig würdig gefunden. Die eine rührte von Brissot de Warville, die andere von Philippe de la Mabelaine her. Beide sind sodann (die letztere anonym) in der Bibliothèque philosophique du législateur, du politique, du juriconsulte veröffentlicht worden*).

Die Abhandlung de la Mabelaines hat den Titel: „Von den Mitteln, die ungerecht angeklagte und bestrafte Unschuld schadlos zu halten“, und trägt das Motto: Res est sacra miser. Vor Allem führt der Verfasser die Einwendungen an, welche man gegen eine Entschädigung geltend macht. Man berufe sich auf das *salus populi suprema lex*, darauf, daß das Gemeinwohl leiden würde, wenn man sich enthielte, den Schuldigen zu verfolgen aus Furcht auf einen Unschuldigen zu treffen, daß die Functionen des öffentlichen Ministeriums nicht freiwillige, sondern pflichtmäßige seien, man daher demjenigen, welcher sie ausübt, nicht ein Verbrechen daraus machen könne, daß er sich geirrt hat, indem er seine Pflicht zu erfüllen bestrebt war, daß es die Entmuthigung in sein Gemüth pflanzen, seine Wachsamkeit einschläfern,

*) ©. Biblioth. philos. IV. 1782 p. 275 sv. und VI. 1782 p. 167 sv.

und den Verbrechen freie Bahn schaffen hieße, wenn man den Ankläger verantwortlich wegen eines Vorgehens machen wollte, welches zwar durch den Erfolg verurtheilt, aber durch die Absicht gerechtfertigt war, daß ja die Ehre der einzige und wahre Reichthum des Bürgers sei und darum das Urtheil, welches ihn frei spricht, ihm alles vollständig wiedererstattet, was das Verfahren ihm rauben könnte, daß es überhaupt ungerecht sei, den Ankläger zu strafen, weil er ein Verfahren angeregt hat, welches die Makellosigkeit des Angekuldigten in ihrem vollen Licht hat erglänzen lassen.

De la Mabelaine weist dagegen auf unser innerstes Gefühl hin, welches ausruft: Es ist nichtsdestoweniger wahr, daß ein Bürger gelitten hat und nach natürlichem Recht sei Entschädigung demjenigen gebührend, welcher einen Schaden durch seinesgleichen erlitten hat. — Er geht dann daran, den Beweis hierfür zu liefern.

Allerdings Entschädigung könne nicht Dem zu Theil werden, welcher bloß hors de cour gesetzt (von der Instanz absolvirt) worden ist. Was man auch immer, vielleicht mit Recht, gegen diese Urtheilsform einwenden möge: ist sie angewandt, so ist Jemand nur gewissermaßen halb unschuldig und Belohnung für die Tugend gebührt nur Dem, dessen Tugend von keinem Wölkchen bedeckt ist.

Anders steht es mit dem für schuldlos Erkannten.

Allerdings seine Ehre ist durch das Urtheil vollständig wiederhergestellt. Ja, der Charakter der Franzosen sei so voll Mitgefühl und Großherzigkeit, daß eine ungerecht erlittene Verfolgung den Verfolgten in den Augen der Nation nur verehrungswürdiger mache. Könnte man übrigens nicht dieses Gefühl noch kräftigen, indem man jenem durch öffentliche Anerkennung den süßesten Trost für seine geheimen Leiden verschaffe? „Eine Elle rothen oder blauen Bandes hat unter uns so großen Werth und unser Herz ist stets so zufrieden, wenn der Eitelkeit genug gethan ist! Decoriren wir den Unglücklichen, der der Gewalt der Justiz entronnen ist, mit einer Auszeichnung, welche laut ankündigt, daß das Gold, welches aus dem Schmelzofen hervorgeht, nicht lauterer ist als sein Lebenswandel. Wer würde ihn nicht mit Vergnügen geschmückt sehen durch ein weißes Band, von welchem ein Kreuz oder eine Medaille herabhänge, welche auf der einen Seite die Worte trüge: „Die erkannte Unschuld“, und auf der andern eine aus zwei Palmzweigen gebildete Krone, mit dem Datum des freisprechenden Urtheils? Man würde noch einige jener Auszeichnungen hinzufügen, welche so wenig kosten und so sehr schmeicheln. Dieses Kreuz würde zum Beispiel einen Vorrang in den Kirchen, in den Processionen, bei den öffentlichen Feierlichkeiten sichern. Es würde Eintritt und einen ausgezeichneten Platz in den Theatern gewähren, wo ihre Geschichte, viel rührender als die fabelhaften Erzählungen, mit welchen das Schauspiel ein nach Aufregungen begieriges Volk unterhält, laut verkündigen würde, daß, wenn es Strafen für das Verbrechen giebt, auch Belohnungen für die Tugend

existiren. Man denke sich la Bourdonnais*) nach vierthalb Jahren einer ungemein strengen Untersuchung die Bastille verlassend, wo ihm selbst die Erlaubniß, seine Frau und seine Kinder zu sehen, verweigert war. Man stelle sich ihn vor, wie er in's Théâtre Français eintritt, decorirt mit jenem weißen Band, welches die Bürgerschaft für seine Unschuld geworden ist, und an seiner Seite denke man sich, geschmückt mit seinem großen rothen Ordensband, jenen Dupleix, welcher vielleicht sein Leidensgenosse geworden wäre, wenn er nicht sein Nebenbuhler und Feind gewesen wäre. Wem würde das Beifallsklatschen gelten? Welcher von beiden würde die Versammlung zu einem süßeren und lebhafteren Gefühlsausbruch hinreißen? Man müßte die Franzosen nicht kennen, um noch zu fragen. Der Vertheidiger von Pondichery müßte dem Sieger von Madras weichen, und zwar nur weil dieser das Opfer des Neides geworden ist“.

Außerdem will de la Madelaine aber dem für unschuldig Erkannten auch noch reellere Vortheile eingeräumt haben: Freiplätze in St. Cyr oder in der Militärschule, Befreiung vom Lehrgeld für seine Kinder und Enkel, die sich einem Handwerk widmen, Ernennung zu Gemeindegämnern u. s. w.

Was die eigentliche Entschädigung betrifft, so will de la Madelaine dieselbe hauptsächlich aus den Succumbenzgeldern, welche für fol appel zu zahlen waren, entnehmen lassen. „Aber ich höre die Humanität rufen: Und die Thränen, mit welchen sie so oft den Stein benetzt haben, welcher ihnen zum Lager diente, und die Seufzer, welche so oft in den Gewölben ihres Kerkers widerhallten, wo werden sie ihre Entgeltung finden? Im Busen des Vaters der Barmherzigen, werde ich antworten, denn ich habe nicht die Herrschaft über die Erde, welche im Stande wäre, ihnen vollkommene Schadloshaltung zu gewähren“.

Brissot nennt seine Abhandlung: „Das gerächte unschuldige Blut oder Abhandlung über die den unschuldig Angeklagten gebührende Entschädigung“ und schickt ihr das Motto voraus: Quis talia fando temperet a lacrymis. Er ahnte damals nicht, daß dies einst nur zu sehr auf sein eigenes tragisches Geschick anwendbar werden sollte.

Gleich am Eingang seiner Arbeit macht er aufmerksam auf die auffallende Erscheinung, daß im Allgemeinen die größte Gleichgiltigkeit gegenüber dem Schicksal der unschuldig Angeklagten herrsche. „Der Tod umgiebt uns von allen Seiten, ergreift seine Beute in unserer Nachbarschaft, und seine schrecklichen Schläge entreißen uns nicht unserer lethargie! Wir geben uns friedlicher Ruhe hin, und tausend Unschuldige seufzen in ihren Ketten! Wir nehmen den Mißbrauch wahr, dessen unglückliche Opfer sie sind, er kann uns treffen wie

*) Bertrand François Mahé de Labourdonnais, der Eroberer von Madras, wurde vom Generalgouverneur Dupleix beschuldigt, das Interesse der französisch-indischen Compagnie verrathen zu haben, und erst nach einer dreijährigen Haft in der Bastille für schuldlos erklärt.

sie; und so gleich dem vernunftlosen Thier, welches ruhig zusieht, wie seinesgleichen erwürgt wird, ohne vorherzuahnen, daß ihm dasselbe Loos droht, fühlen wir den Stich des tödtlichen Stahls nicht, bis er sich in unsere eigne Brust senkt! O, fern sei von mir diese verbrecherische Gleichgiltigkeit! O Ihr, welche ein strenges Geßel in Fesseln hält, Angeklagte, o meine Brüder, ich habe mit Euch den tödtlichen Schreck gefühlt, welcher Euch die Besinnung raubte, als Euch Eure Freiheit entrisßen wurde! Mit Euch habe ich mich auf Eurem Schmerzenslager ausgestreckt; ich habe Eure Thränen fließen sehen und auch meine Thränen sind geflossen“.

Brissot sucht nachzuweisen, daß die Verweigerung der Entschädigung im Widerspruch mit dem Gesellschaftsvertrag steht. Fordert denn etwa, wie man behauptet, die öffentliche Ordnung, daß man zuweilen Unrecht thue? „Dann wäre die Gesellschaft nur ein Hinterhalt, in welchem der Schwache beständig dem Starken zum Opfer fiele. Ein gefährlicherer Hinterhalt als jeder andere, denn der Mörder, der mein Leben bedroht, zittert, indem er den Doldh erhebt, fühlt Gewissensbisse, wenn er den Stoß geführt hat, entheiligt nicht die geheiligsten Namen, um sein Verbrechen zu rechtfertigen. Der Richter aber, welcher einen Unschuldigen zu Grunde richtet, fühlt weder Schrecken noch Gewissensbisse, noch fürchtet er eine Strafe; er weiß es, er hat die Gewißheit von seiner Ungerechtigkeit und er spricht sich von derselben durch ein Sophisma frei. Diese Ungerechtigkeit umkleidet sich vor seinen voreingenommenen Augen mit dem Gewand geseplicher Nothwendigkeit: er schläft sanft, während sein Gewissen aufgereg, gepeinigt, zerfleischt sein sollte! . . . Seht da die Lethargie, in welche das seine Gift der richterlichen Grundsätze versenkt“.

Nun prüft Brissot vor Allem die Mittel, welche geeignet sind, die Anklagen Unschuldiger seltener zu machen und das Loos der Angeklagten während der Untersuchung zu mildern. Er empfiehlt Einschränkung der Gewalt des öffentlichen Ministeriums, (wobei er ein lebhaftes Bild von der Unwissenheit und Gewissenlosigkeit der Magistratur seiner Zeit entwirft), Unzulässigkeit geheimer Denunciationen, Einschränkung der Untersuchungshaft und bessere Einrichtung der Untersuchungsgefängnisse, Herstellung der Waffengleichheit zwischen Anklage und Bertheidigung, Oeffentlichkeit des Verfahrens und Einführung strengerer Beweisregeln.

Wie aber soll man Jemanden entschädigen für die Uebel, welche er durch die Haft erlitten hat? Kann Geld dafür genugthun? Und ebenso für die Erniedrigung und die Einbuße an der Ehre? Hier muß wenigstens das Mögliche geschehen durch die weitgehendste Oeffentlichkeit für die Freisprechung und mannigfache Bevorzugungen des für schuldlos Erkannten. Aber auch Geldentschädigung ist erforderlich. Sie muß aus dem genommen werden, was der Staat durch die Rechtspflege einnimmt. Ihr Betrag wird sich vermindern, wenn man die Untersuchungshaft seltener verhängt und das Beweisverfahren verbessert.

Die Abhandlung schließt mit dem pessimistischen Wort: „Sich nützlich

zu machen ist ohne Zweifel das einzige Mittel, um die Andern und sich selbst über das Unglück zu trösten, daß man existirt und in der Gesellschaft existirt**).

Die Worte der Preisgekrönten waren nicht ungehört verflungen. Sie fanden ihren Widerhall schon in Neckers Werk: *De l'administration des finances de la France*, welcher T. III. p. 224 sv. darauf hinweist, daß es gerecht wäre, jene, die das Opfer eines schlecht begründeten Vorurtheils wurden, zu entschädigen. In noch viel bedeutungsvollere Weise aber ertönt jener Widerhall in der Rede, welche im Namen des unglücklichen sechzehnten Ludwig dessen Justizminister hielt, als er den Generalstaaten die *ordonnance criminelle* vom 8. Mai 1788 vorlegte: „Nachdem der König die Form festgestellt hatte, in welcher über die Schuldigen gerichtet werden soll, hat er sich mit der Entschädigung beschäftigt, welche Sie den Unschuldigen bestimmen, wenn sie, auf falsche Indicien hin, die Leiden einer criminellen Verfolgung erlitten haben. Seine Majestät hat die Art der Wiedererstattung kennen lernen wollen, welche das Gesetz ihnen zusichern sollte. — Ich kann es geradezu erklären: Seine Majestät hat mit der größten Ueberraschung gesehen, daß die Gesetzgebung seines Königreichs noch nichts zu deren Gunsten festgesetzt hat und daß, wenn nicht dem Proceß eine Civilpartei beigetreten ist, die zu den Kosten des Drucks und öffentlichen Anschlags des freisprechenden Urtheils verurtheilt werden kann, nicht einmal diese geringe Entschädigung der Unschuld zugestanden ist! Der König beschäftigt sich mit diesen Schadloshaltungen, welche er als eine Schuld der Gerechtigkeit ansieht! Aber mittlerweile, bevor er dieses Ziel einer wahrhaft gerechten Gesetzgebung erreichen kann, die in Voraussicht der Möglichkeit einer Verwechslung des Unschuldigen mit dem Uebelthäter sich nicht auf das Strafen beschränkt, sondern sich zur Entschädigung verbunden hält, ist es sein Wille, daß die freisprechenden Urtheile auf Kosten seines Dominialvermögens gedruckt und öffentlich angeschlagen werden sollen“.

Diese Aeußerungen machten in ganz Frankreich großen Eindruck. Fast alle Vollmachten der Generalstände von 1789 sprachen sich gegen diesen Ueberrest der fiscalischen Anschauung feudaler Zeiten aus. So z. B. die Cahiers von Paris, Vannes, Etampes, Provins u. a. m.

Im nächsten Jahr (1790) erschien das von der französischen Academie gekrönte Werk Pastoret's *Théorie des lois pénales*, in welchem der berühmte Verfasser T. IV. p. 116 sv. unserer Frage ein besonderes Capitel widmet.

*) Seltsam, beinahe wehmüthig berührt es uns, wenn derselbe Briffot, den die Wuth der Jacobiner auf das Schaffot führen sollte, in einer anderen Abhandlung (*Bibl. phil.* VI. p. 92 sv.) bemerkt: „Berühmt wegen der Sanftheit ihres Charakters ist es die französische Nation noch mehr durch ihre unabänderliche Liebe zu ihren Königen, durch ihre Ausdauer im Tragen der leichten Fesseln der gemäßigten Monarchie.“ Wie würde sich das traurige Schauspiel des Königsmordes wiederholen, weil man niemals wieder die unglückseligen Umstände sich erneuern sehen werde, welche jenem den Ursprung gaben. Dies ward geschrieben unter der Regierung Ludwig XVI., ein Jahrzehnt vor dessen Hinrichtung.

„Eine für die öffentliche Ordnung und Sicherheit freundlich besorgte Polizei“, sagt er, „hat heilsame Anordnungen getroffen. Die Straßen dieser ungeheuren Hauptstadt werden nicht mehr durch Mistflachen verpestet. Förderliche Beleuchtung täuscht die Nacht und verscheucht die Finsterniß derselben. Eine aufmerksame Bewachung umgiebt unsere Wohnungen; sie wacht über uns, wenn alles schläft, außer dem Verbrechen. Die Voraussicht der Verwaltung macht sich für diese allgemeine Sicherheit durch eine gerechte Besteuerung bezahlt, und man hat keinen Theil dieser fisciatischen Abgaben einer Geldentschädigung für den ungerecht Angeklagten oder Verurtheilten gewidmet! Ich weiß nicht, welches Volk den Göttern nach einem Sturm dafür dankte, daß es vor dem Blitzschlag behütet worden war: bei vielen modernen Völkern könnte man nach einem Criminalproceß den Himmel lobpreisen, daß er einen Unschuldigen dem Irthum des Gesetzes entziehen ließ. In Civilsachen gesteht man mir oft Schadensersatz und Genugthuung zu; und man versagt sie fast immer in den Strassachen, wo der Angriff, anstatt sich auf mein Vermögen zu beschränken, meine Freiheit, meine Ehre oder mein Leben in Gefahr setzt. Man nimmt an, daß dieses mit der gesellschaftlichen Ordnung unabweisbar verknüpfte Unglück für die moralische Existenz der Bürger das ist, was ein Hagelschlag oder Sturmwetter für ihre physische. . . . Aber wer die Unvollkommenheit der Gesetze gebüßt hat, dem sollen die Gesetze auch Entschädigung zusichern. Jeder Bürger wäre hierzu verpflichtet: was für die Einzelnen gerecht ist, hört dies auf es zu sein, wenn die Gesellschaft in Betracht kommt?“ . . . Insbesondere sagt er über die Wiederherstellung der Ehre: „Das Unalück bestand in dem Verlust der öffentlichen Achtung; das Glück wird darin liegen, sie mit einer Feierlichkeit wieder zu erlangen, welche womöglich größer sein soll, als die war, mit welcher die Beschimpfung oder Entehrung zugefügt wurde. Ich wünschte, daß man die Wiedereinsetzung eines Angeklagten in den vorigen Stand zu einem Tag der Festlichkeiten oder des Triumphes machte. Ein diesem Zweck gewidmetes patriotisches Fest wäre eine der schönsten modernen Einrichtungen und das Alterthum würde keine würdigere Festlichkeit aufzuweisen haben“.

Es wird uns daher nicht wundern, wenn im April eben dieses Jahres Dupont in den von ihm verfaßten der Nationalversammlung vorgelegten Entwurf einer Strafproceßordnung einen Artikel aufgenommen hatte, welcher lautete:

„Es wird aus dem Ertrag der Geldbußen und anderen Einkünften, welche dazu bestimmt werden sollen, ein Hilfsfonds zur Entschädigung jener Angeklagten gebildet, welche von der Anklage freigesprochen worden sind. Der Betrag der Entschädigung wird in jeder Sache von den Geschwornen festgesetzt werden“.

Dupont nannte, die Worte Ludwig XVI. wiederholend, diese Entschädigung eine Schuld der Gesellschaft und eine Entschädigung für den Ver-

Lust, welchen sie dem Angeklagten verursacht hat. Sie muß dies leisten, „denn auch die Gesamtheit aller Menschen ist nicht mehr der Pflicht entbunden, gerecht zu sein, als ein einzelner Mensch“.

Die Strudel der Revolution verschlangen diesen Antrag, wie so manches Andere. Die Frage selbst, die uns hier beschäftigt, sehen wir zunächst wieder jenseits des Canals auftauchen, angeregt von einem englischen Rechtsgelehrten und Staatsmann, welcher von emigrierten französischen Protestanten abstammte, von Samuel Romilly. Er brachte am 18. Mai 1808 eine Bill ein, welche Schadloshaltung Freigesprochener bezweckte, doch nicht unterschiedslos in allen Fällen, so daß er es dem Gerichtshof überlassen wollte, jedes Mal zu bestimmen, ob der Freigesprochene irgend eine und welche Entschädigung erhalten solle. Der Solicitor-General Plumer hielt dem entgegen, daß ein solches Gesetz den Richtern eine sehr schwierige und heikle Aufgabe stelle; es würde eine Unterscheidung eingeführt werden zwischen Freigesprochenen, welche mit Zustimmung und solchen, welche ohne Zustimmung des Richters freigesprochen wären, was ebenso gefährlich wie verfassungswidrig sei.

Romilly sagt in seinen Memoiren, daß dieser schon früher von Burdett vorgebracht und von vielen Mitgliedern des Unterhauses getheilte Einwurf ihn überrascht habe. „Wenn die Wirkung eines freisprechenden Wahrspruchs die wäre, daß er den guten Namen eines Mannes vollständig wiederherstellte und ihn mit einem makellosen Ruf in die Welt zurücksendete, würde es sehr gefährlich sein, dem Richter irgend eine Macht zur Abschwächung eines solchen Unschuldszeugnisses zu geben; aber es ist sehr wohl bekannt, daß dies in der Praxis bei weitem nicht die Wirkung einer Freisprechung ist. So notorisch ist es, daß täglich Angeklagte in Folge irgend eines Formfehlers oder irgend eines Beweismangels freigesprochen werden, daß es im Allgemeinen hinreicht, um den guten Ruf eines Mannes zu zerstören, wenn er vor den Geschwornen angeklagt war, und ein armer Unglücklicher, der aus einem Gefängniß kommt, nirgends Beschäftigung finden wird, wenn er sich auch einer Freisprechung rühmen kann. Daß Jemand aus dem Gefängniß kommt, ist unzweifelhafte und notorische Thatsache und wer wird, wenn es sich um eine Person im Zustand der äußersten Dürftigkeit handelt, sich die Mühe geben, die Umstände des Falls zu untersuchen? Wäre er im Stande, ein Zeugniß des Richters vorzuweisen, welches ihm Schadenersatz zuspricht, so wäre dies ein entscheidender Beweis seiner Unschuld, während das Nichtvorweisen eines solchen Zeugnisses den Freigesprochenen eben in der Lage ließe, in welcher sich alle Freigesprochenen gegenwärtig befinden, das heißt in der Lage, in welcher es zweifelhaft ist, ob sie wirklich unschuldig oder schuldig seien“. Das Haus gab übrigens die Erlaubniß, die „Compensation Bill“ einzubringen, sie wurde aber später von Romilly wieder zurückgezogen*).

*) Vgl. Memoir of the life of Sir James Romilly. II. 1840 p. 240 sq.

Während man so in Frankreich wie in England vergebliche Anläufe dazu genommen hatte, die Entschädigung der unschuldig Angeklagten gesetzlich zu regeln, war sie in Italien längst zur gesetzlichen Anerkennung gekommen. Dort hatte Filangieri ungefähr gleichzeitig mit Brissot (1783) in seinem berühmten Werk *La Scienza della legislazione* Band II. Cap. 22 ausgeführt, daß die nothwendige Folge des Loßsprechungsurtheils eigentlich stets die Verurtheilung des Anklägers zum Schadenersatz wäre. „Aber sollte auch der obrigkeitliche Ankläger eben dieses Schicksal haben? Wenn der Beschuldigte, den er vor Gericht zog, loßgesprochen würde, und wenn man keine vorsätzliche Bosheit in seiner Anklage nachweisen kann, sollte er aus eigenem Vermögen den Schaden ersetzen? Würde dies nicht ein Beweggrund sein, der ihn von der Ausübung seines Amtes abhielte? Verdient wohl der Irrthum nicht eine größere Entschuldigung in der Person desjenigen, der von Amtswegen anklagen muß? . . . Um ihn dieser Gefahr zu überheben, bringen wir eine Schadenersatzklasse in Vorschlag, die zur Erstattung des durch unvorsätzliche falsche Anklagen des obrigkeitlichen Anklägers verursachten Schadens bestimmt wäre. Es ist seltsam, daß man bisher noch nicht auf die Errichtung einer so nothwendigen Klasse bedacht gewesen ist. Ueberall hat die Justiz Fonds zu Besoldungen ihrer Diener, warum sollte sie nicht auch dergleichen haben, um die Irrthümer derselben gut zu machen?“

Diesen Vorschlag eignete sich das leopoldinische Criminalgesetzbuch für Toscana von 1786 an, wo es im § 46 heißt: „Indem Wir erwogen haben, daß es die unbedingte Pflicht der Regierung ist, nicht bloß die Verbrechen zu verhüten, zu verfolgen und zu bestrafen, sondern ebenso auch darauf bedacht zu sein, daß nicht bloß die durch das Verbrechen Beschädigten, sondern auch jene Personen entschädigt werden, welche durch die Umstände des Falles und ein gewisses verhängnißvolles Zusammentreffen von Verhältnissen ohne Absicht oder Verschulden irgend Jemandes einem peinlichen Verfahren unterworfen und nicht selten im Gefängniß festgehalten worden sind, zum Schaden ihrer Ehre und ihrer Interessen sowie ihrer Familie, nachher aber als unschuldig erkannt und als solche freigesprochen wurden: so bestimmen Wir, daß eine besondere Klasse unter der Leitung des Präsidenten der Regierung (del Buon Governo) im Florentinischen Gebiet und im Sienesischen unter der des Fiscal-auditors gebildet werde, in welche sämmtliche Geldbußen und Geldstrafen von allen betreffenden Gerichten des Staats abgeliefert werden sollen und über deren Stand uns alljährlich Rechnung zu legen ist. Aus dieser Klasse sollen, nach Maßgabe der ihr zugewiesenen Einkünfte, alle jene Entschädigung erhalten, welche durch ein Verbrechen beschädigt, von dem Verbrecher, der sie geschädigt hat, keine Schadloshaltung erlangen können, weil er kein Vermögen besitzt oder sich geflüchtet hat; ingleichen alle jene, welche ohne Absicht oder Fahrlässigkeit irgend Jemandes (da im entgegengesetzten Fall derjenige, welcher sich der bösen Absicht oder der Fahrlässigkeit schuldig gemacht hat, verbunden, sie zu entschädigen), sondern nur in Folge des Zusammentreffens von verhängniß-

vollen oder unglücklichen Umständen in Untersuchung gezogen, verhaftet und darnach unschuldig befunden und darum freigesprochen worden sind, unter der Voraussetzung sowohl in dem einen als in dem andern Fall, daß der Richter ausgesprochen habe, daß eine solche Entschädigung zu leisten sei und in dem Betrag, welchen dieser festgestellt hat". In ähnlicher Weise verfügte das Strafgesetzbuch für das Königreich beider Sicilien Cap. 6, Art. 5.

Angeichts dieser gesetzlichen Bestimmungen werden wir es erklärlich finden, wenn seitdem die Verbindlichkeit, dem unschuldig Angeklagten Entschädigung zu gewähren, von vielen italienischen Criminalisten anerkannt worden ist. Ich nenne hier nur Cremati, welcher in seinem classischen Werk *De jure criminali* L. I. Pars II Cap. I § IX. die Anordnungen des Großherzogs bespricht und ausruft: „Daß doch das wahrhaft einzige Beispiel eines solchen Fürsten die anderen Fürsten nachahmen möchten, die nach keinem glänzenderen Ruhm streben, als, unter Abschaffung althergebrachter Einrichtungen, den Fiskus und das Staatsvermögen zu bereichern!“ Ferner Carrara, der in seinem umfangreichen Programm *del Corso di diritto criminale* in der Anmerkung zu § 858 (Part gen. Vol. II. p. 377 ff. der fünften Ausgabe 1877) die Frage behandelt. Endlich Lucchini, auf welchen ich weiter unten zurückkomme.

Hier wollen wir einen Augenblick dabei verweilen, nachzusehen, inwiefern die leopoldinische Gesetzgebung auswärts Nachfolge gefunden hat. Dies lenkt unseren Blick auf die Schweiz, wo wir in einer Reihe von Gesetzbüchern Bestimmungen über die Schadloshaltung eines unschuldig in Untersuchung Gezogenen finden. So giebt der A. 254 der Strafproceßordnung für den Canton Waadt dem vom Untersuchungsrichter außer Verfolgung gesetzten Angeschuldigten, welcher verhaftet war, das Recht, einen Antrag auf Entschädigung an die Anklagekammer zu stellen. Die Entschädigung kann nur durch einstimmigen Beschluß zuerkannt werden, über ihre Größe aber entscheidet Stimmenmehrheit. Eben dies gilt, wenn die Einstellung des Verfahrens durch die Anklagekammer verfügt wird (A. 267). Wird in Folge einer Revision (Wiederaufnahme) der Verurtheilte nichtschuldig erkannt, so kann ihm der Gerichtshof außer seinen Auslagen Entschädigung zuerkennen. Ist er schon verstorben, so können seine Rechtsnachfolger Entschädigung erhalten (Art. 539).

Ähnliche Bestimmungen finden sich in dem Gesetzbuch über das Verfahren in Strafsachen für den Canton Bern. (Art. 254, 365, 367, 448 512), in dem Gesetz betreffend die zürcherische Rechtspflege §§ 776, 905), in der Strafproceßordnung für den Canton Tessin (A. 52, 132), in der für den Canton Aargau (§§ 278, 364), für den Canton Baselstadt (§§ 63, 101, 107; s. auch das Gesetz über das Verfahren vor Polizeigericht § 31. Abth. 2), im thurgauischen Gesetz über das

Geschwornengericht (§§ 84, 175; vgl. das Gef. betr. das bezirksamtliche Untersuchungsverfahren §§ 31, 32, 50), im Gesetz über den Criminalproceß für den Canton St. Gallen (N. 127, 174; vgl. die Proceßordnung bei Vergehen und Uebertretungen vom 28. November 1878 N. 56), in der Strafproceßordnung für den Canton Freiburg (N. 230, 348, 350, 453, 512), in der Strafproceßordnung für den Canton Solothurn (§§ 220, 302, 378, 388, 380), für den Canton Neuenburg (1875) Art. 204, 205, 249, 347, 431.

Gewiß eine stattliche Reihe von Bestimmungen, welche, worauf wir später zurückkommen, ein gewichtiges Argument zu Gunsten unserer Anschauung liefern. —

Endlich ist an dieser Stelle noch zu erwähnen, daß in dem portugiesischen Strafgesetzentwurf von 1861 (N. 170) ebenfalls eine Entschädigung für die als unschuldig Erklärten in Aussicht genommen war und sich die Commission dabei auf einen Ausspruch des berühmten Criminalisten Jose de Mello freire berief, welcher in seinen 1789 zuerst erschienenen *Institutiones juris criminalis lusitani* (tit. 20 § 10 Anmerkung) bemerkte: „Daß der freigesprochene Angeklagte, welcher in Folge der gegen ihn erhobenen Anklage gewiß die größten Unannehmlichkeiten zu erleiden genöthigt war, unschuldig gefangen gehalten, überdies noch die Kosten zahlen muß, scheint jedem menschlichen Gefühl zu widersprechen. Dieselben muß vielmehr die Gesellschaft irgendwie tragen und auch den Schaden entweder aus dem Ertrag der Rechtspflege oder aus den Geldbußen ersetzen, zu welchen die wahrhaft Schuldigen verurtheilt werden. Ebenso sind auch guter Ruf, Ehre und Vermögensschaden dem Angeklagten oder seinen Erben wiederzuerstatten, wenn er, nachdem das Urtheil gefällt und zur Vollstreckung gebracht worden war, für unschuldig erkannt worden ist“.

In Frankreich befaßte man sich in der Literatur immer wieder mit unserer Frage, ohne zu einem abschließenden befriedigenden Ergebnis zu kommen. Während sich Legraverend, Hélie u. A. beiläufig zu Gunsten einer Entschädigung für den unschuldig Angeklagten aussprachen, befaßt sich Dupin in einem eigenen Paragraphen (p. 289 sv.) seiner *Observations sur plusieurs points importants de notre législation criminelle* (1821) mit dem Gegenstand. Er schildert die Nachtheile, welche lange Untersuchungshaft nach sich ziehen kann und fährt dann fort: „Jede Handlung eines Menschen, welche einem Anderen Schaden zufügt, verpflichtet Denjenigen, durch dessen Schuld dieser verursacht worden ist, ihn wieder gut zu machen“. „Das ist richtig im Verhältniß der Bürger untereinander und im Verhältniß der Bürger zur Gesellschaft: warum sollte die Regel nicht gelten im Verhältniß der Gesellschaft zu den Bürgern? Ich sehe dafür keinen vernünftigen Grund“.

Wiederholt hat sich Bonneville de Marsangy mit der Sache beschäftigt. Im ersten Band seines Buches *De l'amélioration de la loi criminelle* (1855) untersucht er zuerst die Frage historisch. Er weist auf die Strafen

hin, welche den falschen Ankläger in Athen und Rom trafen, während, als die öffentliche Anklageschaft im Mittelalter eingeführt wurde, die Gesellschaft sich des Anklagerechts bemächtigte, ohne auch die Pflichten und die Verantwortlichkeit mit zu übernehmen. Die seigneurs hielten sogar die Angeklagten so lange im Gefängniß, bis sie die Kosten der Haft ersetzt hatten, welche sie ungerechterweise erdulden mußten. Anders Herzog Leopold von Lothringen, welcher im Jahre 1707 den Richtern gestattete, die Procuratoren zum Schadenersatz zu verurtheilen, wenn sich ergab, daß sie unbekannte notorisch zahlungsunfähige oder sonst verdächtige Denuncianten par un esprit de vexation angenommen hatten. Das Parlament von Toulouse verurtheilte, wie Soulange mittheilt, in Ermangelung eines zahlungsfähigen Denuncianten den Staat zum Ersatz des Schadens an einen für unschuldig Erkannten. Weiterhin berichtet Bonneville von dem Preisauschreiben der Akademie von Châlons an der Marne und dem von uns schon angeführten weiteren Schicksal der Angelegenheit in Frankreich. Er selbst will aber, im Einklang mit Begraverend und Hélie, eine Entschädigung nur Denjenigen zuerkennen haben, deren Unschuld förmlich festgestellt worden ist, nachdem sie den Beweis dafür geführt hätten und überdies nur in dem Fall, wenn der Angeschuldigte durch sein Verschulden Anlaß zu der Verfolgung gegeben hat. Dies darum, damit nicht verschmizten Verbrechern die Möglichkeit geboten werde, den Schein und die Rechte der Unschuld zu usurpiren.

Im zweiten Band seines Werkes (1864) kommt Bonneville auf die Sache zurück. „Wie“, ruft er hier (S. 588 f.) aus, „wenn die Gesellschaft ungerechterweise einen ihrer Bürger eingekerkert, entehrt oder geopfert hat, sollte sie dem Opfer oder seiner trostlosen Familie keine Geldentschädigung schulden? Dies wäre der Gipfel der Unvernunft, wenn es nicht der der Unbilligkeit wäre. Und in der That, wenn sich im Hinblick auf ein allgemeines Interesse die Gesellschaft eines Grundstücks bemächtigt, entschädigt sie mich; wenn sie, indem sie einen öffentlichen Weg niedriger oder höher legen will, mein Haus verschüttet oder einreißen läßt, - entschädigt sie mich; wenn sie zu ihrem Vortheil mich meines Rechts oder meines Gewerbes entsetzt, entschädigt sie mich; mit einem Wort, jedes Mal wenn sie mir, sei es unmittelbar oder durch die Bevollmächtigten, welche sie beschäftigt, mir irgend ein Unrecht zufügt, ist sie genöthigt mir Schadloshaltung zuzuerkennen. Und wenn sie mich eingekerkert, zu Grunde gerichtet, entehrt hat, in Folge eines Strichums der Richter, welche sie einsetzt, oder der Geschwornen, welche sie gewählt hat, also durch eine Handlung ihrer eigenen Bevollmächtigten, sollte sie mir nichts, ganz und gar nichts schulden?“

Nur schade, daß dieser eifrige Vorkämpfer der Gerechtigkeit mit der einen Hand immer wieder nimmt, was er mit der andern gegeben hat. Denn wenn er einen Unschuldsbeweis verlangt, so heftet er allen jenen einen Matel an, welche diesen zu erbringen nicht im Stande sind (wir kommen darauf zurück!), und wenn er gar jene nicht berücksichtigt haben will, welche durch ein

verdächtiges Betragen zur Strafverfolgung Anlaß gegeben haben, wenngleich sie unschuldig waren, so scheint er ganz zu vergessen, daß man nicht wegen verdächtigen Benehmens, sondern wegen eines begangenen Verbrechens Strafen zu verhängen hat.

Energischer und ohne Rückhalt und Vorbehalt wurde unsere Frage von Prinz und Pergameni in ihrer Schrift *Réforme de l'instruction préparatoire* 1871 p. 218 sv. behandelt. Aehnlich wie bei Bonneville heißt es dort: „Wie? Wenn die Gesellschaft mir ein Stückchen Erde, ein Stück Mauer nimmt, muß sie mir den Werth ersetzen; und wenn sie mir das raubt, was mir das Theuerste auf der Welt ist, meine Freiheit, meine Ehre, sollte sie mir nichts schulden?“ Dann wird die Frage aufgeworfen, wie es komme, daß, während das richtige Princip zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Ländern anerkannt wurde, kein Volk dasselbe ehrlich verwirklicht habe? Die Antwort ist: „Der wichtige, einzige Grund hiervon ist, wie man unaufhörlich wiederholt hat, daß es unmöglich sei, das Princip der Entschädigung gerecht anzuwenden, da man unter denjenigen, gegen welche die Gerechtigkeit ihre Verfolgung einstellt, die Unschuldigen von den Schuldigen nicht zu unterscheiden vermag.“ Hierauf ist zu erwidern: Daß in allen Fällen der nicht verurtheilte Angeklagte für unschuldig gelten muß. . . . Es kann keinem Bürger oder irgend einer Autorität auf dieser Welt gestattet sein, zu sagen: Ich stelle die Verfolgung gegen diesen Menschen ein, indessen halte ich ihn für schuldig! Und würden wirklich viele Schuldige auf solche Art nicht bloß dem Netz der Gerechtigkeit entschlüpfen, sondern außerdem noch einen Preis für ihre abscheuliche Gewandtheit davontragen? Ein solches Argument war brauchbar in den barbarischen Zeiten, wo Alles bare Verwirrung war; aber bei unserer Bildung, unserer ins Einzelne gehenden und verwickelten Gesetzgebung, unserem furchtbaren System der gesellschaftlichen Vertheidigung, darf man da im Ernst sagen, daß etwas Aehnliches sich oft ereignen wird? Und wenn es sich selbst zuweilen zutrüge, wäre dies ein Grund für die Nichtanwendung des Systems der Entschädigung, um so aus Furcht vor Gewährung einer Schadloshaltung an den Schuldigen, dieselbe einem Unschuldigen zu versagen? . . . Das Ganze ist eine Ungeheuerlichkeit; es heißt unter den für unschuldig Erklärten Kategorien schaffen, und dem Proceß über die strafrechtliche Schuld einen über die moralische an die Seite stellen, heißt das seltsame und vollständig antijuristische System Bonneville de Marsangys zulassen. . . Wir wollen gar nicht sprechen von der Schande, welche sich jenen zweifelhaften Unschuldigen anheftet, jenen Freigesprochenen, welchen man eine Entschädigung verweigert, wollen nicht sprechen von der Willkürlichkeit, welche in dieser Classification der Freigesprochenen herrschen würde. Die schreiendsten Mißbräuche wären die Folge davon. . . . Es ist ein Dilemma, dem man nicht entgehen kann: entweder man verweigert die Entschädigung und in diesem Fall setzt man sich der Gefahr aus, Unschuldige zu verfolgen und zu verurtheilen, ohne sie zu entschädigen, oder man gewährt Entschädigung und läuft so Gefahr, daß man

auch Schuldige entschädigt. Wird die Frage so gestellt: welcher wahrhaft juristische Geist würde zögern, sich zu entschließen?

Dem außer Verfolgung Gesezten oder Freigesprochenen gebührt demnach eine doppelte Entschädigung. Entschädigung an der Ehre, indem man die Unschuldserklärung in so weiten Kreisen verkündet, als es der Angeschuldigte nur wünschen kann (durch Zeitungen, öffentliche Anschläge u. s. w.); Entschädigung an Geld, insofern er seinen Geschäften durch Haft oder häufige Verhöre entzogen wurde, einen Vertheidiger beziehen, Zeugen citiren mußte u. s. w.

Wir führen endlich noch, ehe wir die letzte Behandlung der Frage in Deutschland in's Auge fassen, die Ansicht L. Lucchini's an, welcher in seinem Buch: *Il carcere preventivo* 1872 (zweite Auflage 1873) unter Anderem (p. 258 sv.) sagt: „So oft die Gesellschaft ein Opfer, eine Einbuße, eine Beeinträchtigung der Interessen von einem ihrer Mitglieder fordert, darf sie sich in Hinsicht auf denselben nicht als etwas anderes wie ein einfacher Bürger ansehen und muß ihm gleich einem solchen eine angemessene Entschädigung leisten. Ja, sie wird noch in höherem Maß an diese Verpflichtung gebunden sein, insofern ihr die Erfüllung derselben noch leichter wird, als einem einfachen Bürger. Warum soll die Regel des Civilrechts, welche zwangsweise Enteignung zuläßt, nicht im Strafrecht angewendet werden, welches Untersuchungshaft zuläßt? Der Unglückliche, der so viel im Gefängniß erduldet, den so schwerer Vermögensschaden getroffen hat, der seine unschuldige Familie in Folge eines Mißverständnisses der gerichtlichen Polizei oder der hartnäckigen Verblendung irgend eines öffentlichen Beamten von so vielen Schmerzen gequält gesehen hat, ist er nicht wahrhaft ein Opfer? Und wenn er ein solches ist durch die Schuld der Organe des Staats, hat der Staat nicht die moralische und juristische Verbindlichkeit die ungerechterweise zugefügten Beschädigungen wieder gut zu machen?“

Dabei bekämpft Lucchini mit gleicher Entschiedenheit wie Prinz und Pergameni die von Bonneville gemachte Unterscheidung zwischen den für vollständig unschuldig Erkannten und den bloß wegen Mangels an Verweis Freigesprochenen, indem er ausruft: „Edle und großherzige Theorien hat Bonneville vertheidigt und entwickelt, um dann mit der gewöhnlichen Geburt des kreisenden Bergs zu enden, eine Ungeheuerlichkeit behauptend, wie sie nur je in den Annalen des Rechts vorkommt, eine Theorie, welche einem Anfänger Lopolas Ehre machen würde“.

Dem elften deutschen Juristentag lagen bei seinem Zusammentritt in Hannover am 28. August 1873 drei Gutachten über die Frage vor: Soll im Falle der Freisprechung eines Angeklagten Entschädigung für die erlittene Untersuchungshaft gewährt werden? Das erste, von Wahlberg erstattet, bejaht die Frage, außer insoweit der Angeklagte durch seine processualische Schuld die Untersuchungshaft herbeigeführt hat. E. Ullmann befürwortet in seinem Gutachten eine arbiträre Entschädigung aus Billigkeitsrücksichten

in den Fällen, in welchen sich ergibt, daß das Delict von dem Angeklagten nicht begangen wurde, oder wenn die Handlung sich als überhaupt nicht strafbar herausstellt. Bollert endlich findet, daß weder Freisprechung noch Einstellung der Untersuchung an und für sich ein Grund sei, für die erlittene Untersuchungshaft eine Entschädigung zu gewähren. Die dritte Abtheilung des Juristentags kam nach langen Verhandlungen über die Frage zu keinem Resultat, weshalb dieselbe zur nochmaligen Verhandlung an den nächsten Juristentag verwiesen wurde.

Diesem lag nebst den früheren Gutachten noch ein weiteres von Nissen abgegebenes vor, welches mit Entschiedenheit dafür eintrat, daß es ein Gebot der Politik nicht minder als des Rechts sei, das Entschädigungsprincip anzunehmen. Aber auch jetzt kam man zu keiner Erledigung der Sache. Sämmtliche bezügliche Anträge wurden von der dritten Abtheilung abgelehnt, so daß die Frage auf der Tagesordnung des nächsten (Dreizehnten) 1876 in Salzburg zusammengetretenen Juristentags abermals erschien. Hier endlich gelangte man an's Ziel, indem die dritte Abtheilung mit „ganz überwiegender“ Mehrheit den Antrag Jacques = Stenglein annahm, welcher lautete: „Im Falle der Freisprechung oder der Zurückziehung der Anklage ist für die erlittene Untersuchungshaft eine angemessene Entschädigung zu leisten, es sei denn, daß der Angeklagte durch sein Verschulden während des Verfahrens die Untersuchungshaft oder die Verlängerung derselben verursacht hat.“*)

Mit diesem Endergebniß können auch wir im Ganzen einverstanden sein. Doch sollte der Ausspruch des Juristentags sich jedenfalls nicht auf den Fall erlittener Untersuchungshaft beschränkt haben, da auch die übrigen Nachtheile und Schädigungen, welche der Strafproceß mit sich bringt, offenbar nach demselben Grundsatz beurtheilt werden müssen, wie die Untersuchungshaft. Läßt es sich nachweisen, daß für unverschuldetes Erleiden der letzteren Entschädigung zu leisten ist, so muß dasselbe auch gelten für die Verschämnisse und Kosten, welche dem fälschlich Angeklagten durch Anwohnen bei gerichtlichen Terminen, Heranziehung eines Rechtsfreundes, eines Sachverständigen oder Zeugen, Herbeischaffen von sonstigen Beweismitteln u. s. w. erwachsen sind. Wird ja ohnehin Verdruß, Kummer, Seelenpein aller Art, Angst, Aerger und was sonst einem in Untersuchung Gezogenen die Untersuchung Lästiges, Unangenehmes und Nachtheiliges mit sich bringt, nicht in Geld angeschlagen werden können und dem endlich von alledem Befreiten muß es so zuletzt der einzige Trost sein, daß es süß ist, wenn man sich wohl befindet, an frühere schlimmere Zeiten sich zu erinnern, wobei er auch noch bedenken mag, wie sich nur zu häufig der Bürger eines Staats mit Resignation sagen müsse, daß um des großen Allgemeinen willen so manches Opfer von ihm gefordert werde, welches sich nicht in Geld abschätzen lasse.

*) Vgl. Verhandl. des Juristent. XI. 1 S. 42 ff; 87 ff. 95 ff. XII. 1 S. 46 ff. 6 S. 116 ff. 308 ff. XIII. 2 S. 259 ff. 429 ff.

Es muß auffallen, daß unsere Zeit, welche so eifrig bemüht ist, den schuldigen Verbrecher nicht als einen bloßen Gegenstand des Abscheus und der Rache anzusehen und zu behandeln, vielmehr hier und da sogar die Neigung zeigt, in zu weitgehender Weichherzigkeit sein Loos zu einem beinahe beneidenswerthen zu gestalten, andererseits einen so geringen Eifer zeigt, dem Unschuldigen Genugthuung für die Leiden und Verluste zu bieten, welche ihn in Folge einer Untersuchung getroffen haben. Hält man es für die Pflicht des Staates, mit dem Verhängen von Strafübeln über den Schuldigen möglichst behutsam und sparsam umzugehen, und predigt überall als einen der Hauptgrundsätze des Strafrechts, daß im Zweifel der gelindere Weg zu wählen sei, gewährt man selbst dem zweifellosen Verbrecher die Möglichkeit, sich durch Arbeitsüberverdienst einen Sparpfennig zurückzulegen und eröffnet ihm überdies die Aussicht, durch gutes Verhalten, die Strafzeit selbst abzukürzen — so scheint es darin im Widerspruch zu stehen, wenn man demjenigen, welcher unschuldig angeklagt und eingekerkert war, der die Qualen einer peinlichen Untersuchung und die moralische Marter eines auf ihm lastenden entehrenden Verdachts ausstehen mußte, nichts zu bieten sich verpflichtet fühlt, als eine kahle Urtheilsformel, gewissermaßen eine höflich-kühle Abschiedsverbeugung, aus welcher noch der Verdruß darüber zu entnehmen ist, daß der Staat und seine Beamten sich so viel Mühe umsonst gemacht haben und daß der „Gerechtigkeit“ ein Opfer entschlüpft ist. So sagt der Staat gewissermaßen nicht, wie man doch von dem Hort der Gerechtigkeit erwarten sollte: „Es thut mir leid, daß ich mich geirrt, daß ich die Unschuld gekränkt, daß ich ohne Grund Uebel zugefügt habe, wo sie nicht verdient waren“, sondern vielmehr: „Es thut mir leid, daß Du nicht schuldig bist, und daß ich so vergeblich Zeit, Mühe und Kosten verschwendet habe“, und fast möchte also dem Unschuldigen zugemuthet werden, er möge sich deshalb entschuldigen, daß er bedauerlicherweise nicht schuldig war, obwohl es dem Staat geschienen hatte, er sei schuldig. Allerdings unter gewissen Voraussetzungen möchte man dem Freigesprochenen eine solche Entschuldigung nicht mit Unrecht zumuthen. Dann zunächst, wenn er selbst die Untersuchung gegen sich heraufbeschworen hat und zwar nicht bloß durch ein unvorsichtiges, verdächtiges Benehmen, wie etwa Bonneville de Marsangy gemeint hat, denn es giebt kein Verbrechen des sich verdächtig Benehmens und Niemandem ist bei Strafe geboten, den Schein eines Verbrechers zu vermeiden. Aber wenn Jemand sich selbst öffentlich eines Verbrechens bezichtigt, sich selbst wegen eines solchen bei der Obrigkeit angezeigt hat, sei es nun, weil er auf solche Weise den wirklich Schuldigen der Strafe entziehen wollte, sei es, weil er das Leben im Zuchthaus, etwa zur Winterszeit, dem in der Freiheit vorzog, sei es aus welchem Grund sonst immer, dann freilich kann er nicht wegen selbstgewollter und selbstverschuldeter Uebel eine Entschädigung vom Staat verlangen und hierher würde auch der Fall gehören, welchen die Gegner der Entschädigung eines Freigesprochenen immer als ein Schreckbild vorgehalten

haben, daß Jemand absichtlich nur deshalb eine Untersuchung gegen sich herbeiführt, um durch dieselbe eine Entschädigung zu gewinnen. Wenn man übrigens bedenkt, daß die fragliche Entschädigung nicht in einem solchen Maßstab zugesprochen werden würde, daß die Speculation auf dieselbe gegenüber den Leiden, welche der Strafproceß immer mit sich bringt, etwas besonders Verlockendes an sich hätte, so sieht man um so leichter ein, wie wenig es mit jenem Schreckbild auf sich hat. Die Clausel aber, welche der Juristentag in seinen Ausspruch eingefügt hat, bedarf, wie wir sehen, einer Erweiterung in der angedeuteten Richtung. Nicht bloß das Verschulden während des Strafverfahrens, die sogenannte processualische Schuld, sondern auch die arglistige Herbeiführung des Proceßes muß Berücksichtigung finden. Man wird also die Formel etwa dahin fassen müssen:

„Im Falle der Freisprechung oder der Zurückziehung der Anklage (bez. der Einstellung des Verfahrens), ist für die erlittene Untersuchungshaft und die sonstigen Uebel, welche der Angeklagte durch das Strafverfahren erlitten hat, eine angemessene Entschädigung zu leisten, es sei denn, daß der Angeklagte durch Selbstanzeige oder durch sein Verschulden während des Verfahrens diese Uebel und insbesondere die Untersuchungshaft oder die Verlängerung derselben verursacht hat“.

Was wir hiermit verlangen, scheint uns nicht bloß aus dem vagen Gesichtspunkte der Billigkeit oder Humanität empfehlenswerth, sondern geradezu gefordert durch die Gerechtigkeit. Wenn der Staat, sei es auch ohne sein Verschulden, Jemandem ein Uebel zufügt, das dieser nicht verdient hat, so erscheint er als ein ungerecht Schädigender, der zur Wiedergutmachung verpflichtet ist. Die Analogie, die man mit der Zwangsenteignung gezogen hat, ist in der That unabweislich. Man darf nicht sagen: Der Staatsbürger sei eben dazu verbunden, den nothwendigen Acten der Justizhoheit sich zu fügen, ohne daß er deshalb den Staat irgendwie wegen einer Entschädigung in Anspruch nehmen könnte. Dies ist grundfalsch. Auch die Zwangsenteignung gehört zu den Hoheitsacten des Staats. Wenn er im Interesse der Gesamtheit zu derselben schreitet, so hat sich allerdings der Staatsbürger auch hier zu fügen, aber es besteht kein Zweifel, daß er berechtigt ist, volle Entschädigung zu fordern. Sollte es nur, wo es sich um ein Vermögensstück handelt, so sein, und nicht auch, wenn Freiheit und Ehre auf dem Spiel steht? Daß die Kosten, welche so dem Staat erwachsen, nicht unerträglich sind, zeigt uns die Erfahrung in einer Anzahl von Schweizer Cantonen. Soll sich Deutschland von ihnen beschämen lassen? Abgesehen nun von diesem kniderischen Einwand, scheinen noch zweierlei Erwägungen der Ausdehnung des richtigen Grundsatzes auf die Strafrechtspflege im Wege gestanden zu sein. Einerseits die größere Schwierigkeit, hier den Schadenersatz zu bemessen, sofern nicht bloß in Geld abschätzbare Vermögensschaden, sondern Einbuße an der Ehre, Freiheitsbeschränkung, „Schmach und Schaden“, wie sich die Carolina ausdrückt, in Betracht zu ziehen sind. Dann aber vornehmlich die mit dem überhandnehmenden Inquisitionsproceß herrschend gewordene Anschauung, in

dem zur Untersuchung Gezogenen auch schon einen Schuldigen zu erblicken und daher auch in dem Freigesprochenen noch immer einen Verbrecher zu sehen, dem man nur seine That nicht hat beweisen können.

Der lehterwähnte Punkt führt uns auf den hauptsächlichsten Einwand, welchen man gegen das von uns aufgestellte Princip erhoben hat. Man hat darauf hingewiesen, daß bei Weitem nicht jeder Freigesprochene auch unschuldig sei, daß vielmehr in vielen Fällen bloß der Mangel an Beweis zur Freisprechung des Schuldigen führe, daß es darum nicht gerechtfertigt sei, dem Freigesprochenen — also vielleicht einem Verbrecher — auch noch Entschädigung gleichsam als Preis für seine geschickte Ausführung des Verbrechens oder für seine Hartnäckigkeit im Leugnen zu gewähren: höchstens Demjenigen gebühre Schadloshaltung, dessen Unschuld wirklich vollständig nachgewiesen worden ist. Anders verfahren, hieße die Gerechtigkeit auf den Kopf stellen, Laster und Verbrechen belohnen.

In dieser Weise hat insbesondere, wie wir gesehen haben, Bonneville de Marsangy argumentirt, und von demselben Gedanken geleitet, hat Ullmann den Vorschlag gemacht, Entschädigung nur zu gewähren, wenn die Verhandlung ergibt, daß das Verbrechen nicht von dem Angeklagten, sondern von einem Anderen begangen wurde und wenn die Handlung überhaupt nicht als strafbar im Sinne des Strafgesetzes erkannt wurde*).

Derartige Einwürfe und Bedenken scheinen auf den ersten Blick etwas Bestehendes an sich zu haben, ja, so sehr dem gesunden Menschenverstand zu entsprechen, daß man versucht wäre, sie für unwiderleglich zu halten. Gleichwohl beruhen sie auf unhaltbaren Voraussetzungen und ihre Berücksichtigung würde das ganze Institut der Schadloshaltung zu einem überwiegend nachtheiligen und verwerflichen machen. Denn, wie immer man auch die Formulirung im Einzelnen verbessern wollte, das Ganze ließe doch immer hinaus auf eine Unterscheidung von zwei Kategorien von Freigesprochenen: solchen, welche, als wirklich unschuldig, Entschädigung zu beanspruchen hätten und solchen, welche als möglicherweise schuldig, keine Entschädigung erhielten. Selbst abgesehen von den praktischen Schwierigkeiten, welche sich der Wirklichkeit dieses Gedankens, insbesondere im Schwurgerichtsverfahren, entgegenstellen, muß er schon deshalb zurückgewiesen werden, weil er die Losprechung von der Instanz, kaum daß wir sie glücklich losgeworden sind, von Neuem in unsern Strafproceß einführen würde. Derjenige, welcher nicht für unschuldig erkannt würde, wäre demnach für des Verbrechens verdächtig angesehen und müßte gewissermaßen zur Strafe die Kosten des Verfahrens sowie die etwaige Untersuchungshaft auf sich nehmen. Aber wer vor das Gericht gestellt, trotz aller dem Staat zu Gebote stehenden Hilfsquellen und Nachtmittel nicht eines Verbrechens überwiesen wurde, der muß von Staats-

*) Ullmann hat später (im Gerichtsfaal 1875) noch den Fall hinzugefügt, wenn der Angeklagte darthut, daß das Verbrechen überhaupt nicht begangen worden sei — als ob es Sache des Angeklagten wäre, das zu beweisen!

wegen für Nichtschuldig gelten und der Staat darf ihm nicht in ohnmächtigem Groll beim Scheiden gleichsam noch einen Fußtritt versetzen. Der Beweis läßt sich nicht in Halbe und Drittel theilen und wenn man Jemanden nicht überwiesen hat, so hat man ihm gegenüber eben gar keinen Beweis geführt. Bedenkt man, daß selbst bei scheinbar vollständigem Beweis dennoch ein Irrthum unterlaufen, ein Unschuldiger verurtheilt werden kann, so wird man sich um so mehr davor scheuen müssen, bei unvollständigem, d. h. fehlendem Beweis Jemandem den entehrenden Vorwurf zu machen, daß er der Begehung eines Verbrechens verdächtig sei.

Jeder ist so lange für rechtschaffen zu halten, bis ihm das Gegentheil nachgewiesen ist! An diesem Satz muß der Staat unverbrüchlich festhalten, widrigenfalls er sich auf die Wege der Ehrabschneider, Keßer- und Demagogen-riecher verirrt. Darum muß auch ohne Unterscheidung der Satz gelten: dem Freigesprochenen gebührt Entschädigung.

So lange dieser nicht allgemeine Anerkennung gefunden hat, werden die durch Mißgriffe der Richter verursachten empörendsten Ungerechtigkeiten vergebens nach Sühne zum Himmel schreien. Und täglich erfahren wir von neuen solchen Ungerechtigkeiten, da Unfehlbarkeit eben kein Attribut menschlicher Richter ist. Nur einer der neuesten hierhergehörigen Fälle sei hier erwähnt.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Febr. 1879 wurde in der Nähe von St. Marien in Untersteiermark die Grundbesitzerin Johanna Kumberger ermordet und deren Gatte, Joseph Kumberger, schwer beschädigt. Man ermittelte den Thäter in der Person eines Lederergesellen, Namens Jagoditsch, welcher im Verhör die That eingestand, jedoch beifügte, Kumberger habe ihn und noch einen ihm dem Namen nach unbekanntem Wanderburschen für 100 Gulden gebunden, daß sie die Kumberger aus dem Leben schafften. Als sie die Ehegattin erschlagen hatten, habe Kumberger sich geweigert, den ganzen Betrag auszuzahlen, und deshalb hätten sie ihn mißhandelt und schwer beschädigt. Auf diese Angaben hin wurde Kumberger, der in der That mit seiner Ehegattin in fortwährenden Zwistigkeiten gelebt hatte, eingezogen, mit Jagoditsch des Mordes angeklagt und vom Geschwornengericht in Cilli zum Tode verurtheilt. Der Kaiser begnadigte beide zu lebenslänglichem Kerker, welche Strafe Jagoditsch antrat, vorher aber in Uebereinstimmung mit seinem inzwischen ermittelten Genossen, dem Schustergesellen Schwab aus Marburg, Geständnisse ablegte, welche die volle Schuldlosigkeit Kumbergers darthaten. Beide erklärten, daß sie das Kumberger'sche Ehepaar erschlagen und berauben wollten, daß sie aber vor Vollendung der That verscheucht wurden und den schwerverwundeten Kumberger durch lügenhafte Angaben als ihren Mitschuldigen hinstellten. Nach achtzehnmonatlicher Haft und ausgestandener mehrmonatlicher Todesangst wurde Kumberger (November 1880), physisch und finanziell ruinirt, in Freiheit gesetzt. Sein Besitztum hatte man bereits zur Deckung der Strafkosten in Execution gezogen! —

Discite justitiam moniti! —



Anton von Werner.

Von

Ludwig Pietzsch.

— Berlin. —



Im Jahre der zweiten Pariser Weltausstellung 1867 pflegte sich an manchen Wochenabenden in einem kleinen Restaurant der Rue Lamartine, einem Nebengäßchen des Faubourg Montmartre, eine Gesellschaft von Künstlern aller Nationen zusammen zu finden. Diese gemüthlichen Kneipßitzungen und die von Zeit zu Zeit dort veranstalteten kleinen Feste, durch originellen Geist und Phantasie reichlich gewürzt, gehörten zu den ergößlichsten, die ich in solchen Kreisen erlebt habe. Paul Meyerheim, der damals in Paris studirte, war eine der „Seelen“ dieser Gesellschaft. Einmal an einem Juli-Abend jenes unvergeßlichen Jahres veranstaltete man in diesem Kreise ein besonders reizendes Fest zu Ehren von A. Menzel und E. Knaut. Es war zugleich ein Abschiedsfest für Paul Meyerheim, welcher Paris in den darauf folgenden Tagen verlassen wollte. Unter den dabei Anwesenden fiel mir ein junger Deutscher auf, den ich bisher an diesen Tischen noch nicht bemerkt hatte: höchstens 24 Jahre alt, eine zarte, mittelgroße, schwächliche Gestalt; ein hageres, blasses, scharf gezeichnetes Gesicht mit delicat geschnittenem Profil; glatt niederhängendes, volles, braunes Haar. Ich wußte bestimmt, daß ich ihm nie zuvor begegnet war. Und doch entsann ich mich eben so bestimmt, dies Gesicht bereits irgendwo gesehen zu haben. Gegenseitiges Vorstellen war in jener Gesellschaft nicht der Brauch. In all dem lustigen, festlichen Tumult dieses Abends dachte man nicht daran, sich nach dem Namen der Tafelgenossen zu erkundigen. Wunderlich berührten mich, aus dem allgemeinen babylonischen Stimmen- und Sprachengewirr herausklingend, die unverfälschten heimatlichen Laute, welche von den Lippen jenes jungen Mannes erklangen. Alles, was er redete — und er sprach sehr gut, schlagfertig, treffend, inhaltreich, eigene Gedanken, Beobachtungen und

Urtheile gebend, kleidete er in die Formen des reinsten Berlinisch. Daß es kein Bildungsmangel sei, der ihn wahllos zu diesem Volks-Dialekt und dieser Ausdrucksweise nöthigte, bewies eben das, was er sagte. Also konnte es nur eine eigenthümliche Liebhaberei oder Heimathliebe sein, die ihn dazu veranlaßte. Erst auf dem langen Heimwege — auch seine Wohnung lag auf der rive gauche von Paris — kamen wir dazu, uns gegenseitig einander vorzustellen. Er nannte sich Anton von Werner, Maler aus Karlsruhe, geborner Märker, aus Frankfurt a. d. D.

Also daher die Gewißheit, dies Gesicht schon zu kennen!

Ich glaube, auf der Berliner Kunstausstellung des vorangegangenen Jahres war es gewesen, wo ein sehr interessantes kleineres Bild voll köstlicher Frische und lebendiger Wahrheit, gemalt von Anton von Werner, mich frappirt hatte: ein Quartett in einem Maleratelier. Der eine der vier praktischen Musikfreunde, der Herr des Ateliers und der Maler des Bildes, jener schwächliche Geiger in Hemdärmeln, hatte ja genau die Züge dieses jungen Künstlers gezeigt. Das Bild überraschte damals um so mehr, als sein Autor bereits in einer völlig abweichenden Kunstrichtung hervorgetreten war: in der großen Historienmalerei im Sinn und Stil C. F. Lessings, die ihre Stoffe der mittelalterlichen Kaisergeschichte entlehnt.

Ich sah ihn damals, 1867, in Paris nicht wieder. Auch in den nächstfolgenden Jahren, die er zum Theil in Italien verlebte, bin ich ihm nicht begegnet. Aber 1870 im November, von einem kurzen Ausfluge in die Heimath wieder nach Versailles zurückgekehrt, fand ich Anton von Werners Name im Munde aller Herren des Kronprinzlichen Hauptquartiers. Sehr bald auch traf ich ihn selbst in dieser glänzenden Gesellschaft an, als einer der mit hoher Gunst und Schätzung als Künstler und Persönlichkeit am reichsten geehrten Genossen derselben. In dem Atelier, welches meinem lieben alten Freunde Georg Meibtreu in einer Beamtenwohnung des Versailler Schlosses angewiesen war, zeigte mir dieser die ersten, mit Tusche und Feder meisterhaft ausgeführten, Entwürfe eines großen Bildes welche von Werner in demselben Raum gezeichnet und untergebracht hatte: Graf Moltke auf den Höhen von Chatenay vor Paris mit seinem Generalstabe von den vorbeiziehenden deutschen Truppen begrüßt. Dies Bild war A. von Werner seitens der Stadt Kiel bestellt worden. Er war nach Versailles gekommen, um die Porträt-, Pferde- und Landschaftsstudien dafür nach der Natur zu machen. Warme Empfehlungen von Seiten des Großherzogs von Baden hatten dem jungen Meister bei dessen Schwager, dem Kronprinzen, die beste Aufnahme verschafft.

Was er konnte und war, ließ ihn auf dem so vorbereiteten Boden schnell feste Wurzeln schlagen. Daß sein „Berlinisch“ für ihn nicht so wohl die natürliche sprachliche Ausdrucksform seines Denkens und Empfindens, als vielmehr eine beliebig anzunehmende und abzulegende humoristische Form der Verkleidung sei, konnte man hier in dieser Umgebung, falls man es noch nicht gewußt hätte, sehr bald erkennen. —

Anton von Werners Studienmappen und Skizzenbücher füllten sich in Versailles rasch mit einem außerordentlich reichen künstlerischen Inhalt. Von allen Ausfallgefechten, denen beizuwohnen er nie verfehlte, entwarf er vortreffliche Darstellungen, in welchen die eigenste Art des preussischen Soldaten in vollendet charakteristischer Wahrheit zur Erscheinung gebracht war. Manche jenen Kreis interessirende intime Scenen von den Dinern und Empfangabenden im Kronprinzlichen Quartier in der Villa „Les Ombres“ wußte von Werner in nicht minder treffender Weise in Zeichnungen und Farbenskizzen festzuhalten, welche dort einen sehr begreiflichen wohlverdienten Beifall fanden. Gleichzeitig malte er die Naturstudien der menschlichen Persönlichkeiten und der — Pferde für das Moltke-Bild. Aber noch eine andere Aufgabe, deren definitive Lösung freilich erst nach mehreren Jahren erfolgen sollte, beschäftigte den Künstler in diesen ewig denkwürdigen Versailler Wintertagen von 1871 nach dem 18. Januar. Auf Anregung des Großherzogs von Baden, seines speciellen fürstlichen Protector's, hatten die deutschen Fürsten den Beschluß gefaßt, den großen historischen Act der Kaiserproclamation in der Spiegelgalerie zu Versailles in einem getreuen Bilde von Anton v. Werners Hand darstellen zu lassen, welches Kaiser Wilhelm als Geschenk der Reichsfürsten gewidmet werden sollte. Für dies Gemälde traf Anton von Werner, welcher jener Haupt- und Staatsaction persönlich als Zeuge beigewohnt hatte, damals schon seine Vorbereitungen. Er zeichnete in Bleistift frisch nach der Natur das Bildniß jedes der hervorragenderen, besonders der fürstlichen und militairischen Theilnehmer der Scene und sammelte so eine Gallerie von lebensvollen Charakterköpfen, deren künstlerischer Werth ihrem historischen gleichkommt. In jenen Versailler Tagen hat Anton von Werner nicht allein die Fundamente für sein künstlerisches Schaffen in den folgenden Jahren des Friedens, sondern auch die seiner ganzen künftigen glanz- und ehrenvollen Existenz gelegt. Sie scheidet sich scharf von seiner ersten Lebenszeit. An der Wiege war ihm die Zukunft, welche ihn von 1871 ab in Berlin erwartete, jedenfalls nicht gejunen. Sein Vater, der einem alten, im dreißigjährigen Kriege militairisch ausgezeichneten, adeligen Geschlecht entstammte, war ein Handwerker in sehr bescheidener Lebenslage zu Frankfurt an der Oder. Dort ist ihm dieser Sohn 1843 geboren. Der körperlich immer zarte und schwächliche Knabe entwickelte sich geistig ungewöhnlich rasch. Die früh sich kundgebende Lust am Zeichnen ging mit der Lernbegierde in allen Schuldisciplinen Hand in Hand. Mit dreizehn Jahren war er soweit in den Klassen vorgeückt, daß die Seinen es als keine gar zu frühe Unterbrechung seines Bildungsganges ansehen zu können glaubten, wenn sie ihn von der Schule nahmen, um ihn, — da er nun doch ein Maler werden wollte und sollte, — zu einem Frankfurter Meister dieser Kunst, natürlich der Stubenmalerei, als Burschen in die Lehre zu geben.

Diese erste Lehrzeit mag dem Knaben mit der anscheinend so gebrechlich zarten Gestalt hart genug angekommen sein. Besonders die Nöthigung, mit den schweren Malleitern zu handtieren, hat ihm sicher viel Noth und

Plage bereitet. Und doch hat er — wie vor ihm Eduard Hilbebrandt, welcher von ähnlichen Anfängen ausgegangen ist, — später eigentlich nie mit Bedauern auf diese Lehrjahre zurückgeblückt, sondern im Gegentheil die Vortheile dankbar gewürdigt, welche er dieser Art seines ersten Kunstunterrichts und seiner ersten technischen Uebung schuldet. Dazu gehört unter anderen die handwerkliche Rüstigkeit und speziell die Beherrschung großer Flächen, das technische Geschick und Verständniß für alles Decorative in der Malerei. Sie erwerben sich jedenfalls auf diesem Wege viel sicherer und leichter als es in späteren Jahren durch einen akademisch vorgebildeten jungen Künstler gelingt. Als von Werner im Mai 1871 zwischen den anderen Berliner Collegen hier eins der kolossalen Belarien malte, mit welchen damals im Juni die Triumphstraße der in die Hauptstadt einziehenden, siegreichen Truppen decorirt werden sollte, erstaunte er jene Genossen nicht wenig durch die alte, so nur als Stubenmalerlehrling zu erringende, Virtuosität im Umherstelzen auf der zweiararmigen Malleiter, welche ihm das Herabsteigen, Vorrücken und Wiedererklettern derselben ersparte. —

Aber ein Talent wie das seine, vereinigt mit einer zähen Energie der Willenskraft und einem Ehrgeiz, wie die ihm gegebenen, konnte sich selbstverständlich nicht in jener Art von Kunstübung befriedigen. Es gelang ihm, sechzehn Jahre alt, nach Berlin zu kommen und auf der hiesigen Kunstakademie das höhere künstlerische Studium zu beginnen. In den Zeichen- und Mal-Klassen waren seine Fortschritte rapid. Fast ganz auf seine eigene Kraft gestellt, arbeitete er dabei gleichzeitig für den Lebenserwerb durch Zeichnungen für Bücher und Journale in jedem Genre. Das Erfinden, das Ausführen in jeder reproductiven Technik und damit auch das Gewinnen seines Unterhalts machten ihm sehr geringe Schwierigkeiten. Für sein erfinderisches Talent und seine bildnerische Lust war übrigens alles Ornamentale ein mindestens ebenso willkommener, geläufiger und mit Leichtigkeit beherrschter Gegenstand, als das Figürliche. In jener Art von phantasiereichen Compositionen, welche beide Elemente zu einem Ganzen verschmolzen und zu bedeutenden, sinnig poetischen Wirkungen verwendet zeigen, war damals unter den deutschen Künstlern noch immer, wie schon seit dreißig Jahren, Adolf Schrödter der erste und productivste Meister. Wie jeder für den poetischen Humor veranlagte junge deutsche Künstler während jenes mittleren Drittels unseres Jahrhunderts, erfuhr auch Anton von Werner an sich selbst die Macht des Eindrucks dieser liebenswürdigen und originellen Schöpfungen. Er studirte viel nach ihnen und gestaltete in verwandter Weise manche Träume seiner eigenen schaffensfreudigen Phantasie. Eine Anzahl von solchen und anderen Zeichnungen, Studien u. sandte er einmal, von einem dringenden Wunsch getrieben, zu dem verehrten Meister in persönliche Beziehungen zu treten, an diesen ein. Schrödter erkannte sofort, welches Talent hier zu Tage trat. Seine Antwort auf des jungen Künstlers Schreiben und Sendung war zugleich die Anforderung an ihn, nach Karlsruhe zu kommen, wohin Schrödter eben über-

siedelt war. 1862 folgte Werner dieser Aufforderung. Dort in der gemüthlichen badischen Hauptstadt und in den verschwägerten Häusern Adolf Schröbters und Karl Friedrich Lessings, des großen Landschafts- und Geschichtsmalers, faßte er festen Fuß. Sein Talent entfaltete sich mit überraschender Schnelligkeit. Seine Production ist während jener ersten Karlsruher Studienjahre von 1862 ab auf sehr verschiedenen Gebieten schon eine außerordentlich reiche. Große in Del gemalte Bildnisse (wiederholt sein Selbstportrait), Illustrationen zu poetischen Werken, Zeichnungen zu einem Werk über die Uniformirung der Preussischen Armee, Genrebilder wie die „zechenden Landsknechte“, „Georg und Lersje, im Dachfenster der Burg auf die Belagerer feuern“, „Unter der Klosterlinde“, „Göß von Verlichingen vor dem Rath von Heilbronn“, Eichen- und Kiefernlandschaften; eine „Weihnachtsfeier“ und „das Lob des Weines“, letztere Compositionen in Schröbters Weise, entstanden in rascher Folge.

22 Jahr alt, trat v. Werner (1865) mit einem Bilde „Luther vor Cajetan“, einer Gruppe lebensgroßer Halbfiguren hervor, das von einer ganz ungewöhnlichen Reife des künstlerischen Vermögens in allen Theilen zeugt. Die Tradition der Lessingschen Kunst läßt es in jedem Zuge erkennen. Nur ist das dramatische Leben in der Composition und im Ausdruck der Figuren energischer, als auf der Mehrzahl der Bilder seines Meisters. In der gesammten Farbengebung wie in allem malerisch Technischen zeigt sich in diesem Jugendwerk eine Sicherheit und eine Reife, welche den ersten Versuchen unserer modernen künstlerischen Jugend meist sehr fremd ist. Wer dies Bild malen konnte, der hatte, so schien es, nach dieser Seite hin, nicht mehr viel zu lernen.

Größere geschichtliche Bilder folgten sich rasch in seinen nächsten Jahren: 1866 (mit lebensgroßen ganzen Gestalten) „Conradin und Friedrich v. Schwaben im Gefängniß“, denen das Todesurtheil angekündigt wird; 1867—68 die Entführung des jungen Kaisers Heinrich IV. durch Hanno von Köln im Nachen auf dem Rhein; ein Bild, in welchem auch das Landschaftliche, die Luft über dem Strome und das, die in der Hauptmasse klar beschatteten Gestalten nur hell säumende, Licht zu bedeutender Wirkung kommen. Im Conradin bekundete sich jenes fertig ausgebildete, sichere Können und eine reiche und gründliche Kenntniß auch des Außerlichen der Geschichte. Aber ein gewisser Mangel an innerer Empfindungswärme schwächte den Eindruck des großen Bildes ab.

Wenn diese mittelalterlichen Historien des jungen Künstlers doch immer etwas nach Gaben aus zweiter Hand schmeckten und immer den Eindruck machten, als hätte Lessing ihm bei der Arbeit über die Schulter gesehen, so ließ Werner es gleichzeitig doch nicht an solchen Bildern fehlen, in welchen seine eigenste Natur und Geistesart in voller Frische und Originalität zum Ausdruck kamen. Das sind jene kleineren Genrebilder, welche bald einen aus dem eigenen Leben frisch und unreflectirt herausgegriffenen Gegenstand, bald einen frei erfundenen aus der Vergangenheit behandeln. Von der ersteren

Art sind: jenes bereits oben erwähnte Bild des „Quartetts im Maler-Atelier“, das „Bei der Toilette“ und der „Geburtstag im Atelier“. Von der letzteren eine von Anton v. Werners geistreichsten Arbeiten: „Vertrauliche Unterredung“ zweier verwegenen und gewaltthätigen Strolche aus dem sechszehnten oder siebzehnten Jahrhundert. Bilder dieser Art haben den ganzen Reiz einer ausgesprochenen und interessanten Individualität, welche die Welt in ihrer eigenen Weise und zwar durchaus malerisch ansieht. Der künstlerische Ausdruck dieser Anschauungen erscheint dabei immer frei, leicht, sicher und ungequält. Die Gabe reichster Erfindung, welche v. Werner von Beginn an vor Allem auszeichnete, fand noch ein weiteres Feld zu ihrer glänzenden Bethätigung, als es ihm die Malerei solcher Staffeleibilder gewähren konnte, in der Illustration. Der Aufenthalt in Karlsruhe hatte v. Werner in persönliche Berührung mit Viktor Schöffel gebracht. Trotz des ziemlich bedeutenden Altersunterschiedes hat sich zwischen dem Poeten und dem Maler bald eine innige und dauernde Freundschaft geknüpft. Man begreift die Möglichkeit sehr wohl, wenn man die von Werner gezeichneten, außerordentlich zahlreichen Illustrationen zu Schöffelschen Werken kennt. Wie ist ein Dichter richtiger, besser und vollkommener von seinem künstlerischen Interpreten verstanden worden; nie ist den von jenem geschaffenen Gestalten, geschilderten Stimmungen, Situationen, Handlungen, eine treffendere und entsprechendere Ver sinnlichung durch die Mittel der bildenden Kunst gegeben, als es in diesen Zeichnungen zu Schöffels „Frau Aventiure“ vom Jahr 64, zum „Juniperus“ (1866), dem „Gaudeamus“ (1867), den „Bergpsalmen“ (1868), dem „Trompeter von Säckingen“ (1869) geschah. Auf's Innigste und Intimste schmiegt sich die Muse des Zeichners der des Dichters an, zu welchen Flügen „im Engeren“ oder ins „Weiterer“ dieselbe sich auch aufschwingt. Er ist pathetisch, hochfliegend, grandios, phantastisch und romantisch. Er zeigt sich derb realistisch und humoristisch; in der Welt der Träume und Gespenster, im frühesten Mittelalter, wie in der modernsten Gegenwart, im Norden und Süden, in den Alpen, auf dem Meer, in den trauten süddeutschen Bergen, in der Klosterzelle, in der alterthümlichen Wohnstube des Herrenschlosses, in der mittelalterlichen Herberge und in der modernen Kneipe gleich zu Hause. Das üppig reiche Arabeskengerank, welches zumal in den älteren von diesen Illustrationszeichnungen (z. B. im Gaudeamus) die eigentlichen Darstellungen umwuchert, verleugnet zwar noch keineswegs die Schröder'schen Muster. Aber sie erscheinen doch gegen jene gehalten durch eine Fülle neuer und eigener Anschauungen, Erfindungen und Studien der „Grammatik des Ornaments“ aller Völker und Zeiten in jeder Hinsicht bereichert. Die Illustrationen zu Schöffels populärster Dichtung in Versen, dem „Trompeter von Säckingen“, tragen fast sämmtlich neben dem Monogramm des Künstlers italienische Städtenamen als Bezeichnung des Orts, an dem sie von Werner gezeichnet wurden. Besonders häufig darunter Olevano und Sorrent. Seltsam muthet uns das an. Ist in diesen Blättern doch gerade das süddeutsche

Land, seine Schwarzwaldberge, seine Tannendickichte, sein junger Rheinstrom, und ist doch deutsches, trautes Leben und Lieben, wenn auch hineinverlegt in die letzte Hälfte des 17. Jahrhunderts, auf diesen köstlichen Blättern so treu, wahr, warm und innig veranschaulicht, wie nur je von des besten, mitten darin stehenden und von dem Zauber der Heimath umfangenen Meisters Hand. Es ist, wie schon aus dieser Thatfache hervorzugehen scheint, Anton von Werner in Italien nicht viel anders ergangen, als in Paris, während des dort verlebten Jahres 1867. Die moderne französische Kunst hatte keinen irgend merkbar bestimmenden Einfluß auf seine fernere Entwicklung geübt und ebenso wenig hat ihn die Anschauung der italienischen Malerei der großen Epochen auf wesentlich andere Bahnen verlockt, als die, welche er, auch ohne diesen Aufenthalt jenseits der Alpen während der Jahre 68 und 69, eingeschlagen haben würde, wenn sie ohne Zweifel auch seinen Blick erweitert und geschickter gemacht haben wird, seine späteren großen monumentalen Aufgaben im großen Stil aufzufassen und zu gestalten.

Daß ihn unter den Orangen- und Olivenbäumen Sorrents und Capris nicht die Gedanken an die Schwarzwald-Tannen und -Eichen; am blauen wogenden Golf von Neapel nicht die Träume vom grünen Rhein und dem schwäbischen Meer verlassen wollten; daß er all die Schönheit dieser seiner zweiten Heimath, des glücklichen Erdenwinkels zwischen dem nach Westen und dem nach Norden gemendeten einstigen „Grenzhüter der Germanen“, von solcher Ferne aus und von einer so ganz anderen und so viel verlockenderen reizvolleren Welt umgeben, mit so inniger Liebe und Begeisterung zu schildern vermochte, wie er es zu so vielen Zeichnungen zum Trompeter gethan, das mochte er und mögen wir noch einem besonderen Umstande danken. Auch dieses „jung Werner“ Seele wurde, wie die seines Scheffel'schen Helden und Namensvetters, damals nach dem badiſchen Lande mächtig hin- und heimgezogen durch ein geliebtes Wesen, das er sich fürs Leben erwählt, mit dem er sich verlobt hatte, die Tochter Adolf Schröders, Malwine.

Als er von Italien zurückgekehrt war, rief ihn ein interessanter Auftrag, wie er ihn lange schon für sich erwünscht gehabt hatte, nach den nördlichen Gauen des Vaterlandes, nach Kiel. Die Aula eines dort neu errichteten Gymnasialgebäudes sollte er mit einigen Wandgemälden epochemachender Ereignisse der deutschen Geschichte und den Einzelgestalten einiger großer Männer der letzteren schmücken.

Dies Gymnasialgebäude ist ein, von Mertens ausgeführter, Ziegelbau in norddeutsch gothischem Stil. Seine Aula bildet einen weiten Saal mit dunkler ornamental decorirter Holzdecke in der Form eines Tonnengewölbes. Auf die beiden großen Halbrundfelder, welche dadurch an den Schmalwänden gebildet werden, malte der Künstler hier „Luther auf dem Reichstag zu Worms“, dort den „Ausruf Friedrich Wilhelm III. an sein Volk“. Unterhalb jenes Wandbildes zwischen breiten, mit schönen Teppichornamenten decorirten Pilasterstreifen die Gestalten Guttenbergs und Fugger's; unterhalb des anderen

Bildes die des Erasmus und des Albrecht Dürer. Hier offenbarte sich zum ersten Mal in seiner ganzen Größe das Talent dieses Malers für form- und sinnentsprechende Benutzung des gegebenen Raumes durch die Composition der einen solchen decorirenden Gemälde. In der Farbe sind diese Bilder absichtlich höchst maßvoll und in rechter Harmonie mit dem herrschenden Grundton des Saales gestimmt. Die historischen Scenen und Menschen sind in ihrer ganzen Erscheinung durchaus realistisch wahrheitsgetreu gegeben, trotzdem mit großem Geschick und feinem künstlerischen Tact zur Größe und Einfachheit des echt monumentalen Stils erhoben. Unter den modernen monumentalen Wandmalereien, deren Stoffe der wirklichen Geschichte, ohne Zuthat von Symbolik und Allegorie, entlehnt sind, kenne ich in Deutschland mit einziger Ausnahme von Jansens Gemälden im Erfurter Rathhause nichts, was sich diesen Aulawandbildern A. v. Werners in Kiel in Bezug auf geistreiche und vollendete Lösung der Aufgabe in Composition und Farbe vergleichen ließe.

Er vollendete dieselben, rasch und rüstig bei der Arbeit wie immer, in erstaunlich kurzer Zeit. Noch rechtzeitig genug brachte er sie zum Abschluß, um den großen Heerführer, dessen Ankunft vor Paris er damals in einem Staffeleibilde zu malen beauftragt wurde, noch wirklich „vor Paris“ und inmitten seiner ungeheuren leitenden, organisirenden und die Niederwerfung des Feindes vollendenden Thätigkeit zu finden. Wie genau Werner dort in Versailles des Feldmarschalls Persönlichkeit und eigenstes Wesen studirt hat, bewies er später nicht nur durch dessen Gestalt auf jenem 1872 vollendeten Bilde, welches ihn zu Pferde, seitlich auf einer Bodenerhöhung neben der Landstraße haltend, zeigt, auf der die deutschen Truppen dahinziehen den im Hintergrunde auftauchenden Kuppeln, Thürmen, Viaducten und Befestigungen von Paris entgegen. Nicht minder auch in dem meisterhaften, kleineren Cabinetstück „Graf Moltke in dem Arbeitszimmer seines Versailleser Quartiers“, wo er, die Mütze auf dem Haupt, mit dem Lesen eingegangener Berichte beschäftigt, im Lehnstuhle an seinem Schreibtische sitzt, von dem aus er das ganze ungeheure Getriebe der Kriegführung der deutschen Heere leitete, wie das Centralorgan des Menschen das ganze tausendfältige Geflecht der Bewegungsnerven zur Vollziehung seines vernünftigen Willens.

Der Krieg war zu Ende. A. v. Werner folgte der Einladung des Kronprinzen nach Berlin. Die erste große Aufgabe, welche ihn hier erwartete, war die Ausführung jenes Velariums, das, an einen Straßenübergang der Lindenpromenade zwischen Bannermasten ausgespannt, die via triumphalis der einziehenden Sieger schmücken sollte. Er malte auf diese gewaltige Leinwandfläche ein Bild voll leidenschaftlichen Feuers der Empfindung und Bewegung, und von großer Coloritwirkung; eine Composition, in welcher sich das symbolisch-ideale Element mit dem energisch realistischen auf's Glücklichsste verschmolz. Es schildert in großen Zügen den kriegerischen Ansturm Deutschlands gegen den übermüthigen Herausforderer. In Qualm und Flammergluth des Hintergrundes kämpfen die Adler Frankreichs und Deutsch-

lands. Die deutschen Krieger, deren Tracht und Aüftung mit poetischer Freiheit dem symbolischen Stil angemessen behandelt sind, bringen auf die noch im heftigen Widerstand ringenden französischen Legionen ein, geführt von dem blondbärtigen Königssohn in goldstrahlender Aüftung auf feurigem Rappen; ihm voraus auf weißen Rossen zwei nackte Dioskurengestalten, das Flammenschwert gegen den Feind schwingend. In den Wolken fährt die kampfsgerüstete Borussia selbst im schimmernden Streitwagen heran. Und neben ihr schweben, an den Farben und Wappen ihrer Schilder erkennbar, zwei hellonenhafte Gestalten, Württemberg und Bayern versinnlichend. Die malerische Durchführung im großen decorativen Stil und der coloristische Effect entsprachen durchaus der Größe der Erfindung und Zeichnung.

Das ganze merkwürdige Werk wirkte auf die Berliner Kunstgenossen v. Werners und unser Publicum mit ungewöhnlicher Macht. Es offenbarte in seinem jugendlichen Autor eine poetisch schöpferische, bildnerische und technische Kraft, wie sie auch die genaueren Kenner und Freunde seines Talents aus dessen bisherigen Aeußerungen schwerlich gefolgert haben werden. Der große Erfolg dieses Bildes verschaffte seinem Autor in der Künstlerschaft Berlins sofort eine dominirende Stellung und machte ihn im Volk populär, während das hier Geleistete die von ihm bereits reichlich erworbene und gesicherte Gunst der Großen noch steigerte und stärker befestigte.

Die gewaltigen Thaten und Siege Deutschlands, die endlich erreichte Verwirklichung des Traumes von seiner Einheit und seiner Kaisermacht, schienen damals eine lange Aera des Friedens, des Glücks und einer nie geahnten Blüthe der Künste unausbleiblich herbeiführen und begründen zu müssen. Großartige Aufgaben für unsere Maler, Bildhauer und Architekten, wie diese sie vordem kaum geträumt hatten, erwarteten ihre Lösung. Die ruhmvollen Thaten unseres Volkes in Waffen und die Gestalten der Männer, welche es in diesen Kämpfen zum Siege geführt hatten, konnten nicht ohne den idealen Lohn der Verherrlichung durch die bildenden Künste bleiben. Eine malerische Kraft, wie die Anton von Werners, in welcher das große Wollen sich durchaus mit dem Können zu decken, der erfinderischen Phantasie auch das malerische Gestaltungsvermögen und die allseitige technische Tüchtigkeit zu entsprechen schien, war gerade das, was man in solcher Zeit und für die Bewältigung solcher Aufgaben bei uns dringend bedurfte. — Man weiß, daß jene Hoffnungen der deutschen Künstler doch nur in ziemlich eingeschränktem Maas erfüllt worden sind. Ebenso aber auch, daß die in Anton von Werner gesetzten auch durch ihn in vollem Umfang verwirklicht wurden. Seine große Begabung in zwei Hauptrichtungen zu bethätigen, ward ihm die willkommenene Gelegenheit in jenen Arbeiten geboten, in welchen er Deutschlands Sieg und Einigung künstlerisch zu verherrlichen und zu schildern sich berufen sah. Das ganze gewaltige Epos des deutsch-französischen Krieges in der eigenthümlichen, symbolisch-realistischen Kunstweise, wie er sie sich für jenes Belarium geschaffen gehabt hatte, in wenigen zusammengedrängten

bedeutsamen Gruppen darzustellen, war die Aufgabe bei dem Friesbilde, welches den Fuß des, unseren Siegen zum Gedächtniß errichteten Denkmals, der Siegessäule auf dem Königsplatze zu Berlin umgeben sollte. Im Gegensatz dazu hatte er den Act der Kaiserproclamation in der Spiegelgalerie zu Versailles in fast peinlich aktenmäßiger Treue in dem großen Gemälde zu schildern, welches Deutschlands Fürsten dem Kaiser gemeinsam zum Geschenk zu machen beabsichtigten. Man weiß, wie Werner es verstanden hat, jeder dieser Aufgaben in ihrer Weise gerecht zu werden und die außerordentlichen Schwierigkeiten derselben dort mit wahrhaft genialer Kraft der Phantasie, hier mit unsäglichem Fleiß und einem stupenden Geschick zu überwinden. In vier große, unterschiedene Hauptgruppen gliederte er die Friescomposition für die Siegessäule: Die Herausforderung Germaniens durch französischen Hohn und Uebermuth; die Erhebung in aufflammendem gerechtesten Zorn und die Bewaffnung des Volkes; das unaufhaltsame Vorbringen in Feindes Land unter des eisernen Prinzen Führung, der in Husarentracht seinen Reitern voranstürmt; der Bund Nord- und Süddeutschlands, welche, des alten Haders vergessend, sich auf dem Schlachtfelde im blutigen Ringen mit dem gemeinsamen Feinde gefunden haben; und als Abschluß des Ganzen: die symbolische Darstellung der Kaiserproclamation. Auf dieser mußte „*loco imperatoris*“ die Idealgestalt der im Waffenschmuck prangenden Borussia angebracht werden, welcher der jugendliche Königsbote in den bayerischen Farben die Kaiserkrone reicht, während die großen Feldmarschälle und fürstlichen Kriegsobersten ihren Thron umgeben. Gegen diese Vermengung oder Verschmelzung des symbolisch Idealen und Realistischen und die dadurch nothwendig herbeigeführte, willkürlich freie Umgestaltung dieser Wirklichkeit sind viele kritische Einwendungen gerichtet worden. Wie mir scheint: sehr mit Unrecht. Ist es doch einerseits schlechtthin unmöglich, einen so reichen, gedanklichen, historisch poetischen Inhalt ohne Zuhilfenahme der Allegorie im Bilde auszudrücken. Und wäre doch andererseits durch die Ausschließung der realeren Repräsentanten der historischen Wirklichkeit und durch eine rein idealistisch-symbolische Darstellungsweise die ganze Schilderung der, zur wahren Charakteristik der Vorgänge wie der zu verherrlichenden Nation schlechtthin unentbehrlichen, Elemente beraubt worden. Aber diese ganze Auffassungsweise war eine der modernen Kunst und zumal der der Berliner Schule so ungewohnte und denen, welchen die letzte Entscheidung darüber zufam, so befremdende, daß es noch vieler Mühen und Kämpfe für den Maler bedurfte, ehe er die letzte Zustimmung zu erlangen vermochte, sein Bild ungefähr so auszuführen, wie er es gedacht und entworfen hatte. Der große, in voller Farbewirkung auf Goldgrund mit imposanter Kühnheit und Breite des Vortrags und Größe der Wirkung gemalte Carton, der heut dem Breslauer Museum überwiesen ist, wurde in solcher Weise schon in dem Hinblick und in Vorbereitung auf die besondere Art der technischen Ausführung hergestellt, in welcher er am Denkmale selbst reproducirt werden sollte. Werner hatte sich für die von Salviati wieder neu erweckte venetianische

Glasmosaik, als die geeignetste weil zugleich wirksamste und haltbarste, Technik der monumentalen malerischen Decoration an freigelegenen, ungeschützten Orten entschieden.

Im vorangegangenen Jahre 1872 hatte er bereits eine für dieselbe Art der technischen Ausführung bestimmte decorative Bilderfolge entworfen: einen in acht Felder gegliederten Fries, die Darstellung der verschiedenen Phasen des Menschenlebens, welcher sich nun unter dem Hauptgesims des Rudolf Bringsheim'schen Hauses in der Wilhelmstraße in Berlin an dessen Façade hinzieht. In diesen, auf Goldgrund gemalten, Scenen hat sich Werners poetische Erfindungsgabe wie sein Talent und Geschmaçk für die decorative Kunst besonders glücklich bewährt. Der sinnige Inhalt ist in Gruppen von hoher Anmuth und in Bildern von reichem und harmonischem, weithin wirkendem Effect verkörpert, deren kräftige Farbengebung durch die bis zur Buntheit polychrome Behandlung dieser Façade seitens der Architekten (Ebe und Benda) sehr wohl gerechtfertigt erscheint.

Damals in den Zeiten des nun so verdammten „Hexentanzes um das goldne Kalb“, alias der „Gründerepoche“ schien die goldne Zeit für unsere Architekten, Maler und Bildhauer gekommen. Mehr noch als die Staats- und Reichsregierung nahmen die Börsenfürsten die Finanzaristokraten die vorhandenen hervorragenden künstlerischen Kräfte in Anspruch zur Ausführung neuer palastartiger Wohnhäuser und Villen und zu deren möglichst prächtiger Decoration. A. v. Werner, das neue Gestirn der Berliner Kunst, sah sich mit derartigen Aufträgen überhäuft. Und seine immer rüstige Phantasie und Arbeitskraft zeigte sich allen gewachsen, ohne daß er darum die großen Arbeiten für den Staat und für die fürstlichen Besteller, oder die mit Lust und freiem Behagen betriebene illustrirende, zeichnerische Thätigkeit für den Buchverlag stocken ließ. Ja er behielt — Dank der Schnelligkeit in seinem künstlerischen Schaffen — noch Zeit und Muße, seine eigene Wohnung mit anmuthigen, phantasievollen farbenschönen Gemälden zu schmücken. Sie verherrlichten in allen Weisen das Glück des eigenen Herdes und des frohen Genusses aller guten Gaben des Lebens, die Martin Luther in den Begriff „unser täglich Brot“ zusammenfaßt. Eben damals hatte von Werner sich hier in seiner neuen Heimath Berlin diesen eignen Herd gegründet und seine Braut, Adolf Schröbbers kunstbegabte Tochter, Malwine, als Gattin heimgeführt.

Als er sich einige Jahre später auch ein eignes Haus nach seinen Bedürfnissen und Plänen gebaut hatte, bedeckte er ganze Zimmerwände, Plafonds, Unterseiten der Treppen-Arme mit ornamentalen und figürlichen, bedeutamen Gemälden. Die Wandflächen des Salons zeigen die großen Gestalten des Tizian und des Rafael, und eine Reihe von Medaillonbildnissen der andern Haupt-Meister der Renaissance; die Wände des Schlafgemachs gemalte Füllungen, Puttengruppen und Scenen aus Amors und Psyches Geschichte; die des Kinderzimmers, en grisaille gemalt, neun Bilder zu deutschen Volksmärchen, Meisterwerke echt decorativen Stils; alle diese Dar-

stellungen in trefflich erfundenen ornamentalen Umrahmungen. Aus der ersten Hälfte und der Mitte des vorigen Jahrzehntes entstammen ferner an Werken verwandter Art die für Geh. Commerzienrath Landaus Haus nach Werners Entwürfen gemalten Saal-Plafonds und die sieben Pilasterfiguren musizirender Knaben in mittelalterlicher Tracht in demselben Festsaal; das große Bild zur Decoration einer Treppenhauswand, „La festa“, für Consul Behrens in Hamburg: das Eintreffen edler Gäste in den Blüthetagen Venedigs auf der Schwelle eines Palastes am großen Canal, wo Herr und Herrin des vornehmen Hauses die festlich Geschmückten empfangen und begrüßen; die beiden Wandbilder für Professor Sußmann-Hellborns Haus: „Schneewittchen“ und „die sieben Raben mit der guten Schwester“; die nach v. Werners Entwürfen durch seine Schüler ausgeführten Wandbilder aus altrömischem Leben für das Café Bauer. Die neuerdings in reichen Berliner Häusern ziemlich verbreitete Liebhaberei, die Bildnisse der Familienmitglieder, statt in ihrer Alltagserscheinung, zu Patriciern des 16. Jahrhunderts, wenn nicht verwandelt, so doch verkleidet, malen zu lassen, veranlaßte zwei besonders interessante Werke des Künstlers: „Luther auf einem Familienfeste“, und das große Gruppenbild der Familie Rudolf Pringsheim, für deren Haus er die Vorlagen zu dem geschilderten Mosaikfries entworfen gehabt hatte. Auch jenes anscheinend deutsche Patricierhaus aus dem Reformationszeitalter ist in Wahrheit das eines heutigen Berliner Banquiers, Herrn Wollner. Der Maler hat mit sehr anerkanntem werthem Geschick und Takt die gefährlichen Klippen der Aufgabe zu umschiffen und den Widerspruch zu lösen oder zu verdecken verstanden, in welchem die modernen Berliner Gesichter zu den streng alterthümlichen Trachten und Umgebungen, und besonders auch zu dem großen Gast des Festes Dr. Martin Luther stehen. Auf dem größeren Pringsheim'schen Familienbilde (1879 vollendet, ersteres 1874) erscheinen sämmtliche Mitglieder des Hauses Pringsheim in reicher italienischer Renaissancetracht in der prächtigen Halle eines venetianischen Palastes versammelt.

Neben der Ausführung so vieler und mannigfachen Arbeiten, zu denen noch eine nicht geringe Zahl lebensgroßer moderner Bildnisse: Feldmarschall Molitte in russischer Uniform, Feldmarschall Manteuffel, Geh. Commerzienrath Landau, Prof. Esmarck, die Mitglieder der eigenen Familie, die Vollendung der Illustrationen zum Trompeter von Säckingen, mancher Entwurf zu seines Dichters Erzählung „Eckehard“, Aquarellbilder, Farbenskizzen, Compositionen und Buchillustrationen der verschiedensten Art hinzutreten, — flockte die Thätigkeit an dem großen Hauptwerk dieser Jahre, dem Bilde der Kaiserproclamation zu Versailles, keinen Tag. 1877 im März war es zum Abschluß gebracht — der Triumph des Fleißes und des malerischen Arbeitsgeschicks. Eine höhere poetische Wirkung darin zu erzielen, welche der Stimmung jenes großen geschichtlichen Augenblicks völlig entsprochen hätte, wäre unter den hier dem Künstler gestellten Bedingungen kaum möglich gewesen. Nicht nur die um den Kaiser versammelten Fürsten und Prinzen, sondern alle in der Spiegel-

galerie zusammen gedrängten Militärs und Armeebeamte wollten genau portrairt an Köpfen, Gestalten und — Uniformen sein. Jede freiere Bewegung war dem Maler dadurch abgeschnitten. Der volle Eindruck der Hingegriffenheit, des Begeisterungssturmes und =Wirbels, welcher dort sich aller dieser Männerseelen bemächtigt hatte, sich in den brausenden Hochrufen auf Deutschlands Kaiser Luft machte, von allen Gesichtern leuchtete, die erhobenen Hände bewegte, ist ohne solche Freiheit nicht gut wiederzugeben. Bewundernswerth in den Einzelheiten, in der gewissenhaften Durchführung jedes Kopfes und jeder Gestalt, mit allen den kleinen Besonderheiten ihrer Uniform, ihres Ordens- und Waffenschmuckes, und nicht minder in der Darstellung der Localität, vorzüglich in der Gesammthaltung, fehlt dem Wilde der Kaiserproclamation dennoch das Elektrisirende, Forttreißende. Es giebt wohl ein unzweifelhaft richtiges gewissenhaftes Bild des Vorgangs, aber doch nur ein solches, wie es ein Feldmanöver von einer Feldschlacht giebt. Immer ist es zu bedauern, daß zwei gleichzeitig entworfene Skizzen Werners zu monumentalen Wandgemälden, Compositionen von desto poetischerer Macht, Größe und Freiheit, Gedankenfülle und Formenschönheit, nicht zur Ausführung gelangt sind: die symbolischen Darstellungen der vier Facultäten, Philosophie und Medicin vereinigt auf dem einen, Theologie und Jura auf dem andern, für das Treppenhaus des neuen Universitätsgebäudes zu Kiel. —

Dieser eclatante Fall der Ablehnung dieser Skizzen ist nicht der einzige Beweis, daß Werners großen und schnellen Erfolgen im Leben und in der Kunst auch keineswegs die Gegenseite gefehlt hat. Der Widerspruch und die Widersacher bleiben Männern, wie ihm, nicht erspart. Es lag nicht in seiner Natur, sich an der Gunst der Fürsten, an der angenehmen ehrenvollen Lebenslage, an der Anerkennung seiner Leistungen durch die Genossen, an dem Beifall des Publicums und der Liebhaber und an den erfreuenden gleichzeitigen Wirkungen seiner glänzenden geselligen Talente genügen zu lassen. Er besitz nicht nur den künstlerischen, sondern auch in hohem Grade den praktischen Ehrgeiz, den Drang, in reale Verhältnisse bessernd, reformirend, organisirend einzugreifen. Gerade in Berlin, in seiner neuen Heimath, hatte man seit manchen Jahrzehnten eine solche Kraft dringend zu ersehnen Ursache gehabt. Die Akademie der Künste erforderte längst schon eine gründliche Reformation an Haupt und Gliedern. Das ganze Institut war zum Gegenstande des Gespöttes geworden. Die Schülerzahl verminderte sich von Jahr zu Jahr. Die immer wieder gemachten Anläufe zur Verbesserung dieser Zustände erlahmten, ohne zu einem Resultat geführt zu haben. Es hatte an dem rechten Mann gefehlt, der den Muth und die Fähigkeit bekundet hätte, das Werk durchzuführen, und zugleich die nöthige Autorität als Künstler und Persönlichkeit, um von dem Vertrauen der Genossen, wie des Publicums, der Behörden, wie der studirenden Künstlerjugend in gleicher Weise getragen zu werden. In Anton von Werner schien endlich dieser Meister gefunden. Alle jene Eigenschaften vereinigten sich in ihm, wie in keinem Anderen. Die

öffentliche Stimme bezeichnete ihn als den zur Reform und zur Leitung der Kunstakademie in neue Bahnen vor Allen Berufenen. Der Berliner Künstlerverein, der in ihm nicht nur den Meister verehrte, sondern auch den thätig und erfolgreich an seinen ernstesten Arbeiten wie an seinen heiteren Festen mitwirkenden besten Kameraden schätzen gelernt hatte, gab jener allgemeinen Ueberzeugung Ausdruck in einer Petition an das Ministerium. Und dieser Wunsch blieb nicht unerfüllt. Selten nur findet sich bei hervorragenden productiven Künstlernaturen der Ehrgeiz, der Verstand und das Talent für derartige praktisch-organisatorische, geschäftliche Aufgaben und Stellungen, wie die, welche 1875 durch v. Werner übernommen wurde. Ihm aber war zu alledem noch der unschätzbare Vorzug der Jugend, der noch unverbrauchten Kraft gegeben. Welche Hindernisse und Widerstände aus der Organisation des Gesamt-Institutes der „Akademie der Künste“ dem Director der „Akademie der bildenden Kunst“ erwachsen, welche Bleigewichte demselben bei allen seinen Reformbestrebungen angehängt werden sollten, erfuhr er erst später. Zunächst waren die Erfolge seiner Wirksamkeit außerordentlich und rechtfertigten die auf ihn gefallene Wahl glänzend. Neue jugendliche, hochbegabte, künstlerische Lehrkräfte wurden auf sein Drängen herangezogen. Frisches gesundes Blut begann den alten mumienhaften Lehrkörper zu durchströmen. Die Schülerzahl wuchs rasch in einem solchen Maaß, daß die vorhandenen Räume nicht mehr ausreichen wollten, um die so vergrößerten Klassen und die neu gegründeten Meister-Ateliers darin unterzubringen. Die Schüler-Ausstellungen ließen sehr bald die Früchte dieser Unterrichtsreformen erkennen. Aus der unter allen am geringsten geschätzten, am spärlichsten besuchten Kunstschule Berlin war, Dank der Directorial-Thätigkeit Anton v. Werners, eine der anziehungskräftigsten, blühendsten und angesehensten der civilisirten Welt geworden.

Solche Erfolge aber werden nicht erzielt, ohne einen großen Theil der künstlerischen Kraft zu absorbiren; und leider auch nicht ohne Dem, welcher sie durch Klugheit, Willensenergie und Thätigkeit errang, zum Lohn mehr Aergers als Dank zu erwerben. Werner hat diese Erfahrung gründlich zu machen gehabt während der fünf Jahre seines bisherigen akademischen Directorats. Um so merkwürdiger bleibt es, daß er trotz dieser, so viel Zeit und Arbeit in Anspruch nehmenden, rein geschäftlichen Thätigkeit sich immer noch so viel malerische Productions-Lust und -Kraft zu wahren vermochte, um in derselben Zeit Werke auszuführen, wie die innerhalb derselben unter seinen Händen hervorgegangenen. In dieser Zeit wurde nicht nur das Bild der Kaiser-Proclamation vollendet, eine Menge von Illustrationen, Aquarellen, Porträts und Farbenskizzen, eine kleinere Wiederholung des Pieler Lutherbildes in Del und jenes große „maskirte“ Pringsheim'sche Familienbild ausgeführt. Er entwarf und vollendete noch zwei der größten Hauptwerke seines bisherigen Lebens: den historischen Gemäldecyclus für den neuen Rathhaussaal zu Saarbrücken und das Bild der Schlußsitzung des Berliner Con-

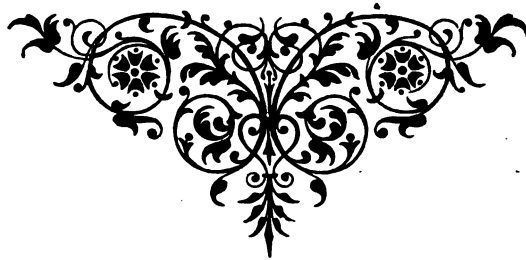
greßes für den Festsaal unseres hauptstädtischen Rathhauses; und während der Arbeit daran das nicht nur künstlerisch so hoch interessante Cabinetsstück: die Taufe seines jüngsten Sohnes, bei welcher die Kronprinzessin des Deutschen Reiches als Zeugin fungirte.

Für den Saarbrücker Saal entwarf Werner zugleich die ganze architektonisch-ornamentale Umgebung seiner Bilder, so daß seine Decoration eine geschlossene harmonische Einheit bildet — was von so wenigen modernen künstlerischen Ausschmückungen von Innenräumen gelten kann. Innerhalb dieser, theils gemalten, theils in Holz ausgeführten Umgebung erscheinen dort die kräftig realistischen, die Ereignisse wahrhaft porträtgetreu schildernden Darstellungen (in natürlicher Größe) des Sturms auf den Spicherer Berg, der Ankunft und Begrüßung König Wilhelms an der Brücke zwischen St. Johann und Saarbrücken. Außerdem sind als pilasterartige Füllungen des Holzgetäfels der Wände ebenfalls in lebendiger Realität die lebensgroßen Bildnißgestalten des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, des Reichskanzlers und des Grafen Moltke gemalt, jeder in einer, seiner Wirksamkeit im großen Kriege entsprechenden, Umgebung und Haltung. Im Gegensatz zu diesen realistischen Bildern hielt Werner das dritte große Wandgemälde des Saales in freiem symbolischen Idealstil. Es schildert den Sieg, dessen schöne Göttin mit mächtig entfalteten Schwingen in den goldigen Aether aufsteigt, während im Vordergrunde zwei heroische altgermanische Kriegergestalten, Süddeutschlands und Preußens Verkörperungen sich die starken Hände zum ewigen Bunde reichen und den Eid der Brüdertreue schwören.

Die Aufgabe, die Schlußsitzung des Berliner Congresses in einem Colossalbilde mit lebensgroßen Gestalten für das Rathhaus der Hauptstadt zu malen, stellte die schöpferische Phantasie des Künstlers freilich auf keine Probe. Auf eine desto schwerere sein Talent, seinen Geschmack und Kunstverstand, deren es bedarf, um das Bild eines solchen Gegenstandes nicht trocken und langweilig, sondern anziehend und fesselnd zu machen. Das Mitte März zum Abschluß gebrachte Werk giebt den Beweis, in wie seltenem Maaß auch diese Qualitäten seinem Maler gegeben sind. Die ungesuchte natürliche Art, in welcher er die Gestalten der Vertreter der Mächte und ihrer Hilfsarbeiter bei dem Act der Unterzeichnung des Schlußprotokolles gruppiert hat, die scharfe Charakteristik jeder dieser politischen Persönlichkeiten und die plastische Körperlichkeit, in welcher sie Alle aus der Fläche des Bildes und dem ziemlich fahlen, nüchternen Raum des Congresssaales heraustreten, — solche Eigenschaften sichern dem Gemälde immer eine große künstlerische Bedeutung, wie wenig es nach seinem Gegenstande auch eine tiefere Wirkung auf Phantasie und Gemüth, und durch seine, durch jene bedingte, Farbengebung auf unsere Sinne auszuüben vermag.

Das mit liebevollster Sorgfalt durchgeführte delicate Miniaturgemälde der Taufe in des Meisters Hause ist durch das, was es darstellt, besonders charakteristisch für die Lebensstellung, welche sein Maler sich einzig durch die

eigene Kraft und Leistung errungen hat. „Verstand und Glück“ erscheinen jederzeit in seinem Dasein innig verbunden. Großes Talent allein hätte kaum genügt, ihm die ihm gewordene Fülle des letzteren zu erwerben. Eine so klare nüchterne, praktisch-verständige Erkenntniß der wirklichen Dinge und der realen Mächte des Lebens, wie er sie jederzeit in allem Thun für sich und Andere bewiesen hat, und eine so zähe Energie des Willens zur Realisirung des als richtig und gut Erkannten im Leben und in der Kunst ist nur äußerst selten einer so reichen bildnerischen Phantasie und Schöpferkraft gefeilt, wie bei A. v. Werner. Zuweilen drängt sich wohl jenes Verstandes-Element mehr als erwünscht in seinen Werken vor, den frischen Schwung etwas lähmend, das Feuer kühlend, die sinnliche Anmuth und Grazie, zumal seiner weiblichen Gestalten, mindernd. Aber andererseits dankt der Meister gerade dieser Klarheit, dieser ruhigen Verständigkeit und Klugheit in der Behandlung aller künstlerischen und praktisch-geschäftlichen Aufgaben, wie der Menschen und Dinge, so viel; und seine Phantasie und naive Productionskraft hält derselben in den meisten Fällen so glücklich das Gleichgewicht, daß jene gelegentliche Verschiebung des letzteren reichlich compensirt wird. Im achtunddreißigsten Lebensjahr blickt er auf eine enorme Summe von Leistungen zurück und sieht er sich auf einer Höhe des Daseins angelangt, die zu erklimmen immer nur ausnahmsweise, und erst nach viel längerem Lebenskampf, auch den Ausserwähltesten unter den Berufenen gewährt wurde. Seine Freunde „beten“ wie Philoktet dem Neoptolem empfiehlt „zu dem Neide“, daß es A. v. Werner vergönnt sein möge, während seiner zweiten Lebenshälfte darauf zu verharren.





Die Organismen und ihr Ursprung*).

Don

F. Heinke.

— Göttingen. —



on den gewaltigen Fortschritten der Naturwissenschaft in der neueren Zeit weiß Jedermann zu sprechen. Auch der Einfluß, den ihre Entwicklung auf die äußere Gestaltung des Lebens und Verkehrs der Menschen gewonnen, ist so sehr vor Aller Augen, daß wir daran kaum zu erinnern brauchen. Durch diese Erfolge ist mancher Forscher ermutigt worden, dieser Wissenschaft, welche man die Weltbezwingerin unserer Tage genannt hat, auch die Lösung der höchsten und tiefsten Probleme zuzumuthen, welche dem denkenden Geiste des Menschen gestellt sind.

In der That ist durch ernste und eiserne Arbeit in den letzten Jahrhunderten manche Aufklärung über die Vorgänge in der Natur gewonnen worden, und wir stehen noch mitten in dem gewaltigen Ringen, die ungeheure Fülle der Thatfachen zu durchsuchen, zu ordnen und unter die Gesichtspunkte unsrer wissenschaftlichen Systeme einzureihen.

Als Mittel der Naturerkenntniß stehen uns zu Gebote: die wissenschaftliche Beobachtung, das Experiment und die nach logischen Gesetzen combinirende Phantasie, welche die von unseren Sinnen wahrgenommenen Erscheinungen in ihrer Abhängigkeit von einander zu verknüpfen sucht. Durch diese Arbeit wird das Material bereitet und gesichtet, aus welchem jener stolze Bau der Wissenschaft erstehen soll, zu dessen Errichtung empirische Forschung und philosophische Betrachtung sich die Hände reichen müssen.

Unzweifelhaft tragen die durch empirische Detailforschung gewonnenen Kenntnisse einen Theil ihres Werthes in sich selbst; ihre volle und höhere Bedeutung erlangen sie aber erst durch jene geistige Auswerthung, welche aus der Fülle der Einzelheiten Gesetze von allgemeinerer Tragweite zu entwickeln vermag. Darin ist der Weg der Naturforschung vorgezeichnet, daß

*) Ein Vortrag.

sie vom Einzelnen zum Allgemeinen emporsteigen muß, ihre Pflicht aber ist es, nur so weit Schlüsse von allgemeiner Bedeutung aus den einzeln gewonnenen Thatfachen abzuleiten, als dies mit Sicherheit geschehen kann, und wo diese Sicherheit aufhört, muthig ihr Nichtwissen zu gestehen.

Beim Einhalten dieses Weges werden wir stets finden, daß auch die unmittelbaren Wahrnehmungen der Vorgänge in der Natur zu jenen tiefsten Fragen hinführen, welche jede nach Wahrheit suchende Menschenbrust bewegen.

Aber darin giebt sich ein tiefer und wesentlicher Zwiespalt zu erkennen, daß, während man über die Deutung der Einzelheiten in der Wissenschaft meistens einig ist, die philosophische Combination derselben in den Köpfen verschiedener Forscher zu der differentesten Auffassung führt. Ich will versuchen, diese Thatfache an der Grundfrage zu erläutern, um deren Lösung die Physiologie sich abmüht, an der großen und räthselvollen Frage des Lebens.

Einem Jeden ist der Unterschied zwischen der todtten Natur und belebten Wesen geläufig. Dort haben wir träge Massen, von mechanischen Kräften bewegt oder im Gleichgewicht gehalten, von den chemischen Einflüssen der Atmosphäre zernagt, in ihren leichter beweglichen Theilen durch die Wärme in Circulation versetzt, nur in dem Proceß der KrySTALLISATION einer gestaltenden Kraft sich fügend. Im Reiche der lebenden Organismen dagegen erblicken wir überall die Form als die Beherrscherin der bildenden Prozesse, sie ist aber nicht mit der Entstehung eines Individuums fertig gebildet, wie beim KrySTALL, sondern in stetiger Wandlung bietet sie uns das Schauspiel der Entwicklung, der schrittweisen Um- und Ausgestaltung von einfachen zu immer complicirteren Gebilden. Wenn wir eine gesättigte Kochsalzlösung langsamer Verdunstung überlassen, so gelangen alsbald zahlreiche kleine KrySTALLE in ihr zur Ausscheidung. Diese KrySTALLE besitzen sämmtlich die gleiche Form, es sind von ebenen Flächen begrenzte WÜRFEL. Verfolgen wir den Proceß des AUSKRYSTALLISIRENS in einem Tropfen der Lösung unter dem Mikroskop, so erscheinen bereits die ersten, für das bloße Auge noch nicht wahrnehmbaren Anfänge der KrySTALLE als WÜRFEL, und die Würfelform bleibt erhalten, so lange der KrySTALL durch stets erneute Auflagerung von Salztheilchen aus der Mutterlauge wächst; und wo immer Kochsalz sich findet, da krySTALLISIRT es in WÜRFELN. Ein völlig abweichendes Bild gewährt uns die Entwicklung eines Thieres oder einer Pflanze. Der Entwicklungsgang eines Frosches aus dem Ei, wobei ein fischähnliches Larvenstadium durchlaufen wird, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Eine Erbsenpflanze beginnt ihr Dasein als kugliger Körper, der bald durch Streckung in ein Wurzelende und ein paar Keimblätter sich sondert, zwischen denen die Gipfelknospe des Stammes hervorbricht, unter steter Aenderung der Gesamtform des nur von krummen Flächen begrenzten Gebildes.

Dieser Wechsel der Form kommt, genau genommen, niemals zum Stillstande, und nur nach Erreichung einer gewissen Größe, welche wir den aus-

gewachsenen Zustand nennen, werden die Veränderungen, namentlich bei den Thieren, weniger auffallend. Auch eine gewisse Freiheit in der Gestalt ist charakteristisch für die Organismen. Niemals werden zwei Eichbäume, zwei Pferde oder zwei Menschen einander absolut gleich gebildet sein, obwohl dieselbe typische Körperform in den Individuen einer Art zum Ausdruck gelangt. Immer aber findet bei den Organismen die Stufenfolge der Entwicklung ihren Abschluß, und zwar durch den Tod; der Tod ist in seiner Negation eins der wesentlichsten Merkmale für den Begriff des Lebens. Der Tod ist eine Art von Zerstörung, deren Ursache im Organismus selbst gegeben ist, nicht von Außen auf ihn einwirkt. Der Tod setzt jedem organischen Einzelwesen ein frühes Ziel; und wenn nicht das Leben auf der Erde erlöschen soll, ist jene Verjüngung der Individuen geboten, welche wir Fortpflanzung nennen. Sie ist das Bleibende im Auf- und Abwogen des organischen Lebens und seinem steten Vergehen. — Neben dieser, einer ansteigenden und wieder fallenden Curve vergleichbaren Formentwicklung ist ein zweites bemerkenswerthes und von der leblosen Natur unterscheidendes Merkmal gegeben in der unausgesetzten Veränderung, welcher die stoffliche Zusammensetzung des Körpers der Pflanzen und Thiere in jedem Augenblick unterliegt, eine Erscheinung, die uns noch Veranlassung bieten wird, auf sie zurückzukommen.

Wenn wir uns vorgenommen haben, den Gegensatz zwischen den belebten Wesen und der unorganischen Natur genauer zu prüfen und festzustellen, so werden wir bei dieser Frage nicht blos die Höhenpunkte des Lebens ins Auge fassen dürfen, sondern auch genöthigt sein, zu seinen unvollkommensten Bildungen hinabzusteigen. Wir würden uns unsere Aufgabe allzusehr erleichtern, wollten wir nur auf die Unterschiede hinweisen, welche zwischen dem Menschen, den höheren Thieren und höheren Pflanzen einerseits und den todten Gesteinen, Gewässern und Luftarten andererseits so klar in das Auge springen; wir müssen auch jene Formen des organischen Lebens in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen, welche, dem Unkundigen meist verborgen, in ihren einfacheren Gestaltungsvorgängen die Kluft zwischen der lebendigen und der nicht lebendigen Materie als eine weniger tiefe erscheinen lassen möchten.

In fast unbegrenzter Weise vermag die Gestalt der Organismen zu wechseln, und vielleicht immer besteht ein Zusammenhang zwischen der Form und den specifischen Lebensaufgaben der Gattung. Während kleinere Abweichungen in den Verrichtungen des Körpers im Bau desselben oft kaum hervortreten, wird auf größere Verschiedenheiten in der Lebensweise bereits durch den ganzen Bauplan des Leibes deutlich hingewiesen.

Der Mensch und die höheren Thiere tragen den zur Unterhaltung des Lebensprocesses wichtigsten Apparat, die Ernährungsorgane, Lunge und Darmcanal, in möglichst compendioser Form zusammengepackt im Innern ihrer Leibeshöhle, wodurch sie am wenigsten in der Ausführung derjenigen Bewegungen gehindert werden, welche sie zum Auffuchen der Nahrung nothwendig ausführen müssen. Umgekehrt sucht die Pflanze ihren Ernährungs-

apparat, die Wurzelsfasern und die Blätter, möglichst weit im Boden und in der Atmosphäre auszubreiten, denn sie braucht nicht zu wandern, um ihre Nahrung zu erwerben; Luft und Erde, die sie umgeben, sind zugleich die unerschöpflichen Magazine der Vorräthe, denen sie die Substanz ihres Körpers entnimmt.

Dies Beispiel lehrt uns nicht nur eine principielle Abweichung im Bauplan verschiedener Organismen, sondern zeigt uns auch den Zusammenhang zwischen der Form des Körpers und seinen Verrichtungen; wir brauchen nur an die Füße der Landthiere, die Flügel der Vögel und die Flossen der Fische zu erinnern, um das Vorhandensein solcher Wechselbeziehungen klar vor Augen zu stellen. Hier jedoch handelt es sich für uns weniger darum, die Mannigfaltigkeit im Bau der Organismen zu betonen, als vielmehr diejenigen Momente hervorzuheben, welche durch die Forschung als die gemeinsamen Grundzüge alles Organischen und Lebendigen festgestellt sind, und welche die gleiche Geltung besitzen für die vollkommensten wie für die unvollkommensten Organismen.

Wenn wir zunächst den Bau einer höheren Pflanze in's Auge fassen, so lassen sich an derselben verschiedenartige Glieder und Organe unterscheiden: Wurzel, Stengel, Blätter, Blüthen und Früchte. Bleiben wir aber bei der Betrachtung der äußeren Gliederung nicht stehen, sondern nehmen wir das Mikroskop zu Hilfe, um uns Aufschluß zu verschaffen über die feinere Structur der Körpersubstanz, so finden wir diese gebildet aus lauter kleinen Kammern, welche durch gemeinsame feste Wände von einander getrennt, im Innern theils plastisch weiche, theils flüssige Substanzen beherbergen.

Diese kleinen Behälter, welche man Zellen nennt, haben in allen Theilen der Pflanze im Wesentlichen den gleichen Bau, nur daß in den grün gefärbten Theilen besondere Farbestoffkörnchen vorkommen, welche z. B. in der Wurzel fehlen. Während der Körper einer höher organisirten Pflanze aus vielen Tausenden und Millionen solcher kleinen Zellen aufgebaut ist, giebt es auch unvollkommenere Gewächse, zu den Klassen der Algen und Pilze gehörig, wo das Individuum nur aus wenigen Zellen gebildet wird, ja es giebt sogar zahlreiche einzellige Arten. Während in ihrer übrigen Organisation diese niedrigsten Formen von den Blüthenpflanzen unendlich verschieden erscheinen, so ergiebt sich als bleibender Zug, als für alle Gewächse ohne Ausnahme constantes Merkmal die Bildung aus Zellen oder wenigstens aus einer Zelle. Die Zelle ist der organisirte Baustein, welcher die Grundlage des Pflanzenkörpers und seiner Lebenserscheinungen ausmacht; und eben diese Prozesse des Lebens vollziehen sich als Functionen der Zellenthätigkeit.

Wir können es daher nicht umgehen, uns eine etwas genauere Rechen-schaft von dem mikroskopischen Bilde zu geben, das eine einzelne Pflanzenzelle gewährt.

Ein wichtiger Bestandtheil einer vollkommen organisirten Zelle ist die feste Zellwand, welche den innern weichen Zellenleib einschließt, wie das

Schneckenhaus die Schnecke; wo zwei und mehr Zellen im Körper einer Pflanze mit einander verbunden auftreten, da werden die zarten Zellenleiber durch gemeinsame Wände voneinander getrennt wie die benachbarten Zimmer eines Hauses. Der wesentliche Bestandtheil der Zelle ist aber nicht die Wand, sondern ihr Inhalt, dessen Theile wir soeben als Zellenleib zusammengefaßt haben. Dieser zeigt wieder eine dreifache Gliederung. Er besteht erstens aus einer plastischen, dem zähflüssigen Zustande sich nähernden, feinkörnigen Substanz, dem Protoplasma; zweitens aus einem (seltener zahlreichen) kugligen oder elliptischen, ebenfalls weichen Körper, dem Zellkern; drittens aus einer wässerigen Flüssigkeit, welche kleinere oder größere Hohlräume im Protoplasma erfüllt und Zellsaft genannt wird.

Es giebt aber auch Zellen, welche diese Theile nicht vollzählig besitzen. So giebt es Zellen ohne eigentlichen Zellsaft, und nackte Zellen, welche der Wand entbehren, ja bei einigen niederen Pflanzengruppen hat man sogar keinen Zellkern aufzufinden vermocht. Unter allen Umständen jedoch ist das Vorhandensein des Protoplasma für den Begriff einer lebenden Zelle maßgebend, ein nacktes Klümpchen von Protoplasma würden wir bereits eine unvollkommene Zelle nennen. Darum sind auch alle Forscher in der Ueberszeugung einig, daß die eigentlichen Lebensthätigkeiten im Protoplasma ihren Sitz haben, daß das Protoplasma allein jenen Zustand der Materie darstellt, den wir als lebendig zu bezeichnen ein Recht haben. Die übrigen Bestandtheile in der Zelle sind im Vergleich zum Protoplasma nur accessorisch, von mehr oder weniger hoher Bedeutung für den Bestand der Zelle.

Vergleichen wir mit dieser anscheinend so einfachen und im Wesentlichen so übereinstimmenden Organisation den Bau des thierischen Körpers, so zeigt sich, daß auch die Substanz des letzteren entweder, wie bei den niederen Thieren, aus einer oder mehreren Zellen besteht oder, bei den höheren Thieren, aus Geweben, welche im Laufe ihrer Entwicklung aus Zellen hervorgegangen sind. Wenn es daher auch schwieriger ist, den ausgebildeten Körper eines Thieres in der mikroskopischen Analyse auf Zellen zurückzuführen, so lehrt doch die Entwicklungsgeschichte, daß im Grunde die Zelle und nur die Zelle allein eben so sehr den Baustein des thierischen Leibes darstellt, wie sie den Körper der Pflanze zusammensetzt. Berücksichtigen wir aber gar den Bau der einzelnen thierischen Zellen, so finden wir in ihnen eine in den wesentlichen Stücken vollständige Uebereinstimmung mit den Zellen der Pflanzen, die Thierzelle kann eine Wandung besitzen oder nicht, immer besteht sie aus Protoplasma und Zellkern, nur in wenigen Fällen ist der letztere nicht beobachtet worden. Und wie bei der Pflanze, so können wir den Complex von Erscheinungen, die man Leben nennt, auch in der thierischen Zelle auf die Functionen jener räthselhaften Substanz zurückführen, welche wir als Protoplasma unterschieden haben.

Die ganze große Frage nach dem Räthsel des Lebens und nach dem Woher der lebendigen Geschöpfe muß sich demnach zuspitzen lassen in die Frage nach

den Eigenschaften und der Abstammung des Protoplasma. Und in der That dürfte gegen diese Art der Fragestellung kaum von irgend einer competenten Seite Einspruch erhoben werden. Diese Zurückführung des gesammten bunten Lebens der Pflanzen- und Thierwelt an der Oberfläche unseres Planeten auf eine anscheinend so einfache Substanz, wie das Protoplasma, hat auch allein jenen Gedanken zu reifen vermocht, daß diese Substanz, in grauer Vorzeit einmal durch Zufall entstanden, im Laufe von Aeonen die ganze Fülle der Gestalten der Pflanzen- und Thierwelt aus sich hervorgebracht habe, wie wir täglich die formlose Substanz im Ei, welche theilweise wenigstens Protoplasma ist, zum hochorganisirten, reichgegliederten Vogel sich entwickeln sehen können.

Aber in dem kühnen Fluge dieses Gedankens ist meistens die Berücksichtigung einer Vorfrage unterlassen worden, der Frage nämlich, ob das Protoplasma wirklich ein so einfaches Gebilde sein könne, wie es dem Auge des Mikroskopikers erscheint.

Suchen wir uns zunächst einen Ueberblick über diejenigen Eigenschaften und Leistungen des Protoplasma zu verschaffen, welche dasselbe befähigen, Träger des Lebensprocesses zu sein, nicht nur in den einfachen Zellen der Pflanzen, sondern auch in jenem complicirten Gebäude aus Protoplasma und Protoplasma-derivaten, welches im thierischen und menschlichen Körper uns vorliegt. Wir wollen diese erste Untersuchung aber anknüpfen an ein möglichst einfaches Gebilde, an eine freilebende, nackte, nur aus einem Klümpchen von Protoplasma bestehende Zelle, wie sie in den niedrigsten Ordnungen des Thier- und Pflanzenreiches sich findet. Die hervorragendsten Eigenschaften eines solchen Protoplasma-Klümpchens sind:

1) Die Fähigkeit, von außen kommende Eindrücke als Reize zu empfinden.

2) Auf einen Reiz hin durch Zusammenziehung der Körpersubstanz eigenthümliche Bewegungen, sogenannte *Contractilitätsbewegungen*, auszuführen.

3) Durch ein System ähnlicher Bewegungen die Masse des eigenen Körpers schwimmend oder kriechend fortzuschieben.

4) Die Fähigkeit, die zur Unterhaltung dieser Bewegungsprocesse nöthige Kraft durch unausgesetzte Verbrennung und Zerstörung eines Theils der eigenen Körpersubstanz zu gewinnen.

5) Die Fähigkeit, diesen Verlust an Körpersubstanz durch Assimilation zu decken, d. h. durch Umwandlung außerhalb der Zelle befindlicher todtet Stoffe in die eigenartige belebte Materie ihres Körpers.

6) Die Fähigkeit, durch einen Ueberschuß der Assimilation über die Zerstörung der Körpersubstanz zu wachsen und durch Theilung in das Unbegrenzte sich zu vermehren.

7) Das Protoplasma ist der Sitz eigenartiger formbildender Kräfte, welche bei der Fortpflanzung stets aus dem Keim ein Individuum der gleichen Art entwickeln, eine Function, die sich leichter an einem Beispiele aus der

Formenreihe der höheren Organismen erläutern läßt. Wenn z. B. ein Eichbaum oder eine Linde zur Fortpflanzung sich anscheiden, so sondern sie in ihrem Körper eine kleine Zelle, ein nacktes Protoplasma Klümpchen aus, das bei beiden Bäumen vollkommen gleichartig gebaut ist und Eizelle genannt wird. Das Protoplasma einer solchen Eizelle zeigt die gleichen Eigenschaften, wie das Protoplasma einer einzelligen Monade. Die Eizelle wird nun im Organismus des Baumes eine Zeit lang ernährt, bis sie zu jenem Gebilde herangewachsen ist, das wir Samen nennen; dann löst es sich vom mütterlichen Organismus, um in der Keimung sich fortzuentwickeln und die reiche Gliederung der Mutterpflanze aus sich herausgestaltend zu wiederholen. Diese erbliche Gestaltungskraft ist gewiß die wunderbarste unter den Eigenschaften des Protoplasma.

Wenn wir somit bei diesem Ueberblick in der nackten Plasmazelle Eigenschaften gefunden haben, welche von den Functionen des höheren Thier- und Pflanzenkörpers nur dem Grade, nicht dem Wesen nach verschieden zu sein scheinen, wenn in der Contractilität und der Empfänglichkeit für Reize sogar Anflänge an das Muskel- und Nervenleben hervorgetreten sind, so drängt sich uns die Frage auf, ob nicht dieser Mannigfaltigkeit der Leistungen eine mikroskopische Differenzirung, besonders aber Eigenthümlichkeiten im chemischen Bau des Protoplasma entsprechen sollten. Die bislang von der Wissenschaft auf diese Frage ertheilte Antwort war eine verneinende. Man erblickte unter dem Mikroskop nur eine mehr oder weniger gleichartige, feinkörnige Materie, und in Bezug auf die chemische Zusammensetzung zieht sich das immer wiederholte Dogma durch die Literatur, mehr der Zoologie als der in diesem Punkte vorsichtigeren Botanik, daß das Protoplasma aus Eiweiß bestehe. Erst in allerneuester Zeit vollzieht sich nach beiden Richtungen ein Umschwung. So hat man mit Hilfe der gesteigerten Vergrößerungskraft des Mikroskopes gefunden, daß das Protoplasma ein zusammenhängendes Netzwerk überaus feiner und stets gegen einander verschiebbarer Fäden enthält. Ferner hat eine chemische während der beiden letzten Jahre in Göttingen durchgeführte Untersuchung in dem Protoplasma eines der niedrigsten, auf der Grenze von Thier- und Pflanzenreich stehenden Organismen mindestens fünfzig verschiedene chemische Verbindungen zu unterscheiden vermocht, eine Zahl, die wegen der großen Schwierigkeit der Analyse gewiß noch zu niedrig ist, um alle darin enthaltenen chemischen Individuen zu umfassen. Das interessanteste Ergebnis dieser Untersuchung, die mit andern, an höheren Pflanzen gemachten, im Einklange steht, dürfte aber darin zu erblicken sein, daß die im Protoplasma nachgewiesenen Verbindungen im Wesentlichen identisch sind mit denjenigen, welche die physiologische Chemie seit langer Zeit als die Componenten der Muskeln, der Gehirn- und Nervensubstanz und des Ernährungsapparates des höheren Thierkörpers nachgewiesen hat. Danach läßt sich der Satz formuliren, daß gleichartigen Functionen und Eigenschaften im Körper der niedrigsten wie der höchsten Organismen eine gleiche chemische Zusammensetzung der Körpersubstanz entspricht.

Wir werden danach schwerlich noch behaupten können, daß das Protoplasma eine relativ einfache Materie sei, im Gegentheil, es ist ganz sicher ein überaus complicirter Organismus, ein Gebilde von so verwickeltem Ineinandergreifen der Bestandtheile, daß uns dadurch gerade die Größe der Complicirtheit noch verhüllt wird. Was wir im Körper des höheren Thieres auseinander gefaltet sehen und geformt zu Magen, Muskeln und Nerven, das finden wir im Protoplasma der Pflanzenzelle auf kleinstem Raume durcheinandergemengt. Was ist danach ein einfacheres Gebilde, der fertige Eichbaum oder die Eizelle, welche den Baum aus sich zu entwickeln vermag?

Eine sehr bekannte und populär gewordene Hypothese glaubt die Schöpfung dadurch begreiflich machen zu können, daß sie die allmähliche Entwicklung der höheren Organismen aus den niederen annimmt. Wir wollen diese Hypothese einmal als richtig gelten lassen; wir wollen zugeben, daß, wenn im Anfange ein Klümpchen Protoplasma gegeben war, daraus die ganze Welt der Thiere und Pflanzen, wie wir sie heute erblicken, durch die andauernde Einwirkung besonderer Kräfte zu entstehen vermochte. Wir haben dadurch das Problem von der Entstehung der belebten Welt vereinfacht zu der Aufgabe, die Entstehung eines Klümpchens Protoplasma zu erklären. Sollte diese Aufgabe aber wirklich leichter zu lösen sein, als die Ableitung der complicirteren Organismen aus dieser einfachsten Form?

Wir müssen, um in die Beantwortung dieser Frage eintreten zu können, uns noch über einige andere Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten der Organismen Rechenschaft ablegen. Wir haben bereits gesehen, daß die Natur der chemischen Verbindungen im ganzen weiten Reiche des organischen Lebens wesentlich die gleiche ist, und andererseits wissen wir durch die Elementaranalyse, daß im Körper der Pflanzen und Thiere keine anderen Grundstoffe vorkommen, als in der todtten unorganischen Natur. Die eigenthümlichen Verbindungsformen dieser Grundstoffe, welche man organische nennt, lassen sich zum großen Theil durch künstliche Synthese in unseren Laboratorien herstellen, und im Princip muß die Möglichkeit der Herstellung für alle zugegeben werden. Nun aber befinden sich die Stoffe in den Organismen niemals in Ruhe, sondern das Protoplasma repräsentirt in seiner chemischen Zusammensetzung einen Strom oder Wirbel durcheinander stürmender Atombewegungen, die man als Stoffwechsel bezeichnet. Wo aber inmer Bewegungen auftreten, da setzen sie Kräfte voraus, welche die Circulation der Stofftheilchen unterhalten. Nachdem daher die Vorstellung gefallen war, daß besondere Stoffe das Wesen des Lebens ausmachen, hat man die Theorie erfunden, daß eigenartige Kräfte den geheimnißvollen Erscheinungen des Lebens zu Grunde liegen sollten. So entstand die Hypothese von der Lebenskraft, einer Kraft, die nur im lebsthätigen Organismus ihren Sitz haben, mit seinem Tode erlöschen, bei der Fortpflanzung sich in das Unbegrenzte vermehren, von allen Kräften der unorganischen Natur fundamental verschieden sein sollte. Von dieser Lebenskraft wurde die Fähigkeit vorausgesetzt, daß

sie in jedem Augenblick ihre Thätigkeit zu ändern und grade das für den Organismus Zweckentsprechende auszuführen vermöge. Diese in ihren Einzelheiten durchaus unklare Hypothese der Lebenskraft hat die Naturwissenschaft längst fallen gelassen. Die Kräfte sind abhängig von der Materie, und mit Nothwendigkeit müssen die Stofftheilchen in den Organismen mit denselben Kräften ausgerüstet sein, welche sie außerhalb derselben besitzen. „Die Materie ist nicht wie ein Fuhrwerk“, sagt du Bois-Reymond in der ihm eigenen, farbenreichen Sprache, „davor die Kräfte als Pferde nach Belieben nun angespannt, dann wieder abgeschirrt werden können. Ein Eizentheilchen ist und bleibt zuverlässig ein und dasselbe Ding, gleichviel ob es im Meteorstein den Weltkreis durchzieht, im Dampfwagenrade auf den Schienen dahinschmettert, oder in der Blutzelle durch die Schläfe eines Dichters rinnt“. Vollständig im Widerspruch steht aber die Hypothese der Lebenskraft mit jenem allgemeinen Grundgesetze der Natur, wonach niemals Kraft aus Nichts zu entstehen oder wieder zu verschwinden vermag, sondern wonach nur die Form und der Zustand des einmal für die Welt gegebenen Vorraths an Kraft sich ändern kann.

In der That gelingt es auch weit besser, die Bewegungserrscheinungen in den Organismen durch dieselben materiellen Kräfte zu erklären, welche wir in der unbelebten Natur walten sehen, als durch die Annahme jener unfaßbaren Lebenskraft.

Allerdings ist die Meinung unter den Naturforschern darüber getheilt, ob in den Processen, die im Körper der Organismen sich abspielen, noch andere Kräfte mitwirken als jene allgemeinen materiellen, noch Kräfte von immaterieller psychischer Natur, auf deren Thätigkeit z. B. die Vorgänge der Vererbung zurückgeführt werden könnten. Wir wollen aber hier in diesen Streit nicht eintreten, sondern wollen die allerdings willkürliche Voraussetzung machen, daß keine andern Kräfte, als die unabänderlich an den Atomen der Materie haftenden im Organismus in Thätigkeit begriffen sind, und daß das verwickelte Spiel des Lebens nur auf ihrem Zueinandergreifen beruhe.

Wenn aber die Substanzen, aus welchen der Thier- und Pflanzenkörper sich aufbaut, nicht wesentlich verschieden sind von denjenigen, die wir künstlich herzustellen vermögen, wenn die Kräfte, durch welche die kleinsten Theilchen dieser Substanzen bewegt werden, die gleichen sind, welche überall in der todtten Natur in Wirksamkeit stehen, wo bleibt da ein Unterschied zwischen Belebtem und Unbelebtem, und welche Eigenschaften sind es denn schließlich, durch welche die belebten Organismen sich über die todtte Natur erheben?

Wir haben früher eine Reihe der Differenzpunkte mit Nachdruck hervorgehoben; wir haben aber später gesehen, wie wenig bei eingehender Vergliederung von diesen Differenzen bestehen blieb. Wir wollen nunmehr versuchen, eine Vorstellung zu entwickeln über das Verhältniß der Organismen zur übrigen Natur. Bei diesem Versuche gelingt es uns nicht, ein Bild zu umgehen, das zwar unendlich oft gebraucht worden ist, nichtsdestoweniger aber dies Verhältniß in einer Richtung auf das Treffendste wieder spiegelt,

das aber auch, wie jedes Gleichniß, seine Abweichungen und Schwächen hat. Wohl ungezählte Male hat man den menschlichen Körper mit seinem pulsirenden Herzen, seinem kreisenden Blutstrom, den Hebeln des Skeletts, den Muskeln und Sehnen mit ihrer An- und Abspannung, dem Telegraphennetz der Nerven, mit einem Mechanismus, einer Maschine verglichen, und in der That kommt man immer wieder auf diesen Vergleich zurück. Wenn wir das Uebereinstimmende zwischen beiden Gebilden allein berücksichtigen, so können wir den Körper als ein Uhrwerk betrachten von einem allerdings fast unendlich verwickelten Gefüge, welches aufgezogen wird, eine Zeitlang seine Theile in ununterbrochener Bewegung erhält, und endlich im Tode abläuft. Auch hierbei wollen wir zur Vereinfachung der Betrachtung an solche Punkte nur flüchtig erinnern, in welchen unser Vergleich nicht zutrifft, z. B. an die Selbstbildung des Apparates und seinen Stoffwechsel, die Selbstzerstörung im Tode und die Erweckung von Seinesgleichen in der Fortpflanzung; wir beschränken uns auf diejenigen Eigenschaften der Organismen, welche dieselben mit den durch menschliche Intelligenz construirten Mechanismen gemein haben. Unter dieser Voraussetzung ist es möglich, den Lebensproceß getragen zu sehen durch die Wirkung der allgemeinen materiellen Kräfte der Natur.

Ein Feder von uns wird geneigt sein, in einer Uhr ein bewundernswerthes Erzeugniß menschlichen Scharfsinns zu erblicken. Und doch lehrt gerade die Uhr, daß eine ganz einfache Grundkraft es ist, welche ihr verwickeltes Getriebe im ungeänderten, sicheren Gange erhält: in der Wanduhr die Schwerkraft, in der Taschenuhr die Elasticität des Stahls. Wir lernen aber ferner aus diesem Beispiel, daß die Wirkung solcher einfachen Kräfte zu einer fast unendlichen Mannigfaltigkeit gesteigert werden kann durch die Construction des Apparates, auf welchen sie einwirken. Zu einem gleichen Ergebnis führt die Betrachtung der Dampfkraft mit ihren ungezählten Anwendungen in der Technik.

Nicht also in den Stoffen, nicht in der Natur der Kräfte ist das Geheimniß des Lebens zu suchen, sondern in dem wunderbar verwickelten Bau des Organismus selbst, in der Bildung und in der Verknüpfung seiner Bestandtheile. Somit können wir das Leben definiren als den Gang, die Arbeit einer ganz eigenartigen, bewundernswerth complicirten, unnachahmlichen Gattung von Maschinen, nämlich der Organismen.

In den mannigfachen Gestalten der organisirten Geschöpfe werden zahlreiche verschiedene Mechanismen zur Darstellung gebracht, in denen die Unterhaltung des Lebens wahrscheinlich den einzelnen mechanischen Grundkräften in verschiedenem Maße zufällt. Im Protoplasma der einfachen Pflanzenzelle sind es fast ausschließlich die chemischen Zugkräfte der Atome, welchen diese Arbeit zufällt, während z. B. im Körper des Säugethieres die Circulation des Blutes und die Athembewegungen durch grobmechanische Pumpwerke verrichtet werden. Nicht die Kräfte also sind es, sondern die

durch das Gefüge des Apparats bedingten Kräftewirkungen, welche im Organismus das Leben unterhalten.

Zimmerhin sind diese Kräftewirkungen des Lebens in der Vielheit seiner Erscheinungsformen so einheitliche und zugleich so eigenartige, daß die menschliche Kunst an ihre Nachbildung gewiß niemals hinanreichen wird; in der That ist es auch ein vergebliches Bemühen, aus Eiweißstoffen, Kohlehydraten, Säuren und Metallen einen Organismus, sei es auch nur ein Klümpchen Protoplasma, bilden zu wollen. Endlich muß uns, wenn wir das Leben unter dem Bilde eines Mechanismus uns vorstellen, der Tod als ein Hemmiß seiner Fortbewegung erscheinen, bald wie ein allmähliches Abschleifen der Ären und Lager, bald wie ein Sandkorn, welches unerwartet in den Trieb eines feinen Uhrwerks gerieth.

Die Frage nach der eigenartigen Natur dieser Kräftewirkungen des organischen Lebens ist untrennbar verbunden mit der Frage ihrer Entstehung, der ersten Erzeugung der Organismen überhaupt. Wir können nicht blos die in einem herausgegriffenen Zeitmoment wahrgenommenen Aeußerungen des Lebens berücksichtigen, wir müssen auch auf das erste Auftreten jener Kräftewirkungen an unsrer Erdoberfläche zurückgehen. Denn in jedem wissenschaftlich strebenden Menschen regt sich der Wunsch, zu wissen, woher die Welt erstanden und das Leben in ihr. Da es aber keine Instrumente giebt, durch welche man, wie in die räumlich entlegene, so auch in die zeitlich entlegene Ferne zu blicken vermöchte, so müssen wir hier von dem festen Boden der aus Thatfachen geschöpften Begriffe in die luftigen Höhen des speculativen Denkens uns erheben; wir betreten damit ein Gebiet, wo die Naturforscher meistens noch übereinstimmen in den Fragen, welche sie aufwerfen, weil diese ein Ergebniß erfahrungsmäßigen Wissens und logischer Combination sind, selten aber in den Antworten, die sie ertheilen, und die von ihrem subjectiven Standpunkte, ihrer innern Ueberzeugung und ihren Vorurtheilen mit beeinflusst werden. Denn neben der Welt des demonstrirbaren Wissens erhebt sich in uns die Welt der Ueberzeugungen; sie fußen nicht auf der unantastbaren Grundlage objectiv gültiger Ermittlungen, intuitiv, nicht selten unbewußt, sind sie in uns entstanden, ein Ausdruck von fast flüchtig zu nennenden, theilweise unvollständigen, sogar uncontrolirbaren Wahrnehmungen. Wir wissen manche Dinge; andere scheinen uns so zu sein und nicht anders, an sie glauben wir mit der ganzen Kraft jener Ueberzeugungen. Glauben thut Jedermann, selbst ein ehrlicher Nihilist, der im Gespenst der Negation den Inbegriff seiner Ideale zu finden wähnt.

Je mehr das Detail der Kenntnisse wächst, je mehr der einzelne Forscher in specielle Aufgaben sich vertieft, um so leichter entwickelt sich eine Stimmung seines Gemüthes, einmal auszuruhen von der Handwerksarbeit und den Blick über die schon angebauten Gefilde der Wissenschaft in die Ferne schweifen zu lassen; jene Sehnsucht des Geistes gelangt zum Durchbruch, welche das Ganze der Natur, des Weltalls verstehen möchte, und man mag willig oder wider-

willig dem Zuge Folge leisten, die Seele macht stets von Zeit zu Zeit den Versuch, die dermalen gegebenen wissenschaftlichen Facta zu einem Gesamtbilde philosophischer Anschauung gestaltend zusammen zu fügen. Und wozu nützt es auch, was hilft es, zu wissen, wie dies oder jenes Thier aus dem Ei sich entwickelt, wie diese oder jene Pflanze der Meeresestiee ihren Körper baut? Wäre die Forschung mehr als ein Anhäufen von Material für das Ganze, mehr als eine Unterhaltung für den einzelnen Forscher, wenn wir im Drange unseres Herzens nicht hofften, daß auch die geringfügigste Thatfache von der Menschheit für die Bildung eines Schlüssels zur Lösung des großen Welträthsels würde verwerthet werden können? —

In Bezug auf die Entstehung unseres Sonnensystems ist die zuerst von Kant und Laplace entwickelte Hypothese die auch gegenwärtig herrschende, daß im Anfang die Materie in nebelartig feiner Vertheilung im Weltraume schwebte, daß sie sich verdichtete und in Rotation gerieth, daß von einem Centralkörper, der Sonne, peripherische Massen sich lösteten, um als Planeten in eigenen Bahnen um die Sonne zu kreisen. Indem die Substanz der Planeten sich abkühlte, gerieth wenigstens einer derselben, unsere Erde, in einen Zustand gemäßigter Temperatur, welche geeignet war, das Leben von Organismen zu unterhalten. Noch jetzt sind wir im Stande, nachzuweisen, daß es einen Zustand der Erde gab, wo kein Leben auf ihr existirte, daß es dann plötzlich in reicher Fülle entstand, um sich in stufenweiser Verbollkommnung bis zum Auftreten des Menschen zu erheben.

Alle Räthsel aber, alle Geheimmisse, welche diese Welt des Lebens in sich schließt, lassen sich zurückführen auf ein letztes Geheimniß, den Ursprung der Organismen; für diesen aber verlangt das Gesetz der Causalität mit unabweißlicher Nothwendigkeit eine Ursache; einen ersten Impuls, durch den jene Art von Bewegungen in die materielle Welt getragen ward, die in den Kräftewirkungen des Lebens vor uns liegt.

Beobachtungen über den Ursprung der Organismen sind unniöglich, da nach dem übereinstimmenden Ergebnis aller darauf gerichteten Untersuchungen in der Gegenwart keine Neubildung von Organismen aus unorganischer Materie mehr stattfindet. Wir wissen nur, daß unter den wohl erhaltenen Resten der ältesten Periode, in welcher das Leben auf der Erde in die Erscheinung trat, bereits ziemlich hochorganisirte Thiere, z. B. Krebsse, vorkommen, die ihrerseits wieder das Vorhandensein von Pflanzen für ihre Ernährung zur Voraussetzung haben. Wir wollen aber gerne, wie schon früher geschehen, der Transmutationslehre die Concession machen, daß die frühesten Organismen aus nacktem Protoplasma bestanden, und wollen uns im Geiste, etwa mit einem guten Mikroskope und Untersuchungswerkzeugen bewaffnet, an das Gestade jenes Urmeers versetzen, in welchem das erste lebendige Geschöpf sich zu regen begann — wir wollen uns dann die Frage vorlegen, ob wir aus der Thatfache der Existenz dieses Wesens im Stande sind, einen Schluß zu ziehen oder uns eine Vermuthung zu bilden über die Ursache seiner Entstehung.

Wenn wir auf einem Streifzug durch den Urwald oder durch eine Einöde auf unserem Wege eine wirkliche Maschine finden, und sei es auch nur der einfache Bogen eines Wilden, geeignet dem Feinde Pfeile entgegen zu schleudern, so würde es uns niemals in den Sinn kommen, einen solchen mechanischen Apparat uns entstanden zu denken durch die zufällige Combination jener blinden Molecularkräfte, die in der todtten Natur ihre Herrschaft üben. Wir würden ganz unzweifelhaft in jenem Funde das Werk eines kunstfertigen, intelligenten Urhebers erblicken. Und wenn etwa ein Arbeiter beim Ausheben eines Fundamentes eine antike Marmorstatue zu Tage fördern sollte, er würde schwerlich daran denken, daß die Theile des Gesteins sich zufällig so an einander gefügt haben könnten. Wenn wir dagegen Steinmassen beobachten, welche in Folge einer gewaltigen Katastrophe durcheinander geschleudert wurden, und in denen der Zufall Ordner war, wenn wir sie vergleichen mit dem geregelten Mechanismus eines Uhrwerks, so fällt uns die Entscheidung nicht schwer, ob wir die Composition des letzteren als eine Wirkung des Zufalls oder ordnender Intelligenz betrachten wollen. Noch treffender endlich dürfte der folgende Vergleich unserer Auffassung Ausdruck verleihen. Wir betreten eine Druckerei. Auf dem Saß steht ein kleines Gedicht, etwa „der Fichtenbaum“ von Heine. Wir zweifeln nicht daran, daß die Lettern durch das Geschick eines intelligenten Menschen zusammengestellt sind, wir freuen uns aber zugleich der in so einfache Worte gekleideten Empfindung des Dichters. Daneben möge ein Becher stehen, welcher sämmtliche für den Saß dieses Gedichtes nöthige Lettern enthält; schütten wir seinen Inhalt auf den Tisch, so entsteht ein Chaos von Buchstaben. Sollte es aber Jemand für möglich halten, daß, wenn man auch eine Million Jahre jene Lettern fort und fort mischte und ausschüttete, sie sich je so ordnen könnten, um das erwähnte Gedicht zufällig hervorzubringen?

Berücksichtigen wir nun die Uebereinstimmung des Organismus mit einer Maschine oder einem Kunstwerk, berücksichtigen wir aber auch, wie hoch in seiner Gliederung und seinen Leistungen der Organismus, auch der einfachste, über einem Uhrwerk steht, so werden wir die Wirkung, durch welche der Organismus entstand, nur vergleichen können mit dem Wirken einer zielbewußten menschlichen Intelligenz; kein anderes Analogon ist zu finden. Da wir aber wissen, daß ähnlichen Wirkungen in der Natur auch ähnliche Ursachen zu Grunde liegen, so können wir nur der Vorstellung in uns Raum gewähren, daß das organische Leben in seinen ersten Vertretern hervorgebracht sei durch eine intelligente, zielbewußte, ihre Mittel berechnende Naturkraft. Mögen wir diese schöpferische Ursache alles Lebens als Gott personificiren, oder in unseren wissenschaftlichen Betrachtungen dafür den aus der Naturphilosophie stammenden, unpersönlichen Begriff des Absoluten verwenden, so ist das einerlei; die Aufgabe der Naturforschung reicht nur bis zum Dasein dieser letzten Ursache des Lebens, die Discussion der Eigenschaften dieser Ursache liegt außerhalb ihrer Competenz.

Neben dem schöpferischen Acte jener Urkraft, welcher die Organismen aus todttem Stoff und blinden Molecularkräften zusammenfügte, müssen wir aber auch eine erhaltende Wirkung zulassen, in der wir die Schöpfung fortbauern sehen im Wachsthum und in der Erzeugung neuer Einzelwesen; denn wie in dem Gange der Uhr die Intelligenz ihres Erfinders und ihres Verrichters ursächlich fortwirken, so müssen wir auch in der Erhaltung und Fortpflanzung der Organismen den ununterbrochenen Einfluß der Schöpfungskraft anerkennen, die in den Naturgesetzen ihre Willensäußerungen kundgiebt.

So sehen wir unverkennbar im organischen Leben die Materie unter die Herrschaft einer schaffenden Idee sich beugen, und unwiderstehlich ringt sich in uns die Ueberzeugung durch zum Siege, daß entweder die hier entwickelte Vorstellung über den Ursprung des Lebens die richtige sei, oder daß wir auf jede Erklärung Verzicht leisten müssen. Allerdings ist jene Voraussetzung, die Natur sei für den menschlichen Geist in allen Stücken begreiflich und erkennbar, eine durchaus willkürliche; denn mit demselben Rechte würden wir behaupten können, daß in manchen Beziehungen das Gegentheil der Fall sei. Dennoch weisen in der von uns behandelten Frage alle Erscheinungen der Natur so deutlich auf einen letzten, einheitlichen Ursprung, convergiren alle Linien so scharf im Brennpunkte jener letzten Ursache, daß wir schwerlich umhin können, die Erkennbarkeit des Schöpfers aus der Natur zu leugnen. Treffender und schöner ist dieser Auffassung wohl niemals Ausdruck verliehen, als in den Worten des Marquis Posa:

Den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden
 Verbirgt er sich in ewige Gesetze.
 Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn:
 Wozu ein Gott? spricht er, die Welt ist sich genug!
 Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
 Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen.

Unter dem Einflusse des Gemüthes gestaltet sich aus den Thatfachen der Wissenschaft und den eigenen Wahrnehmungen der philosophirende Geist seine Weltanschauung. — Daß hierbei die subjectivc Stimmung maßgebend influirt, scheint mir unwiderleglich daraus zu folgen, daß der Thatbestand des positiven Wissens immer der gleiche ist, daß aber in den Köpfen der einzelnen nach Wahrheit suchenden Menschen die Thatfachen anders sich wieder spiegeln. Diese Verschiedenheit hat ihren Grund in dem Standpunkte des Einzelnen, in seiner subjectiven Auffassung. Wie in einer und derselben Landschaft die Gegenstände für das Auge verschiedener Beobachter sich eigenartig projectiren, in charakteristischer Verkürzung sich aneinander reihen, und für jedes Auge ein anderes Bild entsteht, so verhält es sich auch mit der Betrachtung der Natur und der in ihr wirkenden Kräfte. Die Vorstellungen der Einen gelangen zu einer so scharf formulirten Erkenntniß, wie sie in den eben citirten Worten Schillers sich ausdrückt, während bei Anderen das Ergebniß der combinirenden Betrachtung ein entgegengesetztes wird. z. Wie

könnte aber treffender und zugleich ergreifender dieser Zwiespalt, der den Menschen hierhin und dahin zu ziehen sucht, zum Ausdruck gelangen, als in jenen einfachen und doch so wunderbaren Worten des Faust:

Wer darf ihn nennen?
 Und wer bekennen:
 Ich glaub' ihn?
 Wer befinden
 Und sich unterwinden,
 Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?
 Der Allumfasser,
 Der Allhalter,
 Faßt und erhält er nicht,
 Dich, mich, sich selbst?

Die als das Resultat eigener wissenschaftlicher Ueberlegung vorgetragene Ansicht über die Entstehungsursache der Organismen kann ich zunächst nur als meine persönliche Ueberzeugung vertreten. Ich theile diese Ueberzeugung, die ja durchaus keinen neuen Gedanken enthält, nicht nur mit zahlreichen Naturforschern, sondern wohl mit der Mehrzahl der Gebildeten. Dennoch dürfen wir nicht unterlassen, auch die abweichenden Anschauungen zu berücksichtigen und womöglich die Gründe zu prüfen, welche sie zu ihrer Abweichung veranlassen. Wir stehen hier vor einer fundamentalen Frage der Weltanschauung, und ich weiß wohl, daß Manche diese Principienfragen als ein *noli tangere* betrachten und stillschweigend zu umgehen suchen. Allein ich halte es der Aufgabe eines Naturforschers, die auch bis zur Tiefe dieser Fragen hinabreicht, für unwürdig, die in der Beantwortung derselben bestehenden Gegensätze zu verschleiern, anstatt die Grenzlinien der gegnerischen Anschauung durch scharfe Beleuchtung aufzuklären und die eigene Position in möglichst klaren Linien zu bezeichnen. Und klar wie Krystall sollten die Anschauungen auch in diesen fundamentalen Fragen sein. Die Gegensätze werden freilich niemals verschwinden, denn „widerlegen kann man ja Niemanden“, sagte kürzlich Fürst Bismarck.

Die Gegner der Ansicht, daß die Organismen durch Wirkung einer intelligenten Schöpfungskraft entstanden seien, theilen sich in zwei Lager. Beide stimmen darin überein, daß sie sich das ganze große Reich der belebten Geschöpfe aus wenigen und einfachen, ursprünglich gegebenen Keimzellen durch Entwicklung entstanden denken. Die eine dieser Gruppen, an Zahl der Vertreter jedenfalls die geringere, nimmt überhaupt keine Entstehung elternloser Organismen an, sondern denkt sich das Leben so alt, wie die Materie. Da aber die Geschichte unseres Erdbörpers als zweifellos darthut, daß es eine Zeit gab, wo kein lebendes Protoplasma an seiner Oberfläche existirte, so folgt daraus mit Nothwendigkeit die weitere Annahme, daß die ersten Keime der Organismen von einem andern Weltkörper auf die Erde übertragen worden seien; eine solche Uebertragung konnte aber nur vermittelt werden durch auf

die Erde fallende Meteorsteine, „durch bewachsene Trümmer von den Ruinen einer anderen Welt“.

Diese Annahme ist insofern willkürlich, als sie durch keine einzige Beobachtung unterstützt wird, sie ist unwahrscheinlich, weil ganz gewiß die ungeheure Mehrzahl der auf unseren Planeten gefallenen Meteoriten für den Transport von Organismen ungeeignet war. Hiermit ist aber auch die Frage nach dem Ursprunge des Lebens nur von der Erde auf einen andern Himmelskörper verlegt, der seinerseits nur auf dem gleichen Wege diese Mitgift erhalten haben konnte. Wenn wir aber in ewig fortlaufender Kette uns so das Leben von einem Stern zum anderen gereicht denken wollen, so gerathen wir zum mindesten in einen unlöslichen Widerspruch mit der oben erwähnten, von Kant und Laplace entwickelten und durch zahlreiche Thatsachen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhaltenden Theorie der Bildung unseres Sonnensystems. Ich glaube, wenn man nur vor die Wahl zwischen unserer Anschauung und der zuletzt geschilderten gestellt wird, so wird man der unsrigen die größere Wahrscheinlichkeit kaum absprechen können. Wir würden auf diese Transport-Theorie auch schwerlich eingegangen sein, wenn nicht einige hervorragende Physiker, wie William Thomson und Helmholtz, für dieselbe öffentlich eingetreten wären.

Die zweite, zahlreichere Gruppe unserer Gegner geht, wie wir, von der Annahme aus, daß die ersten Organismen elternlos auf unserer Erde entstanden, nur setzt sie andere Ursachen als wir für ihre Entstehung. Diese letztere Weltanschauung, der sogenannte Materialismus, leugnet das Vorhandensein eines Dualismus in der Welt, das Vorhandensein einer selbständigen, die Materie beherrschenden, transcendenten schöpferischen Kraft. Es giebt nur eine Materie und die in ihr wirkenden, unabänderlichen Kräfte der Atome. Wo eine von der allgemeinen abweichende Wirkungsweise dieser Kräfte uns entgegen tritt, da entsteht dieselbe durch eine zufällige Combination dieser materiellen Kräfte. So entstanden nach dieser Ansicht im Laufe der Zeit durch den Eingriff eines zufälligen Naturereignisses aus der Vereinigung der an der Erdoberfläche in Form von unorganischen Verbindungen vorhandenen Elemente Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Kalium, Calcium, Eisen, jene zahlreichen und zum Theil complicirten organisch-chemischen Verbindungen, welche zur Bildung von Protoplasma nothwendig sind, und welche dann in weiterer zufälliger Begegnung zu einer lebenden Protoplasma-Zelle zusammentraten. Unter diesen Substanzen durfte vor allen Dingen das Gemisch hochcomplicirte Chlorophyll nicht fehlen, jener grüne Farbstoff, welcher der Vegetation ihr allgemeines Colorit verleiht, weil alle bisherigen physiologischen Erfahrungen widerspruchlos in dem Ergebnisse übereinstimmen, daß nur das mit diesem grünen Farbstoff ausgerüstete Protoplasma im Stande ist, aus unorganischen Substanzen, speciell aus der Kohlensäure, diejenigen organischen Verbindungen zu bilden, deren es zu seinem Wachsthum und zu seiner Vermehrung bedarf. Das gesammte animalische Leben auf

unserer Erde wäre undenkbar ohne die vorausgegangene Arbeit grüner Pflanzenzellen.

Der Materialismus verlegt also die Entstehungsurache der Organismen in die Materie selbst und in eine durch den Zufall geleitete glückliche Combination ihrer kleinsten Theilchen und der an ihnen haftenden Kräfte.

Gegen diese Anschauung müssen wir einwenden, daß schon die Wahrscheinlichkeitsrechnung es dem Zufall, selbst wenn sie ihm Milliarden von Jahren als Spielraum gewähren wollte, bestreiten würde, daß er so die Atome habe zusammenfügen und die blind waltenden Kräfte so habe balanciren und abstimmen können, daß daraus lebendes Protoplasma entstand. Die durch diese Annahme an unsere Einbildungskraft gestellte Zumuthung ist eine geradezu ungeheuerliche.

Ich für meine Person, der ich mich wohl eingehender mit der Chemie des Protoplasma beschäftigt habe, als irgend ein anderer Naturforscher, halte die zufällige Entstehung von Protoplasma aus den unorganischen Verbindungen der Erdoberfläche für unmöglich.

Es giebt Vertreter des Materialismus, welche auch den Zufall verwerfen und an seine Stelle das Wort „Naturnothwendigkeit“ zu setzen suchen. Dies ist aber nicht mehr als eine Phrase. Irgend ein Naturereigniß mußte doch den Anstoß geben zu jenem Complex von Bewegungen, die mit der Bildung von Protoplasma endeten. Wir haben aber allen Grund zu der Vermuthung, daß zur Zeit des ersten Auftretens von Organismen auf unserer Erde keine andern physikalischen Bedingungen herrschten, als in der Gegenwart; denn das organische Leben ist gerade unseren heutigen klimatischen Verhältnissen angepasst. Durch bedeutendere Temperatursteigerung oder Erniedrigung können wir wohl lebendes Eiweiß tödten, nicht aber todes Eiweiß lebendig machen. Stellen wir uns nun auch vor, es sei durch irgend eine Katastrophe, z. B. durch einen Blitzschlag (wofür keine Erfahrung spricht), aus Kohlen säure, Salpetersäure u. s. w. ein Eiweißstoff gebildet worden, so würde zwar jene elektrische Explosion die mit zwingender Nothwendigkeit wirkende Ursache der Eiweißbildung gewesen sein, allein ein Zufall war es, daß der Funke gerade in eine so disponirte Gruppe von Substanzen hineinjuhr, daß durch ihn die Atome zu Eiweißmoleculen zusammengeschweißt wurden; und in ähnlicher Weise würden wir bei jeder andern, im Schooße der unorganischen Natur schlummernden Kraft, der wir die Urheberschaft des Lebens zuschreiben möchten, in letzter Instanz den Zufall als Schöpfer setzen müssen. Wenn Jemand, ohne zu zielen, ein Gewehr in die Luft abfeuert, und ein durch den Schuß getroffener Adler zu seinen Füßen hinabstürzt, so ist der Vogel durch die mit Naturnothwendigkeit wirkende Gewalt der Kugel getödtet worden. Niemand jedoch wird darüber im Zweifel sein, daß das Zusammentreffen des Adlers und der Kugel an demselben Punkte im Raum ein überaus merkwürdiger Zufall genannt werden müsse.

Gewiß sind die Vorgänge in der Natur nach dem Gesetze der Causalität,

d. h. nach Ursache und Wirkung mit einander verknüpft; es ist aber ganz unverständlich, wie diese Thatsache mit der Annahme eines bewußten und intelligenten Schöpfers im Widerspruch stehen sollte. Es giebt wohl keinen unter den Koryphäen der Wissenschaft, der so machtvoll die Anerkennung der Gesetzmäßigkeit der allgemeinen Causalität in der Natur gefördert hätte, — der so consequent den Gedanken der absoluten Nothwendigkeit in der Verknüpfung der Naturereignisse zur Herrschaft geführt hätte, wie Newton; und Newton äußert in zusammfassender Betrachtung der organischen wie der unorganischen Welt die folgenden Worte:

„Die ganze, in Bezug auf Zeit und Raum herrschende Verschiedenheit der Dinge kann nur von dem Willen und der Weisheit eines nothwendig existirenden Wesens herrühren“.

In den Naturnothwendigkeiten haben wir gewiß das Werkzeug zu sehen, durch welches das Leben gebildet ward. Wenn wir aber uns in die Betrachtung eines Kunstwerks versenken, wenn wir z. B. im Anschauen des Apoll vom Belvedere uns angeweht fühlen von dem Geiste, welchen der Künstler seinem todtten Felsblock einzuhauchen wußte, so denken wir gewiß nicht an die mit materieller Nothwendigkeit wirkenden Stahlwerkzeuge, durch welche der Stein bearbeitet ward, wenigstens wird es uns nicht einfallen, sie für die alleinige Ursache des Meisterwerks zu erklären.

Suchen wir uns nunmehr die Motive verständlich zu machen, welche den Materialismus zur hartnäckigen Behauptung seiner Stellung veranlassen. Drei Gründe sind es vornehmlich, aus denen der Materialismus die Berechtigung herleitet, das Eingreifen eines Schöpfers in die Natur zu leugnen: erstens weil man diesen Schöpfer nicht mit dem Fernrohr oder Mikroskop erkennen, nicht durch chemische Reactionen oder physikalische Experimente nachweisen kann: zweitens weil die Annahme eines Schöpfers ein Anthropomorphismus sei, das heißt eine aus menschlichen Ideentreisen abgeleitete Vorstellung, und drittens, weil diese Annahme zum Mysticismus führe.

Als Einwand gegen den ersten Grund dürften die folgenden Worte von Kant wohl Beachtung verdienen:

„Wenn der Empirismus selbst dogmatisch wird und dasjenige dreist verneint, was über die Sphäre seiner anschauenden Erkenntniß ist, so fällt er selbst in den Fehler der Unbescheidenheit, der hier um desto tabelbarer ist, weil dadurch dem praktischen Interesse der Vernunft ein unersehlicher Nachtheil verursacht wird“.

Eine willkürlichere Voraussetzung kann es doch nicht geben, als daß ausschließlich das für unsere unvollkommenen menschlichen Sinnesorgane Wahrnehmbare wirklich existiren könne; dürfen denn unsere Sinne es wagen, sich zum höchsten Richter aufzuwerfen über die Natur der die Welt bewegenden Kräfte?

Was zweitens den Vorwurf des Anthropomorphismus anbetrifft, so müssen wir dem Materialismus entgegen halten, daß gerade er stets den kleinen

Maßstab des Menschen an die Dinge des Weltalls legt und dadurch verständlich zu machen sucht, was auf diesem Wege gar nicht zu verstehen ist. Das Spiel des Zufalls als Endursache des Lebens anzunehmen, ist der größte aller Anthropomorphismen; denn nur, weil wir Zufälle und Naturnothwendigkeiten beobachten können, setzt der Materialismus sie an die Stelle von geheimnißvollen Kräften, die unseren Sinnen verborgen bleiben.

Hiernach möchte wenigstens der dritte Vorwurf des Materialismus berechtigt scheinen, wenn er uns des Mysticismus zeihet und mit diesem Worte die Menge zu schrecken sucht. In einem gewissen Sinne muß aber jeder wahrheitsliebende Naturforscher Mystiker sein, insofern nämlich, als er das Vorhandensein von Geheimnissen und Räthseln in der Natur und die derzeitige Ausichtslosigkeit ihrer Lösung zugiebt. Der Mysticismus ist aber nicht geringer, welcher einen unbekanntem, in seinen Einzelheiten und zufälligen Ursachen unvorstellbaren chemischen Proceß als alleinigen Erzeuger des ersten Protoplasma hinstellt, als der in der Annahme eines persönlichen Schöpfers enthaltene. Will man aber kein Geheimniß in der Natur dulden, so ist man genöthigt, willkürlich und unbekümmert um die Richtigkeit die in ihr enthaltenen Räthsel als gelöst zu proclamiren, anstatt eine weise Zurückhaltung in der Beantwortung jener dunklen Fragen zu üben, welche die Natur uns vorlegt. Genes Wort Hamlets ist zwar oft und selbst mißbräuchlich citirt, aber es enthält doch eine unbestreitbare und tiefe Wahrheit:

There are more things in heaven and earth, Horatio,
Than are dreamt of in your philosophy.

Nochmals aber möchte ich den alten Isaaq Newton, der doch um mindestens eines Hauptes Länge die Schaar der Naturforscher überragt, als Gewährsmann anführen, wenn er am Abend seines reichen Lebens den folgenden Ausspruch thut:

„Ich weiß nicht, als was ich der Welt dereinst erscheinen werde; aber ich selbst komme mir nur vor, wie ein am Meeresstrande spielender Knabe, welcher zu seiner eigenen Unterhaltung hier und da einen glatteren Kieselstein oder eine schönere Muschel als gewöhnlich findet, während der große Ocean der Wahrheit ganz unentdeckt vor meinen Blicken liegt“.

Wir haben seit den Tagen Newtons bedeutende Fortschritte in der Naturerkenntniß gemacht, doch sind diese neuen Errungenschaften im Vergleich zu dem, was wir nicht wissen, so gering, daß auch heute noch Newtons Worte ihre Gültigkeit nicht verloren haben; sie dürften vor allen Dingen angethan sein, uns Jüngere zur Bescheidenheit zu mahnen.



Betrachtungen über bildende Kunst.

Don

Julius Allgeyer.

— München. —

(Zehnt.)

IV.

Wir wurden im Verlauf der bisherigen Untersuchungen über das Schöne in der bildenden Kunst immer wieder auf die Erscheinung des Menschen hingeleitet, in deren Ursprünglichkeit und Unverfälschtheit wir die oberste Norm und den Maßstab für jegliches Verhältniß zur Schönheit erblickten.

Frägt man aber, wie wir und vor allem wie die Künstler der Gegenwart diese menschliche Erscheinung kennen lernen, so wird sich der oberflächlichsten Beobachtung die Thatsache aufdrängen, daß dieselbe fast immer unter verhüllenden Medien und nur ausnahmsweise als wirkliche Natur in den Kreis unserer gewohnten Anschauungen hereinragt. Solche Medien sind:

- 1) Tracht oder Mode, die uns beide Menschen als Erscheinung in der Wirklichkeit vermitteln, und
- 2) die Bühne, welche uns die Gestalt des Menschen, in die Sphäre der Kunst erhoben, vor Augen führt.

Will der Künstler sich aber mit der eigentlichen Natur der menschlichen Erscheinung bekannt und vertraut machen, so bietet sich ihm hiezu in der Gegenwart in der Regel nichts, als das bezahlte Modell.

Fassen wir Tracht und Mode ins Auge, so ist zuvor der begriffliche Unterschied Beider dahin zu erläutern, daß unter Tracht eine feststehende, im Verlauf einer geraumen Zeit keiner wesentlichen Veränderung unterworfen, unter Mode aber die stets und rasch wechselnde Art der menschlichen Bekleidung zu verstehen ist, die sich nie zu einer, Zeit und Land allgemein oder local auszeichnenden Form auszubilden vermag.

Alle Gewandung entsteht zunächst unter dem Gebot ihrer klimatischen Zweckmäßigkeit. Gefühl fürs Schickliche und schließlich Schönheitsbedürfniß treten hinzu, dieselbe zu einer gefälligen zu gestalten. So gleichsam organisch haben die feststehenden stylvollen Trachten sich entwickelt; denn alles Stylvolle ist organisch. Die jeweilige Mode aber mit ihrem kaleidoskopartigen Wechsel in Schnitt und Farbe, so wie Speculation und Veränderungslust sie willkürlich dictiren, kann nicht wohl anders als unkünstlerisch, d. i. styllos sich entwickeln. Aus diesem Grunde wird heute an ihr lächerlich erscheinen können, was sich noch gestern für schön ausgeben durfte; während das wirklich Stylvolle, als künstlerisch-organisches Product des menschlichen Geistes für alle Zeiten schön bleibt. So mag sie denn wohl dem Illustrationswesen unserer Zeit zur Anregung dienen, dem Ernst echter Kunstgesinnung und vornehmer Auffassung wird sie nie Gegenstand künstlerischer Behandlung sein können.

Damit ist nun unglücklicherweise der lebende Künstler des natürlichsten Vortheils zur Bildung seines Auges und seiner Anschauung beraubt, zu deren Bereicherung er also auf dem Boden seiner Heimat lediglich auf die Erzeugnisse früherer Kunstepochen und auf die Bühne angewiesen ist.

Es ist deshalb schwerlich Zufall, daß die Landschaftsmalerei mit so auffallender Vorliebe betrieben wird. Ihre ausgedehnte Pflege entspringt gewiß zum guten Theil aus dem unbefriedigten Bedürfniß des Künstlers nach unmittelbarer Anregung im Kreise des ihn zunächst umgebenden Lebens. Sein Sinn flüchtet sich zu ihr gleichsam aus der Welt der Willkür heraus in das Gebiet der ewig unverfälschbaren Natur. Auch die Genremalerei folgt in der Darstellung von Volkstrachten und Sitten einem ähnlichen Antrieb, indem sie die localen Ueberreste stylvoll traditioneller Zustände zu verwerthen sucht, soweit dieselben von der Mode des Tages noch nicht völlig verdrängt wurden. Auch das, was so Viele über die Alpen und in ferne Länder führt, ist nichts als das Verlangen des Künstlers, seiner in der Heimath darbedenden Phantasie in der Anschauung freier naturwüchsiger Lebenszustände reichere Nahrung zuzuführen.

Geradezu notwendig aber wird eine solche „Flucht aus dem Leben“, bei jenen zart und dichterisch angelegten Naturen, welche zu einem wahrhaft idealen Schaffen berufen sind. Für diese kann eine unkünstlerische Umgebung in der That die Gefahr der Verkümmern ihrer inneren Welt zur Folge haben; denn selbst die höchste künstlerische Phantasie zehrt sich ohne die natürliche Nahrung der lebendigen Anschauung schließlich in sich auf.

Selbst da, wo diese Flucht aus der zufälligen Umgebung nicht aus einem solchen übermächtigen inneren Zwang und Drang erfolgt, sondern nur aus der Absicht entspringt, sich eines Stückes wirklich geschauten Lebens im Sinne seiner reinen Nachahmung bemächtigen zu können, ist sie ein vollberechtigtes, aus echt künstlerischem Bedürfniß hervorgegangenes Verlangen.

Alles was aus diesem Bedürfniß heraus unsere bessere Genre- und Landschaftsmalerei geleistet hat, steht sehr oft über den Verdiensten jener an-

spruchsvolleren Kunstgattung, die dem Uebel einer unkünstlerischen Umgebung und stillosen Außenseite der Gegenwart durch Darstellung vergangener, künstlerisch gefälligerer Zustände begegnen möchte, ohne zugleich zum Mittel ihrer Idealisirung zu greifen.

Alle Werke dieser Gattung, die unter dem Namen historische Kunst und historisches Genre bekannt ist, leiden mit seltenen Ausnahmen an einem und demselben Grundgebrehen, der Absicht nämlich: Geschichte im Sinne ihrer einstigen Realität darstellen zu wollen. Bei dieser mit vollem Bewußtsein alle idealen Gestaltungstendenzen von sich fernhaltenden Richtung, bedürfte nun aber der Künstler gerade in erhöhtem Maße des Correctiv's jener, am thatsächlichen Leben und der Wirklichkeit ausgebildeten und geschulten Anschauung. Da ihm aber die veränderte und veränderliche Physiognomie der Gegenwart jede Anregung und jedes Vorbild für dieselbe versagt, bleibt ihm dabei nichts übrig, als zum aufgepuhten Manichino oder ausgestaffirten Modell seine Zuflucht zu nehmen, wobei ihm im besten Fall die Wirkung einer geglückten und gefälligen Maskerade oder einer Bühnencostümscene, aber niemals eine, von wirklich historischem Leben erfüllte Darstellung gelingen wird.

Dabei rächt sich nothwendig immer wieder die Verwechslung der Aufgabe des Historikers mit der des Künstlers. Jener, dem es um den causalen Zusammenhang der geschichtlichen Vorgänge irgend einer Zeitepoche zu thun ist, kann aus tausendfältigen Quellen unser Wissen und unsere Kenntniß von derselben bereichern: das aber, was der Künstler aus derselben bedürfte, das Bild ihrer lebensvollen Wirklichkeit, modert im Grabe und seine Auf-erweckung fordert die Verklärung.

Nothwendig mußte auf diese Gattung unserer Kunst das moderne Theater bei seiner aufs innigste mit derselben verwandten Richtung und äußerlichen Ausbildung, vom allergrößten Einfluß werden. Denn eben weil derselben in der Außenwelt jegliches Vorbild fehlte, griff sie in ihrer Verlegenheit begierig zur Natur aus zweiter Hand, wie sie ihr die gefällige Kunst des Mimik, so ganz wie dafür eigens geschaffen, lieferte. Damit aber war ein weit verhängnißvollerer Schritt gethan, als in der Kunst der vorausgegangenen Jahrzehnte geschehen war, die zwar auch die Natur aus zweiter Hand zu ihrem Vorbild nahm, aber in jener verklärten Ausgabe der klassischen Schöpfungen der Meister des Cinque cento.

Wo die bildende Kunst bewußt oder unbewußt ihre Anschauungen von der modernen Bühne empfing, da ist sie auch stets dem Fluch dessen verfallen, womit wir alle Unnatur, alles Unehle und Unwahre in Kunst und Leben zu bezeichnen pflegen: dem Theatralischen, oder, was dasselbe sagt, dem falschen Pathos. Ein warnendes Beispiel für jeden denkenden Künstler, daß wohl der Vorwurf, der Stoff, aber niemals das **Vorbild** für die schönen Künste auf dem Podium der Bühne zu suchen sei.

Selbst dem Hellenen, der doch über das denkbar vollendetste Menschen-

material verfügte, hat die Bühne nie das Schönheitsbedürftige Auge zu befriedigen vermocht. Wohl liebten auch die attischen Künstler ihre Tragiker, deren Werken sie vielfach ihre Stoffe entnahmen; aber mit jenem, dem griechischen Geiste angeborenen genialen künstlerischen Instinct vernichtete der Hellene geradezu auf der Bühne die zufällige Persönlichkeit des Darstellers unter Maske und herkömmlich feierlicher Tracht, es einem Phidias überlassend, die Herrlichkeit der Menschenerscheinung, als Abbild göttlicher Existenz, typisch zu gestalten.

In seltsamem Widerspiel zu der so ausgesprochen realistischen Tendenz unserer sogenannt historischen Kunst, begegnet man nun gerade in ihr nothwendiger Weise am häufigsten den in ihrer Erstarrung doppelt unerträglichen Gestalten unserer Bühne. Dieselben liefern stets den deutlichen Beweis, daß Anschauung und Empfindung, da wo sie der tieferen Bildung entbehren, sich ebensowohl als triviale Natur wie als gespreizte Unnatur zu äußern vermögen und daß es bei aller Begabung schließlich doch immer wieder nur die an wahrer Bildung genährte Gesinnung ist, welche dem Künstler die tiefinnersten Geheimnisse von Natur, Leben und Schönheit offenbart, aus welchen das Rechte in der Kunst hervorgeht.

Wenn nun trotzdem das sogenannte Natürliche, aus dem Leben Begriffene, d. h. das nicht als Poesie, sondern als Thatfache, Wirklichkeit oder Geschichte sich Gebende, das feindliche Element bildet, welches die Kunst der Gegenwart in ihrem höhern Aufschwung lähmt; wo sind dann aber die Wege, auf welchen der Künstler zu dieser geheimnißvollen Natur gelangen kann, deren Schwelle ihm durch Mode und theatralisches Maskenwesen verstellt wird?

Auf diese Frage gibt es nur eine einzige Antwort, sowie nur ein einziger Weg zu diesem Ziele führt.

Die erschöpfende Kenntniß des Nackten, wie sie eben nur aus der unausgesetzten Uebung in Auffassung und Darstellung desselben herauswachsen kann, ist es allein, welche das Auge des Künstlers der Art zu bilden vermag, daß es unter jeglicher Hülle den wirklichen Menschen zu erschauen und mit jener Fülle pulsirenden Lebens auszustatten und künstlerisch wiederzugeben fähig wird, ohne welche große und echte Kunst undenkbar ist. Jeder Versuch, ihre Wege wandeln zu wollen ohne dieses Studium, in welchem Mittel und Zweck gleichsam in Eins zusammenfallen, ist allemal grobe Selbsttäuschung. Nur aus ihm heraus kann es dem Künstler gelingen, die Natur sich derart dienstbar zu unterwerfen, daß sie zur wahrhaft lebensvollen Trägerin seiner innern poetischen Welt werden kann. Daß wir diese innere Welt beim Künstler vor allem andern voraussetzen und voraussetzen müssen, d. h., daß er der Welt auch wirklich etwas zu offenbaren habe, kann denen zu hören nicht erspart werden, die zufällig malen und meißeln, aber keine Dichter sind.

Nur das, was man wirklich und in der That beherrscht, vermag man auch vollkommen darzustellen. Das Studium des Nackten, so wie dasselbe

im Durchschnitt betrieben wird, ist aber nicht dazu angethan, das Verhältniß des Kunstjäungers zur Natur in einem höhern Sinne zu fördern und, was es doch sein müßte, zu einem wirklich intimen zu gestalten.

Vielleicht hat sich die Wirksamkeit unserer Kunstschulen in keiner Richtung unfähiger erwiesen, als in der überaus subtilen Vehrfrage der Darstellung des Nackten. Das allgemein übliche und für diesen Zweck an öffentlichen Schulen nicht zu umgehende bezahlte Berufsmodell ist an sich schon die allerbedenklichste Form, in welcher dem angehenden Schüler die Natur vorgeführt werden kann. Jeder Feinfühlende weiß, wie leicht sich Convention und Manierirtheit eines Menschen bemächtigen, der in irgend einem Sinne, — sei es nun auf, oder außerhalb der Bühne — mit seiner persönlichen Erscheinung Jahr um Jahr zu wirken verurtheilt ist. Sicher hat neben dem modernen Theater dieses Modellwesen mit am schädlichsten auf den Geist in unserer Kunst eingewirkt und ihr die Raibetät geraubt, ohne welche alle Kunst mehr oder weniger Frage ist. Wie selten ist's, daß wir in Marmor oder auf der Leinwand einer Gestalt begegnen, die den Zauber jenes in sich selbst ruhenden, unbewußten Wesens auszeichnet, das keine andre Relation mit dem Beschauer kennt, als die stille Wirkung seines Daseins? Fast alle haben sie jenen sich zur Schau stellenden Charakter, jenes komödienhafte posirte: Wie gefall' ich Dir? Wie kann es aber wohl anders sein, wo unsere heutige Kunst zum großen Theil selbst nichts anderes als eine gutgemeinte Lüge ist; geradeso wie die in ihrem Dienste abgenützte Natur schließlich auch zur schauspielenden Unnatur wird.

Nun mag der selbständige Künstler innerhalb der vier Wände seines Ateliers den wahren und edlen Seiten der Natur leichter auf die Spur kommen können. Allein die meisten Künstler halten sich, wie die Studirenden des Lateins, mit ihrem Austritt aus der Akademie des Studiums des Nackten überhaupt für entbunden. Sie betrachten „das Altzeichnen“ als ein abgethanes Pensum, dessen Fortsetzung einen unnöthigen Aufwand an Zeit und Mitteln fordern würde. Wozu auch, da sie den Menschen doch nur als den Träger eines Kostüms zu behandeln gedenken?

Auf diesem Wege ist nicht zu hoffen, daß häufig nachgeholt werden dürfte, was der Künstler nicht schon als Schüler aus der Schule mitbringt. Wie aber soll dieser den unendlichen Feinheiten im Bau des Menschen beikommen, wenn er die Natur nur unter der Form eines ihm gegenüber gestellten Modells kennen lernt?

Niemand vermag der Natur in Stellungen, wie sie ihr ein Dritter gegeben, von einem zufälligen Blazze aus ihre Geheimnisse abzusehen. Eine gewisse und die reizvollste Seite derselben wird ihm dabei ewig fremd und verborgen bleiben und kein Studium der Anatomie wird diese Lücke auszufüllen vermögen. Nur der anhaltenden Beobachtung der Natur, so wie sie sich in freier Bewegung giebt, kann es bei ausdauerndster, stufenweise vordringender Arbeit gelingen, zu jener reinen Auffassung hindurchzudringen,

welche die Schöpfungen der Renaissancen so vornehm auszeichnet und vor allem die Bildwerke der Antike durch eine so unermeßliche Lust von der Kunst der Gegenwart scheidet. Es ist vergebens, diesem Abstand durch das gleichzeitig übliche Studium eben dieser Meisterwerke der griechischen Plastik begegnen zu wollen. Die verfrühte Abnützung der vollendetsten Interpretation der Natur als Lehrmittel, hat bei dem unreifen Sinn des Lernenden wenig oder keinen Nutzen, ja wirkt vielleicht in mancher Beziehung direct schädlich auf denselben. Bei der meistens und fast nothwendig verständnißlosen Auffassung bei Wiedergabe solch' klassischer Vorbilder stumpft sich nur zu leicht das ungeschulte Auge des Schülers gegen die unvergleichlich maßvolle Schönheit derselben ab, und verhüllt ihm dadurch zugleich den Blick für seine eigentliche Aufgabe, die kein Talent und kein Genie ihm ersparen kann — der Aufgabe nämlich, den weiten unübersehbaren Weg Schritt für Schritt selbst durchmessen zu müssen, durch welchen das ächte Kunstwerk von der Natur geschieden ist.

In diesem nothwendigen und mühevollen Lehr- und Werdegang des Einzelnen wiederholt sich gleichsam der Prozeß der allgemeinen Kunstentwicklung; ähnlich wie die Entstehungsart und das Wachsthum jeder Lebensfrucht das typisch zusammengedrückte Abbild der vorausgegangenen, unendlich langsam vollzogenen Entwicklung der ganzen Gattung liefert. Von unten auf, durch alle Stadien des Werdens hindurch muß Jeder auch an seinem geistigen Wachsthum sich abmühen, um zur innern Reife zu gelangen. Wie viel an äußern glücklichen Umständen und günstigen Bedingungen hinzutreten muß, um die volle Reife eines Talentcs zu ermöglichen, was Zeit, Umgebung, Vorerziehung, Schicksal und Zufall für dasselbe thun müssen, steht in zweiter Linie. Nur Eins ist sicher, je größer die zu entwickelnde Naturanlage eines Künstlers ist, um so größer wird auch immer die Anstrengung sein müssen, die er selbst zu machen hat, um dieselbe in ihrem ganzen Umfang zu voller Reife und Ausbildung zu bringen. Zur künstlerischen Meisterschaft gelangt das Talent überhaupt nur durch gewisse Eigenschaften des Charakters, in welchen Manche nicht nur die Merkmale, sondern geradezu das Wesen des Genies erkennen wollen: eiserner Fleiß und durch nichts zu beirrende Ausdauer. Sie allein sind es, die den Meister machen; den Meister im Sinne der Alten, die mit der scheuen Ehrfurcht des Lernenden sich immer wieder der Natur gegenüberstellten und es nie an dem genügen ließen, was sie ihr bereits abgerungen hatten.

Nichts ist lehrreicher, um den Unterschied zu verdeutlichen, der die alte Kunst von der neuen trennt, als ein Blick in die Naturstudien der großen Meister aus bester Zeit. Hier ist nichts mehr von dem, was wir heutzutage unter einem sogenannten „Act“ zu erblicken und zu verstehen uns gewöhnt haben. Die Natur stellt sich uns darin vielmehr mit den Vorzügen einer anscheinend freien Schöpfung des Geistes dar. Zu dieser Höhe und vollen geistigen Herrschaft in der Art der Auffassung der Natur gelangt

aber nur Derjenige, der sie für seine Zwecke sozusagen erobert hat, denn die wahre Natur ist gleich einem störrischen Thiere; sie gehorcht nur demjenigen, der sie zu bändigen weiß.

Ueber die Stellung, welche gewisse Künstler, die sich keines geringen Rufes erfreuen, der Natur gegenüber einnehmen, ließen sich hier manche charakteristische Beispiele anführen. Begleiten wir einige derselben auf den Boden Rom's. Wir sehen den Einen am Tage, an welchem er die außerordentliche Stadt betritt, unbekümmert um Vatikan und Farnesina sich stehenden Fußes Modelle von der spanischen Treppe holen, um frischweg italienische Genrebilder nicht nur zu malen, sondern auch als ächte Waare zu verkaufen. Wir kennen sie alle schon längst in Effigie, diese Pifferari und Ciuciaren, die auf allen Kunstvereinsausstellungen eine Rolle spielen. Heute hat der Künstler bereits nicht mehr nöthig, sie an der spanischen Treppe in Rom aufzusuchen. Das Jahrhundert des Fortschritts hat selbst die Bauern der Sabina mit dem Geiste der Speculation erfüllt; frierend durchwandern sie die Straßen nordischer Kunststädte.

Wenden wir uns zu einem Andern. Als Scenerie diene die Villa d'Este bei Tivoli. Wer hat nicht von ihr gehört, dem Wunder klassisch-landschaftlicher und baulicher Schönheit, mit ihrer glanzvollen Vergangenheit und ihrem tiefmelancholischen Verfall; dem Boden, auf welchem Goethes Tasso spielt? Der Künstler, den wir meinen, hat eben rasche Umschau in ihr gehalten und schreitet, das Lied von der Loreley summend, an seine Arbeit, um in der Folge, auf Grund seiner stenographischen Naturabschriften zu Hause an der lieblichen Düssel sich einen Ruf als großer italienischer Landschaftler zu ermalen.

Dagegen auch Andere könnten wir nennen, die übermächtig vom Anblick Rom's, seiner Kunstschätze, seines Volkes und seiner Campagne, demüthigen Sinnes den bitteren Kampf des Zweifels an ihrer künstlerischen Bestimmung durchkämpften, um erst an den Fortschritten und dem Gelingen ihrer eignen stillen Arbeit sich langsam wieder emporzurichten, und zu einer Meisterschaft zu gelangen, für welche das Verständniß ihrer Zeit nicht ausreichte.

In diesen wenigen Beispielen sind die beiden Grundformen der Naturbetrachtung und Lebens- und Kunstauffassung ausgesprochen, auf welchen der große Gegensatz der neuen und alten Kunst beruht.

Das Lebenselement jener ist das Charakteristische; ihre Ausdrucksweise culminirt in der Geschicklichkeit, im Virtuositenthum, ihre höchste Absicht ist der Effect. Die Andere erblickt in der erschöpfenden Behandlung und Auffassung der Natur, d. i. in der typischen Gestaltung derselben, ihre Aufgabe. Ihr Wesen ist Maß und Schönheit. Wie jene in die Ausführung, so legt diese den Schwerpunkt in die Vollendung. Auch sie will wirken, aber dauernd und nicht mit den raschabgestumpften Mitteln des Effects. Nicht auf den gedankenlosen müßigen Augenblick ist ihre edle Sprache berechnet: die Theilnahme des ganzen Menschen ist's, die sie fordert, mit dem Zweck aller wahren und echten Kunst: Inhalt des Lebens zu sein.

V.

Nachdem die Mängel und Mißstände eingehend dargelegt wurden, an welchen unser Verhältniß zur Natur im allgemeinen und besonders aber in Beziehung auf die Darstellung und das Studium des Nackten in der Kunst leidet, ist die Frage nahe gelegt, ob es der Gegenwart überhaupt möglich sein dürfte, dieselbe in einem praktischen Sinne zu lösen. Man ist geneigt und fühlt sich diesem Thema gegenüber immer wieder verführt, seine Blicke vor allem andern auf die griechische Plastik, als den höchsten Ausdruck dieser Seite der Kunst hinzulenken. Forscht man aber näher nach den Bedingungen, unter welchen sich dieselbe zu solch erstaunlicher Vollendung entwickeln konnte, so wird man stets wieder sagen und sich eingestehen müssen, daß die moderne Welt, der moderne Staat weder Wille noch Fähigkeit mehr besitzen, das Problem der Kunst in einem so ausschließlichen Sinne als Zweck und Ziel des Daseins aufzufassen.

Wohl mag die in ihrer Art einzige Naturanlage des hellenischen Volkes demselben die Lösung dieser Aufgabe als eine unabweisbare und nothwendige nahegelegt haben. Es mochten ferner die klimatischen und geschichtlichen Bedingungen und Einflüsse die Ausbildung dieser eigenthümlichen Anlage unendlich begünstigen; dennoch wird dieser beispiellose Entwicklungsproceß für alle Zeiten ein Räthsel, ein Gegenstand ewiger Bewunderung, wenn nicht Bewunderung bleiben. Wie mit der unaufhaltbaren Gewalt eines Naturereignisses und doch wieder wie nach künstlerischen Gesetzen, vollzieht sich derselbe gleichsam mit den klaren Instincten einer genialen Individualität. Nicht ruhend, als bis der gesammte Inhalt des Daseins zum höchsten Maß von Schönheit entwickelt und nach allen Richtungen hin zum vollen und klaren künstlerischen Ausdruck durchgebildet war, steht dieser Vorgang dicht am Eingang zur beglaubigten Geschichte als Beispiel eines menschenwürdigen Daseins vor uns, das wohl geeignet ist, der Nachwelt ewig als leuchtendes Vorbild zu dienen.

Nie und zu keiner Zeit hat das Leben selbst wieder in solchem Maße die Bedingungen erfüllt, die für ein wahrhaft glückliches Schaffen des Künstlers erforderlich sind, als wie in dieser traumhaften und freilich auch gleich einem Traume kurzen Blüthe des griechischen Staatslebens. Hier war Alles gegeben, um zur unverfälschten Ursprünglichkeit der menschlichen Natur hindurchbringen zu können. Was wir als den Schlüssel zum wahren Verständniß derselben bezeichneten, die Möglichkeit nämlich, dieselbe in ihrer freien, aller Bewußtheit und Absichtlichkeit baren Bewegung beobachten, erfassen und künstlerisch darstellen zu lernen — dem kam das griechische Leben in einer ganz ungewöhnlichen Weise zu Hilfe.

Schon über alles und geistvoll dazu und von Natur ausgerüstet mit einem Instinct für künstlerische Gestaltung der gesammten Existenz, wie ihn kein Volk vorher oder nachher je wieder besessen hat, wurde die Ausbildung aller seiner physischen wie geistigen Kräfte und Anlagen in der Richtung

des Schönen, mit der Zeit bewußter Zweck und Inhalt des Lebens eines jeden freigebohrenen Griechen. In seinen Gymnasien, wo die Blüthe der hellenischen Jugend sich täglich im Wettlauf und in gymnastischen Spielen übte, von den Lorbeeren träumend, die sie als Preis der Schönheit und Kraft von den Festen zu Olympia mit heimzubringen hoffte; da mögen auch die großen Plastiker dieser Zeit ihre Hochschule durchgemacht und ihren Blick am Herrlichsten geübt und gebildet haben, was Menschenaugen entzücken kann.

So weit ein gnädiges Geschick die Erzeugnisse dieses Kunstgeistes vor dem Untergang bewahrt und uns zu Genuß und zur Vergleichung aufgespart hat, mag uns letztere hinreichend belehren, daß wir wohl darauf verzichten müssen, auf dem Gebiete der Plastik mit den Griechen um den Preis ringen zu können.

Anderß stellt sich das Verhältniß in Bezug auf die Malerei der Griechen, die im Großen und Ganzen als eine für uns untergegangene Welt wird angesehen werden dürfen. Wie hoch man diese Einbuße auch wird anschlagen müssen, da nicht wohl anders anzunehmen ist, als daß ein Volk von so feinfühlig-künstlerischer Anlage und Ausbildung, auch in dieser Kunst Ungewöhnliches geschaffen habe, so dürfte ihr Verlust doch weniger zu beklagen sein, da wohl ohne Frage, auf diesem Felde, der Kunst der Italiener die griechische nicht zur Seite gestellt werden könnte.

Die späteren Versuche, den jeweiligen Inhalt einer Zeit selbständig plastisch auszugestalten, müssen, soweit sie, als nicht imitatorische, d. h. nicht auf die Antike begründete hier in Betracht kommen können, für gescheitert angesehen werden, da mehr oder weniger alle diese Versuche auf eine Verleugnung und Verkennung des eigentlich plastischen Wesens hinauslaufen und das malerische Element zu sehr hervortreten lassen.

Es kann nicht bloßer Zufall sein, daß die größten Genien der nachfolgenden Zeiten sich alle der Malerei und nicht der Plastik zugewendet haben, und daß selbst ein Michel Angelo, der mit der ganzen Energie seines gewaltigen Wesens nach plastischem Ausdruck gerungen, doch immer wieder von ihrer eigentlichen Sphäre abgedrängt wurde, um auf der Fläche und nicht in Marmor seine erhabensten Gedanken auszusprechen. Da wo er dennoch zum Meißel griff, trug auch er unbewußt in sein Werk jenes Element des vorwiegend Malerischen hinein, welches bald darauf in Berninis Ausschreitungen so unerhörte und seltsame Triumphe feiern sollte.

Aus alldem zu folgern, muß also wohl die Malerei eine dem Wesen der neuern Zeit verwandtere Kunst sein, als die Plastik. Eine zu erhoffende geistige Regeneration der Kunst wird sich deshalb auch immer zunächst in den Grenzen jener vollziehen müssen.

Fragt man sich aber, welches die Ursachen sein mögen, welche die Cultur der Malerei vor der der Plastik so besonders begünstigten, so würde es gewiß ein Fehlschluß sein, wollte man dies allein aus dem Umstand ableiten, daß die Fähigkeit erst spät erlangt wurde, das zerfließende Element der Farbe

festzuhalten und künstlerisch erschöpfend zu verwerthen; daß aber, einmal entwickelt, der wunderbare Reiz dieser Kunst sie nothwendig zur herrschenden habe machen müssen.

Noch andere, tieferliegende Ursachen wirkten mit, ihren Erfolg herbeizuführen.

Das naive Verhältniß des antiken Künstlers zur Natur erschöpfte sich wie gezeigt wurde, in der vorwiegenden Darstellung der menschlichen Gestalt als solcher. Die nothwendig hieraus entspringende Auffassung derselben in ihrer von der Umgebung abgelösten Körperlichkeit, drängte unabweislich zur Plastik. Dem modernen Künstler dagegen ist nicht mehr der Mensch in seiner Ausschließlichkeit und als edelster Typus der Natur alleiniger oder doch höchster Kunstzweck. Er stellt denselben vielmehr und mit Vorliebe in seinem Verhältniß zum Menschen dar. Mit andern Worten, das menschliche Leben, nicht mehr die aus ihm herausgelöste Erscheinung des Menschen an und für sich, ist Inhalt der Kunst geworden; war es wenigstens der der Renaissance. Die neuere Zeit ist noch einen Schritt weiter gegangen und stellt in der Verfehlung des Verhältnisses, losgelöst vom Menschen, mit Vorliebe seine Umgebung dar.

Nun bietet aber die Plastik zur Behandlung des Menschen in seinem Verhältniß zu seiner Umgebung nur sehr beschränkte Mittel dar; wogegen die Malerei gestattet, das gesammte Gebiet der Anschauung kosmisch zu erfassen und nach Breite und Tiefe räumlich zu erschöpfen.

Die griechische Kunst ist, wo sie Aehnliches versucht hat, nur selten über den jogenannten Reliefftyl hinausgegangen. Es wäre aber thöricht und ungerecht, über der Einbuße an rein plastischer Kunstbehandlung die ächt künstlerischen Vortheile übersehen oder leugnen zu wollen, die der späteren Kunst aus der unermesslichen Erweiterung ihres Gesichtsfeldes erwachsen mußten.

Es wäre dies um so widersinniger, als eine Verschmelzung beider Elemente, des Malerischen und des Plastischen, auf der Fläche keineswegs ausgeschlossen, ja gerade hier stets das eigentlichste Ziel aller großen Kunst gewesen ist, seitdem ihre Entwicklung durch die Anschauung und die Kenntniß von der Antike mit bestimmt wurde.

Mittelpunkt der Kunst, die wir die große nennen, kann aber nach wie vor nur der Mensch selbst sein.

Wir kennen bereits zum großen Theil die vielen Schwierigkeiten, welche der Künstler der Gegenwart zu überwinden hat, um bis zu der Erscheinung desjenigen Menschen hindurchzudringen, wie er für die Zwecke dieser großen Kunst erfordert wird. Ueberall stößt er bei dem Bemühen zu dessen Auffindung auf störende Verhüllungen jeder Art, von denen die äußerlichste derselben, die Mode, noch keineswegs als die schlimmste zu bezeichnen ist. Das größte und am schwierigsten zu beseitigende Hinderniß liegt vielmehr in der Anschauungsweise und Gesinnung des Künstlers selbst, weil sie ihn verhindert, das Einfach-Natürliche, auch da wo es vorhanden ist, zu empfinden und naiv, ohne Beimischung von theatralischem, d. h. falschpathetischem Wesen darzustellen.

Hier muß nun noch eines besondern Umstandes gedacht werden, welcher die Anschauung des modernen Künstlers zu beeinträchtigen geeignet ist.

Wir haben die Beobachtung der Erscheinung des Menschen in ihrer freien Bewegung als die wichtigste Art des Naturstudiums bezeichnet. Wie die Schönheit an die Form gebunden ist, so liegt das Wesen dessen was wir Reiz und Grazie nennen, in der Bewegung, ohne welche die schönste Form starr und seelenlos erscheint. Nun verpönt aber unsere sogenannte gesellschaftliche Schicklichkeit die Geste, dieses köstliche Hilfsmittel des Ausdrucks, als etwas mit dem Affecte zusammenhängendes. Dieselbe scheint ohnehin eine vielmehr den südlichen als nordischen Völkern eigenthümliche Gabe zu sein. Wer mit dieser Seite des italienischen Volkes aus langer Beobachtung-vertraut ist, erkennt darin auch heute noch die Quelle, aus welcher Leonardo da Vinci die Studien zu seinem Abendmahl geschöpft hat, welches unter allen bekannten Werken der bildenden Kunst vielleicht das außerordentlichste Beispiel von ebenso großartig beredter, als einfach natürlicher Geste liefert. So ist denn dem modernen nordischen Künstler auch hier wieder ein neues, überaus reiches und ergiebiges Feld der Beobachtung und Anschauung entzogen und er abermals auf Reflexion und Bühne angewiesen. Unglücklicherweise befindet sich aber der Mimiker mit ihm genau in derselben Lage, wenigstens überall da, wo er nicht das gewöhnliche oder das moderne Salonleben darstellt.

Wir sehen somit das Gebiet sich immer mehr und bedenklicher verengern, auf welchem die Anschauung des Künstlers sich heutzutage naturgemäß zu bilden vermöchte. Doch getrost. Inmitten der Wüste und Einöde dieser, in ihren Aeußerungen hier völlig unfreien, dort auf's höchste verbildeten gesellschaftlichen Menschennatur, sprudelt ein verborgener Quell, in welchem jeder Künstler von tieferem Sinn, wie in einem Gesundbrunnen seine natürliche Sehgabe zu jeder Zeit wieder gewinnen, läutern und kräftigen kann. Diese Wunderquelle ist die Natur im Kinde, mit ihrer unverwüßbaren, sich selbst, ihrer Grazie und ihrer Reinheit nicht bewußten Unmittelbarkeit.

Wohl hat Geschmacklosigkeit und Sentimentalität, Oberflächlichkeit und schablonenmäßige Behandlung auch diese reine Quelle, an welcher die größten Meister aller Zeiten sich zu laben liebten, längst für die Kunst getrübt. Aber die Natur im Kinde selbst hat im Großen und Ganzen weder Affenliebe noch Eitelkeit jemals wirklich zu fälschen vermocht. In ihrem Studium wird jedem nicht schon gänzlich verbildeten Auge sich das tiefe Geheimniß der wahren und reinen Natur immer wieder leuchtend offenbaren und der Künstler durch alle Formen und Fälschungen hindurch zu ihr sich zurückfinden können. Doch auch hier wird es Keinem leicht werden, zu diesem „auf's innigste zu wünschenden Ziele“ zu gelangen.

Wen nie der Blick eines in Freude aufleuchtenden Kinderauges bis in's Innerste der Seele getroffen, sein herzliches Gelächter nicht erquickt, sein Lächeln unter Thränen nicht gerührt hat, der möge von vornherein von diesem, nur

durch die Liebe zu ermöglichenden und zu bewältigenden Studium lassen. Wie ihm keine Ahnung wurde von dem herzbezwingenden Zauber einer in Paradiesesunschuld aufdämmernden Menschenseele, so wird er auch ohne Blick sein für den Reiz ihrer äußeren, vom Ansturm der Leidenschaft noch nicht berührten Form und ihrer angeborenen von keiner Convention verkümmerten natürlichen Grazie. Demjenigen aber, der diese reine Welt ahnt und liebt, möchten wir zurufen: „Tritt ihr näher dieser Welt ohne Lüge und Thorheit, die noch von keiner Berechnung und Selbstsucht getrübt ist. Doch tritt ihr nicht mit vorgefaßtem Willen, mit fertigen Zwecken und Schülerdünkel entgegen. Verzichte einmal auf die leidige Lust zum Componiren und laß diese Welt ruhig auf Dich wirken. Gönn ihr Zeit, heimisch bei Dir zu werden, auf daß Du heimisch in ihr werdest. Laß ein, laß noch besser zwei solcher Kleinen, ihrer Hüllen ledig, jeden Tag eine Stunde um Dich ihr Spiel und Wesen treiben. Beobachte sie, beobachte sie nochmals und immer wieder. Vertraue dabei das, was Dein Auge flüchtig als Erscheinung reizt und entzückt, nur in ebenso flüchtigen Linien dem Papiere an, dann schreite weiter und studire Glied um Glied und Form um Form, mit dem Bemühen, jede derselben bis zu ihren feinsten Ueberschneidungen durchzubilden. Halte Dich dabei an Deine flüchtigen, aus der unmittelbaren Beobachtung hervorgegangenen Skizzen, auf daß Form und Bewegung Natur sei, wahre und wirkliche Natur und dann sieh zu, mit welcher ganz andern Blicken nach einem halben Jahre der Art fortgesetzter Arbeit Du die Natur zu erfassen gelernt haben wirst, als da Du anfingst bei ihr in die Schule zu gehen“.

Ist in solcher Weise die Phantasie eines Künstlers in eben so hohem Maße bereichert, wie wohlthätig gebändigt und geschult worden, so mag dieselbe auch in freiem Schaffen sich wieder ein Genüge thun. Allein der Künstler wird alsbald gewahren, welcher einen ganz anderen, von seinem früheren Denken verschiedenen Charakter seine jetzigen Arbeiten an sich tragen. Was ehemals nur verschwommen und angedeutet war, und so seinen Ansprüchen völlig genügte, wird unversehens feste und eigenartige Form gewinnen und während er — die Natur anscheinend nachahmend — sich ganz derselben unterzuordnen glaubte, wird er entdecken, daß er auf dem geraden und besten Weg zur künstlerischen Freiheit und Reife sich befinde; ja, daß er umgekehrt zuvor, da er nur seiner eigensten Phantasie zu gehorchen wähnte, in den Anschauungen Anderer befangen, sich völlig unfrei und unselbständig bewegt hatte; mit einem Worte, daß er Manierist war.

Ein solchermaßen vorgebildetes Auge wird für alle Fälschungen der übrigen Natur ein feines und sicheres Gefühl besitzen; aber auch aus diesem Gefühl heraus dem Künstler das Bedürfniß nahe legen, sich überall zur Natur in ein gleiches, innerlich lebendiges Verhältniß zu setzen. Ihm wird klar sein, was dem vergrößerten Sinn der Meisten unverständlich bleiben mag, daß jene Natur, die Jedem dienstbar, von Hand zu Hand geht, wohl zur Herstellung landläufiger Kunstvereins- und Marktwaaren taugen, aber niemals die vornehmen Aufgaben der wahren Kunst wird fördern können.

VI.

Wir haben bisher nur die Aufgaben im Auge gehabt, welche dem Künstler im Allgemeinen obliegen, sobald seine künstlerischen Absichten die Grenzen des Gewöhnlichen überschreiten und dabei die Pflichten ermögen, die aus unseren Kunstzuständen für ihn im Besonderen erwachsen.

Um gerecht zu sein, wird man zugestehen müssen, daß aus unseren Gesichtspunkten betrachtet, diese Aufgaben und Obliegenheiten unendlich schwierige und erschwerte sind; die weiten und unsicher vorgezeichneten Wege, welche der Künstler der Gegenwart zu durchmessen hat, um nur erst an der Stelle anzugelangen, die für den antiken Künstler der natürliche und nicht zu verfehlende Ausgangspunkt seiner Laufbahn war, macht jede Leistung auf dem Gebiete der idealen Kunst gewissermaßen zu einer ganz persönlich heroischen That, weil die Aufforderung dazu in der Regel nicht von Außen, sondern nur aus dem inneren Impuls des Künstlers selbst auszugehen pflegt.

Die Welt nach ihrer augenblicklichen Verfassung bedarf seiner und seines Werkes eigentlich nicht. Sie läßt sich dasselbe nach Umständen vielleicht gefallen; aber der Künstler von höheren Anlagen steht mit seinem Wirken und Wollen nicht als der umworbene Interprete des künstlerischen Bedürfnisses seiner Zeit inmitten derselben; sie giebt ihm vielmehr nur zu oft gerechten Grund, in ihr den feindlichen Gegensatz seiner inneren poetischen Welt zu erblicken. Er hat deshalb nicht selten menschlich die größte Selbstverleugnung zu üben, um, seiner wahren Bestimmung eingedenk, sich selbst, d. i. seinem besseren Wesen treu zu bleiben. Statt ihm Förderung zu gewähren, setzt ihm die Welt nur Widerstand und Hindernisse entgegen, und wenig frommt ihm die Erkenntniß, daß weniger bewußte Feindseligkeit, als Mißverstand und Theilnahmslosigkeit die Schuld an seiner Vereinsamung tragen.

Manche sagen, es sei zu allen Zeiten so und nie anders gewesen. Es war anders, als die Kunst in der Religion und diese in der Kunst ihren höchsten Ausdruck fand. Auf diesem Boden schützte den Künstler die Theilnahme Aller wenigstens immer vor roher und plumper Mißdeutung. Eines Künstlers größte Feinde aber sind nicht seine Gegner, sondern eben Gleichgiltigkeit und Unverstand seiner Zeit und Umgebung gegenüber Dem, was er ohne Auftrag von Seiten der Welt aus innerer Nothigung herausbildet. So wenig es aber bedeutungslos ist, an welchen Naturquellen die künstlerische Phantasie sich erfrischt und läutert, eben so wenig kann es ohne Einfluß auf die Gesinnung und Denkweise eines Künstlers sein, wohin seine Gedanken ihre Richtung zu nehmen gezwungen sind, bei der Frage: für Wen, für welchen Zweck und selbst für welchen Ort seine Arbeit bestimmt ist.

Für den Werth und die Beurtheilung eines Bildes, wie z. B. die Grablegung Rafael's kann es heute gleichgiltig erscheinen, welcher Veranlassung dasselbe seine Entstehung verdankte. Nichts desto weniger kann man fragen, ob dieses ergreifende Werk so hätte gedacht werden können, wenn es auf den

Geschmack des Publikums unserer Kunstvereine zu wirken bestimmt gewesen wäre, anstatt für eine Hauskapelle zu Perugia, zum Gedächtniß an den unter dem Geschlechte der Baglioni stattgehabten Massenmord.

Der vergrößerte, vom verworrenen Treiben unserer Ausstellungen corrumpirte Sinn unserer Zeit würde zum Gedächtniß an einen ähnlichen Vorgang vom Künstler die Darstellung der rohen Thatsache als solcher verlangen und dieser, von denselben Einflüssen bestimmt, diesem Verlangen willig begegnen, wo nicht zuvorkommen. Nach dem vornehmen Geiste jener ächt künstlerischen Zeit war es dagegen dem Künstler vergönnt, das Schauervolle jenes Ereignisses in rein symbolischer Auffassung zu verhüllen.

Der antiken Welt und dem Mittelalter war der Begriff des Kunstmarkts im heutigen Sinne fremd. Der Künstler hatte nicht nöthig, das Ungewisse zu berechnen. Er kannte seinen Käufer in der Person des Bestellers und Kirche und Staat waren seine Hauptarbeitgeber. Auch den Ort, an welchem sein Werk zu wirken bestimmt war, kannte er in den mehrsten Fällen. Dies bot ihm den Vortheil, dasselbe auf's sorgfältigste dafür berechnen zu können, auch wo es nicht al fresco unzertrennlich damit verwachsen war.

Wie anders ein Kunstwerk unserer Tage! Wie eine heimatlose Waise auf's Ungewisse in's Leben geworfen, durchwandert es die Welt in der zweideutigen Gesellschaft bunt zusammengewürfelter Ausstellungen, mit seinen Reizen um die Gunst des nächsten und besten Käufers buhlend.*)

Anstatt nun aber eine störende oder hemmende Schranke für den Künstler zu sein, sind nicht selten aus den Bedingungen eines gegebenen Raumes für die Werke selbst ihre eigenthümlichsten Vorzüge hervorgegangen, so daß dieselben überhaupt nur aus den localen Voraussetzungen erklärbar sind und im eigentlichen Sinne des Wortes dadurch das Gepräge des Monumentalen erhielten. Die Entwicklung derjenigen Kunst, die man die große nennt, kann überhaupt nicht anders, als nur im unmittelbaren Zusammenhang mit der Architektur gedacht werden, weshalb sie denn auch gleichzeitig den Namen monumentale Kunst führt.

Heute aber darf man wohl ohne Uebertreibung sagen, daß unter der ausschließlichen Pflege der Staffelei- und Kleinmalerei jegliches wahre Verständnis für die Bedingungen dieser Kunst verloren ging. Während die großen Traditionen der Renaissance noch bis in die Bopfzeit hinein durch alle Verzerrungen dieses Styls hindurch im Kunstgefühl ihrer Künstler als lebendig fortwirkend zu verfolgen sind, erlischt ihre Einwirkung nach den politischen Erschütterungen der französischen Revolution und des Kaiserreichs gänzlich unter dem Einfluß des nüchtern geschäftigen, bureaukratischen Geistes der folgenden

* Wir wissen nicht, ob uns Viele verstehen werden, wenn wir die Einbürgerung des Vorterrawesens in unsere Kunst als ein Unglück für dieselbe bezeichnen und zwar, weil es den alle Wahl ausschließenden Zufall zum Vermittler zwischen dem Kunstwert und seinem Besizer macht.

Jahrzehnte, um nur vorübergehend in dem flüchtigen perikleischen Traume Ludwig I. noch einmal, aber ohne jede nachhaltige Folge, aufzuleben.

Den Forderungen der monumentalen Kunst gegenüber werden aber tausend Dinge hinfällig, welche in einem Staffeleigemälde zulässig sein mögen. Wie viel oder wie wenig der Künstler in seinem Verhältniß zur Natur, wie wir es angedeutet haben, auf dieselbe vorbereitet sein mag; er wird sich alsbald genöthigt fühlen, seine Aufgabe höher zu fassen, wenn er nicht gänzlich an derselben scheitern will. Es sind völlig veränderte Mittel und Zwecke, mit denen er zu rechnen hat, ähnlich wie der Symphoniker auf der breiten Grundlage des Orchesters eine andere Sprache redet, als in den Grenzen des Kammerstyls.

Wie selten aber bietet die Gegenwart in dieser Richtung dem Künstler Gelegenheit zur Uebung und Steigerung seiner besten Kräfte! Und hier verlassen wir das Gebiet der Pflichten des Künstlers, um uns der Welt zuzuwenden und den Antheil zu bestimmen, welcher ihr an den Aufgaben der Kunst zufällt; denn die Lösung derselben einseitig vom Künstler allein fordern wollen, wäre ebenso ungerath als widersinnig. Er bedarf hiezu nothwendig der Mitwirkung und zwar der begeisterten Mitwirkung außer ihm liegender, für die Zwecke der Kunst thätiger Kräfte. Es liegt nun einmal in der Natur und dem Wesen der bildenden Künste und schreibt sich wohl zum Theil aus ihrer Verührung und Verwandtschaft mit dem Handwerk her, daß sie zu ihrer Entwicklung eines breiteren, von Außen besonders begünstigten Bodens im Leben bedürfen: dessen, was man speciell unter Kunstpflege versteht; während Musik und Poesie, vom Drama abgesehen, — man wäre fast geneigt zu sagen — billigere Künste sind; in dem Sinne nämlich, daß sie ohne Pracht und Reichthum denkbar sind.

Staat, Kirche, Fürsten und Gemeinden sind es, welchen in erster Linie die Pflicht der öffentlichen Kunstpflege zuwächst, während dem Adel und anderen Mächtigen die private Förderung der Kunstinteressen zusteht. Sehen wir zu, in wie weit diese Factoren ihrer Pflicht genügen.

Für den modernen Staat ist die Kunst, wie wir zur Genüge wissen, „Luxus“ im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. im Sinne ihrer Entbehrlichkeit. Die Erwägung, daß das Leben des Lebens erst werth wird, wo die Kunst ihm Anmuth verleiht, berührt ihn strenggenommen nicht. Er bekennt sich weder zu ihr, noch mag er sie geradezu verleugnen. Er trägt sie, wie ein nüchtern Mann den Schmuck eines Ordens oder einen Zierrath an seinem Gewande trägt, um des Ansehens willen, daß sie in den Augen der Welt genießen und verschaffen. So baut der Staat denn um dieses Ansehens willen, außer Kasernen, Bahnhöfen, Schul- und Zuchthäusern, bei welchen von einem künstlerischen Schmuck gewöhnlich keine Rede ist, gelegentlich auch Theater, Gallerien und Akademien, oft mit einem Aufwand von vielen Millionen, wobei die bildliche Ausschmückung und plastische Decoration nicht völlig zu umgehen sind. Gewöhnlich erschöpfen sich aber die dafür bewilligten Mittel schon während des Rohbaues. Was von den widerwillig gewährten Nachtragsforderungen für den plastischen und besonders für den inneren bildlichen Schmuck übrig bleibt, ist in der Regel wenig oder nichts. Was liegt also näher

und ist einfacher, als an diejenigen, deren Kunst in jenen Räumen großgezogen werden soll, den Ruf ergehen zu lassen sich gemeinsam um der Ehre willen in die Arbeit der Ausschmückung derselben zu theilen!

So der Staat. Was die Kirche betrifft, so hat diese vom „praktischen Jahrhundert“ längst gelernt, sich die Mittel für ihre baulichen Bedürfnisse auf dem Wege der Lotterie zu beschaffen; den plastischen Schmuck aber aus einer der vielen Fabriken zu beziehen, die Jahr aus Jahr ein für heilige Zwecke billigt, nach Preiscurant arbeiten. Um die Ehre des Namens „Heiligenmaler“, der längst zum Spotttitel wurde, werben ohnehin nur noch jene Stillen im Lande, die von der Mutter Natur wohl den nöthigen Ernst der Gesinnung, aber selten Talent genug verliehen erhielten zur Hervorbringung eines herzbewegenden Werkes.

Wo Staat und Kirche mit solchem Beispiel vorangehen, kann von den Gemeinden im Großen und Ganzen kaum mehr erwartet werden. Der stolze Bürgerinn des Mittelalters, der im edlen Wettstreit mit den Nachbarstädten sich selbst nicht genug thun konnte im würdigen Schmuck seines Gemeindehauses, ist längst aus unserm öffentlichen Leben gewichen. Vereinzelte Ausnahmen eines besseren Geistes sind zu zählen.*)

Unsere Fürsten? Man sagt, die Zeit lege ihnen in erster Linie militärisch-politische Pflichten nahe. Aber waren denn die Fürsten der Renaissance nicht auch Soldaten und Staatsmänner im kühnsten Sinne des Wortes und ihr Staat sehr oft nur die junge, täglich umstrittene Schöpfung ihres vertwegenen Ehrgeizes, und dennoch liebten, schützten und pflegten sie die Kunst.

Wenn aber unsere, in ihren stolzen angestammten Herrensitzen hausenden Fürstengelechter sich dieser Pflichten für entbunden erachten, was soll dann erst von jenem Adel deutscher Nation zu hoffen sein, dessen Leben unter dem Einflusse bürgerlicher Miethverhältnisse verläuft? Wer hat Neigung, Bedürfniß und Muth, ein Haus zu schmücken, von dessen Schwelle fremde Laune ihn verweisen kann?

So bleibt denn nur noch der Adel der Börse; und in der That ist es auch vorwiegend dieser gewesen, aus dessen Reihen die wenigen Gönner der Kunst, oder zum wenigsten dieses oder jenes Künstlers hervorgingen. Nur Schade, daß sich an den Besitz des Geldes nicht auch zugleich die Vorzüge der Bildung knüpfen.

Wirft man zur Vervollständigung dieser nicht eben sehr erquicklichen Umschau zu guter Letzt noch einen Blick in die Kreise unserer gesetzgebenden Versammlungen, so ist das Bild kaum ein erfreulicheres zu nennen.

*) Die schwerfällige Art und unzeitige Gründlichkeit im Sinne des Beziehungs-vollen, mit welcher bei Ausschmückung von Bauten zu Werk gegangen wird, hat viel Geschmackloses zur Folge gehabt. „Man müßte den Künstler nicht mit verderblichen Allegorien, nicht mit trockenen, historischen oder schwachen sentimentalen Gegenständen plagen“. — „Niemand müßte sich wundern, Venus und Adonis in einer Regierungs-sessionsstube, oder irgend einen Homerischen Gegenstand in einer Kammeression anzutreffen“. Bis diese Ansichten Goethes bei uns Geltung erlangt haben werden, dürfte noch ein weiter Weg zurückzulegen sein.

Als in den fünfziger Jahren dem gesetzgebenden Körper zu Paris der Antrag zur Genehmigung vorgelegt wurde, dem, durch das rasche Aufkommen der Photographie drohenden Untergang der Kupferstecherkunst, durch Subvention aus Staatsmitteln zu begegnen, votirte die Versammlung die geforderte erhebliche Summe ohne Widerspruch zum Zweck der Beschäftigung der lebenden Meister dieses Kunstzweigs. In einem deutschen Stände- oder Reichstag würde ein ähnlicher Vorschlag die ganze Versammlung in gelinde Verwunderung, wenn nicht in den Zustand der Heiterkeit versetzt haben, während Gebatter Schneider und Handschuhmacher mit ihren Anliegen in jenen Kreisen stets auf die lebhaftesten Sympathien zu stoßen versichert sein dürfen.

Wie sollten Dinge von solcher Geringsfügigkeit bei dem vorwiegend politischen und Parteicharakter unserer Parlamente den erleuchteten Gesichtskreis von Männern tangiren, die am Culturkampf nicht sowohl die Cultur, als vor allem den Kampf selbst zu lieben scheinen.

Es ist höchst charakteristisch für die Stellung, welche die Kunst unter uns, und umgekehrt unsere Zeit der Kunst gegenüber einnimmt, daß es für geradezu undenkbar gelten kann, ihr unübersehbar großes und wichtiges Interessengebiet könnte jemals in einer unserer legislatorischen Versammlungen in der Person eines Künstlers selbst Sitz und Stimme erlangen, wenn derselbe auch als solcher in Aller Augen eine Weltstellung einnehmen sollte. War dies schon bei der frühern Wahl und Zusammensetzung derartiger Versammlungen nicht anzunehmen, so muß heute, nach der Einführung des allgemeinen Stimmrechts jeder Gedanke daran als lächerlich erscheinen, während im Mittelalter nicht selten Künstler und Dichter die politischen Rathgeber und diplomatischen Agenten ihrer Staaten und Fürsten waren.

Es ist betrübend die dürftigen Summen zu überblicken, welche durchschnittlich für reine Kunstzwecke — unter welche wir die Gründung von Kunstschulen leider nicht rechnen können — in den Budgetberathungen unserer Kammern figuriren. Was im jährlichen Etat derselben in dieser Richtung sonst vorgesehen ist, erschöpft sich in den von Jahr zu Jahr ins Maßlose sich steigenden Ansprüchen unserer Bühnen.

Will man auch von dem ungünstigen Einfluß, welchen diese Institute auf einen ganz besonderen Theil unserer Kunst ausüben, völlig absehen, so sind über den wenig segensvollen Antheil, welcher denselben an der Hebung und Förderung einer höheren Kunstgesinnung zugeschrieben werden kann, alle Einsichtigen längst im Klaren. Schwierig zu beantworten ist nur die Frage, wie ihrem alles verflachenden Einfluß zu begegnen sei, besonders seitdem das gesammte Bühnenwesen, Dank unserer neuesten Gesetzgebung, der freien Concurrenz und den Wohlthaten einer rücksichtslosen Speculation überantwortet wurde. Die Erwägung, ob in der Wiederbeschränkung und Beaufsichtigung derselben durch den Staat nicht eine Verletzung der Principien der Freiheit und des allgerühmten Fortschritts läge, müßte eigentlich verstummen angesichts der vortheuerenden Wirkungen, welche ihre Freigebung auf dem sittlich-

ästhetischen Gebiet in wenig Jahren anrichtete. Wenn auch die Hebung der rein ästhetischen Cultur eines Volkes keineswegs parallel das Steigen seiner sittlichen Bildung bestimmt (da das Künstlerische weder nothwendig sittlich noch das Sittliche künstlerisch zu sein braucht), so kann doch wohl umgekehrt gesagt werden, daß der Niedergang jener nie erfolgen kann, ohne tiefe Schädigung der sittlichen Seiten des Lebens.

Neben dem Concertsaal und unseren Ausstellungen ist das Theater der Raum, in welchem das eigentliche Verhältniß der Gegenwart zur Kunst zum sprechendsten Ausdruck kommt. Bei der ethischen Macht der Bühnenwirkungen sind oder werden dieselben immer entscheidend auch für die ästhetische Denkart einer Zeit. So lange aber die Welt durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch fort und fort an den kläglichen Plattheiten Gefallen und ihre Befriedigung findet, in welchen ihr allabendlich auf den Brettern das Leben von seinen bedenklichsten und jedenfalls unkünstlerischen Seiten vorgeführt wird, ist schwer zu begreifen, von wo sie die Fähigkeit hernehmen soll zum Genuß und Verständniß einer Kunst, die nicht Zerstreuung sondern Sammlung fordert.

Die Gegenwart mag ein besonderes Recht haben, zu sagen, daß sie Wenigen diese Sammlung gönnt und Jedem Zerstreuung zum Bedürfniß macht; nur muß sie sich bescheiden, mit dieser entschuldigenden Erklärung die Thatsache anzuerkennen, daß wir eben aus diesem Grunde keine wahre und wirkliche Kunst besitzen und daß es besser ist, dies zu wissen, als zu leugnen, weil Selbsterkenntniß die einzige Quelle der Besserung ist.

Aus den hier in kurzen Zügen geschilderten, die gesunde Entwicklung eines besseren Kunstgeschmacks hindernden Schäden und Mißständen könnte die Kritik nun die höchsten Pflichten und Aufgaben für sich ableiten, wenn sie derselben wahrhaft bewußt zu werden stets ernstlich bestrebt sein wollte. Nicht darum kann es sich für sie handeln, den einzelnen Künstler meistern und belehren zu wollen, der in der Regel auch ohnedies immer das Beste thut, was er nach Maßgabe seines größeren oder geringeren Talents und nach den gegebenen äußeren Umständen, die seine Denkweise bestimmen, überhaupt zu leisten im Stande ist. Nicht die Talente, nicht Mangel an Wissen und Kräften sind es, an welchen es der Gegenwart gebricht; die Gesinnung ist es, die durchweg der Veredelung bedürftig ist. Diese wird aber nur an wahrhaft großen Aufgaben sich vollziehen können, durch welche allein die Erlösung der Kunst vom Fluch der Speculation möglich ist.

Geht sie, und öffnet das Leben und die Schule, die von der verdampften Luft todten Wissens erfüllt sind, dem frischen belebenden Hauch des Schönen; es ist ohnedem genügend dafür gesorgt, daß die menschliche Kraft nicht in dem weichen Aether eines ewigen Kunstfrühlings erschlaffe. Für die Entwicklung der praktischen Seiten des Lebens wirken nach wie vor die Noth des Daseins und die Leidenschaften der Menschen, als ewig treibende Mächte.



Vater Dionysius.

Von

Barbara Gräfin Sollohub (Dantne)*).

— St. Petersburg. —

Der Tag graute. Der Himmel war wolkenlos, die Sonne noch nicht aufgegangen. Im Laub der Pflaumenbäume, der Vogelkirschen und des Geißblatts schimmerten Thautropfen. Unter dem Strohdach, welches das bescheidene Heim des Vater Dionysius, des Dorspopen, schirmte, sah man die Schwalben sich lustig in die Luft schwingen. Aus dem niedrigen Schornstein wand sich in dünner Spirale Rauch hervor. Auf der Schwelle der Hütte erschien der Vater Dionysius, ein kleiner Greis von ungefähr siebzig Jahren, in einst violett gewesener Jacke, über deren Rücken ihm das weiße Haar in spärlichen Strähnen herabfiel. Gegen Osten gewandt schlug er ein großes Kreuz und sog die frische Luft mit Behagen ein. Dann stützte er sich auf das Geländer der Vorlaube, offenbar erwartungsvoll. Plötzlich kam innerhalb der Hausumfriedigung ein riesiger Cochinchina-Hahn zum Vorschein, plusterte sich auf, schlug mit den Flügeln und krächte drei Mal — so durchdringend, daß man hätte taub werden mögen.

„Zeit zur Frühmesse!“ murmelte der Pöpe. „Mein Großer ist doch immer der Erste auf dem Platz“.

Damit stieg der Greis die Vorstufen der Laube hinunter, blieb dann noch einmal stehen und betrachtete die Gegend, Gottes Werk.

Die Aussicht, auf welcher sein Blick ruhte, hatte eigentlich nichts Anziehendes; aber seit Langem hatte er sich an sie gewöhnt und sie lieben gelernt. Jenseits des Gärtchens zog sich die breite Landstraße hin, welche das Dorf vom Gebiet des Rittergutes schied. Neben dem Häuschen des Popen erhob sich als Abschluß des Dorfes eine alte, ursprünglich gelb getünchte Kirche.

*) Die Erzählung ist das Bruchstück einer Arbeit über das Elend russischen Landlebens.

Weiterhin standen zerstreut am abschüssigen Ufer eines reißenden, klaren Bachs niedrige Hütten mit rissigem Lehmbewurf. Jenseits der Landstraße lag, dem Einsturze nahe, das steinerne Schloß des Gutsherrn, neben ihm der in Unkraut wuchernde Garten. In der Ferne sah man die Steppe einförmig im jungen Grün der Saaten sich dehnen — ein paar dürftige Weiden, verküppelte Rosensträucher zogen sich am Wasserrande hin.

Das Gärtchen des Vaters Dionysius bestand aus drei winzigen Beeten. Die Zweige der Rosenstämmchen, die drauf wuchsen, waren grade und langgestreckt und sorgfältig verschnitten. Zwischen den Stämmen sproßten Maiblumen, Heliotrop, rothe Päonien, Stiefmütterchen, kurz Blumen aller Art. In der Ecke des Bretterzauns, im Schatten einer mächtigen Linde lehnte eine kleine Laube, von Jasmin, wildem Wein und Epheu völlig eingespinnen. Dicht daneben wuchsen Akazien, deren theils gelbe, theils rothe Blüthendolden grade in voller Pracht standen. Das ganze Gärtchen bedeckte nur wenige Quadratruthen, aber es verrieth sorgfältige Pflege.

Der Alte trat auf das mittelfte Beet zu und stellte sich vorsichtig auf die Bebenspitzen. Er besah ein Rosenbäumchen mitten auf dem Beet, besetzt mit frischen grünen Knospen, deren eine schon Blattspitzen von zartem Rosa zu entfalten begann.

Ein gutmüthiges, glückliches Lächeln erhellte die Züge des Alten: „Bist du so weit, Lubmilla, du Allerschönste! Grade zum Festtag mußt du mir diese Freude machen. Und morgen — ja, morgen Mittag bist du aufgeblüht“. Und er beugte sich noch näher zu der Blume hinüber, um sie liebevoll zu betrachten. In dem Augenblick ertönte der tiefe Anschlag einer Glocke. „Da läutet's zur Frühmesse!“ murmelte der Pöpe. Er trat auf den Gartentweg zurück und rief: „Dema!“

Als bald zeigte sich ein mittelgroßer Bursche von ungefähr dreiundzwanzig Jahren in der Hausthür. Hervorspringende Wadenknochen, eine eingedrückte Nase, wulstige Hängelippen, schmalgeschlitzte Augen von buschigen Brauen beschattet gaben seinem breiten Gesicht einen befremdenden Ausdruck; vorstiges, dickes schwarzes Haar bedeckte den Kopf gleich einer Kappe. Er trug eine Hoje von ungebleichter Leinwand und einen langen, weißen Kittel mit rothem Gürtel. Seine Füße waren nackt und von der Sonne verbrannt. Schweren Schritts kam er heran, in der einen Hand Hut und Stöck des Pöpen, in der anderen die alte schwarze, abgetragene Sutane desselben. — Damit angethan schlug Vater Dionysius den Weg nach der Kirche ein.

Dema ließ es sich angelegen sein, den Garten und den von jenem durch eine niedrige Hecke abgegrenzten kleinen Hof zu fegen. — Er war ein Waisenkind, dessen sich vor mehr als zwanzig Jahren die längst verstorbene Gattin des Vaters Dionysius angenommen hatte. Als er noch in seinen Kinderjahren stand, begab sich des Pöpen Frau alljährlich nach der Stadt, um trotz der Ärmlichkeit ihrer Mittel ihrem Schützling Kleider und Stiefel zu kaufen. Einige Tage darauf fand man dann regelmäßig die Stiefel auf

dem Boden oder gar außerhalb des Grundstücks. Wollte man ihn zwingen, sie anzuziehen, so schrie er vor Angst und floh in die Steppe. Des Kämpfens müde, gab sich das alte Pärchen endlich drein und ließ Dema alle Zeit barfüßig gehen. — Ebenso versuchte man ihn lesen zu lehren, aber er begriff zu wenig. Er sprach sogar nur mit Mühe und sehr selten. Als die Frau des Popen starb, lag er einige Tage lang in dem kleinen Wirtschaftshof und stieß ein schreckliches Geheul aus, das kaum noch menschlich klang. Endlich betrat er das Haus wieder, besorgte die gewohnte Arbeit, legte und wirthschaftete wie zuvor. Die Todte hatte er völlig vergessen.

Dabei war es merkwürdig, daß er seine Obliegenheiten mit außerordentlichem Eifer und vollkommenem Verständniß erlebte und alle Dienstleistungen für den Hausstand des Popen versah. Allein sein Gesicht behielt fortwährend einen Ausdruck der Wildheit, Grausamkeit beinahe. Nur der Anblick des Samowars seines Herrn gewann ihm ein Lächeln ab. Ob ihm der Glanz des Kupfers oder das Brodeln des kochenden Wassers so gefiel — jedenfalls war der Samowar seine ganze Liebe — man kann es nicht anders nennen: die einzige Liebe, die Dema kannte. Dafür war aber dieser Samowar auch in der ganzen Umgegend wegen seiner Reinheit und seines Glanzes bekannt.

Jeden Morgen pußte der Blödsinnige seinen Schatz, und im Laufe des Tages berauschte er sich zu wiederholten Malen in dem Anblick desselben. Kam Vater Dionysius aus der Kirche oder von seiner Seelsorge bei Kranken und Armen im Dorfe heim, so stieß er oft in dem engen Flur auf Dema, der auf der Erde saß und seinen rundbäuchigen Freund eng an das Herz gedrückt hielt.

Während der Ibiot die Behausung des Popen aufräumte, war dieser in die Kirche getreten. Die Sonne war aufgegangen und warf leuchtende Purpurstrahlen auf das alte Kloster des Gotteshauses. An der Eingangsthüre bekreuzten sich einige alte Frauen und knieten andächtig nieder. Der Sacristan, ein reicher Bauer von etwa sechzig Jahren mit breiter, kahler Stirn, hantierte am Kerzenschrein. Vater Dionysius zog den Chorrock an, bekreuzte sich drei Mal und fing an die Frühmesse zu lesen. Nun begann ein Strom von alten Weibern, jungen Mädchen und Burschen aus dem Dorfe und von Gutbesitzern der Umgegend mit Weib und Kind die Kirche zu füllen. Der Subdiakon, der zugleich das Küsteramt versah und sich drei Schreiber aus dem Dorfe Spaß und drei Burschen ebendaher herangezogen hatte, sang mit ihnen einen, trotz ihrem guten Willen, ziemlich mißtönenden Chor. Vater Dionysius waltete der Messe ganz untadelhaft. Mit lauter, deutlicher Stimme las er den Text der Liturgie. Unter den Priestergewändern, die stets reinlich, obgleich abgetragen aussahen, schien seine dürftige Gestalt zu wachsen und Ehrfurcht zu gebieten.

Nach Beendigung der Messe kleidete Vater Dionysius sich um und ging nach Hause. In der Gartenlaube stand ein kleiner Tisch mit einer sauberen grauen

Decke, darauf unscheinbares Theegeßhirr, Butter, Sahne und ein großes Weizenbrod. Sobald der Pope die Gartenthür aufgeklirrt hatte, erschien in der Vorlaube Dema, der den strahlenden und lustig brodelnden Samowar trug. Er stellte ihn mitten auf den Tisch, musterte ihn mit beinahe mütterlicher Sorglichkeit, um sich zu überzeugen, daß nicht das geringste Kohlenstäubchen seinen Glanz trübte, und trat dann auf Vater Dionysius zu, um ihm Hut und Stock abzunehmen. Der Greis setzte sich auf eine gestrichene Holzbank in der Laube, bekreuzte sich und schickte sich an, den Thee aufzugießen.

„Und nun“ — redete er den neben ihm stehenden Ibioten an — „nun kannst Du meine lieben Hühner hereinlassen“.

Ein ungeschicktes Grinsen erhellte die Züge des armen Kerls. Er wandte sich zu dem Gitter zwischen Hof und Garten und öffnete ein Thürchen. Als bald gackerten zwei große Cochinchina-Hennen herbei. Die Eine war ganz weiß, hatte schlanke zarte Pfoten, einen kleinen krausen Schwanz und einen roßigen Schnabel. Die Andere war gelb und grau gefärbt, ihre Pfoten waren borstig und ihren Schweiß bildeten große Federn von tiefer Farbe. Beide trippelten auf die Laube zu. Ein riesiger orangefarbener Hahn mit Sporen, scharlachnem Kamm und buntem Schweiß machte in der Gartenthüre Halt und drehte stolz den Kopf hin und her.

„Da seid Ihr ja, meine Allerschönsten! Da seid Ihr ja, meine lieben Kinder! Guten Morgen, kleine Murawka, guten Morgen, kleine Mordascha!“ lockte der Pope, erfreut vom Anblick seiner Lieblinge. Sein Gesicht strahlte. „Wo ist denn aber Philipp? Stolz, wie gewöhnlich; immer der Letzte!“ Der Alte lächelte fortwährend und streute auf den Fußweg Krümel seines Weizenbrodes, die von den Hühnern gierig aufgepickt wurden. Auf einmal schlug Philipp, der schillernde Hahn, mit den Flügeln, flatterte auf den Fußweg und verschlang im Umsehen die darauf gestreuten Krumen. „Ja, ja, so geht es allemal!“ sagte der Pope und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. „Zimmer frißt Du Deinen Hennen das Brod vor dem Schnabel weg — Du bist ein wahrer Räuber!“

Damit ging der Greis in's Haus und kam mit einem Sack voll Körner aller Art wieder heraus. Auf den Stufen blieb er stehen und warf den Hennen zwei Hände voll von den Körnern, die sie am liebsten hatten, vor. Der schöne Philipp sicherte sich sogleich sein Theil daran. Während die Drei ihr Futter aufpiketen, sprach Vater Dionysius fortwährend zu ihnen und betrachtete sie mit Wohlgefallen.

Vor zwei Jahren hatte der Alte in einem Bazar der Kreisstadt Murawka, Mordascha und Philipp gekauft, und bald hatte er sie liebgewonnen, sich mit ihnen beschäftigt und darin seine beste Zerstreuung gefunden. Täglich statteten sie zur Theestunde Abends und Morgens, im Sommer im Garten, im Winter im Stübchen, worin der Pope seine Mahlzeiten hielt und Gäste empfing, ihren Besuch ab, pickten Körner und Brotsamen und bereiteten dem Greise

durch ihre Anwesenheit ein unschätzbare Vergnügen. Im Wirthschaftshofe war ein kleiner Verschlag für sie angebracht worden, worin sie schliefen; indeß im Winter nahm sie Dema vor der Kälte in die Küche. Im Garten freilich durften die Hühner nur immer sehr kurze Zeit bleiben, da Hühnervoll gemeinhin die Schwäche hat, in den Beeten herumzuspicken zu müssen.

Und Vater Dionysius hing an seinen Blumen nicht weniger als an seinen Hühnern. Deshalb hatte er sogar viel Kummer um Mordascha, deren Sinn eben so vorwiegend als thöricht war. Unversehens drang sie in den Garten und zerscharrte mit ihren borstigen Pfoten die Weichseln und die Maiblümchen, die der Pope eigenhändig gepflanzt hatte. Der Hahn Philipp hatte die Liebhaberei, sich auf den Misthaufen des kleinen Hinterhofes zu ergehen. Muratowa war ein Huhn von stillem und gesetztem Wesen, und der alte Pope zog sie den Uebrigen vor — da er jedoch niemanden hätte verletzen mögen, so blieb seine Vorliebe ein Geheimniß.

Nachdem der Greis seine Hühner gefüttert, setzte er seinen Hut auf und ging über den kleinen Hof nach dem Krautgarten hinüber. Dort wuchsen zwischen den verschiedenen Gemüsebeeten Sonnenblumen und außer einigen Kirschbäumen auch andere Obstarten, die gerade in voller Blüthe standen. Im Krautgarten blieb indeß der Greis nicht lange, sondern machte einen Spaziergang, ging dann heim, aß hastig zu Mittag und legte sich zur Ruhe hin.

Die Anstrengungen des Morgens hatten ihn ermüdet, und für den folgenden Tag durfte er sich auf eine harte Aufgabe gefaßt machen. Der Besuch des Superintendenten der Diözese stand in Spast bevor.

Die Vorbereitungen zum Empfang begannen frühzeitig. Matrena, als Köchin weit und breit in der Umgegend geschätzt, war schon seit Morgens fünf Uhr im Popenhause an der Arbeit. Sie kochte die Fischsuppe und knetete Pasteteigteig für den Fall, daß Seine Hochwürden, der Superintendent, nach der weiten Fahrt das Verlangen nach einem Imbiß kund geben würden. Dema hatte schon gestern überall aufgeräumt und nun streifelte er die Ärmel seines Leinwandmittels in die Höhe und segte eifrig die Gartenwege.

Vater Dionysius selbst war in der Laube geschäftig. Denn das Wetter war prachtvoll, und es stand zu erwarten, daß der Herr Superintendent im Garten zu speisen wünschen würde. Vater Dionysius mußte sich doch erst versichern, ob der runde Tisch drinnen, worauf alltäglich sein Thee stand, auch solide wäre! Sorgfältig stäubte er die grüngerichene Bank ab und schleppte für den Superintendenten einen Armstuhl aus der Stube heraus, da es ihm nicht schicklich schien, wenn jener einfach auf der Bank säße. Den Rohrstuhl hatte er dagegen sich selber zugebacht.

Dann überzeugte er sich erst, daß in Haus und Garten Alles in Ordnung war, und ging nun endlich an's Werk, selber in der Laube den Tisch zu decken. Aus einem Schränkchen holte er sechs weiße Teller, sechs silberne Löffel, die er vor einem Menschenalter gekauft hatte, und zwei Porzellan-

tassen, die seine verstorbene Frau einmal zum Geschenk erhalten hatte. Vor Allem wuschte er jedes Stück noch einmal aus, dann breitete er eine ganz reine Decke über den runden Tisch und setzte das Geschirr auf.

Nachdem der Tisch gedeckt war, ging der Alte ins Haus, zog eine neue Sutane aus grauem Alpacca an und kehrte dann wieder in den Garten zurück. Dema hockte in seinem schönsten weißen Kittel neben dem Baum und blies aus Leibeskräften den Samowar an, der in den Sonnenstrahlen wie Gold funkelte.

„Dema!“ sagte der Greis mit einer Stimme von schmeichelnder Weichheit — „Du siehst selbst, welch' einen Gast ich heute erwarte. — Könntest Du nicht — Du weißt schon, Dema — die schönen Stiefel —!“

Allein das Gesicht des Idioten verzog sich sogleich zu einem solchen Ausdruck von Schreck und Angst, daß der gutmüthige Alte ihn rasch tröstete: „Nein, nein! Du brauchst es nicht — es soll davon nicht die Rede sein — Du kannst so bleiben“. Und er ging zu dem Beete, wo Lubmilla die Schöne (so hatte er seine Rose getauft) sich zu voller Pracht entfaltet hatte. Der Greis blickte sie lange bewundernd an; dann setzte er sich auf eine Bank und harrete der Ankunft des Gastes.

Binnen Kurzem hörte er das Geräusch eines anfahrenden Wagens. Eine breite Tarantak, allem Anscheine nach sehr bequem, von drei feisten Säulen gezogen, hielt vor der Thür des Popen. Vater Dionysius eilte, seinen Vorgesetzten zu bewillkommen. Dieser stieg, auf seinen Kutscher gestützt, aus.

„Guten Tag, Vater Dionysius! Geht's gut? Was macht die Gesundheit?“ jagte der Superintendent mit lauter, grölender Stimme und streckte dem Greis die breite, weiße, fleischige Hand entgegen. Dieser griff hastig mit seinen mageren Fingern nach der mächtigen Rechten seines Vorgesetzten, deren Pflege dieser eine ganz besondere Sorgfalt schenkte, und führte ihn in den Garten, wo kaltes Fleisch und zwei Flaschen feinen Branntweins auf dem Tisch standen.

„Ich bitte, Hochwürden, Herr Superintendent, Brod und Salz mit mir zu essen“.

„Mit Vergnügen, Ehrwürden. Die Fahrt hat mich hungrig gemacht —“ Und er trank ein Glas Branntwein, nachdem er erst eine Schnitte geräucherten Lachs vorgelegt hatte. In diesem Augenblicke trug Matrena die Fischsuppe auf. Vater Dionysius füllte einen Teller und reichte ihn dem Superintendenten. Dieser begann mit großem Behagen zu essen.

Vater Gregor Meretoff, eine breite, hochgewachsene Gestalt, war ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren. Er trug einen dichten Bart und lange, dunkle Haare. Er war Superintendent an der Kathedrale zu Krajeff, der Kreisstadt, und galt lange für den stattlichsten Mann in der Gegend. Ungefähr zehn Jahre lang war er als Diakon an der Kathedrale der Hauptstadt des Gouvernements X. angestellt gewesen; dann wurde er, Dank der Gunst einiger Betschwestern, nach Krajeff versetzt, zuerst als einfacher Pope,

später indessen erhielt er den Titel als Erzpope der Kathedrale und als Superintendent. Er kannte den Ritus aus dem Grunde, las die Gebete zum Entzücken, hatte ein vornehmeres Wesen und verleugnete in der Haltung nie seine Würde. Seine Familie liebte er, obgleich er etwas von oben mit ihr verkehrte. Er war gastfrei und ließ sich gern sagen, daß seiner Haushaltung nichts abging. Ein gutes Glas Wein ließ er nicht stehen, ohne doch unmäßig zu sein, und schlug eine feine Cigarre nicht aus. — Seine Liebhaberei war das Kartenspiel. Bei der Präsérence, im Freundeskreise, äußerte er dann gern etwas liberale Ansichten. „Haben Sie schon —“ sagte er wohl beim Geben zu Luka Zwanowitsch Bogt, dem Director des Kreisospitals, oder zu seiner Ehrwürden, dem Erzpopen der Epiphanienkirche in der Vorstadt, Macaire — „Haben Sie schon den Artikel gelesen, den sie im Glos gebracht haben? Die haben Haare auf den Zähnen! Ich habe die Rothen ganz gern — wirklich, ganz gern! Sie werfen doch wenigstens Fragen auf!“ Damit nahm er seine Karten auf und sagte sieben Coeur-Stiche an, obgleich er deren neun in der Hand hatte.

— — Indeß hatte Vater Gregorius erst vergnüglich seine Fischsuppe verzehrt und ging nun an die Pastete, der er sogar sein Lob spendete. Jetzt erschien Dema mit dem Samowar, setzte ihn auf den Tisch und öffnete, wie er es gewöhnt war, den Hühnern die Thür im Zaun. In seiner Einfalt hatte er es nicht begriffen, daß sich das in Gegenwart so ehrenvollen Besuchs nicht schickte. Mordascha und Murawka glucksten lustig in den Garten herein. Vater Dionysius, der seinem Vorgesetzten Thee eingoß, hatte das kaum gesehen, so rief er sogleich Dema an: „Was fällt Dir denn ein! siehst Du nicht, daß das Seiner Hochwürden lästig ist?“

„Aber ich bitte Sie! von Belästigung kann gar keine Rede sein. Ich befinde mich dabei sehr behaglich. Ich bin selber ein Liebhaber von Hühnern und Enten. Und außerdem habe ich mir sagen lassen, Sie hätten die schönsten Hühner in der Provinz“.

Vater Gregorius goß Rum in sein Glas, bestrich sich eine Schnitte des feinen Weizenbrodes mit Sahnenbutter und begann seinen Thee zu trinken.

Er war hergekommen, um dem Vater Dionysius einen leichten Verweis wegen seiner grenzenlosen Güte gegen die Bauern zu ertheilen. Aber die unbewußte Gutmüthigkeit, die Gelassenheit und Demuth des Greises raubten ihm den Muth dazu.

Er versuchte es zunächst mit einem sanften, beinahe schmeichelnden Tone. „Es muß schon sehr lange her sein, Vater Dionysius —“ begann er, „irre ich mich nicht, fünfundzwanzig Jahre — daß Sie hier in Spasß sind?“

„Nächste Ostern werden es siebenundzwanzig Jahre“, erwiderte der Pope.

„Es giebt über Sie aber auch nur eine Stimme! Sie haben sich die allgemeine Achtung zu erwerben gewußt —: bei Ihren Vorgesetzten, Ihren Amtsbrüdern, Ihren Pfarrkindern — und Sie sind derselben vollkommen

werth. Darüber kann gar kein Streit sein. Aber weshalb bringen Sie Ihre Amtsbrüder in Ungelegenheiten?"

"Wieso? wie meinen Sie das?" rief Vater Dionysius voll Ueberaschung, beinahe erschreckt.

"Sie sollen sehen, wie? — Sind Ihre Bauern arm, so nehmen Sie keine Stolgebühren von ihnen; bisweilen geben Sie ihnen sogar ein Almosen. Sie freilich — Sie sind ein Mann bei Jahren, Wittwer, kinderlos — Sie haben keine Bedürfnisse, so lange nur Ihre Blumen gedeihen und Ihr Hühnervolk satt wird. (Dabei fing der Superintendent zu lachen an.) Aber Ihre Amtsbrüder sind nicht in Ihrer Lage. Denen liegt ihre Familie auf dem Hals — arm sind sie obenein, und die Stolgebühren machen ihre Haupteinnahme aus. Die verdenken Ihnen Ihr Verfahren. Die Bauern ihrerseits beschwerten sich über jene. 'Bedenken Sie doch', sagen sie, 'in Spasik erzählen sie, Vater Dionysius nähme nichts von Armen, wie unsereinem; manchmal soll er sogar noch sein bißchen Armuth mit ihnen theilen. Und Sie', sagen sie, 'Vater Prokopius oder Vater Ißidorus, Sie schinden den Todten auf der Bahre!' Sehen Sie, das verdenken wir Ihnen".

"Ja, das ist schon richtig!" antwortete der gute Alte ganz zerknirscht.

"Daran hatte ich freilich nicht gedacht. Sehen Sie, Hochwürden, ich bin nun seit länger als vierzig Jahren auf dem Lande im Amt, und ich habe Bauernnoth und Bauernelend so recht in der Nähe sehen können. Ich habe ja mein Gehalt — es ist freilich niedrig; aber ich habe es doch! Und dann thuen die Gutsbesitzer in meinem Kirchspiel Alles, um mich zu verwöhnen. Die Bauern endlich — nun, haben sie ihr Auskommen, so bezahlen sie mir meine Gebühren nach der Taze — aber, Hochwürden, wenn einer von ihnen fünf oder sechs Kinder hat und als einzigen Besitz eine Schindmähre: kann ich dem unter die Augen treten und ihm für die Taufe seines Jüngsten seinen letzten Kubel, den er sich mit seiner Hände Schweiß verdient hat, abverlangen?"

"Ach, glauben Sie doch das nicht — nur nicht das!" fiel Vater Gregorius lebhaft ein: „der Bauer — das ist ein Pfiffikus, wenn's gilt, die Leute zu prellen. Der führt den Teufel selber hinter's Licht".

In diesem Augenblicke trippelte Mordascha in ihrem Uebermuth auf den Tisch zu, hüpfte dem Superintendenten ohne weiteres auf seine Lackstiefel und pickte nach den Brosamen, die auf die Erde gefallen waren.

"Aber Alles, was wahr ist!" jagte Vater Gregorius abspringend: „Ihre Hühner sind gradezu einzig! Denken Sie nur, Vater Dionysius: während ich mit Ihnen rede, muß ich sie in einem fort betrachten. Ja — wenn ich nach Hause käme und brächte zwei solche Hennen mit und einen Ritter wie den da —" und dabei wies er auf Philipp, den Hahn, der sich auf der Laubenschwelle spreizte — meine Kinder würden verrückt vor Freude".

Vater Dionysius erblaßte und blieb stumm.

"Sagen Sie einmal, Vater Dionysius, wie alt sind Sie eigentlich?" fragte unversehens Vater Gregorius.

„Genau weiß ich es selber nicht. Noch zu meiner Kinderzeit sind die Kirchenbücher bei einer Feuersbrunst verbrannt. Aber ein Siebziger bin ich zum Mindesten. Der Franzosenzeit entsinne ich mich noch ganz genau: damals muß ich etwa zehn Jahr alt gewesen sein.“

„Wie steht es denn mit Ihrer Gesundheit? Der Gottesdienst ermüdet Sie nicht etwa? und Ihr Augenlicht hat auch nicht abgenommen?“

„Gott sei Dank, ich befinde mich wohl. Der Gottesdienst ermüdet mich nicht. Die Augen sind freilich schwächer — aber mit der Brille sehe ich natürlich ausgezeichnet.“

Vater Dionysius hatte diese Antwort in voller Harmlosigkeit gegeben. Plötzlich wurde er betreten; er hatte begriffen, wohin dieses Gespräch zielte.

Es war ihm nicht um den Verlust seiner Stellung; auch der Gedanke, dieses Häuschen räumen zu müssen, wo er so viele Jahre in Eintracht mit seinem guten, braven, ehrbaren Weibe gelebt, schreckte ihn nicht — selbst von dem dürftigen Gärtchen hätte er sich losreißen können, worin er Alles bis auf das jüngste Reis mit eigener Hand gepflanzt hatte. Aber seine Pfarrkinder verlassen zu müssen!

Wenn er nicht mehr da war, was sollte denn aus ihnen werden? Seit so langen Jahren hatte er sich in ihr Leben eingelebt, kannte er jeden einzelnen von ihnen! Erlaubten es ihm auch seine kärglichen Mittel nicht, sie so väterlich zu unterstützen, wie er es wohl hätte wünschen mögen, so hatte er doch jeden Tag irgend einem seinen Rath oder seinen Trost zu spenden. Wollte Sascha mehr trinken, als er vertrug, so lief Arina, seine Frau, zum Popen; der Pöpe ermuthigte die Frau und kanzelte den Mann strenge ab. Ueberwarf sich Kulina mit ihrer Schwiegermutter — Vater Dionysius vermittelte die Aussöhnung. Bekam Mitroscha das Nervenfieber: der Arzt ist weit, aber der Pöpe ist schon da; er behandelt ihn selber, besucht ihn, schickt ihm durch Dema Thee. Und Jedermann liebt, achtet, fürchtet ihn sogar, trotzdem er so sanft ist. Auf zehn Werst in der Stunde liegt kein Weiler, wo er nicht Jemanden getauft oder begraben hätte. Ihnen allen war er geistig ein wahrer Vater gewesen. Und in dieser schlimmen Zeit sollte ihnen nun irgend ein gefühlloser Mensch hergeschickt werden, der den Pferdehandel trieb oder seinen Weizen baute — was sollte dann aus seiner Heerde werden?

„Liebe die Niedrigen, liebe die Armen; sei ihnen hilfreich, wie Du es immer gewesen bist. Man redet freilich viel von ihnen: was man aber für sie thut, das will nicht viel besagen“. Das waren die letzten Worte seiner sterbenden Frau, und jetzt kamen sie ihm in den Sinn. All diese Gedanken zogen pfeilgeschwind vor dem Geiste des Greises vorüber. Er unterdrückte einen Seufzer und wandte sich zu Vater Gregorius.

„Vater Gregorius“, sprach er einfach: „Sie haben mir eben gesagt, Sie und Ihre Kinder liebten alle Sorten Federvieh. Wollen Sie meine Hennen annehmen und Ihren Kindern mitbringen? Nehmen Sie auch den Hahn: ich möchte sie nicht von einander trennen. Nur eine große Bitte hätte ich

an Sie —“ fuhr er sanft mit leise zitternder Stimme fort: „Schlachten Sie sie nicht; behalten Sie sie zum Eierlegen!“

„Oh, das ist sehr liebenswürdig — wirklich zu liebenswürdig!“ rief der Superintendent erfreut. „Ich danke Ihnen, danke vielmals, Vater Dionysius. Ich gestehe Ihnen ganz aufrichtig, daß mir Ihre Hühnerchen gleich auf den ersten Blick ausnehmend gefallen hatten“.

Und in seiner Freude erhob sich Vater Gregorius aus seinem Armstuhl. Mit behaglichem Wiegen in den Hüften machte er einen Gang durch das Heimwesen des Popen. Als er bei der schönen Lubmilla vorbeikam, die in königlicher Pracht erblüht war, blieb er stehen.

„Wie geht denn das zu, Vater Dionysius? Bei Ihnen beginnen Anfang Mai schon die Rosen zu blühen! Das ist ja unerhört!“

„Freilich!“ erwiderte der Greis schmunzelnd: „Der Rosenstock ist etwas Außergewöhnliches. Der deutsche Gärtner Adler in Krajeff hat ihn mir gegeben — ich hatte seinen Sohn mit meiner Homöopathie vom Fieber geheilt“.

Schwerfällig trat der Superintendent mit seinen breiten Füßen auf einen Maiblümchenstrauch, um ohne Erbarmen die arme Königin Lubmilla abzupflücken. „Ich nehme sie meiner Frau mit“, sagte er — „bei uns könnte man in der ganzen Stadt so eine Blume nicht aufreiben“.

Die Lippen des Alten zuckten ganz unmerkbar. Er ließ den Kopf hängen und folgte dem Superintendenten in das Haus.

Uebrigens hielt sich Vater Gregorius nicht lange drinnen auf. Das ganze Haus enthielt außer der Küche nur drei Stübchen — sauber gehalten, aber einfach, eigentlich ärmlich eingerichtet. Im Obstgarten, wohin sie nunmehr gingen, gab Vater Gregorius seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß die Melonen und Pasteten noch nicht reif wären.

Als er in den Blumengarten zurückkam, befahl er dem Kutscher anzuspannen und bat Vater Dionysius, vorläufig dafür zu sorgen, daß die Hühner eingepackt würden.

Der Pope suchte selber einen alten Korb hervor und steckte mit Hilfe Demas, der diese Vorgänge noch nicht begriff, die Hennen, die widerwillig schienen, und den offenbar höchst überraschten Hahn da hinein.

„Nun denn — leb' wohl, meine kleine Murawka!“ flüsterte der Priester und streichelte mit zuckender Hand die weiße Henne, seinen Liebling.

Mittlerweile war die Tarantax gespannt worden und war vor dem Hause vorgefahren. Der Superintendent verabschiedete sich vom Vater Dionysius, stellte den Korb sich vor die Füße und gab das Zeichen zur Abfahrt.

Als die Räder sich zu drehen begannen, und sich hinter dem fortrollenden Wagen eine dünne Staubwolke erhob, sah Dema den Popen unsicher an. Beim Gewahrwerden der Traurigkeit, die sich auf dem Gesicht des Greises malte, begriff er auf einmal, daß die Hühner ihnen eben geraubt worden waren — unwiederbringlich geraubt! Augenblicklich verzerrten sich seine wulstigen Lippen, seine Augen funkelten zum Erschrecken unter der Decke der dichten Augenbrauen

hervor — die kräftige Faust hob er geballt hoch über seinen Kopf und brüllte mit einer Stimme, die nicht mehr menschlich klang, einen Fluch ohne Worte.

Vater Dionysius legte dem Ibioten die Hand auf die Schulter und sagte sanft:

„Schweig, Du versündigst Dich. Die Hühnerchen habe ich seiner Hochwürden geschenkt. Geh hinein, in's Haus“.

Der Tag schlich hin. Mehrmals kam es dem Greise in den Sinn, daß seine verstorbene Frau auf dem Todtenbette beständig wiederholt hatte, der Mensch dürfe sein Herz an nichts irdisches hängen. Diesen Grundsatz hatte er sich zur obersten Lebensregel gemacht, und trotzdem empfand er eine unsagbare Traurigkeit, so oft er sich dem Baune näherte, wo die Hühner sonst gegackert hatten, und wo es jetzt still war.

Als Vater Dionysius vor dem Thee seinen gewohnten Spaziergang machte, erblickte er auf der Heerstraße, vor seiner Thür, seine schöne Königin Lubmilla —: der Superintendent hatte sie fallen lassen! Schon hatte sie zu welken begonnen; aber schön war sie noch immer. Er hob sie sorglich auf und stellte sie in einem Glase Wasser auf seinen Tisch.

Am Abend, als er zu Bette gehen wollte, blieb er auf der Schwelle stehen, wandte sich zu Dema und sagte mit unsicher klingender Stimme:

„Vergiß nicht, mich morgen zur Frühmesse zu wecken! — Du weißt ja — Philipp ist nicht mehr da —“.





Das Leben von Colin Campbell, Lord Clyde.

Erläutert durch Auszüge aus seinen Tagebüchern und seiner Correspondenz von
General-Lieutenant Shadwelle C. B.*)

Von

Oberst J. D. v. Brandt.

— Berlin. —

Beinabe achtzehn Jahre sind vergangen, ehe die Hand eines alten, langjährigen Kriegsgefährten des Lord Clyde, nach Beseitigung der Bedenken der Testamentsvollstrecker, ihm durch die Veröffentlichung des Werkes: *The Life of Colin Campbell* ein würdiges Denkmal errichtet hat, welches die Erinnerung an Lord Clyde auffrischen und über die civilisirte Welt verbreiten wird.

Das Motto, welches Lord Clyde vor die Blätter eines der Tagebücher, welche er zeitweise führte, im Jahre 1832 schrieb:

„By means of patience, common sense and time,
Impossibility becomes possible“.
(„Durch Geduld, Vernunft und Zeit
Wird möglich die Unmöglichkeit.“)

giebt eigentlich den Schlüssel zu seiner ganzen militärischen und bürgerlichen Lebensführung. Ein Blick auf das dem Werke vorgebrachte Bildniß läßt Geduld und gesunden Sinn, der abzuwarten versteht, erkennen. Die Physiognomie ist aber eine trügerische Wissenschaft — Helden-Gesichter und -Gestalten bedingen noch lange kein heldenmäßiges Gebahren. — Darum sei es vergönnt, nicht aus dem Bilde, sondern aus dem Leben des bedeutenden Mannes die sich entwickelnden Mannes-Eigenschaften herauszulesen und dem Leser vorzuführen.

Colin Campbell, Lord Clyde, war der Sohn des Zimmermanns MacIiver in Glasgow und wurde am 20. October 1792 daselbst geboren.

*) *The life of Colin Campbell, Lord Clyde* by Lieut. General Shadwell C. B. 2 vol. Edinburgh. Blackwood & Sons.

Seine Mutter war eine Campbell und ein Bruder derselben, Oberst John Campbell, nahm sich des Neffen an, ließ ihn in der Militär-Schule von Gosport ausbilden und verschaffte ihm 1808 ein Fähnrichspatent.

Der Herzog von York, damals General en chef, ließ ihn mit den Worten: „another of the clan“ (dem berühmten schottischen Clan der Campbells) in die Listen eintragen und dies war der Grund, daß der junge MacIver, wohl auf Anrathen des Onkels, dessen Namen annahm — ein Ereigniß, welches selbst der Biograph nur mit den Worten: „a change, which has puzzled many and has given rise to various surmises“, zu berühren für angemessen erachtet. Der junge Soldat machte 1808 den Feldzug in der pyrenäischen Halbinsel bis zur Einschiffung in Corunna, dann 1809 die traurige Expedition nach Walcheren mit, welche leider den Grund mancher späteren Leiden legte. Darauf, Anfang 1811, nach Spanien geschickt, focht er mit Auszeichnung bei verschiedenen Gelegenheiten, wurde vor Sanct Sebastian und an der Bidassoa mehrere Male verwundet und am 9. Novb. 1813 (ohne Rauf) zu einer Compagnie befördert, nach England zurückgeschickt.

Dann kommt, trotz aller Bestrebungen der Freunde und Vorgesetzten, welche er sich durch sein tüchtiges Benehmen gewonnen, eine lange Zeit verhältnißmäßiger Unthätigkeit. Zwar wurde er in Neu-Schottland, Gibraltar, Westindien in den Jahren von 1814—1826 verwendet, und gewann sich überall durch Diensteifer und Tüchtigkeit Anerkennung — aber es fehlen die hervorragenden Züge, größere Verhältnisse, welche auch dem nicht englischen Leser Theilnahme abgewinnen. Durch die Hilfe treuer Freunde gelang es dem mittellosen, zur Unterstützung des Vaters verpflichteten Colin Campbell Ende 1825 eine Majorstelle in seinem Regimente zu kaufen und nach England zurückberufen zu werden.

Der Biograph schildert ihn zu jener Zeit als groß, kräftig, stattlich, nur in den Schultern zu breit, das Haupt voll brauner, lockiger Haare, und bei sonst edlen Zügen das Gesicht schon markirt durch die tiefen Linien, welche in späteren Jahren so charakteristisch wurden. Nachdem Sir Colin fünf Jahre als Subaltern, dreizehn als Capitän und sieben als Major gebient, erwarb er 1832 die Stelle als Oberst-Lieutenant, ohne jedoch sofort in den activen Dienst berufen zu werden. Sein thätiges, energisches Temperament trieb ihn nach Antwerpen, wo um jene Zeit der Kampf um die Citabelle entbrannt war. Seine Erfahrungen legte er in Briefen, die an einen ihm theuer gewordenen Vorgesetzten gerichtet waren, nieder, und setzte dann seine Reise fort, machte die erste Bekanntschaft mit der preußischen Armee, indem er einer vom Prinzen August abgehaltenen Besichtigung bei Bonn beiwohnte. Merkwürdiger Weise wird der hohe Herr von dem englischen Verfasser des vorliegenden Buches als der Bruder des Königs von Preußen bezeichnet. In der liebenswürdigen Weise, wie es Sir Colins Gewohnheit war, lebte und verkehrte er in Bonn viel mit den preußischen Officieren daselbst,

besonders den 7. Januar und gedenkt der Zeit in seinem Tagebuch mit den deutschen Worten: „Ich werde es nimmer vergessen“.

Nach England heimgekehrt, verzögerte sich sein Eintritt in den activen Dienst bis zum Jahre 1853, in welchem er erst in sein altes 9., dann in das 98. Regiment berufen wurde. Bei letzterem schloß sich jener Freundschaftsbund mit General Henry Cyre*), der bis zum Tode dauerte.

Was Sir Colin bis jetzt geleistet, zeigt Alles Spuren von Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit — aber erst mit diesem Zeitpunkt entwickeln sich nach der Aussage der Zeitgenossen seine größeren militärischen Eigenschaften, die ihm schließlich die höchsten Ehren brachten, welche sein Vaterland verleihen konnte. Ernst, streng, einfach, wie er im 9. Regiment erzogen war, bildete er das Seinige aus, und, von dem unzweifelhaft richtigen Gesichtspunkt ausgehend, daß, wenn der Geist der Tüchtigkeit, Ordnung, Sparsamkeit und Mäßigkeit im Offizier-Corps herrscht, er auch im Regiment seine Wirkung ausüben wird, wirkte er stets und energisch in diesem Sinne.

Zu jener Zeit, Ende der dreißiger Jahre, hatte Lord Charles James Napier (der spätere Sieger von Hyderabad 1843) den Militär-Befehl im nördlichen England. Tüchtig, praktisch, dabei höchst originell, erinnert er vielfach an den Feldmarschall Graf Wrangel. Das erste Zusammentreffen der beiden Persönlichkeiten ist höchst charakteristisch und für ihr ganzes späteres Verhältniß entscheidend. Lord Charles Napier, auf einer Inspectionsreise in seinem Bezirke begriffen, trifft das Regiment in York. Ein Hornist bezeichnet ihm die Wohnung des Regiments-Commandeurs, welchem er sich zu erkennen giebt und die Alarmirung des Regiments befiehlt. Er ist, während dasselbe sich sammelt mit ihm zu Mittag, examinirt ihn über alle Details des Dienstes, besichtigt dann das aufgestellte Regiment und steigt in den Postwagen mit den Worten: „Das nenne ich ein Regiment inspiciren“. — Die Schilderungen von Sir Colins Leben in den Fabrikdistricten und die Ansichten, welche Lord Charles Napier über den Verkehr mit den Civilbehörden entwickelt, dürften selbst heute und für unsere Verhältnisse noch oft maßgebend sein.

Der Wechsel der Garnisonen führte das 98. Regiment nach Irland, wo O'Connell die Regierung in Athem erhielt, und dort gingen Sir Colin die ersten Nachrichten zu, daß das 98. Regiment für auswärtigen Dienst bestimmt war, für welchen es in der Stärke von 810 Mann auf dem Linienschiff *Velleisle* mit anderen Truppentheilen am 20. December 1841 nach China (Hongkong) eingeschifft wurde. Am 2. Juni 1842, nach mühevoller Seereise auf dem überladenen Schiff, warf es in Hongkong Anker, um bald nach Chin-Kiang-soo weiter zu segeln, wo die Ausschiffung und die Operationen begannen. Keine kriegerischen Thaten decimirten das 98. Regiment; aber

*) Von demselben stammen die das Werk einleitenden Worte. Er gehörte zu den Testamentsvollstreckern.

schlimmere Feinde, die Sommerhitze Chinas und Krankheiten. Durch die Behörden für das Klima mit passender Equipirung, Baracken nicht ausgerüstet, erlagen die Soldaten, schon durch die Seereise und Ueberladung erschöpft, dem Sonnenstich, der Cholera, der Dysenterie, dem Fieber — es starben, ohne daß ein Mann von einer feindlichen Kugel getödtet wäre, vom 21. Juli 1842 bis zum Februar 1844 von 766 Gemeinen und Unteroffizieren 432 und viele der Ueberlebenden trugen den Keim unheilbaren Siechthums in die Heimath zurück. — Der Soldat stirbt den Tod für's Vaterland nicht allein auf dem Schlachtfelde. — Was ein fühlender, edler Mensch empfindet, wenn er leiden sieht, ohne helfen zu können, das liest man aus Sir Colins Aufzeichnungen. Endlich gelang es ihm, die Verlegung des Regimentes nach der Insel Chusan, woselbst er Commandant war, zu erwirken und dadurch allmälige Besserung zu erzielen. Seine Sehnsucht nach einem Wechsel des Aufenthaltes spricht sich in seinen Tagebüchern aus, doch Jahre vergingen, ehe sein Wunsch erfüllt wurde. Begleitet von der dankbaren Anerkennung der chinesischen Behörden, verließ er erst am 25. Juli 1846 Chusan, um über Java nach Calcutta zu segeln, welches am 24. October erreicht wurde.

In Dinapore fand er seine Ernennung zum Brigadier 2. Classe vor. Die Schilderung seines Marsches, die Tüchtigkeit seines alten 98. Regimentes, seiner Begegnungen mit Lord Hardinge, Lord Gough, der Reise nach Lahore, dem damals wichtigsten Punkte Indiens, sind höchst interessant, würden aber bei näherer Ausführung zu weit führen. Bemerkungen in seinen Tagebüchern lassen schließen, daß der alte Herr bei seinen Besichtigungen doch manchmal dem schottischen heißen Blut und seinem Temperament nachgegeben hat, wenigstens citirt er aus einem französischen Buche: „*Quelle chose que nous disions dans un moment d'emportement, il est bien rare, quelle ne nous cause pas de regrets*“.—

Das Jahr 1847 brachte die Ernennung zum Brigadier 1. Classe und, trotz mancher Befürchtung, noch keinen Krieg. Sir Colin benutzte die ihm gelassene Zeit, seine Positionen zu verstärken und auf die Disciplin und militärischen Ansichten der Offiziere einzuwirken, welche es für unter ihrer Würde hielten, gegen die verachteten Eingeborenen einen ordentlichen Sicherheitsdienst zu üben.

Im Laufe des Jahres 1848 gewann endlich der alte Soldat, der über vierzig Jahre treu gebient hatte, die Grundlage, von welcher aus er später zu hohen Würden emporsteigen sollte. Mit abwechselndem Glück aber steter Beharrlichkeit und gesundem Sinn focht Sir Colin in dem sogenannten zweiten Sikhs-Kriege theils unabhängig, theils unter höheren Befehlen. Lord Gough wurde im Lauf der Campagne abberufen und Lord Charles Napier, Sir Colins alter Gönner, war zum Oberbefehlshaber ernannt worden. Die Verwirrung in der Verwaltung, der Dualismus im Befehl zu jener und der folgenden Zeit muß lähmend eingewirkt haben; ewiger Wechsel der Behörden,

Differenzen zwischen Militär- und Civil-Autorität erschwerten Alles. Man lernt beim parteilosen Studium die Männer der eisernen Energie und Thätigkeit: Lord Clyde und Warren Hastings, welche einst das indische Reich gründeten, nach Verdienst würdigen und eine Opposition verachten, welche solche Helden après coup mehr oder minder hart verurtheilt.

Auch die vor dem Feinde stehende Armee hatte viel von der indischen Presse, die natürlich Alles besser wußte, zu leiden, und herzerfreuend ist es, wie energisch und sachgemäß Sir Colin seine Kameraden und sich selbst vertheidigte. Noch unter Lord Goughs Führung wurde, durch den blutigen Erfolg von Chillianwala, den glänzenden von Goojrat 1849 die Niederlegung der Waffen der Sikhs erzwungen und die Sicherung für die Zukunft, so viel in jenen wirren Zuständen möglich war, vorbereitet. Sir Colin erhielt ein Commando im Norden in Peshabur und hatte die Freude, den inzwischen angelangten Lord Charles Napier zu begrüßen und unter ihm einen erfolgreichen Zug gegen die aufgestandenen Afreedees zu unternehmen. In den Tagebüchern findet sich eine Notiz über den neuerdings wieder vielgenannten Rhyber-Paß, dessen Uebergang Sir Colin als eine nicht schwer zu bewältigende Sache hinstellt, obgleich ihm seine Schwierigkeiten wohl bekannt waren. — Lord Charles Napier verzichtete auf den Obergeneral-Posten in Indien schon im December des Jahres und Sir William Gomm, ein alter Kamerad Sir Colins vom 9. Regiment, trat an seine Stelle, indessen Lord Dalhousie schon früher Lord Gardinge ersetzt hatte. In der Geschichte Indiens spielt Lord Dalhousie eine große Rolle und hat viel für die Ausbreitung der englischen Herrschaft daselbst gethan, jedoch auch, wie seine Gegner behaupten, manches Samenorn zu der später ausbrechenden Revolution gelegt. Das Einvernehmen zwischen dem neuen General-Gouverneur — dem vornehmen Schotten und dem niedrig Geborenen — ließ zu Anfang Nichts zu wünschen übrig; doch die Erhebung der Nomund-Stämme bewirkte in seinen weiteren Folgen einen Conflict zwischen der höchsten Gewalt Indiens und dem Soldaten, welcher mit der Resignation des Letzteren endigte. — Die Lage der Sachen wird, da ein Eingehen auf Details verwehrt ist, am Besten und Klarsten durch einen originellen Brief seines alten Chefs Lord Charles Napier erläutert: „Ich glaube bestimmt, daß, hätten Sie nicht commandirt, irgend ein Unglück das Corps befallen haben würde. Seien Sie vollständig versichert, daß Ihre Truppenführung in dieser übel beurtheilten Expedition vorzüglich war. Die Presse fällt über Sie her, weil Sie nicht auf Salmoorä und Binelhalata (oder irgend solche Namen) marschirt sind! Was sollten Sie thun, wenn Sie dort waren, auf zwei andere Orte marschiren, und immer so weiter, bis in's Herz von Central-Asien!!! Und dann? — die Waffen niederlegen! Marschiren nach der Höhe Nr. 1 — einige Mann verlieren — weiter auf Höhe Nr. 2 — den Feind schlagen, mehr Leute verlieren; mehr Provisionen verbraucht; große

*) Malleon's History of the mutiny in India u. a. a. D.

Lazareth; der Weg nach „Tommy“ (Soldatenausdruck für Brod) immer weiter. Der Feind befindet sich so gut, wie immer; dann auf Nr. 3 Nr. 4, u. s. w. —“

Die Presse, die Verwaltung, schließlich der General-Gouverneur selbst griffen Sir Colin in immer mehr gesteigerter Bitterkeit an, daß er nicht in der oben angedeuteten Art vorgegangen sei, und doch, wie es im Tagebuch heißt: „hatte ich weder die Mittel noch den Befehl, so zu handeln“.

Lord Dalhousie warf ihm übervorsichtiges Verfahren vor und da blieb dem charaktervollen Soldaten Nichts übrig, als unter Darlegung der Verhältnisse zu resigniren, sich in eine dem Kriegsschauplatz ferne, gesunde Gegend zurückzuziehen und die Entscheidung abzuwarten. Im Anfang März erreichte er die so lange nicht gesehene Heimath, besuchte noch seinen alten Gönner Lord Napier und folgte 1853 demselben zur letzten Ruhestätte.

Als Beweis, daß ihm höheren Orts der Conflict mit Lord Dalhousie nicht geschadet, diente seine Ernennung zum Führer eines der zum Krimfeldzuge bestimmten Brigaden unter Lord Raglans Commando. Er erhielt die sogenannte Hochländer-Brigade; bestehend aus dem 42., dem 79. und dem 93. Regiment. Am 10 Juli 1854 wurde Sir Colin zum Generalmajor befördert nach 46jähriger Dienstzeit — keine glänzende Carriere; aber auch allerdings keine hervorragend glänzenden Thaten.

Die Geschichte der Krim-Campagne ist durch deutsche und französische Werke, so wie durch Kinglakes bekanntes, bedeutendes, wenn auch nicht ganz unparteiisches Buch so allgemein bekannt, daß es genügt, nur die für Sir Colin charakteristischen Züge anzuführen. Vor Allem sei, nächst der Verehrung für seinen Chef Lord Raglan, die Sorge für seine Leute und ihre Disciplin erwähnt. Eine strenge Unparteilichkeit hatte er für die oft übel behandelten Türken und einen scharfen Tadel für die Benützung der Presse durch Offiziere. Das feste Zusammenhalten mit dem General Vinoh, der mit seiner Brigade zu den Engländern commandirt war, so wie der unerschütterliche Glaube an den endlichen, glücklichen Erfolg entsprechen so recht dem Bilde, das man sich aus Sir Colins bisherigem Verhalten gemacht hat. Thätig, geduldig, stätig, voll gesunden Sinnes!

Leider verlief für Sir Colin das Ende der Campagne mit einem erneuten Conflict. Nach dem Tode Lord Raglans und der Abberufung des Herzogs von Cambridge war Sir Colin der zweite in der Anciennetät zum Obercommando; da erreicht ihn aus dem Hauptquartier eine Anfrage des zeitweiligen ältesten Offiziers: ob er das Commando in Malta annehmen wollte? — Von dem richtigen Standpunkt ausgehend, daß in dieser Frage die Absicht, ihm das Ober-Commando nicht zu geben, verborgen liege, reichte er seine Entlassung ein und reiste nach England ab. Während des Krieges war er zum General-Lieutenant und Ritter des Großkreuzes vom Bath-Orden ernannt worden — wahrlich keine Vorzeichen einer Uebergehung — und doch traf drei Tage nach Sir Colins Abreise die Depesche, welche Sir William

Codringtons Ernennung meldete, ein. — In England angelangt wurde der alte Soldat von Lord Harbinger, Lord Panmure und darauf von der Königin in der schmeichelhaftesten Weise empfangen, so daß er sich zu der Erklärung hinreißen ließ, er sei bereit, nach der Krim zurück zu gehen und unter einem Unteroffizier zu dienen, wenn sie es wünsche. — Eine amüsante Scene ereignete sich bei einem Diner, welches Lord Palmerston gab. Sir Colin saß zwischen diesem und Madame Perigny und sprach mit Letzterer, über Lord Palmerston fort, eifrig französisch, was den Minister zu der Frage veranlaßte: „Wie, Sir Colin, man hat mir ja erzählt, Sie sprächen nicht französisch“.

Seine Geburtsstadt Glasgow machte ihn zum Ehrenbürger und widmete ihm einen Degen.

Die Abreise nach der Krim erfolgte bald über Paris, wo ihm mancherlei Ehren erwiesen wurden; ebenso schnell trat er, bei den bevorstehenden Friedensunterhandlungen, die Heimkehr nach England an, woselbst ihm neben manchen andern Aufträgen und Diensten auch die Sendung nach Berlin aufgetragen wurde, um dem jetzigen Kaiser das Großkreuz des Bath-Ordens zu überreichen.

Noch ein drittes Mal kam Sir Colin — aber als Lord Clyde und Besieger des indischen Aufstandes — zu den Manövern am Rhein und bei Berlin, wo er sich der huldvollsten Aufnahme erfreute.

Mitte Juli 1857 kam die Nachricht von dem Aufstande in Indien und dem Tode des commandirenden Generals daselbst: General Anson. Zu Lord Panmure berufen, erklärte Sir Colin sich zur Annahme des vacanten Postens und sofortigen Abreise bereit. Nach huldvollstem Abschied von der Königin, der Mutter und Schwester des Herzogs von Cambridge, reiste Sir Colin via Paris nach 24 Stunden ab; sein treuer Genosse aus der Krim, General Binoy (derselbe, welcher bei Sedan entkam; starb 1880), mit anderen lieben französischen Freunden waren mit ihm die wenigen Stunden in Paris zusammen und brachten ihn zur Bahn nach Marseille, von wo aus er sich sofort auf der Vestiz, die Dampf auf hatte, einschiffte. Unterwegs, in Aßen, Point de Galle, Madras, häuften sich die schlechten Nachrichten und am 13. August ging er in Calcutta vor Anker, eine gewaltige Aufgabe vor sich.

Zwischen der Herausgabe dieses Wertes und dem indischen Aufstande liegen mehr denn zwanzig Jahre. Der Krieg in Italien, der Seceffionskrieg in Amerika, die Feldzüge 1866 und 1870 haben dem Studium dieser, gewaltige Massen bewegenden, Campagnen Aufgaben gestellt, welche fast nicht zu bewältigen sind. Außerdem hat die Zeit ihren abschleifenden Einfluß ausgeübt und das Interesse an jenem indischen Feldzug bei uns vermindert. Es kann also die Thätigkeit des Feldherrn nur in kürzester Weise skizzirt werden.

Sir Colin beschloß für's Erste in Calcutta zu bleiben und von dort aus die Mittel zu organisiren, den bedrängten Punkten, welche übrigens durch eiserne Männer wie: Sir John Lawrence, General Havelock, General Wilson,

Sir James Outram, Colonel Robert Napier (später Lord Magdala) mit mehr oder minderem Glück vertheidigt wurden, Hilfe zu senden. Während im Lande, wo es nur ging, Verstärkungen ausgehoben, exerciert, die Bestände an Munition z. ergänzt wurden, kamen von England, China, wo damals Lord Elgin war, Truppen an. Die Details lehren, wie schlecht die englische Regierung auf einen Krieg vorbereitet war, und wie, was das Schlimmste war, die einheitliche Leitung in Indien bis jetzt gefehlt hatte; Tapferkeit und Kühnheit waren überall vorhanden — aber auch die Neigung unabhängig von aller Controlle, selbständig zu commandiren und zu fechten. Zum Glück war die Stellung des commandirenden Generals zum General-Gouverneur und zur Civilverwaltung eine sehr gute, sich gegenseitig ergänzende und die Tagebücher Sir Colin's beweisen seine Verehrung und Dankbarkeit für Lord Canning, welcher später der erste Vicekönig von Indien wurde.

Die Berichte an den Herzog von Cambridge ergeben die allmählichen Fortschritte in der Reorganisation der Streitmittel und am 27. October konnte Sir Colin seinen Abgang und die Verlegung des Hauptquartiers nach dem Kriegsschauplatz melden, wo er Mitte November eintraf, nachdem er unterwegs kaum der Gefangennahme durch ein starkes Detachement Aufständischer entgangen war. —

Die erste Waffenthat Sir Colins war der Entsatz Lucknows (14. bis 17. November), wo Sir James Outram und General Havelock eingeschlossen waren; dann wurde die Position mit Frauen, Kindern und Kranken verlassen, ohne den geringsten Verlust durch den Feind, welcher die Stadt noch besetzt hielt, zu erleiden. Nur der Tod General Havelock's trübte die Freude.

Einen zweiten Erfolg konnte Sir Colin (6. December) in den Gefechten um Camnpoor verzeichnen, durch welchen die Streifcorps in der und um die genannte Stadt aus einer precären Lage befreit, die Weiber, Kinder und Kranken gesichert und die feindliche Streitmacht, das sogenannte Ghwalior Contingent aneinander geprengt wurde.

Während die Operationen vorwärts gingen, fanden zwischen Lord Canning und Sir Colin weitläufige Erörterungen über die fernere Richtung der Operationen statt. Während Ersterer auf einem Feldzug gegen Lucknow und Duhj bestand, trat Sir Colin für den Marsch gegen Rohilcund ein. Der Wille des Generalgouverneurs, gewiß durch politische Rücksichten bedingt, siegte, und Sir Colin begann dann auch sofort die Operationen, welche er im Monat März zu einem günstigen Abschluß brachte (1858). Die numerische Stärke der englischen Truppen belief sich zu jener Zeit auf pp. 19,000 gegen 100,000 Feinde in einer Stadt mit pp. 250,000 Einwohnern. Der Verlust der Engländer wird auf 19 todt und 48 verwundete Offiziere, 127 todt und 595 verwundete Unteroffiziere und Gemeine angegeben.

In Uebereinstimmung Lord Cannings und Sir Colins wurden nun die Operationen auf Rohilcund gerichtet, welche gleichfalls zu einem raschen und glücklichen Ende, Mai 1858, geführt wurden. Die Truppen verloren

durch den Feind wenig, litten aber unter der Hitze und der Sonne, den Hauptfeinden der Europäer in diesen Klimaten, deren Wirkung keine Einbildungskraft sich voll vorstellen können.

Während das Hauptquartier bis zum 6. Juni in Futtehpor war, von wo bequeme Land- und telegraphische Verbindungen mit dem in Allahabad z. Z. residirenden General-Gouvernement, und demgemäß auch mit den in Dudd, Behar und Bundelkand kämpfenden Generalen Sir G. Rose, Whitlock, Robert, Sir E. Lugars, El. Napier pp., unterhalten werden konnten, wurde es später nach Allahabad verlegt.

Dort erreichte Sir Colin die Nachricht von seiner Erhebung zum Peer von England. Zwei ihn hochschätzende Freunde: Sir William Mansfield (von Lord Clyde im Fall seines Todes zu seinem Nachfolger bezeichnet) und Sir Hope Grant (nachher Commandeur in China) erwähnen die Ernennung in ihrem Briefwechsel: es hätte erst geschienen, als würde er in dem neuen Geschirr stätisch werden; nun wäre er aber daran gewöhnt und es schien ihm Freude zu machen.

Mit den erwähnten Hauptschlägen konnte man die eigentliche Gefahr für die Herrschaft Englands in Indien für beseitigt erachten, doch brachen bald da, bald dort auf dem gewaltigen Kriegstheater größere und kleinere Aufstände aus, welche bei der tropischen Hitze den Truppen gewaltige Anstrengungen und Verluste auferlegten, aber blutig unterdrückt wurden.

Das stets ungetrübte Zusammenwirken Lord Cannings und Lord Clydes zeigte sich bei jeder Gelegenheit heilbringend und erlitt auch durch Lord Cannings Ernennung zum Vicekönig von Indien keine Trübung.

Seit langer Zeit hatte sich die öffentliche Meinung in England gegen die Ostindische Compagnie ausgesprochen. Mannigfache Modificationen waren durch Parlamentsbeschluss in's Leben getreten, ohne zu genügen, bis sich endlich die Regierung nach langen Zweifeln und Bedenken bewogen fühlte, das betreffende Gesetz, wonach die Herrschaft der Compagnie unmittelbar an die Krone übergehen sollte, einzubringen. Nach langem Streit ging das neue India-Gesetz am 8. Juli 1858 durch das Unterhaus, am 2. August durch das Oberhaus und am 30. August d. Z. schloß in letzter Sitzung die ostindische Compagnie, unter der Königin Elisabeth pp. 1600 als kaufmännisches Geschäft in's Leben gerufen, ihre Jahrhunderte lang die Welt bewegende Thätigkeit.

Die Urtheile in Indien über den gethanen, gewiß nothwendigen Schritt waren zu jener Zeit sehr verschieden, und gewaltige Zukunftsprophetien in dem kaum beruhigten Lande ließen es zweifelhaft erscheinen, ob der Zeitpunkt der Maßregel gut gewählt war. Die Worte in Lord Clydes Brief an Lord Canning lassen schließen, wie ernst Ersterer die Sache auffaßt: „We migth see all our work of last year undone in an instant, under very much worse circumstances than before“.

Der Kern der Sache lag in der Unzufriedenheit der Truppen der Compagnie mit der Uebertragung ihrer Dienste an die Krone durch Parlaments-

beschluß — aber ohne ihre Einwilligung. Die Mäßigung Lord Cannings und Lord Clyde, ihr strenges Innehalten der Gesetlichkeit, die gute Haltung der Offiziere ließen die Gefahr, welche ihren Hauptstiß in Meerat hatte, glücklich vorübergehen und die Frage wurde allmählig zur Zufriedenheit Aller gelöst.

Es war ein Glück für die Regierung, denn um dieselbe Zeit traten Anforderungen Lord Elgins, dessen Stellung als außerordentlicher Gesandter in China sehr schwierig geworden war, um Truppensendungen an Lord Canning in unabweisbarer Art heran.

Lord Clyde, dessen Gesundheit durch Verwundung und klimatische Verhältnisse sehr gelitten, hatte seine Entlassung eingereicht, welche, unter Bestimmung von Sir Hugh Rose als Nachfolger, angenommen war. Auch der Kelch nach China zu gehen und noch einmal mit den Franzosen vereint zu fechten wurde dem alten Soldaten erspart und nach einer in Gesellschaft von Lord und Lady Canning unternommenen Reise in die Berge verließ er nach schwerer Trennung von diesen seinen Freunden Calcutta am 4. Juni 1860.

Am 13. Juli traf Lord Clyde in Paris ein, konnte aber seinen Aufenthalt daselbst nicht ausdehnen, da ihn Briefe des Herzogs von Cambridge heimriefen.

Zum Oberst des Goldstream-Regiments ernannt, nahm er seinen Sitz im Oberhause ein und half die wichtige Frage der Verschmelzung der indischen Armeen durch das Oberhaus bringen, sprach, votirte für sie und entfloß dann dem Löwenthum, welches in London angreifender und zeitraubender war, als irgendwo anders, indem er zu seinem Freunde Winoy ging.

Den Vater hatte er im Januar 1859 verloren; der einzigen Schwester sicherte er ein eigenes Heim in London, während er selbst sein Hauptquartier in Albany aufschlug, aber häufige Besuche in Chatham beim General Eyre abstattete, in dessen Familie er die liebevollste Aufnahme fand. Der April 1861 sah ihn schon wieder bei seinen pariser Freunden, von wo er nach Italien ging, die Schlachtfelder von Magenta und Solferino besichtigte und auch bei den Kriegsgefährten aus der Krim, General della Marmora an der Spitze, hoch willkommen war. Später vertrat er, wie schon erwähnt, mit einem großen Stabe die englische Armee bei den Herbstmandbern in Berlin und Brühl. Der jetzige commandirende General des IV. Armeecorps General von Blumenthal, damals Commandeur des 3. thüringischen Infanterie-Regiments war Lord Clyde beigegeben und sprach in Briefen nach England seine hohe Verehrung für den greisen Soldaten aus. —

Am 1. November des Jahres wohnte er dem ersten Capitel bei, welches die Königin bei der Stiftung des Sternes von Indien, zu dessen Ritter er ernannt wurde, abhielt.

Auch sonst wurden ihm im Vaterlande viele Ehren und Auszeichnungen zu Theil, aber es trieb ihn trotzdem immer gen Süden, nach Paris; dort lud er zu der großen Industrie-Ausstellung 1862 General Winoy

und dessen Frau ein. Am Tage seiner Heimkehr von Frankreich verschied sein Freund und Gefährte Lord Canning und trauernd folgte ihm Lord Clyde nach Westminster-Abtei, wo der große Sohn in der Nähe des größeren Vaters eine Ruhestätte fand.

Ende des Jahres 1862 wurde dem Lebenden die letzte militärische Auszeichnung zu Theil, welche ihm das dankbare Vaterland spenden konnte: Die Ernennung zum Feldmarschall. 45 Jahre bis zum General — dann in acht Jahren zum Feldmarschall!

Lord Clydes immer schlechter werdende Gesundheit hinderte ihn längere Zeit, sein endlich erworbenes eigenes Haus zu beziehen; im März 1863 war es wohllich eingerichtet — doch nicht lange freute er sich des eigenen Besitzes: Auf einer seiner vielen Reisen nach Chatham sank er dort im Hause des Freundes auf das Krankenbett, welches sein Todtenlager werden sollte.

Unter mancherlei Beängstigungen und Leiden, voller Sehnsucht nach der Ruhe des Grabes, und doch stets seiner Soldaten eingedenk, hauchte er am 14. August den letzten Athem aus.

Mit Gott und den Menschen in Frieden, schied er aus der Welt: „Mind this, Eyre, I die at peace with all the world“.

Er hatte auf einem stillen Kirchhof ein stilles Begräbniß gewünscht; doch auch ihm öffnete Westminster seine Hallen, und dort ruht er:

„Lamented by the Queen, the army and the people“. Lord Clyde — War bred nennt ihn Lord Charles Napier — gehört nicht zu den Heerführern, deren Thaten begeisternd auf den Leser einwirken; da ist kein Genie, keine fast dämonische Willenskraft, kein Fortreißen zu stürmischer Begeisterung — aber vom Beginn bis zum Ende seines vielbewegten Lebens zwingen Pflichttreue, gesunder Sinn, Sorge für Disciplin und Wohlbefinden seiner Soldaten, das Bestreben der Erreichung großer Zwecke mit möglichst kleinen Verlusten und eine Fülle ähnlicher Eigenschaften zur Verehrung und fordern zur Nach-eiferung auf.

Das „take care“ was sein Wahlspruch war, mag nicht immer gut sein, aber das Wort: conquest is twice achieved, when the achiever brings home full numbers“ wird stets wahr bleiben.





Eine Jugendliebe in Wien.

Von

Adolf Pichler.

— Innsbruck. —

(Fortsetzung.)

An Cornelia.



aß ich gute Vorsätze gefaßt habe, bezeugen Feder und Tinte auf meinem Tisch. Die Gegend vor meinem Fenster ist aber so schön, daß ich es nur schwer, oft kaum eine Viertelstunde im Zimmer aushalte. Unmittelbar vor der Thüre verläuft ein Rasenplatz gegen den Bach, welcher den Garten in zwei Theile schneidet. Die Brücke darüber, das Gebüsch ringsum, hie und da hochwüchsigte Obstbäume füllen den Vordergrund; nach hinten erstreckt sich der Thiergarten im sanften Längenzuge, seine bedeutendste Höhe steigt in der Mitte des Bildes empor, welches rechts von einem Hügel, den er von der Hauptkette abstreichend vorlagert, links von einer Gruppe schlanker Pappeln geschlossen wird. Sowohl die Höhe, als auch die übrigen Maße der Ausdehnung ordnen sich so in der Perspective, daß die Gegenstände im schönsten Zusammenhang erscheinen ohne sich verwirrend zu häufen. Dazu stimmen auch Licht und Farbe. Im Hintergrund überall derselbe Baumschlag; kräftige Buchen und Eichen, welche sich in starken breiten Massen sondern, je nachdem die Beleuchtung den verschiedenen Ton angibt. Alles ist so abgegrenzt und nahe, so klar und übersichtlich vor meinen Augen, daß sich der Geist in diesem kleinen Raum gerne befriedigt, wo die Natur selbst das Geseß harmonischer Begrenzung zeigt.

Emma ruft zum Fenster herein, sie will mir was gar hübsches zeigen. Wird was recht's sein! — Ein Wienchen schläft im Kelch eines Fingerhutes, daneben sitzt ein goldgrünes Käferlein. Ich sagte ihr, daß ich an Sie schreibe. Sie vertritt mir die Thüre, spannt die Arme aus und läßt mich nicht durch, bis ich verspreche, gleich einen Gruß von ihr an Sie beizusetzen.

Da, da, nehmen Sie den Gruß!

Ich habe Emma bereits öfter im Salon gesehen; die glänzenden Zimmer passen nicht zu ihrem Wesen. Ihre Bewegungen zeigen nichts von der Geziertheit, wie sie über die Bohlen der Parketten hintänzelt; ihre einfachen Volkslieder nehmen sich neben

den glänzenden Piecen der andern aus wie wilde Rosen bei üppigen Camilien im Glashause, sie tritt gegen ihre Freundinnen völlig in den Hintergrund. Wie ganz anders war sie heute! Sie wandelte dahin leicht und frei, das blaue Hauskleid schmiegte sich nach der schwungvollen Beugung der Glieder, der breite Strohhut war vom Haupt auf den Nacken gesunken, ihre Gestalt blühte gleichsam in der Morgenluft: man kann sich nichts anmutigeres und holdseligeres denken. Wir gingen an der Wien stromaufwärts durch Auen und Grasplätze gegen Mariabrunn. Beim Wasser stehen Erlen und Weiden, dann einzelne Espen. Ein hölzerner Steg verbindet die Ufer. Wir fielen Bilder von alten Niederländern, insbesondere Ruysdael ein, wie sich bei ihnen Naturwahrheit und poetische Anschauung so schön vereinigt. Auf dem schwarzen Boden wucherten Sumpfpflanzen in vollem Gedeihen, welche die Ranken des Windlings aneinanderknüpfen. Dieser ließ ihnen seine großen, weißen Blüthen. Ich zeigte das meiner Begleiterin. Als sie den Blick zu mir erhob, dachte ich an jene Worte des hohen Liedes: — „Deine Augen sind Taubenaugen!“ Keine Sehnsucht, keinen Wunsch in der Brust; alles ist unmittelbare Gegenwart.

Zu Wien, um in meiner Wohnung nachzusehen. Ich habe noch einen Brief von Ihnen gesucht, gefragt, aber nichts gefunden. Sie sind Emma einen Gruß schuldig.

Ein gelinder Wind verwehte in der Frühe die leichten Wolken über dem Marchfeld, daß in der durchsichtigen klaren Luft die führenbewachsenen Karpathen, welche man sonst kaum erkannte, auftauchten. Ich nahm meine Kräuterbüchse, um sie mit Blumen und Blüthenzweigen zu füllen, deren Schönheit ich unverfehrt bis Hütteldorf erhalten wollte. Mein Weg führte über den Hügelkamm, welcher mit Reben bepflanzt von Hernals sanft aufsteigend in den Waldböhen über Dornbach endet. Dort ist eine Stelle zwischen Hainbuchen, die zwar den Blick frei über Berg und Thal wandern lassen, die Aussicht auf die Stadt jedoch abschließen. Dadurch und weil kein Fußpfad in der Nähe vorüberführt, hat dieses Plätzchen eine lauschige Heimlichkeit behalten, die mich stets wieder und wieder anlockt. Dort liegt als bequemer Sitz ein Steinblock, dicht überwachsen von Moos und Duendel. Weithin dehnte sich das Thal mit wechselnden Weingärten und Fluren, von den nahen Wiesen duftete der Honiggeruch des Klee. Das Korn war bereits geschnitten; die herbe Traubenbeere begann sich zu färben und durchsichtig zu werden. Der Wind rollte über das hohe Gras in die Stoppeln, hie und da gackte rothher Mohn oder eine Cyane empor und verschwand wieder wie ein scherzendes Kind. Hoch drüben feierten die Lerchen Maria Himmelfahrt. Mit Recht wählten sie die Babenberger im blauen Felde als Wappen für Oesterreich. Dort auf der Höhe stehen die spärlichen Reste ihrer Burg; die wilde Rose umgittert sie mit den Dornen, aus dem Geröll steigt die gelbe Aehre des Himmelfrandes, die Amseln singen am Bergeshang, aber die Stimmen der Lieder sind verhallt, die Harfe Walters von der Vogelweide verstummt.

Als es wärmer wurde, stieg ich auf zum Grat und dann zum Weidlingerbachrieder. Er schiebt durch Buchenwälder kühl und lauter über weißen Kies der Donau zu. An einer Stelle des Ufers hat er die Wurzeln der Erlen untergraben, so daß ihre braunen Fasern in die Wellen niederhängen, die Stämme verzweigen ihre Laubkronen mit denen des andern Gestades; das Ufer umsäumt Rafen mit Storchschnabel und Hornklee, dahinter Strahbiskeln und Wasserdost. Ich zog die Kleider aus und legte mich in das weiche Wasser. Kleine Fische schossen hin und her, Libellen und Schmetterlinge umflatterten mich; im rajchen Flug setzte sich ein Eisvogel auf einen Wurzelast nebenan, dabei die seltene Pracht seines Gefieders entfaltend, das im Wechsel des Lichtes vom Goldgrünen ins Blaue und dann wieder ins Goldgrüne spielte. Das war Wollust! Ich blieb hier mehrere Stunden und verzehrte im Schatten mein Mittagmahl: ein Stück Butterbrot. Als die Sonne zum Untergang neigte, trat ich den Rückzug nach den Höhen von Hütteldorf an, sie war schon gesunken, als ich das Landhaus erreichte. Ich schüttete den Mädchen die Blumen auf den Tisch und sah

zu, wie sie Kränze banden. Emma nahm eine lange Ephauranke und flocht sie dem Apoll von Belvedere, dessen Gypsbüste in ihrem Zimmer steht, um das Haupt.

Es sind herrliche Tage, die ich hier in Garten und Wald zubringe. Nichts von Gelehrsamkeit und Büchernust rings um, nur wenige Griechen und Spinoza durften mich begleiten. Ich denke oft an jene Pythagoreer, die in weißen Gewändern unter Vorbeerträuchern und Cypressen hinwandelten; über Gott, Natur und Staat dachten und sprachen und den Melodien horchten, die aus den Tiefen der Seele wie im Wandel der Gestirne klingen.

Mir zu Häupten saufen die Wipfel der Pappeln im Winde, der mir den Klang ferner Sonntagsglocken zuträgt; die Luft ist so klar und durchsichtig, daß sich weithin die Umrisse der Hügel wie in einem reinlichen Gemälde einzeichnen. Die Landschaft erinnert mich an ein Jugendbild Raphaels. Ein Jüngling ruht waffengerüstet auf dem Schild; in sein kindliches Gesicht hat noch nicht der Ernst des Lebens den Eisengriffel gesetzt; seine Träume sind vielleicht eben so ruhig und mild als die Gegend ringsum. Zur rechten naht eine Frau mit Buch und Schwert, zur linken ein geschmücktes Mädchen, als woll' es ihn einladen auf den Pfad der Lust. Hinter ihm sproßt ein Vorbeerbäumchen und wiegt die zierlichen Blätter in der Luft. Werden diese Zweige, die ihn jetzt im Schlafe kühlen, seine Stirne umwinden, wenn er einmal sturmesmüde am Stamm niedersinkt?

Vor dem Hause zieht westlich eine Anhöhe empor, deren weiter Rücken einen Wald von Laubholz trägt. Wir gingen langsam hindurch; die Mädchen pflückten Blumen und stritten, wer das Körbchen am schnellsten voll haben würde. So erreichten wir einen Holzschlag, der mit Stauden von mäßiger Höhe überwachsen war. Zwischen hinein lagen terrassenförmig freie Stellen, wo an der Sonne die herrlichsten Erdbeeren reiften. Die Gesellschaft zerstreute sich nach allen Richtungen, da und dort sah ich noch ein farbiges Kleid durch die Büsche schimmern oder es tönte das Jauchzen der Kinder, — bald war ich allein. Anfangs suchte ich emsig nach Erdbeeren, bald aber lenkten mich tausend Dinge ab. Da duftete Spiertraut voll und schön aus dunklem Laub, dort stand eine Jaunlilie zwischen Dolben und Wohlgemuth, oder es blühte irgendwo eine seltene Blume, die ich mitnehmen wollte. Und die Gegend rings um! Kleine Thäler mit hellem Grün, darüber dunkle Wälder, auf welche sich weiße Wolken in stets wechselnden Formen stützten; jetzt scharfkantig und zackig, dann wellenförmig oder in Kluppen; für den Augenblick ruhend, dann wieder hoch emporanschwellend, oder wie Drachenköpfe mit langen Hälsen umgebeugt. Während dieser Betrachtungen sank die Sonne tief und tiefer, die Drosseln fingen an zu schlagen und einzelne Dämmerkäfer summten bereits herum. Die Wolken färbten sich vom stärksten Roth bis zum bleichsten Gelb und stiegen geballt oder streifig zerfloßen höher am Gesichtskreise. Da hörte ich meinen Namen rufen; ich sprang vom Grase auf und nun erst fielen mir die Erdbeeren ein; die ich hätte pflücken sollen. Es war nicht mehr zu helfen. Die Kinder lachten mich aus und wollten meine Blumen nicht gelten lassen, die könne man ja nicht essen! Da flüsterte mir Emma ins Ohr: „Sie bekommen schon doch Erdbeeren — von mir!“ — Hab' ich sie etwa nicht verdient?

Ich freue mich auf jeden Morgen und bin auf, eh der Frühstrahl die Nebel zerstreut. Dann hinaus durch den Garten in den Wald; ich streife die Zweige, auf Stirn und Haar tropft mir der Thau, ich pflücke einige Blumen; Salbei, Feldnelken, Glocken und schaue zurück auf die grünen Jalousien im ersten Stod. Die blauen Augen wollen sich nicht aufthun; erst wenn die Sonne hoch vom Himmel durch die Lüden guckt.

Hier ein Gedicht, irr' und verworren wie der Dichter; vorher einige Bemerkungen zum Verständniß. Memnon war Aurorens Sohn und fiel vor Troja; die Göttin ließ ihn nach Theben tragen, wo sein Bildniß, welches beim ersten Sonnenstrahl klingt,

auch heute noch am Saum der Wüste steht. Diese Sage habe ich andeutungsweise benutzt.

Memnon.

I.

Ruhigen Stromes
 Dämmert die Helle
 Ahnung des Morgens
 Dir in die Seele:
 Wie auf den Sprossen
 Himmlischer Leiter
 Nahe Dir Träume
 Lieblich und heiter.
 Klingen und singen!
 Wallend gehoben
 Hat Deinen Dusen
 Frühroth umwoben.
 Lächelnd des Auges
 Vorhang geschlossen,
 Mild von des Lebens
 Odem durchslossen
 Athmest die Kühle,
 Tief in der Seele
 Fühlst des Morgens
 Dämmernde Helle.

II.

Still vor dem Fenster
 Schauend ins Ferne,
 Steh ich des Morgens
 Einjam so gerne,
 Hoch an dem Himmel
 Flammenumwunden
 Werden des Lichtes
 Garben gebunden.
 Steiget die Sonne,
 Jauchzen die Thale,

Wie einst geklungen
 Memnon im Strahle.
 Tief in der Seele,
 Ob es auch schlief,
 Licht des Gedankens
 Wach sie mir rufe.
 Ruhig und sinnend
 Schau ich in's Weite,
 Wie sich des Tages
 Kernte verbreite.

III.

Rastlos und muthig
 Strahlenumwunden
 Sind nun des Lichtes
 Garben gebunden,
 Langsam im Westen
 Purpur umflossen
 Werden des Hauses
 Thore geschlossen.
 Doch ist der Wagen
 Sternen mit sieben,
 Der sie heim führte,
 Draußen geblieben.
 Stehe wie Memnon,
 Tief in der Seele
 Wird es von lichten
 Gedanken mir helle.
 Läßt ihn die Sehnsucht
 Abends erklingen, —
 Klutchen der Liebe
 Könnt' ich sie singen!

Auf den Höhen südwestlich von Hütteldorf herumgelaufen, ohne erst auf die Zeit zu achten. Bei der Rückkehr konnte ich erfahren, wie verschieden die Perspektive in Alpenländern und zwischen den kleinen Bergen sei. Dort hatte ich meinen Blick geübt, Höhen und Weiten zu beurtheilen und fehlte selten in der Angabe, weil ich die Fächer als sicheres Maß im Hintergrund hatte. Hier erschien mir Alles viel näher und ich mußte mich durch die müden Füße und vor der Uhr von der Länge des Weges, den ich zurückgelegt, überzeugen. So sprang ich denn über Stock und Block. Es wurde dunkler. Hinter den Bergen begann es durch das tiefe Gewölk zu leuchten. Um den Weg zu kürzen, schwang ich mich über die Planke am Bach. Auf den kleinen Höhen zwischen den Pappeln stand Emma. Ich ging am Gesträuche hin; der erwachende Sturm überrauschte meinen Schritt im weichen Gras, schon wollte ich sie anreden. Da zuckte ein Blitz und spiegelte in ihrem Auge, das wie suchend in's Weite blickte! Ihr Antlitz schimmerte wie Marmor, die Haare, durch welche sich ein Lärchenzweig schlang, waren zurückgeweht. Ich erschrak fast wie vor einer Erscheinung und schwieg. Der Donner rollte stärker, der Regen begann zu tropfen, sie ging langsam fort, an mir vorüber, daß mich fast ihr Athem streifte.

Sie sollte nicht erfahren, daß ich sie gesehen. Ich schwang mich wieder über die Blanke in den Wald hinaus, die Fahrstraße aufzusuchen. Da brach das Wetter los mit aller Macht, es goß in Trausen, so daß ich vorn an der Hausthür bereits naß war bis auf die Haut. Ich trat unter die Thür des Saales; aus meinem Haar floß noch der Regen. Die Kinder schalten mich, sie hätten sich statt meiner gefürchtet, daß ich draußen gewesen bei dem Wetter. Emma hatte den Lärchenzweig in der Hand; sie blickte schweigend vor sich hin.

Ich ging in mein Zimmer, mich umzukleiden.

Als ich wieder zurückgekehrt, gab die Hausfrau mit der Glocke das Zeichen, wir setzten uns an den Tisch, es ward aufgetragen. Das Völkchen aß, lachte und plauderte bis wieder ein Blick dazwischen fuhr und ihnen vor Schreden das Wort nahm, dann ging es von neuem los.

Endlich hatte sich das Wetter verzogen; die Kinder, welche auf einem Häufchen beisammen hockten, trauten sich zu Bette. Emma und ich waren einen Augenblick allein.

Sie sah mich vorerst an und sagte halbblau: „Warum blieben Sie bei diesem Wetter im Freien?“

Ihr Name wollte sich vom Herzen auf die Lippe drängen; ich wollte ihre Hand fassen, doch besann ich mich.

Wenn alles doch nur Selbsttäuschung wäre?

Und doch, wie klang ihre Stimme!

Hab ich denn ein Recht etwas zu hoffen, wo ich nicht einmal etwas wünschen darf? Die Mägde traten an den Tisch um abzudecken.

Gute Nacht!

Bewahren Sie diese Blätter; wenn mir einst die Sonne der Jugend nicht mehr leuchtet, dann sollen Sie mir zurückerufen, was in jenen Tagen das Innerste meiner Seele bewegte.

Der Himmel hat sich umzogen; die grauen Wolken drücken fast die Buchengipfel, wie ein schwermüthiges Lied von Lenau zieht der Wind durch die Blätter. Es wird wohl ein Landregen. Ich habe meine Mappe geöffnet und lese all die Papierschmizel, die ich seit Jahren hineingesteckt.

Biel fällt unter den Tisch: Zeug, aus dem ich daraus gewachsen; ich begreife kaum, daß ich je drein steckte. Nehmen Sie die spärliche Ernte, die ich ausgelesen, in Empfang: ein Durcheinander von Blumen, Gras, Kraut und Rüben.

*

*

*

Ich habe Spinozas Ethik vorgenommen. Nur über die sittliche Wirkung des Mannes wage ich hier Einiges zu bemerken. Sein ganzes Dasein war ein gott-erfülltes; für ihn ordnete sich Alles Einem großen Gedanken unter, oder vielmehr: Er kannte nur das Wesenhafte und ließ alles Zufällige darin aufgehen. Der Nachthimmel ist so klar, so tiefblau und ruhig! Wenn ich einen seiner Sätze lese, ist mir auch, als ob ich in den Nachthimmel schaute: ein einziger bestimmter, durch nichts zerrissener Eindrud. Wird es nöthig, bisweilen sich im Gemüthe zu sammeln, um nicht ganz im Zielerei täglicher Geschäfte unterzugehen, so erscheint mir dabei niemand so hilfreich als Spinoza. Man nennt ihn kalt, poesielos und doch spricht sich das Genie nirgends ursprünglicher und naiver aus: ursprünglich darum, weil alles, was er sagt, reine Anschauung durch den Geist ist; naiv deswegen, weil er das ihm ewig Wahre durch die mathematische Methode zu beweisen sucht und es dennoch unter der Form des Axiomes als Voraussetzung hinstellt. Seine Sätze sind Krystalle, aber man merkt es wohl, daß sie einst flüssig waren am Feuer des edelsten Herzens. Was dürfen wir Harmonie nennen, ist es nicht das Wesen dieses einzig großen Mannes?

Da reden die Leute vom Unwerth körperlicher Schönheit: Krankheit kann sie zerstören, das Alter zerstört sie gewiß und schließlich werden wir insgesammt Staub und

Afche. Wir Alle haben die Aufgabe sittlicher Vollendung; wer aber schön gebildet wurde, den stellte die Natur als König unter die sinnlichen Wesen, er danke ihr für die hohe Gnade und freue sich derselben demüthig wie jedes anderen Vorzuges.

Ich liebe die Lilie, wenn sie sich auch nicht leicht in einen Strauß fügt; sie soll und darf nicht dienen. Der weiße Kelch, durchscheinend wie eine Vase von Alabaster, drinnen das Gold der Staubfäden; der feine Duft, das allmällige Entfalten der Knospen, das man Abends fast mit den Augen verfolgen kann, erfreuen mich jedes Jahr von neuem. Die Volksdichtung faßte sie mit Recht als Symbol matelloser Jungfräulichkeit.

Wie tölpelhaft, die Tugend der Frauen zu höhnen, weil sie gebrechlich sei. Ist die Perle weniger Perle, weil sie der Essig auflöst, der Diamant weniger Diamant, weil ihn ein Hammer Schlag zerspalten kann?

Das Schöne ist Sittlichkeit der Natur und das Sittliche Schönheit der Seele.

Das erste Capitel der moaischen Genesis und der Anfang des Evangelium Johannes ergänzen sich gegenseitig. Beides sind Cosmogonien. In der ersten ist Gott der Welt noch äußerlich, sein Geist schwebt über den Wassern, das zweite sagt: „Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort, alle Dinge sind durch dasselbige gemacht worden“. Logos bedeutet Vernunft, die urseiende, dasselbe, was Anaxagoras aus nannte und was der Geist Platos als Idee vor dem Sein der Dinge begriff. Man braucht hier nicht zu wiederholen, Johannes sei im Zusammenhang mit platonischen Schulen; nur könnte man beifügen, daß hier ein philosophischer Gedanke, sich im Ausdruck steigend und präzisirend an das letzte Glied seiner Schlußkette gelangt sei. Er ruht nun, bis Spinoza weiter ausführt: „Alles, was ist, ist in Gott und ohne Gott kann weder etwas sein noch gefaßt werden“.

Ist doch die Wahrheit das einzig Große im Leben! Sie ist Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst und den Gesetzen der Natur.

„Ich sehe aufgelöst zu werden!“ schrieb Paulus. So auch Sokrates im Phädon: es soll sich das letzte Korn irdischen Stoffes im Feuer göttlicher Liebe verzehren. Das symbolisirt die Legende, welche die Ekstatischen betend in der Luft schweben läßt.

„Die katholische Kirche hat bisher jede Kezerei überwunden. Sie bezwang den Arianismus, der gewaltiger einbrach als der Protestantismus; soll sie, welche die Prophezeiung eine Hürde der Völker nennt, nicht auch diesen in sich zurückleiten? Sie ist tausendjährig erprobt, gelten historische Voraussetzungen nichts mehr beim Berechnen der Zukunft?“ — Wer so fragt, dem kann man entgegen: daß sich jene älteren Härten mit Rom um ein Mehr oder Minder der Dogmatik stritten, übrigens sich mit ihr auf demselben Boden des Glaubens fanden; während der Protestantismus zwar vom Glauben ausging, allein dessen Verneinung schon in sich trug, da er das Recht freier Forschung geltend machte. Es ist ein Mißverständniß zu sagen, der Protestantismus zerbröckle in sich selber, da er den Glauben an sich ausbeute und von den Artikeln der Reformatoren abgewichen sei. Das war nothwendige Folge. Hier handelt es sich um ein Prinzip und nachdem es zum Lebensinhalt der Geschichte geworden, kann es auch nie mehr vertilgt werden; es hat eine doppelte Berechtigung: die im Geiste des Einzelnen und die in der Geschichte.

Universell ist nur, wer nach Harmonie strebt.

Sei in Wort und That, was du innerlich zu sein meinst, sonst bist du eben nichts.

Großartig ist nur die Ruhe, die aus Kraft stammt.

Ich glaube nicht mehr an Ideale, nur an Ideen!

Enthusiasmus macht die Menschen zu Narren des Augenblickes, aber selten besser. Begeisterung ist still wirkende nachhaltige Gluth, schlägt sie in Flammen auf, so wird es eine große That im Denken oder Handeln. Darum ist der Enthusiasmus wohlfeil, die Begeisterung selten.

Nichts ist egoistischer als das Gefühl, der Gedanken allein kennt keine Selbstsucht.

Durch edle Thaten werden die Menschen für Augenblicke idealisirt.

Man belügt durch seine Gefühle Niemand häufiger als sich selbst.

Einseitigkeit ist wohl von Bornirtheit zu unterscheiden, jener gehe man aus dem Weg und achte sie in den meisten Fällen, dieser kehre man den Rücken.

Wer sich selbst verloren, den kann Niemand retten.

Es braucht oft mehr Muth zu leben, als zu sterben.

Letzte der Heiden, Fegefeuer der Christen!

Der Dichter findet in der Natur nichts Verschiedenes; er wird sich ihr gegenüber nur der Außerlichkeit seiner Innerlichkeit bewußt.

Paganini verstand es auf einer Saite ein ganzes Stück abzuspielen. Es war Virtuosität. Unsere modernsten Dichter geigen auch immer auf einer Saite, aber nicht aus Virtuosität, sondern weil sie nur diese eine Saite haben.

Typus und Manier verhalten sich wie Schrift und Handschrift.

Der Communismus ist die idealste Carrikatur der Humanität.

Die Deutschen ja! Sie singen, toasten, reden bei ihren Festen, als sollten sie dadurch wie bei Orpheus die Quadern des neuen Reiches fügen. Ein fremder Soldatenkaiser, der Napoleon, hat Euch die kleinen Herren mit eisernen Besen weggefegt, nur ein deutscher Soldatenkaiser kann das deutsche Reich gründen. Darum sollt ihr bitten, als um das tägliche Brod, die vollen Humpen stellt nur bei Seite.

Man rede, so viel man will; im Volk ist wenig Sinn für Kunst und Schönheit. Die Vergangenheit ruft Niemand zurück; sie zu verstehen, braucht es mehr als sogenannte Bildung, deren Bedürfnissen die Mode genügt.

In jeder Zeit stimmt Alles zu Allem: Opiz, Alongeperrücken, Rococostyl.

Wollt bedenken, daß bei den Griechen die Form zugleich Haut war, und ihr kommt endlich von der Nachahmung derselben los.

Die naive Kunst zeigt aus der Oberfläche die Tiefe, die sentimentale aus der Tiefe die Oberfläche.

Man möchte sagen, bei den Griechen ergänzen sich alle Kunstwerke zu einer großen Schöpfung des Geistes: Naufikaa — Penelope, — Klytemnästra!

Der Apoll von Belvedere ist der Ausdruck von Elasticität, Herkules, Jarneje von massiver Stärke, dort die natürliche Hoheit des Jünglings, der sich der That freut; hier der Mann, dem die That schwere Pflicht ist.

Aeschylus, Sophokles und Euripides erinnern an die dorische, jonische und corinthische Säule.

Die Gemeinheit wird; ganz gemein ist von Natur aus schwerlich Jemand.

Die Ehe gleicht oft einem Triumphbogen; vorn sieht man Blumen und Guirlanden, ist man durchgegangen und kehrt sich, dann bemerkt man erst die groben Stricke und das Lattenwerk, mit welchen das Ganze zusammenhängt.

Sich im Allgemeinen und das Allgemeine in sich! Wäre das Liebe?

Die Liebe krönt den Glücklichen, die Tugend den Starken; jene kann uns sehr viel schenken, diese kann uns zu Etwas machen; jene dient dem Zufall, diese Gott!

Was dir die Liebe nicht giebt, erobere dir der Geist.

Der Greis schreitet lebendig vorwärts, aber der Grabstein der Erinnerung steht in ihm.

* * *

Ja, ich freue mich auf jeden Morgen. Gestern Früh sollte Emma mit auf eine Höhe. Sie wollte aber gar nicht heraus. Da warf ich Sand an die Glasscheiben, bis sie endlich hinter dem Vorhang wie eine Rosenknospe hervorguckte. Auf dem Weg sagte ich ihr, ich wolle sie als Botaniker unter die Blumen einordnen. — Sie sah mich lächelnd an. — „Nun ja, wegen den blauen Augen neben dem Weilchen, aber als — Jäulchen!“

Noch einen Blick in's Freie. Aus den Thälern steigen Nebel wie Schleier dünn und leicht, daß man die einzelnen Sterne durchschimmern sieht. In der Richtung von Mariabrunn folgen große Wolkenmassen dem Windzug. Die hintern flockig und rein abgegrenzt lösen sich in blendender Mondbeleuchtung vom dunklen Nachthimmel; die vorderen braun und wild zerrissen wälzen sich gegen die Höhen. Die Waldlehne vor mir war schwarz, im Thale selbst milde Dämmerung.

Mir ist bisweilen, als solle sich mein Herz neu besaiten; Ahnung ungekannter Glückes fließt nieder wie Thau, mir ist, als hörte ich ein Klingen und Singen aus Kräutern und Sträuchern, das Licht fließt aus den Höhen wie ein Lied in meine Brust.

Neulich erzählte ich den Mädchen von Tirol. Da unterbrach mich die Jüngste mit dem Ausruf: „O, das ist Alles so schön, wenn man doch Nachts davon träumen könnte!“

Die Aftern beginnen zu blühen und die Schwalben zu ziehen. Ich will nach Tirol. Uebermorgen reise ich ab.

Hütteldorf, 6. Sept. 1845.

Ihr

Pichler.

An Cornelia.

Ueber meine Fahrten erzähle ich Ihnen gelegentlich. Es gab nicht viel von belang. Noch Abends erreichte ich den Chiemsee und bestieg einen Kahn um auf die Insel zu fahren. Der Wind erwachte, ohne daß man sich gerade beunruhigen durfte, die Wellen klatschten an das Schiffslein und über die fernen Alpen flog Nebel, doch blieb der Himmel ober mir klar und die Sterne begannen zu schimmern wie tausend Heldenaugen, vor denen wir stets groß denken, groß handeln sollen! Wie herrlich war dieser Abend! Es war aber gut, daß wir landeten, denn der Wind schwoh stärker. Den Sturm verschloß ich, früh fand ich den Schiffer, welcher sich bei Nacht nicht mehr zurückgewagt hatte, am Ufer, wo überall der Schaum blühte. Er führte mich an das Gestade, zu welchem sich bereits die Vorberge der Alpen senkten. Von jetzt ab ging es zu Fuß weiter; ich kann Ihnen daher erst aus Innsbruck schreiben, wo ich mich für einige Tage ansiedle.

Häufig wanderte ich nach Hall und dann mit Ruf einmal nach Abjam, wo wir unsere kleine schwarze Poetin, das Vognerburgele besuchten. Ruf führte mich auch bei feinen Karren herum; ich ließ es mir des Faches wegen gefallen und stellte den künftigen Arzt voran, der gegen solche Eindrücke nicht wehleidig sein darf. Auch einen Stoff zu einer Erzählung „Schuldig“ lieferte er mir, den ich noch zu Innsbruck ausarbeitete. Ich werde sie in einen Wieneralmanach stecken und Ihnen dann gelegentlich denselben zu Füßen legen.

Zu Innsbruck wachsen neue Häuser aus dem Boden, die Leute waren die Alten, nur ich schlenderte nicht mehr als der Alte durch die Gassen. Mit einigen Studienfreunden bin ich zusammengetroffen; aufrichtig gestanden: kennen wir uns an einander nicht mehr aus. Einer meinte gar, ich sei hochmüthig geworden! Freilich vermochte ich auf die alten Anschauungen nicht mehr einzugehen, aber hochmüthig!!

Im Dux war ich auch wieder; zu Kuffstein habe ich mich nicht aufgehalten und werde auf dem Rückweg dort nur übernachten. Dann weiter!

Die Füchse haben ihre Höhlen, wo kann aber ich einst mein Haupt ruhig niederlegen?

Vorerst werde ich zu Salzburg rasten und es soll wieder allerlei aus meinem Schmerfer fallen.

Innsbruck, 20. Sept. 1845.

Ihr

Pichler.

(Schluß folgt.)





Illustrierte Bibliographie.

* **Palästina.** Nach dem Englischen bearbeitet von V. Ebers und E. Guthe. Stuttgart, Ed. Hallberger.

Ist der Engländer auch nicht gerade frömmere als der Deutsche, so nimmt doch das Christenthum — im Volksleben jedenfalls und wohl auch im Tagesleben des Einzelnen — eine breitere Stelle ein als hier zu Lande. Dafür hat das Puritanenthum gesorgt, das, obwohl es den Cultus nicht mehr beherrscht, dem Nationalcharakter einen unverwischbaren Stempel eingedrückt hat. Und von jener Bekenntnißform, die bei aller ihrer Strenge doch vielfach so phantastisch anmuthet, weil sie auf Dinge geführt hat, die uns unfassbar fern zu liegen scheinen, ist den Engländern ganz allgemein der Zug zurückgeblieben, daß sie sich für die Stätten, wo die Wiege des Christenthums gestanden hat, lebhafter interessiren als wir es durchschnittlich thun.

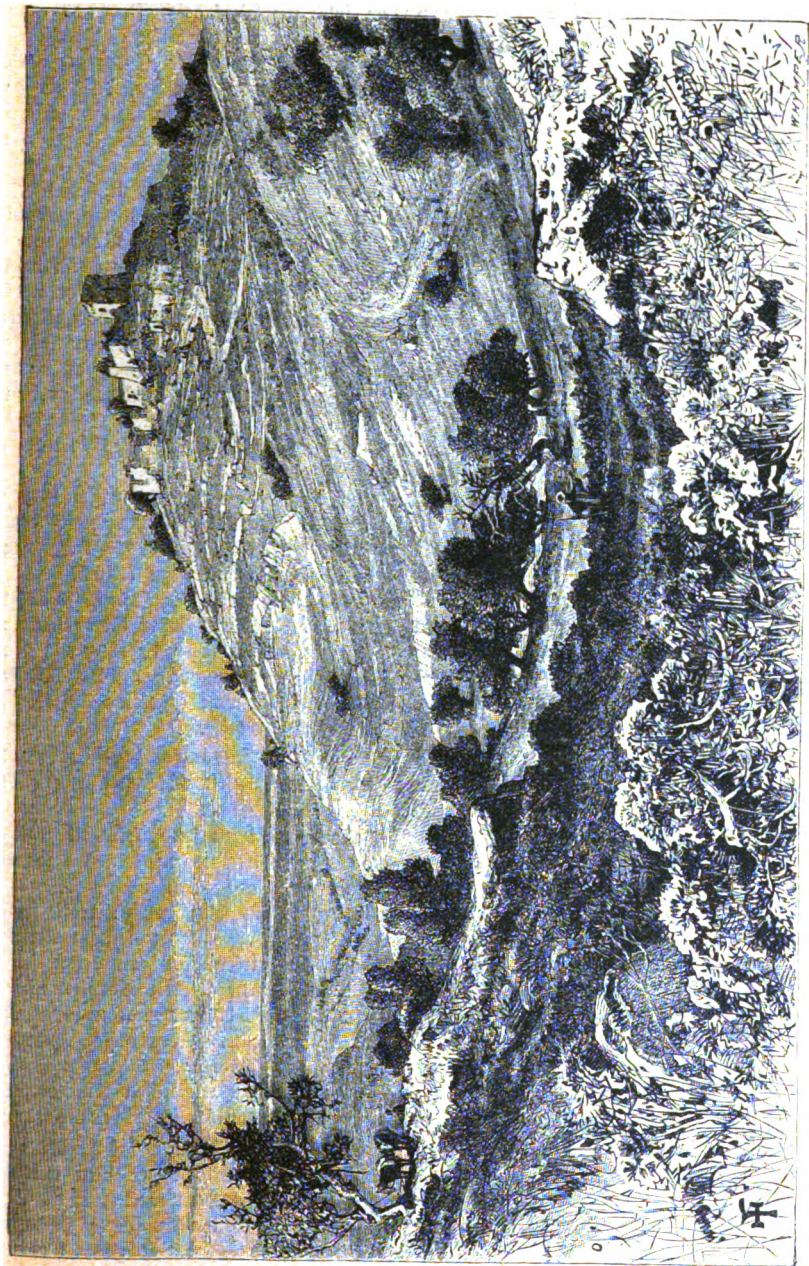
Sie stehen eben den jüdischen Anfängen des Christenthums näher. Der alte Puritanergeist sog sogar aus den Schriften der alttestamentarischen Propheten seine beste Nahrung: die wilden Flüche und die großartigen Bilder, die sie darin sandten, nahmen den Sinn der alten Rundköpfe völlig gefangen, beherrschten ihre Anschauungsweise und setzten sich so tief in der Phantasie des Volkes fest, daß sie sich darin, so zu jagen, durch sieben Generationen fortgeerbt haben.

Das englische Palästinawerk liegt uns nicht vor, wir können daher nicht nach selbständigem Urtheile sagen, wie der Text desselben geschrieben ist. Doch sind die Namen Derjenigen, die die einzelnen Felder bearbeitet haben, solche, die in ihrem Vaterlande und auch bei uns in gelehrten Kreisen — denn weiter dringt wohl in Deutschland der Ruf eines Palästinaforschers kaum — sich der größten Anerkennung zu erfreuen haben. Jedenfalls ist für diesen Theil des Werkes gethan worden, was sich nur mit Ausbietung der reichlichsten Mittel thun läßt. Es war wohl unserer Zeit vorbehalten, daß einfache Privatleute, Buchhändler und Zeitungsbesitzer den Gelehrten aus dem stillen Studirzimmer abrufen, ihn in die entlegensten Gegenden, Länder, die vielleicht nie zuvor eines Europäers Fuß betreten, entsenden, damit er ihnen dann auf Grund des Selbstgesehenen ein Buch schreibe, wie es kein Zweiter schreiben kann und das sie dann für wenige Mark allem Volke anbieten wollen. Die Ausführbarkeit solcher Unternehmungen, der Umstand, daß es einem Geschäftsmann lohnend erscheint, mit seinen Millionen die idealen Triumphe des Forschers zu fördern, ist einer der stolzesten Triumphe des neunzehnten Jahrhunderts.

Daß das so entstandene Werk dann nicht auf seine Sprachheimath beschränkt geblieben ist, daß man sich beeilt hat, es durch eine deutsche Bearbeitung auch uns zu erwerben: das ist nicht mehr als natürlich, und gegenüber der Thatsache, daß ja manch



Die Ebene von Gelfon. Aus „Palästina“ von Ebers und Guthe. Verlag von Eberle & Gollberg, Stuttgart.



Welfen-ef Foke. Aus „Paltzma“ von Ebers und Gathe. Verlag von Eduard Hallberger, Stuttgart.

eines unserer eigenen Prachtwerke in ähnlicher Weise über die ganze Welt verbreitet worden ist, brauchst wir uns dieser Thatsache auch nicht zu schämen. Hat doch der Verlag Eduard Hallbergers selbst in Aegypten solch ein Werk geschaffen, das auch die übrigen Nationen sich anzu eignen nicht umhin gelohnt haben. Für dieses ist Palästina in gewissem Sinne eine Schwester Schöpfung. Es erregt zwar außer Anderem auch durch religiöse Beziehungen unseren Antheil — und es steht zu erwarten, daß gerade dieser Punkt, gleichwie in England bei dem Originalwerke für den Erfolg ausschlaggebend sein werden — aber im Uebrigen haben beide Stoffe und auch die Art, wie sie behandelt worden sind, sehr viel Verwandtes mit einander.

Uebrigens haben die deutschen Bearbeiter sich nicht damit begnügt, mühelos den Fußstapfen ihres Vorgängers nachzutreten. Wenn zunächst der eine von ihnen, Georg Ebers, der ja auch Aegypten herausgegeben hat, auch nur für die formelle Vollenbung der Uebertragung und Anpassung an unseren Geschmack bürgt, so darf man sich doch von ihm, der auf diesem Gebiete ja auch eine Autorität ist, versprechen, daß er nach Kräften dazu beigetragen hat, das Werk auch sachlich zu verbessern oder zu berichtigen. Jedoch hat sich der Verleger mit dieser Gewähr nicht zufrieden gegeben. Um in keiner Weise hinter seinem englischen Geschäftsgenossen zurückzufehen, hat auch er einen deutschen Gelehrten, Eduard Guthe, dessen Namen der Prospect als den des zweiten Herausgebers nennt, nach Palästina entsandt, damit dieser an Ort und Stelle den Text noch einmal revidiren und — da er auch während des Druckes dort bleibt — denselben gleichsam bis zum letzten Posttag zeitgemäß erhalten könne.

Auf diese Weise wird das Palästinawerk auch geistig bis zu einem gewissen Grade ursprüngliches Eigenthum unserer Literatur. Und jedenfalls darf man nach dem Angeführten überzeugt sein, daß — was in unserer Zeit schon Einiges zu besagen hat — Alles mögliche geschehen ist, um etwas ganz ausgezeichnetes zu leisten.

Nimmt man das Werk mit dieser Voraussetzung schon in die Hand, so fühlt man sich bei der Lectüre keineswegs enttäuscht, sondern findet eher seine Erwartungen übertroffen. Besonders nach der rein literarischen Seite hin. Ebers ist auch von den Gegnern seiner dichterischen Richtung immer eingeräumt worden, daß er Landschaftliches gut zu schildern versteht; und von dieser Gabe findet man hier, wo sich ja zu ihrer Benützung freundlichste Gelegenheit bietet, reichliche Beweise.

Während so der eigentlich literarische Theil des Werkes durch deutsche Arbeit stark beeinflusst wird, trägt der illustrative den unverfälschten Stempel englischer Kunstweise.

Der Engländer steht den Erscheinungen der Natur nicht mit jener Freiheit gegenüber wie der Deutsche oder der Franzose. Schon die Verkrüppelung seines Farbensinns beschränkt das Gebiet seines Schaffens. Aber auch außerdem ist er selten in der Lage, sich ganz unbefangen den Eindrücken seines Auges hinzugeben: meist sucht er in der Natur etwas Conventionelles, einen Stil, den er sich in seinem Atelier angeeignet hat — läßt jene nicht bestimmend auf sich wirken, sondern trägt seine eigene, angelesene Stimmung in sie hinein. Weiß er sich von solchen Phrasen unbeflusst zu erhalten, so zeigt er sich allerdings als einen Beobachter von unvergleichlicher Schärfe des Blicks: ihm entgeht nicht eine einzige Falte. Aber diese Genauigkeit muß denn auch für die Nüchternheit des Ausdrucks entschädigen. Gemachte Poesie oder Prosa: das ist es im Durchschnitt, was man in jedem englischen Kunstversuch findet: Ausnahmenaturen, denen es voll aus tiefem Innern quillt, sind überaus selten.

Man darf diesen Punkt bei der Betrachtung des Hallberger'schen Werkes nicht aus den Augen lassen, will man anders den eigenthümlichen Vorzügen desselben wirklich gerecht werden. Die Illustrationen in Aegypten sprechen den Beschauer weit sympathischer an. Blättert man durch das Palästinawerk und sieht da die weiten Prospective, in denen das Auge auf keiner Einzelheit mehr haftet und sich nur durch die natürliche Anmuth der Berglinien geschmeichelt fühlt — oder betrachtet man die enger gerahmten Bilder,



Das Dorf Schafst, an der namhaftigsten Stelle von Tob. Aus „Palästina“ von Ebers und Gutsch. Verlag von Eduard Hallberger, Stuttgart.

meist ein Stück Architektur oder einen Baum mit krausverschlungenen Aesten darstellend; dazu eine Staffage von Kamelen oder melancholischen Orientalen — so sagt man sich immer, daß in diesen Bildern etwas fehlt. Man empfindet die tiefste Achtung vor der Treue der Auffassung, jede einzelne Darstellung führt die Phantasie mitten in den Gegenstand hinein; nur daß diese bald wieder zurückkehrt: sie hat dort nicht das, nach deutscher Auffassung, echt künstlerische gefunden, was sie seßelt.

Jene peinliche Wahrheit der Wiedergabe des Gesehenen glänzt besonders in den Figurenbildern. In den Darstellungen von Leben und Tracht hat man das Gefühl, die denkbar größte Genauigkeit zu finden. An diesen Gruppen — von denen wir leider keine Probe geben können — ist augenscheinlich Alles echt, haftet offenbar nicht die mindeste Phrase. Man kommt beinahe auf den Gedanken, jene müßten nach Photographien gezeichnet sein: so vollständig hat der Künstler seine Persönlichkeit ausgelöscht, um seinen Stoff nur in dessen eigenem Lichte zu erschauen. Das wirkt natürlich auch kühl; aber man kann sich dem Respekt vor solcher Selbstentäußerung nicht versagen, die dem belehrenden, gradezu wissenschaftlichen Zweck die eigene Individualität und damit wohl auch die beste Freude am Schaffen zum Opfer bringt.

Es ist wirklich höchst belehrend und trotz der schönsten Beschreibungen wird einem hier im Bilde erst richtig Alles anschaulich, wenn man so den Schuster oder den Geldwechsler oder den Krämer hantieren sieht. Das ist überhaupt ein Zug, der allen diesen Illustrationen gemeinsam ist: anschaulich sind sie ausnahmslos; Alles was man darüber jemals gehört oder gelesen hat, wird einem hier erst zur überzeugten Wahrheit. Und Alles in Allem ist das kein schlechtes Verdienst. Es ist zweifellos sehr schön, wenn einen so ein Illustrationsbuch träumerisch oder gar sehnsüchtig stimmt; aber praktisch empfiehlt sich die englische Manier.

Und bei diesem Werke spricht dieser Umstand ganz besonders mit. Es läßt sich an den Fingern abzählen, daß dasselbe nicht auf die Kreise derjenigen beschränkt bleiben wird, die sonst Prachtwerke zu kaufen pflegen. Dieses wird in manches Haus gelangen, wo es nicht ein prahlender Luxusartikel ist oder — ein Fall, der übrigens wohl nicht so häufig ist, wie wünschenswerth wäre — wo man sich des rein künstlerischen bei dem Besitze erfreut: manche Familie wird es erwarten als ein Buch, das ihren Töchtern die Geburtsstätte ihrer Religion wirklich lebendig machen soll. — Man darf sich aufrichtig überzeugt halten, daß das Palästinawerk grade diesem Zweck besonders vollkommen angepaßt ist.

Es wäre unbillig, wollte man vergessen, wenigstens zum Schluß den mehr mechanischen Theil der Ausstattung zu erwähnen. Daß Druck und Papier vortrefflich ist, versteht sich bei einem Hallbergerschen Verlagswerke von selbst — das ist also ein Punkt, den man gar nicht erst zu betonen braucht. Dagegen mögen wir es uns nicht versagen, den englischen Holzschnidern und Stechern unser wärmstes Lob zu spenden. Die Engländer haben mit den Chinesen, denen sie ja überhaupt in mehr als einem Charakterzuge ähneln, die große Handfertigkeit und Sauberkeit in der Ausführung gemein. Englische Kupferstiche und Holzschnitte waren einstmals als unerreichbar berühmt — wie die englischen Radirungen, dank dem märchenhaften Reichthum jener Nation, es noch bis auf diesen Tag sind.

Daß wir in den beiden erstgenannten Kunstzweigen den Engländern mindestens gleichgekommen sind, dürfen wir uns heute wohl sagen — und wir haben Recht, darauf stolz zu sein. Grade das Hallbergersche Haus hat auf dem einen dieser Gebiete die höchsten Triumphe gefeiert und, wie wenige sonst, dazu beigetragen, denselben zu seiner jetzigen Höhe zu zeitigen. — Dem gegenüber jedoch wird man sich nicht verhehlen, daß Holzschnitte, gleich denen, von welchen wir heute eine Probe geben, die Technik in der größten Feinheit zeigen, welche dieselbe bisher erreicht hat. Das ist eine Sicherheit und Leichtigkeit des Strichs, eine Ausdrucksfähigkeit, die noch nicht übertroffen worden ist.



Welt-ut-ut-ut-ut (Unter-Beth-Hora). Aus „Palästina“ von Ebers und Güthe. Verlag von Eduard Hallberger, Stuttgart.

Und zu den Holzschnitten gesellen sich in dem Palästinawerk noch Stahlstiche — sechzig ungefähr an Zahl. Sie bilden eine Bereicherung des Schmuckes, die man an deutschen Originalwerken nicht allzusehr gewohnt ist. In England ist man dieser

Jahr 1852 (Kloster St. Johannis). Aus „Palästina von Ebers und Ruthe. Verlag von Eduard Gollberg, Stuttgart.“



Technik treuer geblieben als in Deutschland, wo dieselbe einstmals gleichermaßen gepflegt, gegenwärtig der Ausbildung des Holzschnitts gegenüber ein wenig in den Schatten getreten ist und — in größerem Umfange — eigentlich nur noch in der Umrißmanier ausgeübt wird. Der Stahlstich steht allerdings dem Kupferstich sowohl als dem Holzschnitt an

Ausdrucksfähigkeit weit nach; indeß zeigt sich an den in dem Palästinawerke enthaltenen Blättern immerhin, wie viel er vermag. Die großen Prospekte giebt er in einer wunderbaren Klarheit, und die Architekturen gewinnen in ihm einen seltsam undefinirbaren, faust verschwimmenden Reiz. Wer sich noch der Stiche in dem einstmals hochberühmten Meyerschen Universum erinnert, der wird sich vielleicht diesen Eindruck vergegenwärtigen können: nur darf er dabei nicht aus den Augen lassen, daß hier von einer Ausführung die Rede ist, wie sie von Meyer natürlich nie erreicht werden konnte. Wie wundervoll dieselbe ist, davon bekommt man eigentlich erst mittelst der Loupe eine rechte Vorstellung. Zart und völlig gleich-

mäßig reißt sich da Strich an Strich, und bei der größten Aufmerksamkeit vermag man nicht die geringste Nachlässigkeit zu entdecken.

Es sei hier nochmals betont, daß wir dem besprochenen Werke warme Theilnahme entgegen bringen. Wir sind allerdings — mit dem Burtschen in Auerbachs Keller — aufrichtig überzeugt, daß nur das Vaterland die schönsten Gaben hervorbringt; und bei der Uebersetzung, welche unsere früheren Stammesbrüder nur zu oft an den Tag legen, glauben wir uns doppelt verpflichtet, kein Hehl daraus zu machen, daß wir bei ihnen durchaus nicht in einen goldenen Topf sehen. Aber wir sind weit entfernt, uns der Erkenntniß ihrer Vorzüge blind zu verschließen, und wenn sie uns Schönes darzubringen vermögen, sind wir dem, der uns die Gabe vermittelt, ernstlich dankbar und würden es für thöricht halten, dieselbe von der Hand zu weisen.

* **Die drei Fragen des Grundbesizes** und seiner Zukunft. Von Dr. Lorenz von Stein. Stuttgart, J. G. Cotta.

Der bekannte Wiener Gelehrte verspricht auf dem Untertitel zwar nur eine Untersuchung der irischen, der continentalen und der transatlantischen Frage, allein er giebt mehr. Er sucht zunächst den Gegensatz von Grundcapital und Gelbcapital klarzulegen, giebt dann eine gedrängte Geschichte der Anschauungen über Grundbesitz bei den germanischen Völkern und der allmähigen Rechtsentwicklung, um endlich auf den Uebergang zu kommen, worin sich augenblicklich die Verhältnisse des Grundbesizes zu befinden scheinen; die Anschauung des Grundbesizes als eines Capitals. Die Folgerungen, die sich aus dieser Auffassungsweise ergeben, erörtert er dann in der oben angedeuteten Eintheilung. Des Näheren darauf einzugehen, würde hier zu weit führen, auch würden wir dem Buche so nicht gerecht werden können. Geistvoll in den Gedanken, verleugnet es seinen Verfasser nicht. Vieles, was er ausführt, ist anregend und beherzigendwerth. Auch für Leute, die nicht Grundbesitzer sind. Diese werden in der Schrift auch eine angenehme, durchaus lesbare Lectüre finden, deren Genuß nur hin und wieder durch die zopfigen Ausräucherungen wie „Gestehungskosten“ gestört wird. Seltsamer Weise hat man vergessen, das Buch heften zu lassen; unbegreiflich, wie in einer berühmten Verlags-handlung solche Versehen vorkommen können!

Adolf Danmbach, Sommermärchen. Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig, 1881.

Der Dichter dieser achtzehn Märchen hat sich durch seine Alpensage „Zlatorog“ und durch seine „Lieder eines fahrenden Gesellen“ bereits den Ritterschlag der competentesten Kritik und die Liebe der deutschen Lesewelt erworben. Auch alles das, was er uns wieder in diesen Märchen bietet, ist vom Anfang bis zu Ende reichlich, originell, wunderbar farbenreich, frisch und duftig, reichquellend an Erfindung und voll des köstlichsten Humors, der manchmal um so stärker wirkt, wenn er sein Reichthum hinter einem scheinbar ersten Gesicht verbirgt. Diese Märchen tragen sammt und sonders eine wirklich märchenhafte Stimmung in sich, sie sind vor Allem für Jung und Alt äußerst unterhaltend, ohne je die Schranke des Harmlosen umzustößen, also ein gutes, wirklich gutes Buch.

* **Betrachtungen über unser classisches Schulwesen.** Leipzig, Ambr. Abel.

Das classische Schulwesen kommt bei dem tapferen Anonymen natürlich sehr schlecht weg. Möglichste Einschränkung des Unterrichts in den todtten Sprachen! ist seine Forderung. Wozu der Kram? wir haben ja die Uebersetzungen. Lieber russisch als lateinisch! Kurz eine vollständige Revolution. Der Mann verkennt bei seinen curiosen Schlußfolgerungen, daß das Gymnasium noch etwas anderes sein soll als eine Peterschule, und beweist durchaus nicht, daß jene Perrücken im Unrecht sind, die meinen, daß die classische Bildung wohl sich Selbstzweck genug und ein schöner sei. Den Schluß

der Broschüre machen Auszüge aus unseren deutschen Classikern, die dazu gepreßt werden sollen, gegen ihre eigene Bildung zu zeugen und zu stimmen. Todte müssen sich viel gefallen lassen; aber es ist doch hart gegen solch eine todte Literaturgröße, wenn man ihr Unsterbliches in Stüde reißt, um sich aus den Fetzen einen Popanz zurechtzuden zu können.

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Ballestrom**, Eufemia Gräfin, Memoiren des Freiherrn Dubislav Gneomar von Natzmer. Berlin, Th. Grieben.
- Cless**, A., Das Ideal der Menschheit. Stuttgart, C. Krabbe.
- Deutsche Maus- und Handbibliothek**, Bd. 4. J. C. Biernatzki. Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee. Stuttgart, W. Spemann.
- Ebers u. Guthe**, Palästina. Stuttgart, Hallberger. 3. Lief. M. 1. 50.
- Eucken**, Rud., Zur Erinnerung an K. Ch. F. Krause. Festrede gehalten zu Eisenberg am 100. Geburtstag des Philosophen. Leipzig, Veit & Co. M. 1. 20.
- Ganghofer u. Neuert**, Der Prozesshansl. Volksschauspiel in 4 Aufzügen. Augsburg, B. Schmid.
- Günther**, J. E. v., Barbablanca. Eine Rhapsodie. Stuttgart, C. Krabbe.
- Hillern**, Hermine, Jugendträume. Stuttgart, C. Krabbe.
- Klopert**, Heinrich, Central-Karte der Südost-Europäischen Halbinsel (Unter-Donau- und Balkan-Länder. Königreich Hellas). Mit den neuen Grenzen von Serbien, Bulgarien und Ost-Rumelien. Berlin, D. Reimer. M. 4. 50. — Special-Karte von Mittel-Italien mit Berücksichtigung des Alterthums. Berlin, D. Reimer. M. 10. —
- Knörlich**, W., De Villiers Le Festin De Pierre Ou Le Fils Criminel. Heilbronn, Gebr. Henneger.
- Kraszewski**, Caprae u. Rom. 2 Bde. Wien, Hartleben.
- Krenkel**, Klassische Bühnendichtungen der Spanier. I. Calderon. Leipzig, J. A. Barth.
- Kretschmer u. Rohrbach**, Die Trachten der Völker. Lief. 14—15. Leipzig, J. A. Barth. M. 8. —
- Lange**, Dr. M., Der Meister im Schachspiel. Weimar, B. F. Voigt. M. 4. 50.
- Lippert**, J., Die Religionen der Europäischen Culturvölker. Berlin, Th. Hofmann. M. 8. —
- Malzer**, Dr. J., Die kritische Epoche in der Lehre von der Einbildungskraft aus Hume's und Kants theoretischer Philosophie nachgewiesen. Jena, E. Frommann. M. 2. 40.
- Mertelmeyer**, Dr. Br., Alt-Mecklenburg. Plaudereien. Berlin, Rich. Hanow.
- Palm**, A., Briefe aus der Bretterwelt. Stuttgart, Bonz & Co. M. 3. —
- Polack**, F., Historische Gedichte. Berlin, Th. Hofmann. — 60
- Reinow**, M., Idealisten. Roman. Berlin, Franz Vahlen.
- Sanders**, Prof. Dr. D., Ergänzungs-Wörterbuch der Deutschen Sprache. Lief. 5. Berlin, Abenheim.
- Schebek**, Dr. E., Die Lösung der Wallensteinfrage. Th. Hofmann. M. 12. —
- Schreyer**, Herm., Goethe's Faust als einheitliche Dichtung erläutert und vertheidigt. Halle a. S. Buchh. d. Waisenhauses. M. 4. 50.
- Siegfried**, Walpurgisnacht. Lustspiel. Leipzig, Grunow.
- Stilfried-Alcántara u. Kupler**, Die Hohenzollern und das Deutsche Vaterland. Lief. 5—6. München, Bruckmann. M. 2. —
- Thiele**, R., Eva Lessing. Ein Lebensbild. Halle a. S., Buchh. d. Waisenhauses. M. 2. 40.
- Thudichum**, Dr. G., Traube u. Wein in der Culturgeschichte. Tübingen, H. Laupp. M. 1. 50.
- Uschauer**, Vorstadt-Idyll. Hamburg, J. F. Richter.
- Varnbüler**, Th. v., Buchenheim. Roman. Stuttgart, C. Krabbe.
- Wagner**, H. L., Voltaire am Abend seiner Apotheose. Heilbronn, Gebr. Henneger.
- Weech**, Dr. F. v., Badische Biographien. Karlsruhe, G. Braun. M. 4. —
- Wessely u. Rosenberg**, Klassiker-Bibliothek der Bildenden Künste. Heft 1—2. Leipzig, Br. Lemme. A — 60.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Das Versand-Geschäft

VON

Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj.  des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen direct nur an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-Courant** von dem Versand-Geschäft **Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig**, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen **gratis und franco** an Jedermann gesandt wird.



Specialitäten

des



Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder.
Stoffhöschen,
Röschchen in Batist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten f. Herren u. Knaben,
Weiße Batist- u. Atlas-Cravatten für Herren,
Bunte Satin-Cravatten,
Schwarzseidene Blindseehilfen.

Manschettenknöpfe mit Eindruf und Feder,
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen und Prima geklärt Creas-Leinen im Stück und per Meter.

Reis leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder,

Leinene Oberhemden-Einsätze,
Herren- und Knaben-Oberhemden,
Nachthemden für Herren.
Leinene Krage und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaren f. Frauen, Herren und Kinder.
Gesundheits-Jacken für Damen und Herren.

Parfums; Toilette-Seifen.

Japanischer und Chinesischer Thee,
Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt,
Kaffee-Ersatz,
Biscuits und Waffeln.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig garantirt und verschickt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig
und 9 Neumarkt LEIPZIG.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum,
München.

*„Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk,
weßhalb ich es bestens empfehlen kann.“*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

*„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner
Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt
kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. December
1878.“*

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d.
Univ. Berlin.

*„Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafel-
wasser, dessen chemischer Charakter es in hygienischer und
diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter
Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar
1879.“*

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

*„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes
als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder auch
mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“*

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

*„Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt,
nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang
ein. 16. März 1879.“*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

*„Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, inson-
derheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth.
23. März 1879.“*

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

*„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser,
das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden
Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“*

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 18. — Heft 54.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

September 1881.

Breslau,
S. Schottlaender.

September 1881.

Inhalt.

| | |
|--|-------|
| K. U. Mayer in Karlsruhe. | Seite |
| Die Neuvermählten | 279 |
| Ferdinand Hiller in Köln. | |
| Frankfurter Tonkünstler vergangener Zeit | 297 |
| Carl du Prel in München. | |
| Das zweite Gesicht. Psychologische Studie | 306 |
| Adrian Schücking in Harzburg. | |
| Spiegelbilder vom Bosphorus | 325 |
| Heinrich Kruse in Berlin. | |
| Udelaide. Eine Seegeschichte | 339 |
| J. Hermann Baas in Worms. | |
| Ueber die Grenzen des ärztlichen Erkennens | 347 |
| Carl Vogt in Genf. | |
| Algierisches | 367 |
| R. L. in Berlin. | |
| Eine Sommerlaune | 374 |
| Adolf Pichler in Innsbruck. | |
| Eine Jugendliebe in Wien (Schluß) | 378 |
| Bibliographie. | 403 |

Hierzu ein Porträt Ferdinand Hillers, Radirung von W. Krauskopf
in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —



An unsere Abonnenten!



Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirt** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XVIII (Juli bis September 1881), wie auch zu den früheren Bänden I—XVII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau, im Juni 1881.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX.,
X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII.,
XVIII.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. —

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. —

pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18,
19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48,
49, 50, 51, 52, 53, 54

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XVIII. (Juli bis
September 1881)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII.,
VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.,
XVII.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

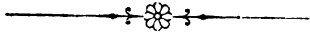
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XVIII. Band. — September 1881. — 54. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ferdinand Hiller.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Die Neuvermählten.

Von

H. A. Mayer.

— Karlsruhe. —

Greis! im Frühling brech' ich Rosen.
(Uhlands Schwarzer Ritter.)

Ich liege schlaflos in der Nacht. Dunkel umvogt mich, wie heranbringende Wellen, die von schwachem Lichte beleuchtet sind. Schleier um Schleier fallen nieder, bis ich endlich einen riesigen Greis erblicke, der, mit dem Rücken gegen mich gewendet, an einem Webstuhl, hoch wie das Gerüste eines Hauses, sitzt, und kräftigen Schwungs sein Schifflein hin und herwirft. Jetzt hemmt er hochaufathmend die lärmende Arbeit, und, indem er den buschig grauen Kopf nach mir umbreht und mit den großen Augen, deren Weißes wie Metall glänzt, mich anzwinkt, fährt er mit der rauhen Hand durch die Silbermähnen seines Bartes, der ihm weit über die Brust niederfällt.

„Wer bist Du?“ Diese Frage hol' ich nach einer guten Weile aus der gepreßten Brust hervor.

„Ich bin das Schicksal“, erwidert er mit dröhnender Stimme; „ich sitze am Webstuhl der Zeit und wirke die Geschicke der Menschen. Mit dem Schifflein, das ich werfe, schaff' ich die ewige Wandlung der Dinge“.

Und nun schürzt er das herabgefallene Hemd an den starken, hagern, braunen, behaarten Armen auf und beginnt von Neuem die saufende Arbeit so eifrig wild, daß die mächtigen Balken des Webstuhls schüttern und dröhnen. Wie Donner rollt aus seiner Kehle ein Lied, und mitten durch das Lied vernehm' ich ein Durcheinander junger und alter Menschenstimmen, Lachen und Weinen, Jubel und Wehklage, Schreie der Lust und der Verzweiflung, Gebet und gottloses Fluchen.

Allmählich rücken die Stimmen ferner, und meine Brust athmet leichter. Der Alte mit seinem riesigen Webstuhl versinkt in den aufsteigenden Wellen; die Wellen gleiten hinweg, und ein Himmel vom zartesten Hellgrün wölbt sich als das lieblichste aller Zelte ringsumher. Jetzt zittert aus weiter, weiter Ferne

der Schmeichelton einer Flöte oder Oboe und rückt anschwellend immer näher; ein süßes Weh ergreift mich und füllt mein Auge mit Thränen. Und siehe! wie herangeführt von dem zitternden Tone schwebt ein holdes jugendliches Paar scharf abgezeichnet auf dem hellen Grunde: ein Jüngling, der ein Mädchen um die Schulter gefaßt hält. Ihr goldblondes Haar wallt aufgelöst in üppiger Fülle über den Rücken; schwere Wassertropfen fallen daraus und rinnen perlend am Kleide nieder. Seid ihr's? Ach ja, ihr seid's! Ich kenn' euch wohl!

Dies ist die Ouvertüre; denn ich bin ein alter Kapellmeister, dessen Worte ein wenig nach dem Handwerk schmecken. Die Oper, die mich den Sommer über beschäftigt hatte, war fertig. Ich hatte sie an die Bühnen verschickt und wollte nun, ermüdet von der erschöpfenden Arbeit, Schweizerluft athmen. An einem frischen Herbstmorgen war ich den bedeckten Treppengang zu der Pfarrkirche von Thun emporgestiegen und saß in einer der Nischen des alten Kirchhofs auf einer der alten Holzbänke, vertieft in den Anblick der hochgethürmten Stadt zu meinen Füßen und der mächtigen Alpenwelt über dem See. Zwar ist hier die Königin der Gruppe, die Jungfrau, mit ihrem stolzen Gefolge, dem Mönch, dem Eiger, dem Schreckhorn und den Wetterhörnern, versteckt; aber weit aufgeschlossen dehnt sich das ungeheure Schneefeld der Blimlisalp mit der dreizackigen Krone aus. Deutlich zeichnete sich bei der hellen Beleuchtung die Silhouette eines Berggipfels — — war es das Gspalten Horn oder die Wilde Frau? — auf der leuchtenden Fläche ab.

Während ich so die Augen schweifen ließ, vernahm ich plötzlich hinter meinem Rücken ein fröhliches, silberhelles Lachen, das nur aus dem Munde eines sehr jungen Mädchens kommen konnte. Ich schaute mich um und gewahrte in der Nische hinter mir ein junges Pärchen, das ohne Zweifel heraufgekommen war, um gleichfalls die berühmte Aussicht zu genießen, aber, wie es schien, nähere Weide gefunden hatte und, in der Meinung unbemerkt zu sein, zärtlich tändelte. Es war ein seltsamer Contrast, das blühendste Leben hier oben auf dem Alter des Todes, wo die müden Erdenpilger aus Thun des Paradieses, in dem sie gebettet liegen, ja nimmer froh zu werden vermögen.

Als Süddeutscher hab' ich die Schweiz in guter Jahreszeit sehr oft besucht und bin daselbst unzähligen jungen Paaren begegnet; denn das Land der Alpen ist ja ein Haupttummelplatz für Flitterwochen-Leute; aber nie hat ein so reizendes, überaus jugendliches Pärchen mein Auge erfreut, wie diese Zwei in der Thuner Kirchhofnische hinter mir. Sie konnten dem Ansehen nach nicht mehr als achtzehn und sechszehn Jahre zählen, und das mädchenhaft aufgelöste goldblonde Haar, das ihr üppig über den Rücken wallte, erhöhte noch das Jugentliche, ich möchte sagen Blumenhafte ihrer Erscheinung. Wie mit einem Elfenbeinkamm fuhr er mit der feinen weißen Hand durch das Haar der Geliebten und pflückte pizzicato Kuß auf Kuß von ihren rothen Lippen, oder auch: sie ruhten mit den warmen, weichen Lippen auf einander und küßten dann presto, prestissimo — nach Noten, wie ja auch die unmusikalischen Menschen sagen.

Auf einmal sprang sie leicht wie ein Reh auf mit dem Rufe: „Mein Gut!“

Der Wind hatte ihr reizend garnirtes Strohhütchen, das neben ihr auf der Bank gelegen, heruntergeweht und rollte es, wie ein Rad, auf dem Rießpfad weiter. Natürlich hob ich meine gut sechszigjährigen Beine auf und verfolgte das Rad. Er, sie und ich waren alle Drei eifrigst hinter dem Flüchtling her. Die beiden jungen Leute, die zusammen sicher lange nicht die Zahl meiner Jahre erreichten, würden natürlich im Wettlauf obgesiegt haben; aber nach den Gesetzen der Schwere fiel der Hut bald auf die Seite der weißen Straußfeder, die ihn zierte. Ich erhaschte ihn und war so glücklich, mir den anmuthigsten Dank, ausgeführt von einem zierlich geneigten Köpfschen, von zwei feuchtblauen, seelenvollen Augen und von den süßesten Lippen, zwischen denen zwei Reihen tadelloser Zähne, die regelmäßig, wie gleichwerthige Noten, nebeneinander standen, zu verdienen.

Die Erregung des raschen Laufes hatte die frische Farbe ihrer Wangen noch erhöht; vielleicht gesellten sich auch zu den Rosen der Gesundheit die Rosen der holdesten Scham, weil ich Zeuge ihres Küßspfückens gewesen war. Die Hand auf dem fliegenden Busen stand sie schlank aufgerichtet wie eine Hebe da, eine Göttin der Jugend und der Anmuth.

Wie es bei Lustreisenden geht, denen die neue Welt, in der sie sich befinden, den Sinn aufschließt, entspann sich sogleich ein Gespräch zwischen uns.

Da ich Gelegenheit hatte, mich als einen landeskundigen Mann auszuweisen, bat mich der junge Mann um die Sage von der Blümlisalp.

„Diese Sage“, erwiderte ich, „wird verschieden erzählt; aber alle Fassungen stimmen darin überein, daß dies unermessliche Gebiet von Fels, Schnee und Eis vor Zeiten eine herrliche Alp, prangend in Blumen und köstlichen Kräutern, und daß die Berglettscherung, die sie erfuhr, eine Folge des Hochmuths und der Leppigkeit ihrer Besitzer war. Die Sennerin, die da oben hauste, war frevelhaft genug, eine Treppe von Käse meilenweit bis ins Thal hinab zu bauen. Mit der Verwandlung der Blumenalp in eine Wüste ging natürlich auch der herrliche Viehstand zu Grunde; nur eine einzige schwarze wilde Kuh von unermesslicher Fülle der Milch ist übrig geblieben. Wem es nun gelingt, diese wilde Kuh im Schneefeld auf einen Sitz auszumellen, der nimmt den Zauber von der Blümlisalp; sie wird dann wieder, was sie war, die größte, schönste Schweizeralp, und der glückliche Melker wird durch ihren Besitz der reichste Mann zwischen Monte Rosa und Bodensee. Wer es aber vergeblich versucht, sei es, daß ihm die wilde Kuh nicht steht, sei es, daß er sie nicht auszuschöpfen vermag, der kommt nicht wieder von den Eisfeldern herunter. Der Ritter, der das Abenteuer besteht, hat sich noch immer nicht gefunden“.

„Daß wäre kein übler Stoff für Deine Feder, Edmund“, meinte die Hebe; aber dieser lehnte den Vorwurf als allzu naturalistisch ab.

„Das würde ein Gedicht wie ein Bild von Gussow werden, liebe Emma“, gab er lachend zur Antwort.

Edmund zog nun sein rundes Hütchen zum Grusse, und Hebe neigte das reizend geschnittene Köpfschen zu einem allerliebsten „Adieu!“

Damit flogen die zwei Berliner Kinder — als solche hatte ich sie sogleich

an der Sprache erkannt — den bedeckten Gang hinab in die Stadt. Ich folgte langsam, die zweihundertachtzehn Stufen zählend. In den engen Gassen Thuns verlor ich die schlanken, leicht hin wandelnden Gestalten bald aus dem Gesichte; aber, wie es wohl auf Luftreisen, wo gleiche Ziele verfolgt werden, geht, ich traf sie wieder in dem Garten des Gasthauses Bellevue, wo wir, ohne von einander zu wissen, Quartier genommen hatten. Sie saßen dort in Erwartung des Dampfbootes, wie ich vermuthen mußte, in einer etwas abgelegenen Laube. Ich selber ließ mich nicht weit davon — mein getreues, vielgereiftes Handlöfcherchen zur Seite — nieder.

Das Boot, das erst noch Passagiere aus der Stadt nehmen mußte, verzögerte sich ungewöhnlich, was um so unerwünschter war, da Alles auf eine heitere Fahrt über den See nach Interlaken in das Herz des Berner Oberlandes gerechnet hatte, und nun ein außgefranzter, dunkler, schwerer Gewitterteppich am Himmel aufgezogen war, der wahrlich nichts Gutes versprach.

Auf dem Marmortischchen vor mir lag das viel durchblätterte, abgegriffene Fremdenbuch. Ein Blick genügte mir, um mir Kunde über das junge Paar zu schaffen.

„Dr. Edmund Hermes mit Gemahlin aus Berlin“, das mußten sie sein. Der Vorname „Edmund“, der unverkennbare Berliner Accent, alles stimmte. Unter der Rubrik „Stand“ war „Literat“ angegeben. Wahrlich, ein junger Mann von der Feder! war ein naheliegender Gedanke.

Der Doctor, der noch Verschiedenes mit dem reichlichen und stattlichen Gepäck und der Rechnung zu schaffen hatte, lief geschäftig hin und her und ließ uns eine Weile allein. Unterdessen schaute die Frau Doctorin nach dem Boot aus und summte mit halber Stimme verschiedene Opernarien stückweise durcheinander. Bei den ersten Tacten erkannte man die musikalisch begabte, wohlgeschulte Sängerin mit leichtem, sicherem Einfaß. Es war mehr eine Kopfstimme von einer hellen Klangfarbe, die sich mit einer guten altitalienischen Geige ganz wohl vergleichen ließ. Sie spann diese Stimme wie einen Silberfaden reizend aus. Je höher dieselbe stieg, desto mehr gewann sie an Glanz. Einmal schlug sie das dreigestrichene d rein und sicher an und lachte — ungetrungen und fast übermüthig, wie sie war — zu mir herüber, als wollte sie sagen: Nicht wahr, das Kunststück ist mir gut gelungen? Ich dagegen schlug leise in die Hand und lohnte sie mit einem brava bravissima! Und was mir die Hauptjache war, ihre Kunstleistung wahrte sich den deutschen Charakter, und überall klang aus ihrem Vortrag eine tiefe Seele, wie sie der kunstfertigsten italienischen Sängerin nimmer zu Gebote steht. Dabei überwand sie wie der geschickteste Jongleur, der seine Kugeln spielend durcheinander wirft, alle Schwierigkeiten mit wunderbarer Leichtigkeit. Triller, ja ganze Reihen von Trillern perlten mühelos aus ihrer kleinen Kehle. Nur einmal — es war in der Rosenarie aus Figaros Hochzeit — schwebte der Ton um ein Minimum zu tief. Ich erlaubte mir, ihr die Stelle mit meiner hölzernen Stimme vorzusingen. „Ah, der Herr Kapellmeister!“ rief sie neckisch und wiederholte augenblicklich die Stelle so genau, daß die Note, auf die feinste Goldwaage gelegt, vollwichtig befunden worden wäre.

Aus ihrer Anrede hatte ich gesehen, daß sie als eine richtige Tochter Ewas in dem Fremdenbuche nach mir, wie ich nach ihr, gespürt hatte.

Aber sie nannte mich nicht nur bei meinem Titel und meinem Namen, sondern sie hatte auch, was ich jetzt zu meiner nicht geringen Freude erfuhr, in einem von mir componirten, beifällig in Berlin aufgenommenen Oratorium eine Hauptrolle gesungen.

„Es ist eigentlich ein Frevel“, sagte ich ihr, „daß eine so eminent musikalische, vollständig ausgebildete, jugendfrische Kraft nun in der Ehe der Kunst verloren gehen soll. Warum haben Sie geheirathet und sich so der Bühne entzogen? Jenny Lind ist alt geworden, und nun, da eine zweite, mit größeren Stimmmitteln ausgerüstete Jenny Lind in Ihnen der Welt geschenkt worden, heirathen Sie!“

Sie lachte hell auf, und dies Lachen war schon allein ein musikalischer Genuß. „Warum ich geheirathet habe?! Weil ich ihn unendlich liebe, meinen Edmund. Meinen Sie, daß er nicht auch Freude an meiner Stimme hat? Und wer hindert mich, als Concert- und Oratoriensängerin auch ferner thätig zu sein? O, wir sind so glücklich, Edmund und ich! Wenn ich etwas von Kunst besitze, soll es ihm in erster Linie gewidmet sein. Niemand freut sich dessen mehr, als er. Auch hab ich ihm oben auf dem Kirchhof, bevor Sie kamen, Goethes Hymne Ganymed: „Wie im Morgenglänze Du rings mich anglühst, Frühling, Geliebter!“ nach der Schubert'schen Composition singen müssen. Mit diesem Liede kann ich ihn, wie ein Vögelchen am Fädchen, führen, wohin ich will. Wissen Sie, Herr Kapellmeister, daß ich von Haus aus arm bin, wie eine Kirchenmaus? Die Musik hatte allein meiner alten Mutter und mir Unterhalt gewährt. Da kam er wie ein Engel vom blauen Himmel herunter und bot mir seine Hand, der reiche Bankierssohn dem armen unbekanntem Mädchen, das nichts besitzt, als ein bißchen Stimme und ein bißchen Musik. Er hat vor nicht langer Zeit seine Univeritätsstudien beendet. Ob er da sehr viel gelernt, kann ich nicht beurtheilen; aber er dichtet, er dichtet wunderbar. Ein Trauerspiel von ihm ist in Berlin aufgeführt und von dem Publikum mit Jubel aufgenommen worden; Karl Frenzel hat es in der Nationalzeitung günstig besprochen. Ein zweiundzwanzigjähriger Dichter, denken Sie! Denn er zählt gerade vier Jahre mehr als ich. Mit zweiundzwanzig Jahren! Das kann noch viel werden. Meinen Sie nicht auch? O, ich bin so glücklich, so glücklich! Erst seit drei Tagen sind wir Mann und Frau. Seine Eltern haben uns bis Heidelberg begleitet und dort die Hochzeit ausgerüstet. Denken Sie, in dem romantischen Heidelberg! Alles, was ich habe, dank' ich ihm: diese Handschuhe, diese Kleider, diese Broche, diese kostbaren Bracelets. Ich muß nur immer halt! halt! rufen, damit er mich nicht mit seinen Gaben überschüttet“.

Dieser Redestrom wurde von dem Läuten der Dampfbootglocke unterbrochen. Dr. Hermes kam mit dem Hausdiener, der den messingbeschlagenen Koffer auf

einer Stofstarre nach der Landungsbrücke fuhr. Er selber hatte einen Bad Regenschirme in der Hand, die er im Anblick des drohenden Himmels aus- hüllte.

„Nehmen Sie mich als Reise-Papa mit nach Interlaken!“ sagte ich: „ein Dichter, eine Sängerin und ein Kapellmeister, das ist ein gutes Trifolium“.

Die Bitte war sehr ungeschickt; denn bei einem jungen Ehepaar ist der dritte Mann allemal zu viel; aber ich fühlte mich von den zwei glücklichen Kindern unwiderstehlich angezogen, und das Wort „Papa“ hatte seine gute Geltung; meine Gefühle gegen sie waren durchaus väterlicher Art.

Auf dem Boote hatte sich eine überaus bunte, aus allen Nationen und Ständen gemischte Gesellschaft in mitunter seltsamen Costümen, wie aus einem Becher geschüttelt, zusammen gefunden. Neben der dicken, doppelsehigen, mit schweren Nägeln versehenen Fußbekleidung des rauhen Bergführers, die eher an Thierklauen als an Schuhwerk erinnerte, nahmen sich die feinen Stöckelschuhe der zwei langen, in enganschließende Kleider gepreßten Amerikanerinnen, die ohne jede Männerbegleitung reisten — sie waren mit uns aus Bellevue gekommen — seltsam genug aus. Wie wollen sie die Alpen in diesen Kleiderfutteralen, die keinen weiten Schritt gestatten, auf diesen Stelzen bezwingen? mußte man sich fragen; denn daß sie steigen wollten, schienen die grünen Schneeschleier und die hohen, sehr unzweckmäßig mit Gemshörnern versehenen Alpstöcke, mit denen sie auf dem Deck umherstolzirten, zu beweisen.

Ein Führer drängte sich an uns Drei heran und schlug uns die strengsten Ausflüge in die Hochalpen vor; „denn“, sagte er, „die Herrschaften sind jung und leicht auf den Füßen, und der alte Herr da“ — damit meinte er natürlich mich — „kann's auch noch machen“. Er wollte uns durchaus von Interlaken nach Grindelwald schleppen; von dort aus sollten wir den Kampf mit den Riesen des Oberlands bestehen. Das seien nur „Spaziergänge für junge Leute“ meinte er.

„Na, Freund, Sie haben es gut mit uns vor“, warf ich ihm ein. „Um nur von dem Wetterhorn, der niedrigsten Bergspitze, die von Grindelwald aus bestiegen wird, zu reden, so muß ich den Herrschaften bemerken, daß diese Partie sehr ekelig ist, wie Sie in Berlin sagen. Ich selbst habe das Wetterhorn vor Jahr und Tag gemacht, um in der Sprache der Alpenklubisten zu reden, und weiß ein Lied davon zu singen. Man geht nach dem oberen Grindelwaldgletscher und klettert auf dreizehn, sage auf dreizehn Leitern, die zum Theil horizontal über dem Abgrund liegen, zum Eismeer empor. Durch ein Felsenthor, das sogenannte Milchbachloch, gelangt man auf den Gletscher, der überschritten werden muß trotz aller Spalten und Eisblöcke, die sich, wie bei einem Eisgang, wild gegeneinander aufbäumen. Das ist ungemüthlich, nicht wahr? Dann geht es auf der linken Seite der Schlucht eine glatte Felswand hinauf, in welche die Hirten weit auseinander liegende, höchst unzureichende Stapfen geschlagen haben. Bevor Sie diesen „Spaziergang“ betreten, verehrte Frau Doctorin, werden Sie an ein Tau gebunden. Ein Führer klettert vor-

aus, ein anderer folgt. Wenn Sie ausgleiten, ziehen dieselben das Seil, an dem Sie wie ein armer Krametzvogel — verzeihen Sie den Vergleich! — in der Dohne hangen, über einer Tiefe von einigen tausend Fuß. Und in dieser reizenden Tonart geht es weiter“.

„Nein, diesen Gefahren setz' ich mein liebes Weibchen nicht aus!“ rief der Doctor. „Wir sind keine Alpenklubseiltänzer. Das Leben ist zu schön, um so damit zu spielen“.

„Selbst eine Erkältung“, setzte ich hinzu, „darf die Frau Doctorin nicht wagen. Wenn die Götter eine solche Stimme verliehen haben, der muß damit haushalten wie mit dem kostbarsten Kleinode. Diese Stelle ruiniren, heißt ein Verbrechen an der Menschheit begehen. Suchen Sie eine andere Reisegeellschaft, lieber Mann! Wir sind Leute von der Bühne, die zwar große Thaten, ja sogar Verbrechen, aber nur auf den Brettern begehen. „Dieser Eisport“, fügte ich ernst hinzu, „greift immer weiter um sich und fordert jedes Jahr neue Opfer. Und wenn noch damit ein außerordentlicher Naturgenuß erkauft würde, aber die Großartigkeit der Bergnatur erschließt sich dem Beschauer weit eher von einer mäßigen, gefahrlos zu besteigenden Höhe, z. B. auf dem Männlichen, der in wenigen Stunden von Grindelwald aus über Alpentriften zu Fuß oder zu Pferde bestiegen wird“.

Während wir so sprachen, nahte sich ein seltsamer Zug von Schweizerpilgern der Landungsbrücke, nämlich ein wohlgenährter, wohlkräftiger Britte, dem der weiße Bart in zwei langen Haarfeßen echt englisch von den Wangen hing, mit sechs jungen Damen, sämmtlich zu Pferde, sämmtlich in schwarzen Gummiröcken, mit ebenso viel Kutschern d. h. Treibern. Auf einem achten Pferde, das wiederum seinen Kutscher hatte, war eine mit grünem Tuch bedeckte Maschine festgeschnallt, die von Vielen für einen Apparat zum Photographiren gehalten wurde.

Ob schon der Kapitän, der eben abfahren wollte, zur Eile trieb, ließ sich der alte Engländer durchaus nicht aus seinem tempo moderato bringen und hatte nur immer die geheimnißvolle Maschine im Auge, die behutsam abgeschnallt und als ein werthvolles Kleinod nach dem Boote getragen werden mußte. Die Karawane löste sich auf, indem sich die sechs jungen Damen als geübte Reiterinnen von ihren Sätteln herabschwangen. Der Hauptführer wurde ausgezahlt, was, da der Britte kein Deutsch verstand, nicht ohne Wirrungen abging. Der Kapitän wartete noch immer; denn ein Schweizer hat viele Geduld, wenn es Geld zu verdienen giebt. Endlich war Alles auf Deck und wir stießen glücklich ab.

Der Engländer nahm den wettergebräunten Strohhut vom Kopfe und wischte sich den perlenden Schweiß von der Stirn und dem feisten Nacken. Ein langer, schmaler Landsmann in engen, großkrirten Beinkleidern, mit grünem Schleier um den hohen grauen Filzhut, begrüßte ihn mit kräftigem Handschlag als alten Bekannten. „Ah, Mr. Bog!“ — so hieß nämlich der Großkrirte — „Ah, Mr. Fiddlestick!“ — Dies war der Name des Engländers mit den sechs Gummifräulein. Mr. Bog richtete verschiedene Fragen an Mr. Fiddlestick.

„Ich komme mit meinen Töchtern vom Jakobsbübeli dort oben herunter“, sagte der Letztere, „und gehe noch diesen Nachmittag auf den Niesen. Heute hab' ich den Murray wieder auf einem Falsum ertappt“.

Mit vergnüglicher Miene zog er das bekannte Reisehandbuch aus dem Gummirock und schlug eine lange Liste von Höhenmessungen auf, von denen viele mit Bleistift corrigirt waren.

„Er giebt das Jakobsbübeli um drei Meter zu niedrig an. Man kann sich in diesen Sachen auf Niemand verlassen, Mr. Bog. Alles will mit eigenen Augen autoptical ermittelt sein“.

„Was führen Sie da für einen Apparat mit sich, Mr. Fiddlestick?“

„Eine Kochmaschine mit Thermometer-Vorrichtung. Aus dem schnelleren oder langsameren Kochen des Wassers berechne ich die Höhen, auf denen ich mich befinde. Ich habe in den zehn Jahren, seit ich reise, über tausend Höhen hypsometrisch untersucht und damit, wie ich hoffe, Einiges für die Wissenschaft geleistet“.

Damit schlug er das Tuch von der Maschine. „Es ist ein Regnault'scher Hypsometer“, sagte er wohlgefällig, „an dem ich einige nicht unwichtige Verbesserungen angebracht habe“.

Alles umstand die Maschine mit neugierigen Blicken. Mit kindlich heiterem Lächeln sah Mr. Fiddlestick im Kreise umher und erklärte Mr. Bog umständlich die angeblichen Verbesserungen. Man sah, daß er sich wenigstens ein zweiter Faraday oder Tyndall zu sein dünkte.

„Ich habe bereits Schottland und Wales, die skandinavische Halbinsel, Frankreich und Deutschland durchzogen. Jetzt ist die Schweiz in Arbeit. Dann geht es nach Italien, Griechenland und so fort. In zwei Jahren denk ich den Olymp zu messen; dann wird man genau wissen, wie hoch die Griechengötter gethront haben“.

„Und was sagen die Mißes Fiddlesticks zu diesen Wanderungen?“

„Sie kochen mir Wasser, Mr. Bog, Eine um die Andere, wochenweis, und dienen so in ihrer Art der Wissenschaft“.

„Aber was machen unterdessen die unbeschäftigten Damen?“ fragte Mr. Bog, indem er die älteste der reisigen Fräulein in's Auge faßte.

„Wir machen Stickereien“, erwiderte Diese nicht eben freundlich, „und langweilen uns sehr“.

„Als ich Sie vor drei Jahren in Frankreich traf, fand ich Sie in Begleitung von Mrs. Fiddlestick? Ich hoffe, sie befindet sich wohl?“

„Der Herr hat sie zu sich gerufen, Mr. Bog, wenige Monate, nachdem wir die Ehre hatten Sie zu sehen. Sie konnte die seine Luft auf den Bergen nicht ertragen und starb in der Aubergne als ein Opfer der Wissenschaft. Wir haben sie unten am Fuß des Puy de Dome, der gerade 1465 Meter mißt, begraben“.

Wir fuhren jetzt das nordöstliche Ufer des Thuner Sees entlang. Rechts und links standen zwei Bergriesen in magischer Gewitterbeleuchtung: das

Stoßhorn mit seiner Kegelförmigen Spitze und die schöne Pyramide des Niesen. Links vom Niesen dehnte sich die Blümlizalp mit ihren drei Spitzen aus. Als das vielgethürmte Schloß Schadau auf dem Uferaus sprung der aus dem See strömenden Aare mit seinem reichausgestatteten Park erschien, gerieth ein dicker Holländer, der gerade vor uns auf einem Feldstuhl Posto gefaßt hatte, in förmliche Extase. Die bunte Teppichgärtnerei in dem Brillantfeuer der Gewitterbeleuchtung beglückte ihn so außerordentlich, daß er hoch und theuer schwur, dies sei das Schönste, was er in der Schweiz gesehen. Auf Berge gebe er nicht viel; aber dieser Garten mit seinen Blumen sei ihm mehr werth als die Jungfrau mit ihren zwei Mönchen und der ganzen übrigen Sippchaft.

Mit Sorge sah die Schiffsgesellschaft dem schnell anrückenden Gewitter entgegen. Als der Steuermann seinen Hut eindrückte und den breiten Kragen aufstellte, wurden die Regenmäntel gerüftet und die Schirme aus den Futteralen gezogen. Ein kalter, scharfer Wind fauste aus den Bergschluchten; die weißköpfigen Wellen, noch eben klein und harmlos, kamen mächtiger daher. Mit ein Mal fiel ein Schleier, wie ein Bühnenvorhang, über die ganze Gegend, so daß Alles Grau in Grau erschien. Dicke Regentropfen schlugen warm und schwer auf das Deck. Viele, welche die dumpfe Cajüte verschmähten, hatten sich, um der Aussicht nicht ganz verlustig zu gehen, unter das Zeltdach geflüchtet, und hier saß nun die Reisegesellschaft seltsam zusammengepfercht, die Fiddlesticks, die sich schnell die besten Plätze erspäht hatten, ihrer Gummibekleidung froh, mit Mr. Box und dem Kochapparat in der Mitte, die Andern außen herum und zum Theil im Bereich der Trause. Unter den Röcken der Damen trieben ein paar Schoßhündchen eine lecke Jagd. Auf dem Grenzgebiet der Trause und der aufspritzenden, klatschenden Tropfen war ein förmlicher Ringwall von Schirmen, Plaid's und Nachtsüden errichtet. Hinter diesen Barrisaden hockten nun, wie ineinander gemauert, die armen Passagiere, das Mißlingen der schönsten Seefahrt bejammernd, seufzend, schnaubend, dampfend; denn die Raucher suchten in den Glimmstengeln einen Trost in der Noth, und der Holländer paßte einer alten Dame so consequent auf den Nacken, als wollte er einen Räucherungsprozeß mit ihr vornehmen. Jetzt zog Jupiter Plubius seine Schleusen vollends auf, und die Wasser des Himmels stürzten prasselnd auf das Boot nieder, so daß der arme Capitän, der mit Schifferhut und Gummipaletot auf der auf und niedergehenden Brücke des schwankenden Schiffes schwebte, plötzlich, wie von einer Sintflut verschlungen hinwegschwand.

Der Holländer, der als ein Wassermensch behaglich in seinem weißen Gummipaletot saß und unablässig aus der übergezogenen Gummikapuze wie ein Meiler dampfte, hatte sich einen Führer und Cicerone als lebendigen Wädeler für die ganze Schweizerfahrt gemiethet, der ihm nun sämtliche Haltestellen des Boots sammt den Willen und Schlößern am Ufer, sammt den Bergen, die man hätte sehen können, wenn man gesehen hätte, nennen mußte, und es klang wie haarer Hohn, wenn er rief: „Schauen Sie, mein Herr! Immer von rechts nach links das Freundhorn, das Doldenhorn, das Balnhorn, der

Altels und das große Rinderhorn mit dem Schwarzen oder Zagen-Gletscher. Näher an Interlaken verkündete er die Jungfrau mit Schnee- und Silberhorn, den Mönch, den Eiger, das Schreckhorn und das Wetterhorn“.

Das Berliner Bärchen saß nicht weit von den Engländern unter einem Schawl, wie zwei Vögel in einem Neste oder, wenn dies bezeichnender ist, wie Kerne in einer Nuß. Die Nothlage erlaubte ihnen diese Gruppierung und ich glaube, daß sie in dieser Beziehung mit dem Gewitter gar nicht unzufrieden waren. Kam dann, wie es einigemal geschah, ein heftiger, an den schroffen Felswänden vielfach wiederholter Donner, so schrien freilich die Damen auf und die Frau Doctorin verkroch sich noch tiefer in den Doctor, um bei ihrem Liebsten Schutz gegen den furchtbar grollenden Zeus zu suchen. Einmal flammte ein gezackter Blitz am Sigrißwylher Nothhorn nieder, der die ganze großartige Gebirgsscene sammt dem Capitän auf der Brücke und dem Liebespärdchen unter dem Schawl gerade in dem Augenblicke, wo der Doctor die Frau Doctorin mit einem Kusse zu beruhigen suchte, in das grellste Licht setzte. Jeder niederfahrende Strahl war von Schreien des Schreckens und der Bewunderung, von Achs, Ohs und Uhs in den verschiedensten Tonhöhen begleitet. Als die herrliche Gestalt der Jungfrau zum zweiten Male in vollster Majestät hervortrat, hörte man Mr. Fiddlestick deutlich: „Biertausendeinhundertsebenundsechszig Meter“ sagen, „wenn Murray richtig gemessen hat“.

Schnell, wie das Gewitter gekommen war, ging es auch vorüber. Als wir, bei Dürlingen gelandet, auf die Eisenbahn übergingen, wölbte sich der blaue Himmel über den regenfrischen Nußbäumen des reizenden Bördeli, so daß unser Einzug in Interlaken nicht schöner gedacht werden konnte. Die Berliner quartierten sich in dem Hotel Jungfraublick am Kleinen Rügen ein. Ich ging in einen Gasthof am Höhenweg, wo ich mir ein Zimmer telegraphisch gesichert hatte. Wir schieben in der sicheren Hoffnung, uns wieder zu treffen, da wir am gleichen Tage über den Brünig nach Luzern wollten.

Lieber Leser, wenn Du je eine Hochzeitsreise vorhast — und ich will hoffen, daß dies unter so günstigen Umständen bei Dir der Fall sein wird, wie bei Herrn und Frau Doctor Hermes — so gehe nach dem Bördeli und Interlaken. Dieser gottgeliebte Ort ist so recht zu einem Aufenthalte für Liebesleute geschaffen. Zwei Wasserbecken, die offenbar in alter Zeit nur eines waren: Der Thuner und der Briener See haben sich getrennt und der flache, üppig fruchtbare Boden, der sich zwischen ihnen erhob und der heut zu Tage das stolze aller Dörfer, nämlich Interlaken, trägt, heißt in zierlicher Schweizer Sprache „das Bördeli“. Ich habe Interlaken ein stolzes Dorf genannt, weil sich auf der Hauptstraße desselben, dem Höhenwege, palastartige Gasthöfe in langer Kette aneinanderreihen, in der Sommerzeit beschattet von wahrhaft königlichen Nußbäumen, wie sie ein so quellenfrischer Boden nur erzeugen kann. Auch ist der Höhenweg der Lieblingsgang aller Fremden. Bieten die Gasthöfe den Genuß üppiger Städte, so findet der Naturfreund seine Augenweide, wenn er aus dem Luxus in die Waldeinsam-

keit flüchtet, die überall in wenigen Schritten erreichbar ist. Einsame Spaziergänge mit versteckten schattigen Bänken stehen den Liebespaaren überall zu Gebote. Die Waldpfade führen allerwärts zu Höhenpunkten, wo bald der eine, bald der andere See sein Silberschild erglänzen läßt. Und hinter diesem Idyll steht die Tragödie der Berner Oberlandriesen, einer Gruppe von Eisbergen, wie sie die Künstlerin Natur nirgends auf der Welt schöner zusammengestellt hat. Wer von dieser Gruppe spricht, muß vor allen Dich nennen, Jungfrau im weiten Silbergewande, Königin Interlakens! Du entziehst dich nicht, wie andere Königinnen, den Blicken der Welt; nein, von hundert Fenstern und Balconen des Dorfes wirst Du gesehen und bewundert; denn Dich sehen heißt Dich bewundern. Im sanften Glanz des Morgens, im Purpurlicht des Abends, im bleichen Schimmer des Mondes stehst Du da, fast allgegenwärtig. Seit Jahrhunderten strömten die Völker der Erde: Helvetier, Römer, Alemannen und wie sie alle heißen mögen, an Dir vorüber. Du lächeltest ihnen zu in unvergänglicher Schöne, und die „diamantene Krone“, welche dir der Dichter leiht, funkelte wunderbar zu ihnen nieder. Interlaken ist dein Tempel, du hohe Priesterin! In ihm sammeln sich Jahr für Jahr die Pilger zu frommen Gebeten und kehren dann, gestärkt von dem Anblick der Göttin, in ihre Heimath zurück.

Solche Gedanken mochten wohl die lockige Stirn des jungen Dichters umgaukeln, wenn er mit der Geliebten am Arm die Gegend durchstreifte oder von einem der vielen Walddurchhau und Luginland des Bodeli hinausschaute. Ich begegnete ihnen öfters, aber ich mied sie gern. Sie mit ihrem Glück allein zu lassen, war ja der beste Dienst, den ich ihnen erweisen konnte. Wenn wir uns dann nach Tagen der Trennung unerwartet trafen, waren sie um so zugänglicher und ich hatte wirklich das Gefühl, einen Stein im Brett bei ihnen zu besitzen.

So fanden wir uns auch auf dem Boote, das von Interlaken aus über den Brienzee nach dem Gießbach führt. Wir speisten mit einander in den hohen Hallen des Gießbach-Hotels, von den schmucksten Mädchen der Schweiz im schwarzen Koller mit Silberketten bedient; denn wie sich die Götter von der olympischen Kellnerin Hebe den Nektar kredenzen ließen, so weiß der kluge Wirth seine Gäste nicht allein durch seine Gaben, sondern auch durch die Geberinnen zu erfreuen.

Wir sahen dann gemeinschaftlich die zauberhafte, jeden Abend wiederholte Beleuchtung des berühmten Wasserfalls. Ich schaute dabei weniger auf den stürzenden Gießbach in Rosafarbe — auf die „geschminkte Natur“, wie ein spottfüchtiger Maler hinter mir sagte — als auf die verklärten Gesichter meines Paares, wie es Arm in Arm, möglichst nahe zusammengedrückt, stand, angehaucht von der farbigen Flamme der Beleuchtung.

Wir wollten den anderen Tag über den Brünig nach Luzern. Nun fügte es sich geschickt, daß sich im Gießbach-Hotel ein Kutscher vorfand, der sehr entschieden die Absicht hegte, uns Drei über den bekannten Paß, der den Kanton Bern an den Kanton Unterwalden knüpft, zu führen. Dieser Mann setzte uns so hartnäckig mit klugen Reden und Zeugnissen zu; er schwur hoch und

theuer bei den Gebeinen des heiligen Klaus von der Flue, daß er schneller sein werde, als die Brienzer Post, der wir uns anzuvertrauen die Absicht hatten; kurz, wir mietheten den Mann, ohne sein Gefährt und seine „Rößli“, die er drüben in Brienz stehen hatte, in Augenschein genommen zu haben.

Nachdem uns das Boot am folgenden Tage nach dem Kunstschneizerort Brienz geführt hatte und wir in den geräumigen Posthof getreten waren, rollte uns unser Automedon mit zwei schmucken Rappen und einem neuausgeschlagenen Wagen entgegen, und wir hatten den Vorsprung vor all den Passagieren, die, der zwei Postwagen oder der vielen Reichsaffen gewärtig, ungeduldig umherstanden.

Die Steige zum Brünigpaß hinauf, die in langen Windungen, zum Theil unter überhangenden Felsen, sich bewegt, machten wir, unsere Karosse hinter uns lassend, zu Fuß. Rechts auf der anderen Thalseite bildete der Ditschibach in hohem Fall eine schöne Wassersäule. Weiterhin zeigten sich die wohlgeformten Engelshörner, die Nachbarn des krystallhellen Rosenlaui-gletschers, welche das Berner Oberland im Nordwesten schließen, so wie dies die Blümlisalp im Südosten thut. Tief zu unseren Füßen im unteren Haslithal, floß, von Meiringen kommend, unsere Freundin, die Aare. Hermes rief der „mit Gletschermilch genährten Tochter des Finsteraarhorns“ dithyrambische Grüße zu, und trug ihr ein Lebewohl an die zwei Seen, denen sie entgegeneilt, an Interlaken, Thun und Bern, die sie durchfließt und umspült, als an liebe Bekannte auf. „Es muß Dir wohlgefallen im schönen Schweizerlande“, rief er ihr zu, „daß Du es in so weitem, nach Westen ausgebogenen Birkel durchziehst, um endlich in den Rhein zu fallen, dessen Wasser Du verdoppelst. Wenn ich künftig in Deutschland die Wellen des Rheins rauschen höre, werde ich aus den Stimmen der in ihm versammelten Wasser Deine Stimme, Du Schweizerkind, heraus hören. Du wirst mir von Deinen Eisbergen, Gletschern, Felsenkolossen, Wasserstürzen, frischgrünen Alpen und Städten erzählen und auch von meinem Lieb, das mir an Deine Ufer gefolgt ist. Ich gehe zu Deiner Schwester, der Neuß, die sich nordwärts mit Dir vereinigt. Auf Lebewohl jetzt! Wir sehen uns, so Gott will, auf dem Rückweg wieder“.

Ich hatte einige Mühe, diesen Leichtfüßen nachzukommen. An einer Stelle, wo ein Wäldchen köstlichen Schatten gab, machten wir Halt, um den Wagen, den wir weit hinter uns gelassen hatten, zu erwarten. Es war ein trauliches, von den Vögeln vielgeliebtes Plätzchen, die theils durch die Büsche schlüpften, theils um ein in Gräsern und Blumen halbverstecktes Wäldlein geschäftig waren, dessen Wasserperlen sie von den Halmen und Blättern naschten. Auf einer Rasenbank sitzend, lauschten wir eine Weile dem Loder und Gesang der kleinen Aehlen. Dann stand die junge Frau plötzlich auf, nahm ihr Hüthen ab und begann mit glöckenheller Stimme zu singen:

Bin ich in den Wald gekommen,
Und der Vögel helle Lieder
Schallen von den Zweigen nieder,
Sag' ich: Brüder seid willkommen!

Brüder sind wir und Gesellen;
 Sang und Klang ist unser Leben,
 Melodie'n, von Gott gegeben,
 Die der vollen Brust entquellen.
 Eelig sitzt ihr auf den Bäumen —
 Unbekümmert um das Treiben
 Derer, die am Boden bleiben —
 Eingewiegt von Lieberträumen.
 So auch ich. Auf leichten Schwingen
 Schweb' ich nach den Wolken gerne,
 Von den Fuhelosen jerne,
 Die nach Gold und Ehre ringen.

Das Publikum, das diesen Gesang vernahm, nämlich die Vögel, der Doctor und ich, verhielten sich in sehr verschiedener Weise. Von den Vögeln waren einige, erschrocken über die mächtige Leistung, entflohen; andere hielten sich, einer solchen Meisterin gegenüber, stumm; der Doctor hing mit selbigem Auge an den Lippen der Geliebten; ich, der Kapellmeister, lauschte als ein Kunstverständiger, von dem ein Urtheil erwartet wird.

„Wie schön haben Sie das nun wieder gesungen!“ rief ich. „Wo haben Sie das nette Lied und die reizende Composition her? Mir ist Beides unbekannt“.

„Das Lied ist von meinem Manne — M a n n, wie schön klingt das doch! — gedichtet“, sagte sie mit anmuthiger Handbewegung gegen ihren Gatten.

„Und von Frau Emma componirt“, setzte der Doctor hinzu, indem er die Handbewegung neckisch erwiderte.

„Das ist ja vortrefflich, daß Mann und Frau sich so in die Hand arbeiten, daß zwei kunstbegabte Seelen zusammenfließen!“

Wir brachen auf, da wir den Wagen kommen sahen. Ich ging mit der jungen Frau voraus; Hermes folgte und notirte von Zeit zu Zeit eine Zeile in seine Schreiftafel. Offenbar war ein neues Gedicht im Entstehen begriffen. Der Gesang der Gattin hatte seiner Phantasie die Schwingen gelöst.

Ich erlaubte mir, der Frau Doctorin eine kleine Ausstellung in Bezug auf ihre Composition zu machen. Sie nahm meinen Vorschlag zu einer Aenderung gleich auf und probirte die Wirkung. Obschon der Weg noch immer anstieg, intonirte sie so kräftig aus hochgewölbter Brust, daß ich bitten mußte, sich zu schonen. „Mit solcher Stimme muß man haushälterisch verfahren“, sagte ich; „eine solche Gottesgabe muß als ein leicht zerbrechliches Ding behütet werden“.

Der Doctor blieb fortwährend zurück. Sie schaute sich wiederholt nach ihm um. „Gehen wir langsam und still weiter!“ sagte sie, die Stimme dämpfend. „Ich sehe, daß ihm die Muse einen Besuch macht: da darf man nicht stören“.

„Die Muse, Herr Kapellmeister“, fuhr sie nach einer Weile scherzend fort, „ist die einzige Dame, die sein Herz mit mir theilt; da ist wohl kein Grund, eifersüchtig zu sein“.

So plauderte sie heiter fort und wenn sie einhielt, summete sie irgend ein,

Liedchen. Wie eine Rakete warf sie, als der Weg nicht mehr anstieg, einen Triller von der reinsten Intonation in die Luft. Man konnte nichts Reizenderes hören, wie diese süße, grundfröhliche Stimme. „Fangen Sie ihn, wenn Sie können!“ rief sie neckisch, dem Triller nachschauend.

„Denken Sie“, fuhr sie fort, „welche Freude uns heute Abend um Sieben in Luzern bevorsteht! Die Eltern meines Edmund sind, wie fast jedes Jahr, ebenfalls in der Schweiz, aber sie haben uns allein reisen lassen, weil — weil — Nun, Sie begreifen selber, Herr Kapellmeister. Papa und Mama sind liebe, wirklich sehr liebe Leute; aber wenn der Engel Gabriel sich als unser Reisegefährte angemeldet hätte, ich hätte gesagt: Entschuldigen Sie, Herr Engel oder Herr Erzengel! Sehr viel Ehre für uns; aber diesmal sind wir lieber allein“.

Sie schlug ein silbernes Gelächter über ihren Scherz auf. Ich glaube, wäre der Erzengel in persona zugegen gewesen und hätte dies Lachen gehört, er würde seine Zurückweisung durchaus nicht übel aufgenommen haben.

„Was wollt' ich doch sagen?“ plauderte sie weiter. „O, ich bin so zerstreut! Heute kreuzt sich die Reise der Schwiegereltern mit der unserigen. Sie kommen, wie sie uns nach Interlaken telegraphirt haben, diesen Abend um Sieben mit dem Dampfboot Wilhelm Tell von Wäggis her den See herab. Es ist bereits für uns Bier im Luzerner Hof Quartier bestellt. Die guten Eltern wollen sehen, wie uns die Schweizerluft bekömmet. Nun, sie werden wohl zufrieden mit uns sein“, setzte sie lachend hinzu, ein paar aufdringliche Lächeln von der blühenden Wange zurücktreichend und ihr Hütchen, das sie noch immer in der Hand hielt, ihrem Gatten wie zum Gruße entgegenschwenkend. „Nicht wahr, mein Junge?“

Hermes war zu weit zurück geblieben, als daß er diese Frage hätte vernehmen können; aber er sah die Bewegung des Hütchens und warf ihr eine Rußhand zu.

„Der Blick der Schwiegermutter auf die Schwiegertochter ist immer ein kritischer, Herr Kapellmeister; aber ich hoffe das Examen gut zu bestehen. Sie ist so gut, die Schwiegermutter! Und was den Schwiegerpapa betrifft, nun, der ist beinahe ein wenig verliebt in mich — sagen die Leute — und ich muß nur auf der Hut sein — sagt mein Mann — daß ich nicht verwöhnt werde“.

Ich erwiderte, daß ich das von dem Schwiegervater sehr begreiflich finde. Sie erröthete ein wenig und half sich mit einem neuen Triller über die kleine Verlegenheit hinweg.

„Mein Mann“, plauderte sie weiter, „hat, als er in Bonn studirte, einem Ruderklub angehört und weiß vortrefflich mit dem Ruder umzugehen. Heute Abend, wann die Eltern mit dem Dampfboot kommen, nehmen wir Zwei einen Kahn und fahren ihnen entgegen. O, das wird allerliebste sein!“ setzte sie in die Hände klatschend hinzu. Und wieder trillerte sie.

„Wenn es wahr ist, was die Brahmanen der alten Inder lehrten“, sagte ich, „daß unsere Seelen, bevor sie in dies Leben treten, durch Thierleiber gegangen sind, so glaube ich, daß Sie eine Singdrossel oder eine Nachtigall gewesen sind. Die Drosseln sitzen auf den äußersten Nestern der Bäume und eifern einander zum

Singen an. In ähnlicher Weise sind Sie so sangesfroh, daß Sie nur der leisesten Anregung bedürfen, um Ihr musikalisches Herz auszuströmen“.

„Wenn meine Seele einmal in einem Vogel steckte, so war es eine Lerche — eine himmelansteigende Lerche“.

Dabei sah sie so empor und warf eine Reihe brillanter Triller in die Luft, was die Italiener eine catena di trilli nennen. Es war wie der Goldregen eines Feuerwerkes.

Wir stiegen jetzt wieder in den Wagen und rollten rapidamente die Nordseite des Brünig hinab bis Lugern, wo unsere tapferen Rößlein eine Stunde rasteten. Als wir nach Alpna-Gestad kamen, nahen uns ein Dampfboot mit den Passagieren, welche die Brienger Post brachte, zu kurzer Fahrt nach Luzern auf. Der Pilatus, dessen mächtigen Fuß wir umkreisten, dünkte uns so verlockend, daß wir für den folgenden Tag eine Tour auf denselben verabredeten.

„Die Eltern“, sagte Hermes, „die überhaupt von Luzern aus einige Ausflüge mit uns machen wollen, nehmen Sessel; wir Drei besteigen Pferde. Der Himmel scheint unserem Vorhaben günstig, da der Pilatus seine Nebelkappe aufgesetzt hat nach der alten Wetterregel: Hat der Pilatus einen Hut, so wird das Wetter gut“.

Ich hatte mir ein Quartier in dem Hotel Rigi unweit der Neufbrücke bestellt und versprach, noch an jenem Abend nach dem Luzerner Hof zu kommen, um das Nähere festzustellen.

Als wir uns die Hände zum Abschied schüttelten, fuhr mir der seltsame Gedanke durch den Kopf: sollte es zum letzten Mal sein, daß mir dies schöne, glückliche Paar begegnete?! Sie stehen jetzt auf einer Höhe, von der alle Wege abwärts führen. Wie, wenn die Hand, welche unsere Geschicke ordnet, aus den Wolken griffe und sie plötzlich hinwegführte?! Man könnte dann sagen: Zwei Leben ohne Mißklang sind erloschen; zwei Stimmen, die harmonisch zusammenklangen, sind verstummt. Es war nur ein kurzer Gedanke, der wie ein schwarzer Vogel an meiner Stirn vorüberschwirrte.

Als sie gegangen waren, wandte sich die Doctorin noch einmal um. „Auf dem Esel (der höchsten Spitze des Pilatus) sing' ich Ihnen noch ein Liedchen, Herr Kapellmeister“.

Nachdem ich im „Rigi“ Besitz von meinem Zimmer genommen und mich ein wenig erfrischt hatte, ging ich nach dem Schweizerhof-Luai, dem Stellbichlein aller Fremden, um mich der frischen Seeluft, die nach dem heißen Tage doppelt wohl that, und des bekannten Alpenpanoramas, das sich hier entfaltet, zu erfreuen. Ich war nicht lange in der bunten Menge, die hier flanirte, auf und abgegangen, als ich den „Wilhelm Tell“, das mächtige Boot, seeabwärts kommen sah. Mit starker Brust, den vergoldeten Helmen mit der Armbrust zeigend, durchsurchte es die hellgrüne Fluth und warf mit kräftigen Schaufelschlägen rechts und links die Wasser zurück, so daß der gepeitschte See mächtige Wellen schlug. An der Stelle des Boots, wo die Landungsbrücke angelegt zu werden pflegt, stand ein bejahrtes

Ehepaar: das mußte der Bankier Hermes mit seiner Gattin sein; denn der alte Herr hatte seinen grauen Filz von dem weißen Kopfe genommen und grüßte ununterbrochen damit, und die alte Dame, deren Silberlöfchen im Winde wehten, schwenkte unablässig ihren Sonnenschirm. Wohin grüßten sie? Das junge Ehepaar stand nicht mit uns auf dem Quai. Doch halt! da kamen sie in einer rothen Gondel, auf der Woge tanzend, heran! Der Doctor führte geschickt das Ruder. Die Doctorin ließ stehend ihr Tuch flattern.

„Nimm Dich in Acht, Edmund!“ rief der Bankier von dem „Wilhelm Tell“ herunter. „Unser Boot schlägt starke Wellen“.

„Pah!“ erwiderte Dieser lachend, „dies Kunststück haben wir in Bonn hundertmal gemacht“.

Kaum hatte er dies gesagt, als plötzlich die kleine Gondel umschlug, sei es, daß er eine falsche Bewegung mit dem Ruder gemacht hatte, sei es, daß die Welle von dem großen Boote ihm zu mächtig war. Der Doctor zeigte sich als ein guter Schwimmer; denn er schlug das Wasser mit rüstigen Armen; aber die Doctorin, die nach ihrem Sturz in den See wieder aufgetaucht war, klammerte sich verzweifelt an ihn und zog ihn in die Tiefe. Noch einmal kamen sie wieder zum Vorschein; er hielt sie in der Linken und ruderte mit der Rechten dem Ufer zu. Dann aber verschlang sie das Wasser und sie kamen nicht wieder zum Vorschein.

Auf dem Dampfschiffe und am Ufer war ein Zusammenlauf bestürzter Leute; Schreie der Angst und des Mitgeföhls ertönten von allen Seiten. Der Kapitän des „Wilhelm Tell“ ließ sein Rettungsboot hinab; Röhne und Gondeln stießen vom Ufer ab; man suchte mit Rudern und Stangen nach den Verschwundenen. Umsonst! Der grausame See floß spiegelglatt und wie unschuldig über die Unglücksstelle dahin. Erst nach einer langen, peinlichen Stunde, nachdem die Nachforschungen bei Fackelschein fortgesetzt worden waren, wurden sie weiter abwärts bei der Neuß-Brücke gefunden. Es war schwer, die Leiche der jungen Frau von der des Gatten zu lösen, so fest hielt sie ihn noch im Tode umklammert. Man brachte sie nach dem Gasthose. Alle Versuche der herbeigeholten Aerzte, sie in's Leben zurückzurufen, waren natürlich vergeblich. Es blieb nichts übrig, als dem Würger Tod seine Deute zu überlassen.

Wer beschreibt den herzzerreißenden Schmerz der Eltern um den einzigen hoffnungsvollen Sohn? Die alte Mutter wurde ohnmächtig vom Schiffe in den Gasthof getragen; der Vater folgte mit strauchelnden Schritten an dem Arm eines mitleidigen Passagiers, indem er mit fallender Stimme jedem, der seine Kinder lebendig oder todt dem See entreißen würde, eine hohe Belohnung bot. Die allgemeine Theilnahme war außerordentlich. Viele Frauen weinten und erhoben laute Klage.

Auf den Wunsch des Bankiers räumte der Wirth des Luzerner Hofes einen der kleineren Säle seines geräumigen Gasthauses den Verunglückten ein. Dort wurden sie nebeneinander gebettet, sie mit einem Rosen-, er mit einem Vorbeerfranze — das Lager überstreut mit Blumen, umstellt von Oleander-,

Myrten- und Lorbeerbüschen. Ganz wie Schlafende lagen sie da; unwillkürlich trat man leise auf, um sie nicht zu wecken. Die halbe Stadt, natürlich auch ich, wallfahrtete nach ihnen. Der Tod hatte sie nur sanft berührt, nicht entstellt. Eine Italienerin, die hinter mir im Rundgang kam, nannte sie in ihrer wohlklingenden Sprache, „zwei Lilien, die der Tod im frischesten Glanze der Jugend geknickt hat“.

Ich sah auch die tiefgebeugten Eltern; ich hatte ja ein Recht dazu, da ich zuletzt noch mit ihren Kindern zusammengewesen war. Ich fand einen würdigen Geistlichen bei ihnen, dessen frommer Zuspruch ihren Schmerz etwas zu lindern schien. An der Eltern Statt begleitete ich die zwei reichbetränzten Särge zu Grabe. Hunderte von Luzernern, obgleich im strengen Katholicismus auferzogen, von zwei Priestern im Ornat geführt, hatten sich dem Trauerzuge der Protestanten angeschlossen. Ein Chor sang unter meiner Leitung am Grabe. Die Bestattung fand auf dem herrlich gelegenen, weitschauenden Kirchhof der Protestanten über der Rüschnacher Straße statt.

Zwei Jahre später führte mich mein Weg wieder nach Luzern. Mittlerweile hatte sich Bankier Hermes von den Geschäften zurückgezogen und sich unsern jenes Gottesackers eine Villa gebaut, wo er mit seiner Gattin lebte. Ich versäumte nicht, die beiden Alten in ihrem durch Natur und Kunst reichgeschmückten Sitze aufzusuchen, um meine Erinnerungen an ihre Kinder mit ihnen aufzufrischen. Die alte Frau konnte gelähmt den Sessel nicht mehr verlassen. „Wir Alten“, sagte sie, „leben noch immer, wie Sie sehen. Der Tod geht an unsern grauen Häuptern vorüber und berührt dafür die lockigen Scheitel der Jugend. Wer löst solche Räthsel? Der letzte Sonnenstrahl, der mir noch leuchtet, ist die Hoffnung, bald mit meinen Kindern vereinigt zu werden“.

Sie las mir einige tiefempfundene Gedichte ihres Sohnes vor und schenkte mir ein Bändchen seiner lyrischen Sachen, neu aufgelegt seit seinem Tode, wovon ich seitdem Einiges componirt habe. Zwei sprechend ähnliche Photographien Edmunds und Emmas hatte ich schon früher brieflich von ihr erhalten.

„Du solltest den Herrn Kapellmeister doch auch in unseren Garten führen“, sagte sie, als ich scheiden wollte, zu ihrem Gatten.

„Du weißt“, erwiderte Dieser, „daß ich das niemals vergeße. Kommen Sie! Wer uns hier oben besucht, muß auch unseren Garten und das Monument sehen“.

Er nahm sein Sammtkappchen und führte mich mit wankenden Schritten durch den Park, in dessen Mitte die Villa Hermes liegt. Was die Kunst des Blumen- und Landschaftsgärtners vermag, war hier geleistet. Es galt, ein im Hang des Berges liegendes Gartengelände in Harmonie mit dem großartigen See- und Alpenpanorama zu setzen. Dies war dem von München berufenen Meister vollkommen gelungen. Der alte Bankier, welcher der Welt noch nicht

so weit abgestorben war, wie seine Gattin, zeigte mir mit Wohlgefallen seltene Blumen, springende Wasser und die Palmen in den Pflanzenhäusern. Freilich verschwand dies Alles neben dem weiten Garten der Natur, der sich von der großen Terrasse den erstaunten Blicken darbot.

„Wenn man der Erde Leid vergessen kann, so ist es hier“, sagte ich zu ihm.

„Daß wir dies nicht thun, sollen Sie jetzt sehen“.

Mit diesen Worten nahm er mich bei der Hand und führte mich auf einem kurzen Pfad aus dem Park nach dem angrenzenden protestantischen Kirchhofe, in dessen Mauer für ihn und seine Gattin ein besonderes Pfortchen hergerichtet war. Hier bot sich mir ein überraschender Anblick.

Auf der Stelle, wo wir vor zwei Jahren das junge Paar bestattet hatten, stand in länglichem Vierck ein kleiner Tempel aus weißem Marmor: korinthische Säulchen mit vergoldeten Kapitälern von ungemein zierlicher Gestalt trugen das flache Dach. In dem offenen Raume, zu dem man auf wenigen Stufen anstieg, lagen die Marmorfiguren Edmunds und Emmas in ähnlicher Art gebettet und als Schlafende dargestellt, wie Rauchs Königin Luise, jedoch ohne künstliche Beleuchtung, wie man sie in dem Mausoleum zu Charlottenburg sieht. An der Lagerstatt Edmunds war der Genius der Dichtkunst mit Tafel und Griffel, an der Emmas der Genius der Musik mit der Lyra, begeistert empor schauend und den Mund zum Gesange öffnend, in erhabener Arbeit dargestellt. Vertrocknete und frische Kränze lagen in reicher Zahl umher. Ich legte den Strauß, den mir der Gärtner des Bankiers gebunden hatte, zu Emmas Füßen nieder.

Eine gute Weile standen wir mit entblößten Häuptern andächtig in dem Tempel. In diesem Augenblick begannen die mächtigen Glocken der St. Josts-Kirche unten in Luzern zu läuten.

Die Stufen des kleinen Tempels mit dem Alten hinabsteigend, sagte ich: „Hier nimmt die Kunst dem Tode seinen Stachel“.

An dem Architrav laß ich, mich umkehrend, die Worte:

Wir sind nicht todt, wir schlummern nur.

Als ich auf dem Wege nach Luzern einen Richtweg durch die Aecker anschlug, stieg plötzlich eine Lerche aus der nächsten Furche auf und jubilirte, sich in gleicher Höhe über mir haltend, aus dem blauen Aether herab.

Bist Du wieder eine Lerche geworden, Emma, und ist dies das Liedchen, das Du mir versprochen hast?





Frankfurter Tonkünstler vergangener Zeit.

Von

Ferdinand Hiller.

— Köln. —

It es die Folge der alternden Eindrucksfähigkeit, die den Gestalten aus der Jugend so scharfe Umriffe verleiht, oder glätten sich heutigen Tages durch verstärkte Reibung die Ecken und Spitzen der Individualitäten in höherm Grade ab? — ich weiß es nicht zu entscheiden. Aber mir dünkt, daß sich gegenwärtig in keiner deutschen Stadt ein Kreis so eigenartiger Tonkünstler vereinigt findet, wie er sich in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts in Frankfurt am Main, meiner schönen Vaterstadt, gebildet hatte. Kein Talent ersten Ranges gehörte in denselben — vortheilhaft, zum Theil weithin bekannt, waren alle. Geboren in den Jahren 1770 bis 1790 zwischen Rhein, Main und Donau, befand sich nur ein Ausländer, kein einziger Frankfurter unter ihnen. Nach mancherlei Schicksalen, Reisen, Aufenthalten in der Fremde, hatten sie sich allmählich in der lieblichen Mainstadt behaglich festgesetzt, waren dort in verschiedenartiger Weise künstlerisch thätig, — und fast alle auch ruhen dort aus von den Beschwerden dieses Lebens. Mehr oder weniger waren sie im damaligen eng-gemüthlichen Frankfurt zu public characters geworden (ich weiß keinen deutschen Ausdruck dafür); man nannte sie leise, wenn man ihnen in den Promenaden begegnete — man zeigte sie sich in Concerten. Während meiner frühesten Knabenjahre hatte ich das Glück von ihnen allen gemocht zu sein — später wurden mir einige derselben zu aufrichtigen Freunden, während keiner der andern meinem Gesichtskreis entschwand, ehe er seinen Abschied auf ewig genommen. —

Als sein treuergebener Schüler nenne ich zuerst Aloys Schmitt, welchem seine Klavierübungen eine Popularität verliehen, die er jedenfalls lieber durch andre bedeutendere seiner Leistungen gewonnen hätte. Gegen dergleichen ist aber nichts zu machen. Ich war ein neunjähriger Knabe, als er, auf Ersuchen meiner

Eltern, eines Abends, im Winter, bei uns eintrat; seine äußere Erscheinung berührte mich auf's Lebhafteste. Die braune, tief auf die Stirn herabgezogene Pelzmütze, der vom Schnee bedeckte Mantel, gaben ihm, in meinen Augen, etwas Hochromantisches — dazu die hohe Gestalt, die langen Haare und der tiefe Blick der blauen Augen, der sich oft in unergründlicher Träumerei oder transcendentalem Nachdenken aufzulösen schien. Nachdem ich ihm etwas vorgefingert, willigte er ein, mich als einen seiner Schüler anzunehmen, deren er zu jener Zeit eine kleine Schaar, (alle bedeutend älter als ich,) um sich versammelt hatte. Der romantische Eindruck, den ich im ersten Augenblicke empfangen, erwies sich für die nächsten Jahre als ein dauernder und gerechtfertigter. Schmitt schwärmte für Jean Paul, für Uhland, er schwärmte für seine Kunst, für unsere großen Meister, er schwärmte in seinen eigenen Compositionen, er schwärmte aber vor allen für eine schöne, hochgebildete Semitin, die er auch als Gattin heimführte, um an ihrer Seite ein langes, glückliches Leben zu vollenden. In hohem Grade beherrschte mein neugewonnener Lehrer die Rede und meine flammende Liebe zur Musik fand in seinen exaltirten Ergüssen stets neue Nahrung. Sonderbarer Weise hörte ich ihn sowohl damals, als später, fast nie Klavier spielen und es blieb mir nur eine unklare Erinnerung an das, was sein Talent so hervorstechend und, seitens bedeutender Künstler und Kunstrichter, so preisenswerth gemacht hatte. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich sage, daß er, neben bedeutender Technik, durch eine gewisse Ueberschwänglichkeit des Vortrags sich auszeichnete, welche in jener Epoche ganz besonders hervorzutreten geeignet war.

Mloys Schmitt war der Sohn eines Cantors in Obernburg, einem kleinen Städtchen am oberen Mainufer und blieb, so lange der Himmel es erlaubte, mit seinen biedereren Eltern in einem patriarchalischen Verhältniß. Auch seinen Jugendgewohnheiten blieb er treu — er liebte es außerhalb der Stadt zu wohnen und war ein leidenschaftlicher Jäger. Ich mochte zehn Jahre alt sein, als ich während der Schulferien auf acht bis zwölf Tage mit meinem Lehrer nach Obernburg ziehen durfte — mein Vater erwartete von dieser Reise eine wunderbare Förderung meiner musikalischen Fertigkeiten — aber Schmitt jagte und ich plünderte die Pflaumenbäume. Zu jener Zeit wohnte er am äußersten Ende der berühmten Frankfurter Vorstadt Sachsenhausen in ländlicher Zurückgezogenheit. Er versammelte oftmals dort seine, sich der Musik professional bestimmenden Schüler, die dann ihr Bestes thun mußten, um sich gegenseitig auszustechen — ihr Bestes bedeutete zwar nichts Ausgezeichnetes — die ganze Art des Zusammenseins hatte jedoch einen kameradschaftlichen, treuherzigen Charakter — es war ein Meister mit seiner Schule — der Glaube und die Begeisterung spielten die Hauptrolle. Mir verschaffte meine übermäßige Jugend eine bevorrechtete Stellung unter den jungen Männern, die sich darin gefielen, mich zu verziehen. Manchem von ihnen begegnete ich in späteren Lebensjahren hier und dort wieder, theilweise in guten gesicherten Stellungen, zu unserer gegenseitigen Freude.

Nachdem Schmitt in München und in Berlin, namentlich aber in Hannover, wo der Herzog von Cambridge ihn sehr auszeichnete, längere Jahre gelebt hatte, siedelte er sich in Frankfurt an, um diese, seine zweite Vaterstadt, nicht mehr zu verlassen. Sein Leben dort trug mehr den Charakter des Wirkens eines begüterten und begeisterten Kunstfreundes, als eines, zu ewigem Kampfe gezwungenen Tonkünstlers. Er beschäftigte sich zwar mit der Ausbildung junger Pianisten und componirte eine große Anzahl von Werken aller Gattungen, von welchen allzu wenige bekannt geworden sind — trat aber selten in die Oeffentlichkeit. Die allgemeinste Hochachtung wurde ihm zu Theil. — Bald schon nannte man ihn den „alten Schmitt“, da sein Sohn, der jetzige vortreffliche Hofcapellmeister in Schwerin, durch sein frühzeitiges Talent und da er den Vornamen des Vaters trug, als „der junge Schmitt“ bezeichnet wurde.

Schon nachdem mir die ersten Klavierstunden von ihm geworden, führte mich Schmitt zum „alten Vollweiler“, einer anderen bedeutenden Persönlichkeit der Gruppe, der diese Blätter gelten; ich genoß durch mehrere Jahre dessen ununterbrochenen Unterricht in Harmonie und Contrapunkt.

Von Hause aus war Vollweiler Violoncellist in der Manheimer Capelle gewesen — schon dort hatte er ein solches Ansehen als Theoretiker gewonnen, daß der vielgenannte Joh. Ant. André sich zu ihm begab, um seine Studien zu vervollständigen. In Frankfurt verlebte er dann lange Jahre als einer der geachtetsten Lehrer (auch des Clavierspiels) und beschloß sein wirkungsvolles Dasein bei seiner in Heidelberg verheiratheten Tochter. Sein Sohn, der in Rußland eine erfolgreiche Laufbahn als Pianist begonnen hatte, starb im besten Mannesalter.

Man kann sich keinen größeren Gegensatz denken, als den der Persönlichkeit Vollweilers zu dem Bilde, das man sich gemeinhin von einem Theoretiker zu machen pflegt. Zwar nicht in seiner äußeren Erscheinung! denn er war lang und hager, grau und kahl, seine Züge waren von ruhigem, wenig hervorstechendem Ausdruck. Aber welch ein sprudelnder Eifer, welch eine Leidenschaftlichkeit, sobald er zu sprechen begann! Seine Worte stolperten über einander, seine trotzdem durchaus klaren Auseinandersetzungen brachten ihn fast zur Athemlosigkeit — fieberhaft gab er seinen Ueberzeugungen Ausdruck. Er hatte seine Lehre vollständig schriftlich ausgearbeitet — nicht weniger die dazu gehörigen Uebungen (auch für's Clavierpiel), ohne sie zu veröffentlichen — die Schüler mußten sich die Hefte abschreiben. Ueber die Maßen reichhaltig war die Art und Weise, wie er, namentlich in der Harmonielehre, seine Zöglinge zu beschäftigen, ihre Fertigkeit auszubilden beflissen war. Ich erinnere mich, daß er mir auf Spaziergängen modulatorische Aufgaben stellte, die ich, selbstverständlich ohne Papier und Clavier, durch genau bezeichnende Nennung der sich folgenden Accorde zu lösen hatte. Dann mußte ich wieder schriftliche Analysen Bach'scher Fugen, Mozart'scher und Beethoven'scher Sonaten aufsetzen. Der Unterricht war ihm eine Lust und obschon er den ganzen Tag nichts anderes that, schien er nie an Ermüdung, viel weniger an Ueberdruß zu

leiden. Fand man ihn dann Abends in dem hintersten Winkel eines Concertsaales, so konnte man darauf zählen, in jeder Pause den eingehendsten, eifrigsten Besprechungen des eben Gehörten lauschen zu dürfen — er war, mit seinen Schülern wenigstens, Lehrer immer und überall.

Den beiden genannten Männern stand F. A. André sehr nahe — er hatte (wie schon erwähnt), obwohl nur um wenige Jahre jünger als Vollweiler, eine Zeitlang unter dessen Leitung gearbeitet., Moys Schmitt hingegen hatte seine besten Lehrjahre im Hause Andrés verlebt. Obschon Letzterer im benachbarten Offenbach wohnte, kam er so oft nach Frankfurt, daß man ihn, ohne allzu ungenau zu sein, zu den Tonkünstlern der freien Stadt rechnen kann. Man darf eine allgemeine Kenntniß dieser Localitäten und Beziehungen voraussetzen, nachdem Goethe den Vater Andrés als seinen Jugendfreund und Jugendcomponisten, und Offenbach durch seine Liebe zu Lili unsterblich gemacht hat. Offenbach ist zwar durch mannigfaltige ausgezeichnete Fabriken, ganz besonders auch durch seine Pfeffernüsse eine berühmte Stadt geworden; den hübschen poetischen Heiligenschein, von dem es umstrahlt ist, verdankt es jedoch Goethe und — den beiden Andrés, Vater und Sohn. Letzterer war eine hochinteressante Persönlichkeit. Nicht ohne Aehnlichkeit mit Vollweiler in seiner großen Lebendigkeit, seiner übersprudelnden Rede, seinen musikalischen Anschauungen, hatte er vor Letzterem doch vieles voraus. Er mußte in seiner Jugend ein schöner Mann gewesen sein, mit seinen leuchtenden Augen und den feingeformten Lippen — eine angeborene und anerzogene Freiheit zeigte sich in der Leichtigkeit seines Benehmens — er war viel gereist und in mannigfache Verührungen mit bedeutenden Männern gekommen — geistreich, zuweilen paradoxal in seinem Urtheil — dabei begabter Tonsetzer, angesehener Verleger, — Hofrath, um mancherlei anderes mit einem Wort zu bezeichnen.

Sein Haus, das noch obendrein in seinen Mauern eine schöne Tochter (sie wurde die Gattin des berühmten Pianofabrikanten Streicher in Wien) und die sämmtlichen Manuscripte Mozarts barg, war eine Art von Wallfahrtsort für alle Tonkünstler geworden, die Frankfurt besuchten. Zu plaudern oder vielmehr zu discutiren und zu disputiren, Musik zu machen, seine Schätze mancherlei Art zu zeigen, dazu war André stets bereit. Um die Herkunft eines Accordes zu beweisen, bestieg er sechs Mal in einer Viertelstunde die Leiter seiner Bibliothek, hier einen Band Kirnberger, dort ein Manuscript oder eine alte Partitur hervorsuchend. Sein Stedenpferd war die richtige Declamation der Worte in der Vocalmusik. Eine große Anzahl von Liedern und Gesängen, die er herausgegeben, und unter welchen sich einzelne sehr hübsche befinden, schienen fast mehr in der Absicht componirt, Beispiele für die Behandlung des Textes zu geben, als einem schöpferischen Drange Genüge zu leisten — die Specialisten des Wortausdruckes und der Silbentonung würden in seinen derartigen Productionen sicherlich überaus schätzbares Material finden. Ich hatte oft die Freude, ihn nach seinen Besuchen in Frankfurt, in Gesellschaft des Einen oder Anderen, nach Offenbach zurück-

begleiten zu dürfen; das Bild des alten Herrn, wie er, seinen Rock auf die Schulter werfend, in Hemdsärmeln frisch drauf los ging, ohne einen Augenblick das Gespräch in's Stocken gerathen zu lassen, steht mir noch sehr lebhaft vor Augen.

Zu diesen beiden Männern der älteren Generation, aus den Siebziger Jahren, gehörten noch die beiden Brüder Hoffmann, in Mainz gebürtig. Schon als Knaben hatten sie sich, der Eine als Geiger, der Andere als Pianist hervorgethan und bewahrten, als eine Art von Adelsdiplom, die glorreiche Erinnerung an ihr Ausreten vor Mozart, als dieser zur Krönung Kaiser Leopolds in Frankfurt concertirte. Man sagte, Mozart habe mit dem Einen vierhändig gespielt und sich von dem Andern einige seiner Sonaten begleiten lassen. Der Interessantere war jedenfalls der Clavierspieler, den man den „russischen Hoffmann“ nannte, weil er während einer längeren Reihe von Jahren in Petersburg gelebt und sich dort eine finanzielle Unabhängigkeit erobert hatte. Ein kleines, stark verwachsenes Männchen, trug er nicht allein die unerwünschte Gabe, mit welcher der Himmel ihn ausgezeichnet, sondern auch den Kopf, hoch, und bewegte seine kleine Gestalt mit ruhigem, vornehmer Anstande. Tagtäglich konnte man ihn die Promenade bedächtigen Schrittes und mit der Miene ernstest Nachdenkens durchwandeln sehen. Von Hause aus nicht zum Musiker bestimmt, hatte er eine wissenschaftliche Erziehung genossen und war ein bedeutender, leidenschaftlicher, ich glaube auch bekannter Entomologe — seine Käfer- und Schmetterlings Sammlungen wurden viel bewundert. Sein Clavierspiel, was denn doch die Hauptsache, war etwas trocken und zopfig, doch nicht ohne Anmuth; von der peinlichsten Sauberkeit, Klarheit und Nettigkeit. Einige Claviercompositionen, die er veröffentlicht hat, besitzen dieselben Eigenschaften. Sein Gott war Mozart — unter den Pianisten betrachtete er Field, mit dem er in Rußland viel verkehrt hatte, als den Propheten. Auch seine Redeweise und sein Urtheil waren präcis und scharf. Von der Deffentlichkeit hatte er sich gänzlich zurückgezogen wie auch von der Thätigkeit als Lehrer. Doch studirte er mir, während einer der langen Pausen, die in meinem Clavierunterricht durch die Reisen Schmitts eintraten, einige Stücke ein; ich glaube, nie mehr seitdem irgend etwas so flüdenlos gespielt zu haben.

Der Bruder, ein großer, stattlicher Mann, als classischer Geiger geschätzt, war durch den größten Theil seines Lebens Concertmeister im Frankfurter Orchester — ein paar Mal, während des einen oder des andern Interregnums, genoß er auch der capellmeisterlichen Gewalt. Seine allzugroße Ruhe zeigte sich nicht allein in der vollkommenen Gleichgiltigkeit, mit welcher er den Dirigentenstab annahm und niederlegte, sondern auch in der Art, wie er ihn führte — eines ging aus dem andern hervor. Trotzdem liebte er seine Kunst und war ein durchgebildeter Tonsetzer, wovon seine Duette für Violine und Violoncell, deren er eine größere Anzahl geschrieben und von welchen

man fast jedes Mal in seinem alljährlichen Concerte eines zu hören bekam, unwiderlegliche Beweise geben würden — wenn man sie suchte.

Ich gelange nun zu jenen Tonkünstlern aus den achtziger Jahren, von welchen mein Lehrer Mloys Schmitt der jüngste gewesen. Fast in demselben Alter stand Carl Guhr, über ein Vierteljahrhundert in Frankfurt als Capellmeister und theilweise auch als Theaterdirector thätig — einer der populärsten Männer meiner Vaterstadt in diesem Jahrhundert. Seine Persönlichkeit mußte einen eigenthümlichen Reiz ausüben — denn nicht allein deren Schwächen, auch die guten Eigenschaften, gehörten einer Gattung an, welche das damalige ruhige, sittsame Frankfurt eigentlich hätte verhorresciren müssen — indeß es kommt ja häufig genug vor, daß die untadeligsten Frauen sich für sogenannte liebenswürdige Taugenichtse begeistern, vollends wenn sie nach irgend einer Seite hin begabt sind. Begabt aber war Guhr in hohem Grade. Von Geburt ein Schlesier, ermangelte er nicht der Gewandtheit, der Leichtigkeit, in Sprache und Wesen, wie man sie diesem Volksstamme nachrühmt. Frühreifer Musiker und zwar Virtuose auf dem Clavier, der Geige, ja sogar der Clarinette, geübter Componist, hatte er sich seit seinem 16. Jahre in mancherlei Städten als Dirigent herumgetrieben und zuletzt in Cassel eine gute Stellung gefunden. Was ihn bewogen, die heftige Residenz mit der freien Stadt zu vertauschen, weiß ich nicht — der Kurfürst aber hatte den guten Einfall, Spohr an seiner Statt zu berufen. Auch einige Opern hatte Guhr aufgeführt — unter anderm es unternommen den Text der Vestalin neu zu componiren, ohne jedoch durch seine Musik die Spontinische verdrängen zu können. In Frankfurt brachte er keines seiner Werke auf die Bühne — als Virtuose begnügte er sich damit, alljährlich einmal in seinem Beneficeconcerte sich auf dem Piano und der Geige hören zu lassen — die Direction der Oper, in allen Beziehungen, nahm ihn fast ausschließlich in Anspruch — auch die Museumsconcerte standen unter seiner fast absoluten Leitung. Es ist gar nicht zu leugnen, daß Guhr die Frankfurter Oper zeitweise zu hoher Blüthe gebracht, sowohl durch die Gesangskräfte, die er zu vereinigen verstand, als durch die frische lebendige Weise, in welcher die Auführungen zuwege kamen. Die Rehrseite war der unendliche Leichtsinn, der in allem hervortrat. Höchst ergötlich war es, den mittelgroßen, lustig dreinschauenden Mann, mit seinen stets gebrannten braun-blonden Locken, seinen in allen möglichen und unmöglichen Farben schillernden Anzügen, am Pulte stehen zu sehen, die linke Hand gewöhnlich in die Seite gestemmt, mit der rechten den Taktstock schwingend, die Blicke überall hinsendend, wo sie nöthig oder auch unnöthig. Viel Detailarbeit wurde nicht verschwendet — aber es war Zug im Ganzen. Auch mit Zusetzen und Weglassen wurde es nicht allzu genau genommen. Schlimmer sah es zuweilen in den Museumsconcerten aus. Während unsere jüngeren Dirigenten die aufzuführenden Stücke auswendig lernen, sah sich Guhr ein neues Instrumentalstück gar nie an, ehe er an die Spitze des Orchesters trat. „Wie geht das Ding eigentlich? Sie kennen's

ja wohl?“ wandte er sich in einer Probe an mich, als Mendelssohns Overture „Die schöne Melusine“ beginnen sollte. Bei der ersten öffentlichen Aufführung der „Weihe der Töne“ von Spohr fand sich die kritische Stelle, wo drei verschiedene Motive zusammen erklingen, so ungenügend vorbereitet, daß Guhr dreimal von vorne anfangen mußte, um schließlich mit Mühe und Noth durchzukommen! „Es ist gar so schwer!“ wandte er sich lächelnd an's Publikum — und führte dann, als amende honorable, das Stück ein paar Tage später während eines Zwischenacts im Theater auf. Alles das schadete ihm nicht — und, was noch merkwürdiger, seine permanenten stets wechselnden Liebchaften, seine Schulden und schlimmere Dinge noch, die ihm vorgeworfen wurden, trugen eigentlich nur dazu bei, ihn zu popularisiren, da er beständig im Munde der Leute war. Sein Hauptaufenthalt war der Theaterplatz, wo er alle Wohnungen, die ihn interessierten, in der Nähe hatte, umherspazierte, Audienzen gab, Versammlungen hielt — eine Art von Zelt eines Höchstcommandirenden. Einer seiner gerühmtesten Geniestreiche war der, daß er, etwa ein Jahr, nachdem Paganini in Frankfurt aufgetreten, ein von ihm, Guhr, à la Paganini componirtes Concert öffentlich spielte und darin die Hauptkunststücke des berühmten Genuesen nachzuahmen versuchte. In der Folge gab er sogar eine auf Paganinis Styl beruhende und seine Spielweise erklärende Violinschule heraus. Sein Tod fiel in die ersten Monate der Achtundvierziger Bewegung, und dem Eindruck desselben thaten die Sitzungen in der Paulskirche Eintrag. Sicherlich aber gedenken noch viele ältere Frankfurter der Guhrschen Epoche als eines goldnen Zeitalters ihrer Oper.

In seiner Wirksamkeit mit einem solchen capellmeisterlichen Virtuosen nicht zu vergleichen, stand hoch über ihm der Schweizer Schnyder von Wartensee durch Herzens- und Geistesbildung. Der Musik, für die er nicht erzogen gewesen, hatte er sich in begeisterter Liebe zugewandt, in Wien studirt und sich in Frankfurt als Lehrer niedergelassen, nachdem er eine Zeitlang in dem bekannten Institut Pestalozzis zu Yverdon angestellt gewesen. Sein Klavierspiel war gering, in der Tonsetzkunst hatte er jedoch nicht allein die gewissenhaftesten Studien gemacht, sondern auch bedeutende contrapunktische Fertigkeit erlangt. Seine Neigung zum Scharfsinnig-Combinatorischen führte ihn vielleicht allzu sehr künstlichen Aufgaben zu und da er nicht eigentlich schöpferisch begabt war, zeichneten sich seine Compositionen mehr durch die Verbindung als durch die Erfindung der melodischen Gedanken aus. Doch ist ihm manches wohl gelungen — so z. B. war sein Chor „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“, den man im Cäcilienverein oft sang, von schöner, ja poetischer Wirkung. In den Meisterwerken unserer Classiker lebte und webte er. Sein Ruf als Lehrer hatte sich weit verbreitet — aus England und Amerika kamen junge Leute, um bei ihm zu studiren. Unter seinen deutschen Schülern ist J. Rosenhain wohl der bedeutendste und bekannteste geworden.

Was Schnyder allen, die ihm näher kamen, lieb und verehrungswerth

machen mußte, war die geistvolle Frische seines Wesens, die Höhe seiner Anschauungen, die Wärme und Lebendigkeit, mit der er allem entgegenkam, was irgend die Theilnahme eines echten Mannes hervorrufen konnte. Er war ein humaner Mensch, wenn ich mir diesen halben Pleonasmus erlauben darf. Schon sein Neußeres imponirte. Sehr groß und stark gebaut, wie man sich einen Bierwalbstätter Mann denken mag, trugen seine Züge den Ausdruck des Frohsinns, der Güte und Gescheidigkeit — aus seinen klaren Blicken zuckte nicht selten witzige Schlaueit hervor. Eigenthümlich wirkte seine Rede, da er das beste Deutsch mit dem stärksten schweizerischen Accent versetzte. Stets lebhaft und anregend, wurde er doch nie heftig. Und sein Interesse erstreckte sich über alles, was Poesie und Kunst und Natur und Wissenschaft, allgemeine und private Verhältnisse darboten. Seine Auffassungen trugen oft den Stempel der Originalität, stets den der Selbständigkeit — über allem aber und trotz einiger Eitelkeit, trat jene Heiterkeit des Geistes hervor, die, nur den bedeutendsten Menschen eigen, ihrem Wesen etwas Hochschwebendes verleiht, was ein klares Erkennen des Kleinen nicht ausschließt, aber sie selbst vom Kleinlichen so viel wie möglich, fern hält. So bot denn sein Gespräch eine Fülle von Belehrung und Anregung — seine Beurtheilung der Versuche, die man ihm vorlegte, war fördernd und auch dann ermunternd, wenn sie tadelnd ausfiel. Schon in meinen jüngsten Jahren schenkte er mir stundenlang die Freude seines Umgangs — ich erinnere mich, daß wir in kalten Winternächten uns bis um Mitternacht immer wieder gegenseitig nach Hause begleiteten. Zum letzten Mal sah ich ihn auf einem von mir geleiteten Niederrheinischen Musikfest, wohin er mit seiner zweiten Gattin gekommen war, jugendlich frisch, obschon im Jahre 1786 geboren. Er verschied in Frankfurt im Jahre 1868, als Leiter des Kreises, dessen Zierde er so lange gewesen.

Ueber den uns leider schon im Jahre 1837 entrissenen Freund, F. N. Schelble, durfte ich mich schon bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Jubiläums des Frankfurter Cäcilienvereins nach Herzenslust aussprechen. Er war der Gründer dieses, eines der ersten, der Zeit und dem Range nach, unter den Gesangvereinen Deutschlands und ich habe keinen Tonkünstler während meines langen Lebens kennen lernen, der in gleichem Maße den hohen Forderungen entsprochen hätte, welche an den Leiter einer solchen Institution gestellt werden müssen, wenn ihren bedeutsamen Zielen vollständig Genüge geleistet werden soll*). Schelble war eine ideale Persönlichkeit, ein nach allen Seiten hin durchgebildeter Musiker, vortrefflicher Sänger, ausgezeichnete Klavierspieler, verständnißvoller doch nie schriftstellernder Kritiker, fester und feuriger Dirigent — begeistert für sein Werk, — in seiner Thätigkeit

*) Während man in den Musiker-Lexikons einer großen Anzahl Namen von Leuten begegnet, die nie etwas bedeuteten, habe ich Schelbles Namen in den mir bekannten Sammlungen nirgends gefunden.

ebenso unermüdblich wie klug und energisch. Wie viel Bildung und Liebe zur ernsten Tonkunst er seiner Zeit in weiten Kreisen Frankfurts verbreitete, ist gar nicht zu sagen — das Beste, was die schöne Mainstadt nach dieser Seite hin besitzt, stammt noch von ihm her. Die Dankbarkeit, die ich ihm persönlich schulde, wird nie erlöschen, wie auch das Gefühl des Verlustes über sein allzufrühes Ende.

Indem ich die Gestalten jener Männer, die ich vor mehr als sechzig Jahren zum ersten Male gesehen, in meiner Erinnerung möglichst klar hervorzurufen und für sie die Theilnahme freundlicher Leser zu gewinnen suche, erfüllt mich die wohlthuende Empfindung bei meinen ersten musikalischen Anfängen den Antheil vortrefflicher Künstler genossen zu haben. Ich kann nur den Wunsch hegen, daß ein ähnlicher meinen letzten Arbeiten nicht fehlen möge, während ich aufrichtig bemüht bin, strebsamen Jüngern das zu leisten, was mir einst in so fördernder Weise zu Theil geworden ist.





Das zweite Gesicht.

Psychologische Studie

von

Carl du Prel.

— München. —

Was würde geschehen, wenn ein Litterarhistoriker es sich beifallen ließe, aus einer Darstellung unserer Litteratur Goethe hinwegzulassen, unter dem Vorwande, daß ein solcher Genius eine zu große Ausnahme sei, um in Betracht gezogen werden zu dürfen? Ohne Zweifel würden wir ihn einstimmig für einen Narren erklären. Wir würden mit Recht entgegnen, daß der Genius in der Litteratur sogar in erster Linie in Betracht gezogen werden müßte, und zwar um so mehr, je seltener er wäre; denn von seinem großen Einflusse auf die übrige Litteratur ganz abgesehen, wirft eine solche Ausnahmserscheinung auf das Wesen des menschlichen Geistes ein viel deutlicheres Schlaglicht als ein ganzes Schock von alltäglichen Litteraten.

Nun gibt es aber ein Gebiet, in welchem die Naturforscher ein Verfahren ganz analog dem jenes Litterarhistorikers, ganz gewohnheitsmäßig einschlagen: die Psychologie. Die abnormen und gerade darum interessanten Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens werden in den betreffenden Handbüchern kaum erwähnt, ja oft principiell übergangen. Stillschweigend ausgesprochen liegt dieses Princip oft schon im Titel solcher Handbücher, z. B. wenn von einer „physiologischen Psychologie“ geredet wird. Hiedurch wird also ganz willkürlich die interessantere Hälfte unseres Seelenlebens aus dem Kreise der Forschung ausgeschlossen; ganz willkürlich wird die Grenze des subjectiven Verständnisses für eine objective Grenze der Natur ausgegeben. Oft werden zwar, der Wahrheit zu Liebe, auch Thatsachen angeführt, wie z. B. das zweite Gesicht, aber sie liegen darin unverdaut, wie der Glasplitter im Straußenmagen. Wenn so die Naturwissenschaft, indem sie alle Psychologie in Physiologie auflösen will, ihren Forschungskreis willkürlich zu eng stellt, ist es unvermeidlich, daß während einer-

seits die Untersuchungen immer mehr in's Detail gehen, und oft ganz Werthloses berücksichtigen, andererseits die wichtigsten Probleme unberücksichtigt bleiben. So kann es bald dahin kommen, daß wir eher Preisfragen erleben werden über die Magenkatarrhe der Infusorien oder die Weinbrüche der Gletscher-Flöhe, als über die räthselhaften Seiten unseres geistigen Bewußtseins.

Es geht also nicht an, den Accent der Forschung auf diejenigen psychologischen Thatsachen zu legen, welche sich durch ihre Regelmäßigkeit und Häufigkeit aufdrängen. Was bei der Beurtheilung der Menschen gilt, daß man die Stimmen nicht zählen, sondern wägen muß, muß auch den psychischen Thatsachen gegenüber gelten; auch diese müssen nicht abgezählt, sondern abgewogen werden, und ein einziges Genie ist weitaus wichtiger, als daß die ganze übrige Nation des Lesens und Schreibens kundig ist.

Die Erscheinung des zweiten Gesichts ist zudem eine Thatsache, die gar nicht bestritten wird. Das second sight (gälisch: Daraslu oder Taischitaraugh) ist so häufig beobachtet worden, daß die Thatsache ein Recht hat, Berücksichtigung in unseren Systemen zu verlangen, und daß ein willkürliches Ignoriren bei einem Forscher geradezu Pflichtverletzung ist. Die Sache steht also einfach so: In einer physiologischen Psychologie giebt es keinen Platz für die Erscheinung des zweiten Gesichts; da nun aber diese eine Thatsache ist, so folgt daraus unmittelbar, daß jede physiologische Psychologie an Einseitigkeit leidet. Denn Thatsachen lassen sich eben nicht umstoßen; wohl aber ist ein jedes System ein von Irrthümern durchsetztes menschliches Machwerk.

Die willkürliche Vernachlässigung der räthselhaften Seiten unseres Bewußtseins hat große Nachtheile im Gefolge: es liegt im menschlichen Geiste das naturgemäße Bestreben, zu einem Abschluß in seinem Denken kommen zu wollen. Die objectiven Erscheinungen sind kein bloßes Aggregat vereinzelter Thatsachen, sondern zu einem organischen Ganzen verbunden. Diese organische Einheit soll sich wieder spiegeln in dem begrifflichen Abbilde der Welt, welches der menschliche Verstand aufführt; in einem Systeme sollten also alle Thatsachen umfaßt und logisch verbunden sein. Die Naturwissenschaft ist aber noch viel zu jung, um auch nur die Bausteine zu unseren Systemen alle herbeigeschleppt zu haben; da nun aber diese Systeme um so fester stehen, auf je mehr Thatsachen sie fußen, so machen die erwähnten Unterlassungssünden der Naturforscher ihre Nachtheile sogar noch in der Philosophie geltend.

Seit Jahrtausenden sinnt die Menschheit über die Bedeutung unseres Lebens, ohne daß wir wesentlich über Plato hinausgekommen wären. Dieses allein schon sollte uns den Gedanken nahe legen, ob es nicht besser wäre, weniger zu speculiren, dagegen die empirischen Thatsachen besser auszunützen, welche auf unser räthselhaftes Ich Licht werfen. Jene Erscheinungen, welche unser Bewußtsein nur selten herauskehrt, müßten um so mehr ausgenützt werden, als die regelmäßig und häufig zu beobachtenden uns den gewünschten Abschluß nicht leisten. Gerade diese nun werden von der Naturwissenschaft einem Vorurtheile zu Liebe ausgeschlossen, weil sie damit nichts anzufangen weiß. Die Naturwissen-

schaft treibt denselben Apriorismus, den sie seinerzeit der Hegel'schen Philosophie vorwarf: was in ihr apriorisches physiologisches System nicht paßt, bleibt unausgenüßt liegen. Dieses ist aber eben so unlogisch, wie wenn die Geologie von Vulkanen nichts wissen wollte, weil ja die Berge in der Regel nicht feuerspeiend sind, oder wie wenn sich der Mineraloge auf die Kieselsteine beschränken wollte, weil sie häufiger sind als Edelsteine. Wenn ein bestimmter Schlüssel ein Schloß nicht zu öffnen vermag, so wird jeder Vernünftige einen anderen Schlüssel probiren, und nur der Eigensinn wird auf seinen Versuchen so lange bestehen, bis der Schlüssel abbricht. Das sollten sich unsere Naturforscher gesagt sein lassen, welche mit dem physiologischen Schlüssel alle psychologischen Probleme lösen wollen.

Das zweite Gesicht ist ein Zustand des menschlichen Bewußtseins innerhalb des wachen Lebens, wobei ein Fernsehen in Raum und Zeit stattfindet. Ein Ereigniß, das in oft großer Entfernung gerade stattfindet, oder ein Stück Zukunft wird vom Seher als gegenwärtiges Bild geschaut. Der Schwerpunkt des Problems liegt also darin, daß eine Wirklichkeit trotz räumlicher oder zeitlicher Entfernung geschaut wird. Die in der Physiologie beliebte Abfertigung derartiger Erscheinungen durch den Begriff der Hallucination — welche in anderen Fällen allerdings eine Rolle spielt — läßt also gerade den Schwerpunkt dieses Problems unerklärt, denn der mit dem zweiten Gesichte Behaftete ist ein Prophet, sei es, daß die Kunde des Ereignisses erst später eintreffen kann, sei es, daß es überhaupt erst in der Zukunft liegt.

Der Seher befindet sich also in einem Zustande der Ekstase innerhalb des Wachens. Dadurch unterscheidet sich das zweite Gesicht von anderen Zuständen des Fernsehens in Zeit und Raum z. B. vom somnambulen Hellsehen. Andere Unterscheidungs Momente sind, daß beim Wiedereintritt des gewöhnlichen Zustandes die Rückerinnerung an das Geschaute bleibt, und daß das Gesicht niemals eine religiöse oder übersinnliche Richtung nimmt, so daß auch die Erklärung durch religiöse Schwärmerei nicht zutrifft: die Gesichte bleiben ganz in der Sphäre des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens, betreffen meistens Todesfälle und Leichenbegängnisse, aber auch Hochzeiten, Geburten, Freundschaften, das Ankommen von Fremden, die dem Seher oft ganz unbekannt sind u. Sympathische Beziehungen des Sehers mit dem geschauten Bilde fehlen meistens ganz. Das zweite Gesicht findet sich auch fast ausschließlich bei Männern, und es ist sehr merkwürdig, daß oft das gleiche Bild von entfernt von einander wohnenden Sehern geschaut wird. Im Augenblicke des Schauens sind dieselben ganz von ihrem Bilde eingenommen, sehen und denken nichts Anderes und nehmen keine Notiz von ihrer Umgebung. Mit einem merkwürdigen Stechblick sehen sie starr vor sich hin und die Augenlider sind oft so krampfhaft einwärts gekehrt, daß man sie nachträglich mit den Fingern herausziehen oder herausziehen lassen muß.

Auf ein bestimmtes Alter ist das zweite Gesicht nicht beschränkt; es findet sich bei Kindern, Jünglingen, Männern und Greisen, oft als habituelle Anlage,

oft aber nur während einiger Zeit; es hat verschiedene Grade der Stärke und Deutlichkeit und kann bei Tage, wie bei Nacht eintreten.

Ausführliche Nachrichten über das zweite Gesicht hat zuerst der Reisende Martin gegeben in seiner „Description of the Western Islands of Scotland“ (1716) — deren deutsche Uebersetzung in dem von Professor Kieser herausgegebenen „Archiv für thierischen Magnetismus“ (VI. 3. 93. z.) zu finden ist. Auch Samuel Johnson „A journey to the Western Islands of Scotland“ und James Boswell „The Journal of a tour to the Hebrides“ sprechen davon. Auf diesen schottischen Inseln ist das zweite Gesicht so zu sagen einheimisch, was schon dem Alterthume bekannt gewesen zu sein scheint. Plutarch sagt von den Bewohnern dieser Inseln, daß sie an Visionen leiden und durch Phantasmen erschreckt werden. Nach Eusebius (de praep. evang. V. 9.) sind diese Inseln von Dämonen angefüllt, welche den Einwohnern Blendwerk vorgaukeln. Daraus werden nun freilich unsere Aufklärungsapostel, die in dem Wahne leben, daß die objective Wirklichkeit über die subjectiven Möglichkeiten unseres Gehirns nicht hinausragen kann, den Schluß ziehen, daß die Bewohner der schottischen Inseln tief im Aberglauben versunken seien; Martin dagegen schildert sie als durchaus nüchterne Leute. Ihre Mäßigkeit im Essen und Trinken rühmt er so sehr, daß man versucht sein könnte, gerade daraus ihre abnormen Dispositionen abzuleiten, da aus der buddhistischen wie christlichen Religionsgeschichte der große Einfluß des Fastens auf die Entwicklung abnormer Zustände bekannt ist. Der Aberglaube mag eine bedeutende Rolle spielen bei religiösen Visionen, aber nicht bei denen des zweiten Gesichtes, welche nur Scenen aus dem bürgerlichen Leben, oft ganz gleichgiltiger Art, betreffen, z. B. Häuser und Gärten an derzeit noch menschenleeren Orten, die aber einige Zeit nach dem Gesichte Niederlassungen erhalten. Dazu kommt noch der sehr wichtige Umstand, daß die Bewohner der Inseln die Gabe des zweiten Gesichtes durchaus nicht für wünschenswerth halten, daß sie oft trachten, sie zu verhehlen, und den Begabten nicht für phantastisch, sondern für unglücklich halten. Auch fehlt es den Bewohnern durchaus nicht an Geist; sie sollen vortreffliche Anlagen haben, wie Martin sagt, und da diesem mehrfach Visionen erzählt wurden, die sich noch in der Zeit seines Aufenthaltes erfüllten, so fällt jede Verusung auf den angeblichen Aberglauben der Bewohner hinweg.

Wenn man die Beschreibung dieser Inseln und des Lebens auf ihnen liest — etwa in der „Deuterostopie“ von Horst (Frankfurt 1830) — so könnte man versucht sein, die Fähigkeit des zweiten Gesichtes mit klimatischen Einflüssen in Zusammenhang zu bringen, besonders da sie zu verschwinden pflegt, wenn der Seher im Auslande weilt, und wiedertehrt, wenn er den heimathlichen Boden wieder betritt. Von vier Sehern der Inseln Skie und Har wird erzählt, daß sie während eines vierzehnjährigen Aufenthaltes in Barbados ohne Vision blieben, aber schon in der ersten Nacht nach ihrer Landung in England wieder eine erfuhren. (Perty: die mystischen Erscheinungen d. menschl. Natur II. 295.) Das Räthsel wäre freilich damit noch nicht

erklärt; denn, wie schon gesagt, liegt der Schwerpunkt des Problems in der Erfüllung der Gesichte. Seitdem übrigens die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt wurde, hat sich ergeben, daß diese Erscheinung keineswegs auf die schottischen Inseln beschränkt ist. Sie wurde seither beobachtet in Lappland, auf den Färöern, in Dänemark, der Bretagne, in verschiedenen Gegenden Deutschlands, auf Isle de France, in Indien, Afrika u. Es scheint also diese innere Wahrnehmungsweise überhaupt in Zusammenhang zu stehen mit dem Vorwiegen des Gefühls- und Phantasielebens in einer großartigen Natur, während sie im selbstbewußten, reflectiven Leben zurücktritt.

Auch zeitlich ist das zweite Gesicht nicht auf die moderne Zeit beschränkt. Spuren davon finden sich schon im Alterthume. Plinius (hist. nat. VII. 52.) und Herodot (Melpom.) berichten davon; ja nach Suidas soll der Philosoph Empedokles dem Pausanias eine Mischung gelehrt haben, welche dieses Vermögen erzeugte. Aulus Gellius (XV. 18.) erzählt von einem Priester in Padua, der die Schlacht zwischen Cäsar und Pompejus in Thessalien sah. Nicephorus (II. 50.) weiß von einem Einsiedler, der in einer Art von Ekstase sah, daß der Kaiser Valens in einer Scheune von den Gothen verbrannt wurde. Dem räthselhaften Apollonius von Thyana, dessen Persönlichkeit rationalistisch aufzulösen Wieland in seinem Agathodämon vergeblich versucht hat, stellte sich plötzlich während einer Rede in Ephesus der Kaiser Domitian dar, der in diesem Augenblicke in Rom ermordet wurde. (Vita Apollon. Zenob. Acciolo interpr. Lutet. 1555. VIII. 562.) Gregor von Tours berichtet, daß Ambrosius in der Kirche von Mailand in Ekstase versiel und darauf den eben erfolgten Tod des hl. Martin verkündete. Auch der hl. Augustinus kannte einen Menschen, der das Leichenbegängniß einer zur Zeit noch gefunden Frau in der Weise voraussah, wie es nachher stattfand. Nach Schnurers „Chronik der Seuchen“ (I. 167.) scheint auch während der Bubonensepe in Calabrien und Sicilien (746 n. Chr.) das Vermögen des zweiten Gesichts sich eingestellt zu haben: manchen Personen schien es, als würden sie auf der Straße von fremden Gestalten begleitet und angerebet; oft zeichneten sie diese Gespräche auf und erfuhren durch sie Dinge, welche nachträglich eintrafen.

Der erwähnte Reisende Martin wurde von den Inselbewohnern gesehen, als er noch 100 englische Meilen davon entfernt war, wiewohl er ihnen ganz unbekannt und nur durch Zufall dahin gekommen war. Er berichtet, daß der Seher Archibald Macdonald Abends seiner Familie ein sonderbares Gesicht mittheilte: er hatte einen Mann gesehen mit einer garstigen langen Kappe, der stetig den Kopf schüttelte und in der Hand eine kleine vierseitige Harfe hielt, an deren Rospfende zwei Hirschgeweihe angebracht waren. Vier Tage später kam in der That ein alter Mann, der in dieser Vermummung, um sich Brod zu verdienen, den Narren spielte, noch nie in dieser Gegend gesehen worden war und zur Zeit des Gesichts auf einer anderen Insel, 20 Meilen entfernt, sich befunden hatte.

Bevor ich nun auf die besonders räthselhaften Seiten dieser Erscheinung übergehe, muß ich noch einzelne typische Beispiele aus anderen Ländern an-

führen. De la Motte Fouqué (Blätter für deutsche Frauen III. 89) berichtet, daß ein junger Edelmann, an einer Jagdgesellschaft theilnehmend, der Ausſicht halber in den oberen verfallenen Stock des Förſterhauses ſtieg, wo er ſich ſelbſt als Leiche, Zug für Zug, mit Kleidung und Waffen verſehen, liegen ſah. Später wurde der Seher in einem Zweikampfe in eben dieſem Gemache niedergestreckt. — Perty (die myſtiſchen Erſcheinungen II. 286.) erzählt, daß der Medicin-Profeſſor Dr. R. in Leipzig, der Gäſte zu ſich geladen hatte, den Stuhl zu ſeiner Rechten von einem Gerippe beſetzt fand, das ein kleineres Gerippe vor ſich hielt. Er ſuchte den Eindruck zu verbergen, und der Stuhl wurde hierauf von einer Geheimrätthin J. eingenommen. Zu dieſer wurde der Profeſſor noch am gleichen Tage durch einen Eilboten gerufen; in Folge einer plötzlichen Niederkunft war ein Blutſturz eingetreten, an dem ſie ſtarb, noch bevor der Arzt eingetroffen war. — Der Berliner Figaro (1839. Nr. 112.) erzählt nach dem Inverness Courier, daß ein Wildjäger William Mac-Lead auf der Hebriden-Inſel Raſey mit ſeinem Bruder nach der Inſel Skie fuhr. Der Bruder verließ ihn dort in Portren, der Wildjäger blieb ſeither trotz aller Nachforſchungen verſchollen. Eine Woche ſpäter erklärte ein Einwohner von Portren, er habe vor vierzehn Tagen das Geſicht eines Mannes gehabt, der von einem beſtimmten Felſen herabgeſtürzt ſei. Die Beſchreibung entſprach nach Geſtalt und Kleidung dem Wildjäger, der in der That dort gefunden wurde. — Auch unſerem Goethe wurde einſt ein zweites Geſicht zu Theil; in ſeiner Autobiographie erzählt er: „In ſolchem Drange und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlaſſen, Friederike noch einmal zu ſehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben iſt. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Thränen in den Augen und mir war ſehr übel zu Muth. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Druſenheim und da überfiel mich eine der ſonderbarſten Ahnungen: ich ſah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, ſondern des Geiſtes, mich mir ſelbſt denſelben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nicht getragen; es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus dieſem Traume aufſchüttelte, war die Geſtalt ganz hinweg. Sonderbar iſt jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, ſondern aus Zufall gerade trug, mich auf demſelben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu beſuchen“.

Ähnlichen Vorgängen begegnen wir im Leben verſchiedener Dichter und beſtätigt dies die bereits erwähnte Erfahrung, daß ein tiefes Gefühlleben vorzüglich geeignet iſt, ſolche abnorme Functionen des menſchlichen Bewußtſeins zu entbinden. Von dem engliſchen Dichter Donne wird erzählt, daß er ſeine äußerſt geliebte, der Niederkunft nahe Frau einer Reiſe nach Paris wegen in England zurüclaffen mußte. Kaum in Paris angekommen, hatte er ein Geſicht: er ſah ſeine Frau mit herabhängenden Haaren mit einem todten Kinde auf den Armen. Ein abgeſendeter Eilbote brachte ihm ſpäter die Nachricht, daß zur gleichen Stunde ſeine Frau von einem todten Kinde entbunden worden war. (Hippert: Andeutungen ꝛ. Phil. d. Geiſtererſcheinungen 313.)

Die in Calcutta herauskommende India Gazette vom 3. März 1830 enthält folgende Stelle: „Sehr bedeutende Gerüchte sind in der Stadt im Umlauf, die von einem Seher des zweiten Gesichts herrühren sollen. Es heißt nämlich, der König von England sei todt gesehen worden und in Frankreich finde eine Revolution Statt. Mit Unruhe sehen wir weiteren Nachrichten entgegen“. Einige Monate später erst kam die Bestätigung aus Europa.

Sehr gewichtige Zeugen traten für folgende Geschichte auf: Der seiner Zeit hochberühmte Anatom Bartholini erzählt unter Berufung auf den nicht minder berühmten Kanzler Christian Thomasius, daß sie beide von einem Fräulein in Kopenhagen betreffs ihres qualvollen Zustandes um Rath gefragt worden seien; sie sah es nämlich jederzeit im Gesichte voraus, wenn Jemand von ihrer weit ausgebreiteten Familie starb. Späterhin vertraute sie dem Kanzler Thomasius einige dieser Gesichte, welche, wie dieser öffentlich bezeugte, pünktlich eintrafen“. (Barthol. Hist. anatom. Centur. III. hist. 58.)

In der Königsberger Bibliothek soll sich ein beträchtlicher Manuscriptband befinden, worin der ehemalige Professor Heinrich Vyhlius über die Fähigkeit des zweiten Gesichts innerhalb seiner Familie berichtet. Von seiner Großmutter erzählt er: „Einst steht sie gegen Abend vor der Thüre ihres Hauses und schaut die lange Gasse hinauf. Da sieht sie aus dem Posthause eine Leichenprocession herauskommen, welche vor ihrem Hause nach der, nicht sehr weit davon gelegenen Kirche, nahe vorbei geht. Sie kannte zum Theil die voran gehenden Schulknaben, insonderheit die Schüler der ersten Klasse, welche brennende Wachskerzen, mit schwarzen Flören, und auf Blech gemalte Wappen trugen. Sie kannte ihren eigenen Sohn, der als Pastor, und ihren Großschwiegerson, meinen Vater, der als damaliger Diakonus, nach der gewöhnlichen Ordnung, unmittelbar hinter der Schule hergingen, auf welche, wie sie sich ausdrückte, ein schöngeputzter Engel, auf einem weißen Pferde, und ein gräßlicher Teufel auf einem schwarzen Pferde, folgte, welche alle Weide vor der Leiche her in die Kirche, wie sie aus ihrer Hausthüre füglich sehen konnte, hinein ritten; hinter der Leiche kam ein starkes Gefolge von Trauerleuten. Weil nun in demselben Posthause niemand wohnte, der nach den dasigen Rechten mit Flören, Wachslöchtern und Wappenbildern konnte begraben werden, so war nicht abzusehen, wie dieses Gesicht in Erfüllung gehen könnte. Insonderheit konnte nicht errathen werden, was der angegebene schöne Engel und der häßliche Teufel wohl bedeuten sollten. Indessen erzählte sie dies wunderbare Gesicht alsobald ihrem Sohne und Großschwiegerson ganz zuversichtlich und ausführlich, welche aber so wenig als sie selbst eine mögliche Deutung herauszubringen im Stande waren. Allein wenige Tage hernach duellirten sich nahe vor der Stadt Flensburg zwei vornehme Holsteinische von Adel auf Pistolen. Der eine derselben wurde tödtlich verwundet in das Posthaus getragen, woselbst er kurz nachher an der empfangenen Wunde starb, und ganz auf die nämliche Art, wie meine selige Aelternmutter es im Gesichte gesehen hatte, mit Flören, Wachslöchtern und Wappen zur Erde bestattet wurde. Die beiden Engel aber waren zwei Cavaliere, von

benen der eine in einem schönen bunten Harnische das sogenannte Freudenpferd von weißer Farbe, der andere hingegen in einem schwarzen Harnische das Trauerpferd von schwarzer Farbe ritt.“ (Horst: Deuteroskopie I. 180.)

Werkwürdiger noch ist das Gesicht einer mit der Familie Oysius befreundeten Frau, welche 7 Leichen aus dem Hause tragen und dann eine Braut ihren Einzug darin halten sah. Oysius versichert, daß Alles im Verlaufe der Zeit pünktlich eintraf. Während also in den schottischen Gesichtern gewöhnlich ein Stück Zukunft, gerade so, wie es sich ereignen wird, abgebildet ist, sehen wir hier eine Zeittlänge von ungefähr 6 Monaten, während welcher sich die vorgeesehenen Ereignisse zutragen, in ein einziges Gesicht zusammengedrängt. Wir werden später noch andere Merkmale des zweiten Gesichtes kennen lernen, welche auf Zeit und Raum Licht werfen, und welche die Philosophie sehr Unrecht thut, in ihren Untersuchungen über diese unsere Denkformen so wenig zu verwerthen.

In der schottischen Geschichte kommt das zweite Gesicht sehr häufig vor. Der Historiker Rolwin und Lord Clarendon in seiner „Geschichte der Rebellion“ berichten von einem schottischen Edelmann, der die Erbdolchung des Herzogs von Buckingham durch den Hauptmann Felton voraussah. Georg Buchanan (hist. Scot. lib. XVIII.) erzählt von einem angesehenen Schotten, der während eines Fieberdeliriums sah, wie Jacob V. von Mördern umringt sein Leben verlor. Klassische Berühmtheit hat durch Shakespeare jenes Gesicht erlangt, von welchem Hector Boethius in seiner „Scotorum historia“ (Paris 1535) erzählt, und das sich dem von Oysius berichteten Falle anreihet, weil auch hier die Ereignisse einer sehr langen Zeit dem Seherauge zusammengedrängt sich zeigten. Boethius erzählt: „Nicht lange hernach begab sich ein neues und bewunderungswürdiges Ereigniß, welche die Ruhe des Reiches störte. Denn als Maccabäus (Machbeth) und Banquo nach Forres, wo damals der König sich aufhielt, reisten, und auf dem Wege des Vergnügens wegen durch Feld und Wald herumstreiften, erschienen ihnen plötzlich auf dem Wege drei Weiber in ungewöhnlicher Gestalt und Kleidung, sich ihnen nähernd. Als sie dieselben aufmerksamer betrachteten und bewunderten, sagte die erste: „Heil Dir, Maccabäus, Thon von Glamis! . . .“ Die zweite sagte: „Heil Dir, Thon von Calbar!“ Die dritte aber sagte: „Heil Dir, Maccabäus, einst Schottlands König!“ — darauf Banquo: „Ihr, wer Ihr auch sein möget, scheint mir wenig gewogen, da Ihr diesem außer den höchsten Würden auch das Reich bringt, mir aber nichts“. Hierauf erwiderte die Erste: „Weit größere Dinge, als diesem, verkünden wir Dir; denn dieser wird zwar regieren, aber mit unglücklichem Ende, und wird keinen seiner Nachkommen mit Recht unter die Könige zu zählen hinterlassen; Du aber wirst zwar nicht regieren, aber von Dir wird eine lange Reihe Enkel entspringen, Schottlands Reich zu beherrschen“. Diese Erzählung ist ein interessanter Beitrag für das vergleichende Studium des zweiten Gesichtes und des Traumes. Erstlich finden wir hier wiederum die im Traume häufig vorkommende dramatische Spaltung,

indem Macbeth und sein Gefährte die Zukunft aus drittem Munde erfahren; sodann spielt in diesem Gesichte, wie so oft im Traume, die Ironie eine bedeutsame Rolle; denn auch bei Boethius findet sich der von Shakespeare benutzte Hinweis auf Birnam's Wald, und darauf, daß Macduff nicht eigentlich geboren, sondern aus seiner Mutter Leib geschnitten wurde.

Die gewöhnlichste Form des zweiten Gesichts ist jedoch die, daß die Begebenheit so gesehen wird, wie sie stattfindet, und zwar erstreckt sich hier die Deutlichkeit oft auf das geringste Detail. So enthält z. B. die Times vom 2. December 1852 folgende gerichtliche Aussage: Zu Newent in Gloucestershire wurde vor dem Coroner, Mr. Lovegrove eine gerichtliche Untersuchung über den im Wasser gefundenen Leichnam des Mannes Mark Lane abgehalten. Der Bruder des Ertrunkenen sagte aus, daß er, auf die erste Nachricht vom Vermißtwerden seines Bruders Markus sogleich erwidert habe: „Dann ist er ertrunken; denn dieses hat mir die Nacht geträumt, und daß ich, tief im Wasser stehend, bemüht war, ihn herauszuziehen“. In der nächstfolgenden Nacht träumte ihm abermals, daß sein Bruder nahe an der Schleuse zu Dzenhall ertrunken sei, und daß neben ihm eine Forelle schwamm. Am folgenden Morgen ging er in Begleitung seines anderen Bruders nach Dzenhall; daselbst sah er eine Forelle im Wasser, und wirklich fand sich dort die Leiche. (Vgl. Schopenhauer: Parerga I. 217.) Dieser und hundert andere Fälle beweisen, daß die Unterscheidung zwischen Wahrträumen im Schlafe und zweitem Gesichte im Wachen willkürlich ist, und nur einen äußerlichen Nebenumstand betont; der Wahrnehmungsmodus ist in beiden Fällen offenbar der gleiche. Die Deutlichkeit der gesehenen Bilder ist oft der Art, daß sie von der Wirklichkeit nicht zu unterscheiden sind. In seinem „Archiv für den thierischen Magnetismus“ erzählt Professor Kieser (VI. 3. 129.) nach Martin: „John Mac-Normand und Daniel Mac-Ewin sahen während einer Reise auf der Landstraße zwei Meilen nördlich von Saiforts Kirche eine Menge Leute von Norden kommen, als wenn sie eine Leiche nach Saifort zum Begräbniß brächten. Dies bestimmte sie, nach dem ein wenig vor ihnen liegenden Fluß zu gehen, und als sie hier in Erwartung der Ankunft des Leichenzuges verweilt hatten, war alles verschwunden, so daß, als sie rund um sich hersahen, es ihnen klar wurde, daß es nur eine Vision gewesen sei. Dies war beiden sehr überraschend, denn sie hatten vorher, so wie auch nachher, nie etwas vermittelt des zweiten Gesichts gesehen. Als sie nach Hause kamen, erzählten sie es ihren Nachbarn, und es traf sich, daß zwei oder drei Wochen nachher eine Leiche auf dieser Straße aus einem anderen Kirchspiel gebracht wurde, aus welchem selten oder nie eine nach Saifort kommt, außer Personen von Ansehen; so daß hiermit die Vision genau eintraf“.

Ebenso hielten zwei Mädchen (Archiv VIII. 3. 74.) ein gesehenes Leichenbegängniß, dem sie bis zum Schlusse anwohnten, für Wirklichkeit und erzählten dasselbe als ein geschesehenes Ereigniß, das sich zwar als bloßes zweites Gesicht

verrieth, aber bis in's kleinste Detail eintraf: im Gesichte, wie in der darauf gefolgten Wirklichkeit schaute, während eben der Sarg hinabgesenkt wurde, ein Knecht des Predigers mit einem Korb am Arme über den Wall hinweg nach dem Leichengefolge. Ein anderer Seher (Archiv VIII. 3. 81.) fügte der Erzählung seines Gesichts noch die Bemerkung bei, daß es am Tage des wirklichen Begräbnisses heftig aus Südwest stürmen würde; er habe das an dem starken Flackern und Wehen der Trauermäntel sehen können. Während der Seher eben dieses Gesicht hatte, ging Martin selbst neben ihm, konnte aber nicht das Mindeste bemerken; doch traf es pünktlich ein. In einem anderen Gesichte wurde der eingesenkte Sarg, da er in eine verkehrte Lage gerathen, wieder herausgezogen; es traf in der That ein.

Dr. Heinrich Jung erzählt aus seinen Jünglingsjahren (Theorie der Geisterkunde 146) ein ähnliches zweites Gesicht von Seite eines Todtengräbers in Württemberg. Diesem hatte der Prediger Entsetzung von seinem Amte gedroht, wenn er wieder eine Leiche ankündigen würde. Von nun an schwieg der Todtengräber; aber ein halbes Jahr später vertraute er dem Pfarrer allein an, daß demnächst eine Leiche auf einem Schlitten, von einem Ochsen gezogen, über die Wiese fahren würde. So geschah es wirklich, als einige Wochen später tiefer Schnee lag, und weil durchziehende Truppen alle Pferde weggenommen hatten.

Ein schottischer Seher, Boy Spud (Perty: mystische Erscheinungen II. 278.) konnte den Sterbetag mancher Personen ganz genau bestimmen, aber nur dann, wenn in seinem Gesichte Lichter vor einer Leiche hergetragen wurden, oder im Zimmer neben dem Sarge standen, wobei er Sterbetag und Alter der Person auf den Schildern des Sarges zu lesen vermochte. In der Regel aber sieht das Gesicht als räumliches Bild vor den Augen des Sehers, worin also eben so wenig eine Zeitangabe liegt, als etwa ein Cäsars Ermordung vorstellendes Bild den Zeitpunkt des Ereignisses angiebt. Nun ist es aber höchst merkwürdig, daß nicht alle Gesichte das Ereigniß in treuer Copie darstellen, wobei eben der Zeitpunkt der Erfüllung nicht ausgedrückt werden könnte; sehr häufig ist das Gesicht nur eine symbolische Darstellung, die wie absichtlich gewählt zu sein scheint, um in die räumliche Darstellung auch das Zeitmoment verflechten zu können. Wenn z. B. eine Person von einem Leichentuche umhüllt gesehen wird, so bedeutet das ihren Tod um so früher, je höher die Gestalt davon umhüllt ist. So sagte der Seher Daniel Dow (Archiv VI. 3. 126.) den Tod einer jungen Frau zu Minginnis weniger als 24 Stunden vorher. Sie war zur Zeit noch vollkommen gesund, starb aber plötzlich auf dem Felde; der Seher hatte den festen Glauben an ihren demnächstigen Tod daraus gewonnen, daß das Leichentuch dicht um ihren Kopf gehüllt war. Diese symbolisch in ein räumliches Merkmal übersetzte Zeitrechnung soll jedesmal zutreffen. Erscheint das Leichentuch nicht über der Mitte des Körpers, so wird der Tod nicht vor einem Jahre erwartet. Sieht der Seher ein Frauenzimmer zur Linken eines Mannes, so wird sie seine

Frau werden, mag er auch bereits verheirathet sein; sieht er zwei oder mehrere zur Linken des Mannes, so wird er sie in der Reihenfolge ihrer Stellung heirathen. Oft auch liegt in dem Zeitpunkte des Gesichtes selbst schon ein Merkmal, welches die Zeit der Erfüllung angebt. Ein Gesicht, das früh Morgens gesehen wird, trifft schon nach einigen Stunden ein.

Nicht in jedes symbolische Gesicht ist ein zeitliches Merkmal hineinverwebt, oft ist es nur ganz allgemein gehalten. Der Seher sieht z. B. hinter einem Amtsverweser dessen Nachfolger stehen (Archiv VIII. 3. 95.), was an eine ähnliche Gabe von Goethes Großvater erinnert, wovon der Dichter erzählt. Sieht der Seher einen Feuerfunken auf Arm oder Brust einer Person fallen, so bedeutet dieses den Tod eines Kindes in ihren Armen; wir erhalten aber wiederum einen Beleg für die nahe Verwandtschaft des Traumes mit dem zweiten Gesicht, wenn Geheimrath Horst (Deuterostopie I. 96.) von einer angesehenen Frau in der Nähe von Frankfurt erzählt, daß dieselbe auf die gleiche Weise den Tod von zweien ihrer Kinder voraussträumte.

Oft sind Leute, die keine Seher sind, in der Deutung der Symbole geschickter, als die Seher selbst, denen, besonders wenn sie Neulinge sind, manches Symbol räthselhaft erscheint. Die Bedeutung symbolischer Darstellungen ist aber nicht bloß für den betreffenden Seher eine gleichbleibende, sondern oft eine allgemein, nicht bloß individuell feststehende.

Der Philosoph Hellenbach hat jüngst in einer sehr inhaltreichen Schrift „Aus dem Tagebuche eines Philosophen“ (Wien, Kosner 1881) die Ansicht aufgestellt, daß die im Alterthume von den größten Philosophen gesuchte Traumdeutkunst schon daran scheitern müsse, daß die Symbolik des Traumes für jeden Träumenden eine andere, nicht allgemein feststehende sei. Bei der durchgängigen Verwandtschaft zwischen Traum und zweitem Gesicht verdiente es vielleicht näher untersucht zu werden, ob sich dieselbe nicht auch auf diesen Punkt erstreckt. Es wäre freilich damit für die Traumdeutkunst noch sehr wenig gewonnen; denn sicher ist, daß die weitaus überwiegende Anzahl unserer Träume kein reines Product der Traumphantasie sind, sondern ein höchst verworrenes Conglomerat aus Erinnerungen aus dem wachen Leben, durch Association herbeigeschleppter Bewußtseinsfragmente und besonders aus Bestandtheilen, die sich aus dem körperlichen Befinden ergeben. Alle diese Träume sind nun ohne jegliche Bedeutung. Bedeutungsvolle Träume, das reine Product der Traumphantasie, setzen den Zustand körperlicher Unempfindlichkeit voraus, der im somnambulen Schlafe allerdings gegeben ist, auch wohl im gewöhnlichen Schlafe erreicht wird, wenn er sehr tief ist, dann aber mit dem somnambulen Schlafe auch das Merkmal der Erinnerungslosigkeit theilen wird; es fehlt alsdann die Erinnerungsbrücke zum wachen Leben. Es kommt nun allerdings vor, daß somnambule Schläfer Mittel angeben, wodurch es ihnen möglich wird, sich im Wachen ihres Schlaflebens zu erinnern; es fragt sich also, ob es der Experimentalpsychologie — eine freilich noch kaum in Angriff genommene Wissenschaft — je gelingen wird, aus den untersten Tiefen unseres Schlafes

Erinnerungen heraufzuzwinden. Davon, und davon allein, hängt die Möglichkeit einer Traumberutefunft ab, und dies ist auch der Punkt, wo es zu allererst unterschieden werden kann, ob die Traumsymbolik mit der des zweiten Gesichtes Ähnlichkeit hat und eine feststehende ist. Bis zur Entscheidung dieser Frage sind wir auf Analogien aus anderen Gebieten verwiesen. Die Natursymbolik ist eine feststehende; die Trauerweide wird nicht nur von den Dichtern, sondern von uns Allen in gleicher Weise beseelt; wir Alle reden von geschwägigen Quellen, geknickten Blumen, wilden Meereswogen in gleichem beseelenden Sinne, wie ich anderweitig versucht habe, näher auszuführen. (Psychologie der Dyrif. Leipzig 1880.) Ebenso ist die Symbolik der Mienen und Geberden ziemlich allgemein feststehend und daher verständlich, so daß schon der Neugeborene das Lächeln der über ihn gebeugten Mutter richtig auslegt und versteht. (Der Salon 1875. Ueber Mienenspiel und Geberdensprache.) Die Symbolik der Sprache, nicht etwa nur bei der Onomatopoesis, sei nur kurz erwähnt. (Vgl. F. H. Fichte: Psychologie. § 346. r.) Dies alles scheint darauf hinzudeuten, daß in der Tiefe unserer Seele ein mehr oder minder feststehendes symbolisches Wahrnehmungsvermögen liegt; aber nur ein vergleichendes Studium aller dieser Gebiete könnte die Frage zur Entscheidung bringen.

Damit wäre nun das eine der philosophischen Räthsel angebeutet, welche das zweite Gesicht birgt. Noch ist aber ein anderes zu erwähnen, das nicht minder bedeutungsvoll ist. Schon aus den bisherigen Beispielen hat sich ergeben, daß das zweite Gesicht nicht nur solche Ereignisse betrifft, die sich aus dem ungehemmten Walten der dem Seher bekannten Ursachen ergeben, sondern auch rein zufällige Ereignisse, die kein reflectiver Scharfsinn voraussehen vermöchte. Aber es geschieht noch mehr: der Seher sieht die Ereignisse nicht bloß so, wie sie vorbehaltlich unberechenbarer Zufälle sich ereignen werden, sondern so, wie sie kommen werden, selbst wenn sich Alles vereinigt, die Erfüllung des Gesichtes zu vereiteln. Die dem Ereignisse in den Weg gelegten Hindernisse sind also gleichsam schon mit in die Rechnung gezogen. Arthur Schopenhauer sagt hierüber (Parerga I. Ueber die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen): „Am auffallendsten ist diese empirische Bestätigung meiner Theorie der strengen Nothwendigkeit alles Geschehenden beim zweiten Gesicht. Denn das vermöge desselben oft lange vorher Verkündete sehen wir nachmals genau und mit allen Nebenumständen, wie sie angegeben waren, eintreten, sogar dann, wenn man sich absichtlich und auf alle Weise bemüht hatte, es zu hintertreiben, oder die eintreffende Begebenheit, wenigstens in irgend einem Nebenumstande, von der mitgetheilten Vision abweichen zu machen, welches stets vergeblich gewesen ist, indem gerade das, welches das Verkündete vereiteln sollte, allemal es herbeizuführen gedient hat; gerade so, wie sowohl in den Tragödien, als in der Geschichte der Alten, das von Orakeln oder Träumen verkündete Unheil eben durch die Vorkehrungsmittel dagegen herbeigezogen wird. Als Beispiel hievon, aus so vielen, nenne ich bloß den König Deipus und die schöne Geschichte vom Krösos mit dem

Adrastos im ersten Buche des Herodot. Die diesen entsprechenden Fälle des zweiten Gesichtes findet man von dem grundehrlichen Bende-Bendsen mitgetheilt im 3. Heft des 8. Bandes des „Archiv für thierischen Magnetismus“ von Kieser (besonderes Beispiel 11, 12, 14, 16), wie einen in Jung Stillings Theorie der Geisterkunde. § 155.“

Es giebt in der That sowohl Warnungsträume, als auch Aussagen der Somnambulen, deren Erfüllung durch rechtzeitige Vorsorge vereitelt werden kann; beim zweiten Gesichte dagegen steht der Seher gleichsam auf hoher Warte, von der aus er die Verschlingung aller Causalfäden, auch soweit sie einander durchkreuzen, übersieht. Alle Ereignisse geschehen nothwendig; fallen aber zwei Ereignisse, die in keinem Causalverhältnisse stehen, in den gleichen Zeitpunkt, so nennen wir das Zufall. Daß z. B. ein Meteorstein einen bestimmten Punkt der Erdoberfläche trifft, geschieht nach nothwendigen Gesezen; daß an diesem Punkte gerade ein Schäfer steht, ist ebenfalls in der Vergangenheit bedingt. Wird nun aber der Schäfer erschlagen, so nennen wir das einen Zufall. Einen absoluten Zufall giebt es in der That nicht, sondern nur den relativen, der auf dem Sichkreuzen zweier Causalitätsreihen beruht.

Der erwähnte Bende-Bendsen erzählt von einer Seherin aus Schwefing, unweit der Stadt Hufum. Diese hatte eine Leiche aus dem Schulhause kommen sehen, und erzählte davon mit dem Bemerken, nur der Küster und zwei Schüler würden sie begleiten und dabei das Lied singen: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende ic.“; auch die Namen der vier Träger gab sie an. Es geschah nun alles, um das Ereigniß zu vereiteln oder wenigstens anders zu gestalten, nachdem in der That eine Leiche gegen alles Erwarten in's Schulhaus* gebracht worden war. Man bestellte andere Träger, aber sie ließen absagen, während die von der Seherin bezeichneten sich bereit finden ließen. Man ließ alle Knaben des Dorfes zum Begräbniß rufen, aber nur die zwei bezeichneten erschienen. Nun nahm sich der Küster vor, wenigstens das Sterbelied nicht zu singen, gab auch den zwei Knaben eine andere Nummer des Gesangbuches an, vergaß sich aber im entscheidenden Augenblicke und sang: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende ic.“; als er sich seines Vorsazes erinnerte, war es bereits zu spät, den Fehler zu verbessern. (Kiesers Archiv VIII. 3. 70.). In einem anderen Falle war es der Prediger, der, um das Gesicht zu vereiteln, einen anderen Text zur Leichenrede wählte, als den bezeichneten, dann aber doch sogar aus dem Stegreife über den letzteren zu predigen begann (VIII. 3. 87.). Wieder einmal war es ein Hauslehrer, der die Erfüllung verhindern wollte. Eine Seherin hatte verkündet, daß eine Leiche ohne alles Gefolge aus einem bestimmten Hause kommen würde, und daß eine Nachbarin, Antje Möllers, mit Geschrei an den Leichenwagen laufen, dann zurückeilen und ein weißes Tuch über den Sarg legen würde. Der Hauslehrer war bei einem plötzlichen Unglücksfall, in Folge dessen die ersteren Bestandtheile des Gesichtes eintrafen, selbst gegenwärtig, verdeckte aber das weiße

Laken, welches gebraucht werden sollte. Die Nachbarin, da sie es am früheren Orte nicht findet, eilt, im Glauben, es sei bereits aufgelegt, an den Wagen, dann aber, da sie es nicht sieht, mit einem so durchdringenden Geschrei zurück, daß der Hauslehrer selbst das versteckte Tuch herbeiholt und ihr überreicht. (Archiv VIII. 3. 90.)

Jung-Stilling (Theorie der Geisterkunde 148) verbürgt die Wahrheit eines ähnlichen Falls aus Westphalen. Ein Seher hatte dem Pfarrer eröffnet, daß er bald eine Leiche aus seinem eigenen Hause begleiten würde. Da nun die Frau des Pfarrers eben ihrer Niederkunft entgegen sah, waren Schrecken und Unwillen desselben so groß, daß er den Seher hinausjagte. Plötzlich starb aber die Magd des Pfarrers, welcher nun allerdings der Sitte gemäß als Hausvater vor den Verwandten den Sarg hätte begleiten sollen, den Seher aber beschämen wollte und, um andererseits die Eltern der Magd nicht zu beleidigen, seine inzwischen genesene Frau dazu bestimmte, seine Stelle einzunehmen. Im Augenblick aber, da der Zug sich in Bewegung setzte, fiel die Pfarrerin ohnmächtig zu Boden, wovon der Pfarrer dergestalt erschreckt wurde, daß er nicht mehr zögerte, seinen Platz einzunehmen.

Um auch in dieser Hinsicht die Verwandtschaft mit dem Traume zu erweisen, sei noch ein aus Braunschweig berichteter Fall erwähnt: Ein am Nervenfieber erkranktes Mädchen hatte geträumt, daß es sterben würde, wenn einmal die Thurmuhhr um Mitternacht dreizehn statt zwölf schlagen würde. Der Vater, durch das Mädchen hiervon benachrichtigt, eilte in seiner Unruhe zum Küster und bat ihn, den Thurm zu besteigen und nachzusehen, ob das Uhrwerk in Ordnung sei. Der Küster fand in der That, daß eine Verbesserung vorgenommen werden mußte, die er anbrachte und hierauf den Vater beruhigte, der gleichwohl am Bette des erkrankten Kindes die Mitternacht abwarten wollte, wiewohl seine Angst ganz beseitigt war. Das Mädchen aber zählte laut die Schläge der Thurmuhhr und starb mit dem letzten derselben, dem dreizehnten. (Magikon V. 578.)

Außer mit dem Traume hat das zweite Gesicht auch mit dem Somnambulismus verwandte Beziehungen. In unseren modernen psychologischen Systemen ist zwar, von einigen Ausnahmen abgerechnet, hievon wenig zu finden, ja das Hellsehen der Somnambulen, als ob es überhaupt noch einem Zweifel unterworfen wäre, wird kaum erwähnt; aber ich halte es in dieser Hinsicht mit dem ehrlichen Schopenhauer, der auch solche Phänomene eingehend studirt hat, welche sein philosophisches Lehrgebäude direct bedrohen. Derselbe sagt: „Wer heut zu Tage die Thatfachen des animalischen Magnetismus und seines Hellsehens bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen“. (Parerga I. Ueber Geistersehen x.) Verwandt mit dem Somnambulismus, wie überhaupt mit dem Traume, ist das zweite Gesicht in so ferne, als in allen drei Zuständen sich dem menschlichen Bewußtsein Bilder darstellen, welche nicht mit den gewöhnlichen Sinnesorganen wahrgenommen werden. Dies zeigt sich schon im äußerlichen Ansehen. Im tiefen Schlafe, noch mehr

aber im magnetischen Schlafe sind die Augen krampfhaft afficirt und nach oben gewendet. Daß beim zweiten Gesicht die Augenlider einwärts gezogen sind, wurde bereits erwähnt; für eine krampfhaft Affection des Auges spricht aber auch der merkwürdige Stechblick, welchen die Seher während der Vision zeigen sollen. Bende Bendsen (Archiv VIII. 3. 96.) sagt von einem solchen, daß er stark schielte und einen so durchdringend schneidenden Blick gehabt habe, daß Bendsen keine Minute ohne stechende Schmerzen in seinen Augen diesen Blick ertragen konnte; eine Schwester und noch andere Verwandte des Sehers hatten denselben Blick und waren alle mehr oder minder schielend.

Die Anlagen zum Somnambulismus wie die des zweiten Gesichtes sind ferner erblich, wenn auch nicht ausnahmslos, und können durch Ansteckung übertragen werden. Die Behauptung Martins, daß, wenn ein Seher im Zustande der Vision einen Gefährten berühre, dieser die gleiche Vision sehe, erinnert daran, daß der Rapport der Somnambulen mit ihrem Magnetiseur von diesem durch Berührung auf andere übertragen werden kann. Die Geschichte des Mittelalters wimmelt von Belegen für die Uebertragbarkeit somnambuler Zustände, besonders bei religiösen Gemüthsaffectionen. Die Visionen des zweiten Gesichtes gehen auch auf Hausthiere, Hunde, Pferde, Kühe über, die es durch Zittern und schreckhaftes Betragen verrathen; schon bei Ossian heulen die Hunde, wenn sie die Geister ihrer erschlagenen Herren sehen. In Dänemark soll die visionäre Fähigkeit bei Thieren, besonders Pferden, so gewöhnlich und allgemein sein, daß die Bezeichnung solcher Thiere mit *synsk* (seherisch) von jedem Bauern gehört werden kann. (Archiv VIII. 3. 130.)

Daß die Uebertragbarkeit einer Vision auf Andere nicht im Sinne physiologischer Ansteckung zu nehmen ist, geht übrigens schon daraus hervor, daß oft Seher, die sich nicht kennen und entfernt von einander wohnen, die gleiche Vision haben, — analog den Doppelträumen sympathisch verbundener Personen, die oft in Entfernung dem gleichen Traumbilde in der gleichen Nacht unterliegen. Beim zweiten Gesichte ist es übrigens Regel, daß das Entstehen der Vision an den Ort gebunden ist, wo das Ereigniß eintreten wird.

Das zweite Gesicht kann auch verbunden auftreten mit Affectionen des Geschmacks oder Gehörs, das aber auch selbständig erregt werden kann. Oft geschieht nämlich die Vorherverkündigung eines Todesfalls durch einen Schrei, den die Schotten *Taisk*, die Niederländer *Wrath* nennen. (Archiv VI 3. 109.) Dieser Schrei nimmt genau die Stimme derjenigen Person an, welche sterben wird. Martin berichtet einen solchen Fall aus dem Dorfe Rigg auf der Insel Skie: Fünf Frauenzimmer hörten durch das Fenster einen Schrei, den sie als Stimme eines der anwesenden Mädchen erkannten, das am darauffolgenden Tage erkrankte und bald starb. So hört auch der Seher, wenn er die Vision eines Begräbnisses hat, oft gleichzeitig die Leichengesänge

und Predigt. Kurz alle Sinne scheinen in dieser Weise erregbar zu sein. Einzubringender Fischfang kündigt sich durch Fischgeruch, Jagdbeute durch Bratengeruch an. (Perty I. 278.)

In neuerer Zeit soll das zweite Gesicht, wenigstens auf den schottischen Inseln, in starker Abnahme begriffen sein; es erklärt sich dieses aus dem mit der Cultur und zunehmendem Verkehr verbundenen Ueberwiegen des reflectiven Lebens über das mehr und mehr zurücktretende Gefühlleben, das nur in der Abgeschlossenheit von der Welt gedeiht. Der Skeptiker freilich wird diese Abnahme vielmehr auf Rechnung der zunehmenden Aufklärung bei den Inselbewohnern setzen, wie er denn überhaupt, in der materialistischen Zeitströmung und dem physiologischen Vorurtheile unserer Generation befangen, nur ein überlegenes Lächeln für die Erzählung derartiger Erscheinungen hat. Denn unsere Generation glaubt ja der Lösung des Welträthsels bereits habhaft geworden zu sein; dasselbe ist ihr weiter nichts als ein Mechanismus. Insbesondere wird Alles, was gemeinlich als Vision bezeichnet wird, durch den Erklärungsbegriff physiologischer Hallucination abzuthun gesucht. Da nun aber für die Hallucination gerade der Kern des Problems, die Erfüllung des zweiten Gesichtes, ein unauflöslicher Rest ist, so bleibt dem Skeptiker nur übrig, die ungemein zahlreichen Berichte ehrlicher Beobachter, welche vorliegen, und wovon hier nur ein geringer Theil angeführt werden konnte, gewaltthätig und in ihrer Gesamtheit für Lügen zu erklären.

Wie stark sich das materialistische Vorurtheil in unserer Generation befestigt hat, das hat sich wieder in neuerer Zeit sehr deutlich gezeigt gelegentlich der Experimente Hansens in verschiedenen Städten Deutschlands. Zuerst erregten sie Verwunderung, dann aber, weil eben der Gedankenfaden alsbald zu Ende war, erklärte man sie kurzweg für Betrug. Gewiß sind nun diese Phänomene auch für Den räthelhaft, der in der weitläufigen Literatur über den Somnambulismus und verwandte Zustände orientirt ist; untersuchen wir aber die Verwunderung der meisten Menschen solchen Erscheinungen gegenüber etwas näher, so zeigt sich eben, daß lediglich die Seltenheit derselben es ist, welche uns antreibt, sie abzulehnen und als Betrug zu erklären. Die Seltenheit eines Phänomens beweist aber ganz und gar Nichts gegen dasselbe, und es ist eines der größten Vorurtheile, die Häufigkeit eines Phänomens mit der Erklärlichkeit desselben zu verwechseln. Es giebt zahlreiche Erscheinungen, die eben so räthelhaft sind, als die des zweiten Gesichtes und der Hansen'schen Experimente; weil sie aber sehr häufig zu sehen sind, erregen sie keine Verwunderung und gelten für erklärlich. Kein Physiker weiß zu sagen, warum der Magnet Eisen anzieht; er glaubt es aber zu verstehen, weil er es alltäglich beobachten kann. Gewohnheit ist eben der Tod aller Verwunderung. Würden dagegen die alltäglichen Phänomene zu Ausnahmen, die derzeitigen Ausnahmen aber umgekehrt alltägliche Regel, dann würde der Scepticismus unfehlbar eine Frontveränderung vornehmen, und würde es leugnen, daß Kieselsteine zu Boden fallen können. Der Scepticismus ist meistens nur ein Scepticismus der Ignoranz, und auch noch in den Rest-

fällen ist er oft nur Mangel an Besinnung. Denn wenn Hansen durch magnetische Behandlung eines Individuums diesem die Vorstellung erweckt, er esse Obst, während er in der That an einer rohen Kartoffel kaut, dann erhebt sich der Aufgeklärte unserer Tage und erklärt das für Schwindel; wenn aber derselbe Aufgeklärte noch in der gleichen Nacht träumt, er nehme eine Mahlzeit zu sich, während er in der That gar nichts kaut, so hält er das für von selbst verständlich. Warum? weil er es eben schon häufig erfahren hat. Aristoteles hat daher ganz recht, die Verwunderungsfähigkeit als das Kennzeichen eines philosophischen Verstandes zu erklären. Wer Philosoph ist, wundert sich über die alltäglichsten Erscheinungen; wer es nicht ist, nicht einmal über die seltensten, weil er sie nämlich alsbald für Sinnentäuschung oder Betrug ausgiebt.

Aber die Räthsel der Welt und unseres eigenen Inneren sind noch lange nicht gelöst. Wir stehen noch kaum an der Eingangspforte zur Wahrheit. So lange wir unser Inneres nicht bis in den letzten Schlußwinkel genau kennen und alle Geseze, welche darin walten, läßt sich offenbar darüber gar nichts aussagen, welche Berufsfeinszustände möglich sind, und welche nicht. Vorläufig also müssen wir uns einfach an die Erfahrung halten, was sie auch bieten mag, gerade damit wir es einst soweit bringen, über Möglichkeiten und Unmöglichkeiten etwas aussagen zu können. Unsere Köpfe müssen sich also nach den Thatsachen richten, nicht umgekehrt. Zu diesen Thatsachen aber, so räthselhaft sie auch noch sind, gehört auch das zweite Gesicht.

Will man nun aber für das zweite Gesicht eine philosophische Erklärung versuchen, so ergiebt sich vorerst, daß diese Thatsache ganz und gar unvereinbar ist mit dem mechanisch-materialistischen Systeme, welches das Glaubensbekenntniß unserer Generation ist. Sich darüber zu verwundern, geht füglich nicht an; denn wie der einzelne Mensch in seiner intellectuellen Entwicklung, so beginnt auch die Gesellschaft, wenn die Aufklärung in die Massen dringt, mit derjenigen Weltanschauung, welche den geringsten Verstand erfordert. Um so mehr aber muß immer mit dem Finger auf diejenigen Thatsachen gezeigt werden, welche diese Weltanschauung widerlegen. Dazu gehört auch das zweite Gesicht; und weil dasselbe eine Thatsache ist, so ist eben einfach jedes System falsch, womit es unvereinbar ist, in erster Linie das materialistische System.

Daß man hundert Jahre nach Kant mit einer solchen Behauptung noch auf Widerspruch stoßen kann, ist ein trauriges Zeichen der Zeit. Daß hundert Jahre nach Kant — nachdem dieser für ewige Zeiten nachgewiesen hat, daß die sinnfällige Materie Product des Geistes ist, daß daher unmöglich der Geist Product dieser Materie sein kann — noch Bücher geschrieben werden können wie etwa Büchners „Kraft und Stoff“, als hätte Kant für die Votokuden geschrieben und nicht für uns, das ist noch mehr als traurig.

Das zweite Gesicht beweist, daß der Mensch ausnahmsweise auch noch in einem anderen Rapport mit der Natur zu stehen vermag, als in demjenigen, dessen Umkreis durch die physiologische Beschaffenheit unserer Sinnesorgane bestimmt wird. Die Natur ist kein sinnloser Haufen von Chemikalien

und Scherben — wie es die Materialisten meinen — sondern ein großer Organismus; und so wird eine künftige Philosophie es noch beweisen, daß auch der Mensch mit diesem Organismus in einem Verbande steht, der nur zum Theile von unserem Bewußtsein erhellt wird. Bewußt sind uns nur diejenigen Beziehungen unseres Ich mit der Natur, welche durch unseren Sinnesapparat vermittelt werden, die Uebrigen verbleiben unbewußt und treten nur manchmal in abnormen Zuständen, wie ein entferntes Wetterleuchten, zu Tage. Bewußtsein und Seele sind also nicht identische Begriffe; der Kreis der Beziehungen unserer Seele zur Natur überragt weit den Kreis der bewußten Beziehungen, so wie etwa die Anziehungsphäre eines Gestirns über die Leuchtsphäre desselben hinausgreift, oder wie — um auch das zeitliche Verhältniß zu berücksichtigen — die Thiere in ihren merkwürdigen Instincthandlungen durch Motive bestimmt werden, welche in der Zukunft liegen und wovon sie kein Bewußtsein haben. Der Mensch ist aber nicht nur ein Stück Natur, sondern auch eine Zusammenfassung der natürlichen Kräfte, wie das bereits die Alten wußten, indem sie dem Makrokosmos der Natur den Menschen als Mikrokosmos gegenüberstellten; alle uns bekannten irdischen Kräfte spielen auch in unserem Organismus eine Rolle; es ist also auch der Analogieschluß berechtigt, daß die uns derzeit noch unbekanntes Kräfte in uns ebenfalls weben. Die biologische Reihe der Lebensformen, wie sie auf unserem Sterne aufeinander folgten, von der Auster durch die Pflanzen- und Thierwelt bis zum Menschen, hat bisher eine beständige Erweiterung der bewußten Beziehungen der Geschöpfe zur Natur mit sich gebracht; es wäre darum sehr wunderbar, wenn während dieses biologischen Processes die unbewußte Psyche der Geschöpfe in ewigem Stillstand verblieben wäre. Diese muß vielmehr nicht nur als die beständige Quelle angesehen werden, aus welcher neue Bewußtseinsbeziehungen zur Natur geschöpft wurden, sondern muß auch selbst als fähig gedacht werden, an innerem Reichthum beständig zuzunehmen. Wenn ein solcher, gleichsam unterirdischer, raum- und zeitfreier Rapport zwischen dem Menschen und den Dingen existirt, dann ist nicht mehr ganz unerklärlich, daß der Mensch ausnahmsweise auch innerhalb der Bewußtseinsphäre auf einen solchen Rapport reagirt; es wäre vielmehr zu verwundern, wenn sein Sinnesapparat ein undurchdringlicher Panzer gegen derartige Einflüsse wäre.

So lange wir über den in uns liegenden inneren Reichthum von Beziehungen keine vollständige Kunde haben, und derselbe nicht ganz in das Licht des Bewußtseins sich herausgehört hat, werden wir auch das Problem nicht lösen können, welche Stellung und welche Bestimmung der Mensch als Glied des Kosmos hat. Diese Stellung und Bestimmung lediglich als eine irdische aufzufassen, ist verfrüht; denn wir haben noch nicht annähernd die nöthigen Daten in den Händen, um über den Zweck des menschlichen Daseins speculiren zu können. Eine Weltanschauung aber, welche, wie der Materialismus sogar von denjenigen Daten, die wir wirklich in Händen haben, willkürlich eine ganze Hälfte streicht, und nur die andere Hälfte gelten lassen will, welche

also das Terrain ganz willkürlich einengt, darauf das Speculationsgebäude zu errichten wäre — eine solche Weltanschauung verfährt im höchsten Grade unwissenschaftlich. Von den praktischen Folgen eines solchen Verfahrens zu reden, ist hier der Ort nicht; aber es ist klar, daß eine Anschauung, aus der eine bloß irdische Bedeutung unseres Daseins sich ergibt, auch nie einen anderen Leitstern des Handelns angeben kann, als den irdischen Egoismus. Schopenhauer hat darum ganz Recht, als die unvermeidliche logische Consequenz des Materialismus den Bestialismus hinzustellen.





Spiegelbilder vom Bosphorus.

Von

Adrian Schücking.

— Harzburg. —

1. Die Möven.

Es trieb ruhig mit leisen Schwankungen auf dem Wasser dahin — ein dunkler länglicher Gegenstand; wie ein wirbelndes Schneegestöber flatterten, schwebten, schossen im Zickzack die leichtbeschwingten Kinder des Bosphorus, die silberbestülgelten Möven dicht über ihn fort.

Ein kleiner griechischer Dampfer schraubte sich langsam, den weißen Gischt wie eine spizenbedeckte Schleppe hinter sich ausbreitend in einiger Entfernung an dem schwimmenden Gegenstand vorüber. Derselbe mußte das Interesse des jungen Passagiers im glänzenden Regenmantel erweckt haben, der, dem Verbot zuwider neben dem Capitain auf der „Brücke“ stand. Mit lebhafter Neugierde deutete jener auf denselben hin.

„Wohl ein Todter!“ — bemerkte gleichmütig der Capitain in seinem Schifferitalienisch. „Teufel! ein Europäer!“ — Einige Riffs hatten sich indeß dem treibenden Körper genähert; man hob denselben in eins der Boote.

„Der Werth von Menschenleben ist heuer stark gefallen,“ glosfirte der Seemann, „Türken“ und „Russen“ stehen in diesem Kriege so niedrig wie nur je bei einer faulen Speculation. — Da drüben soll ja nächstens meinen lieben Krummbeinen der letzte Vermögensrest vergantet werden. Man hält schon Generalversammlung.“ — Er deutete in eine bestimmte Richtung des Marmara-Meeres.

„Das Hauptquartier ist in Tschatalbja, denke ich,“ bemerkte gespannt der Passagier.

„In San Stephano! — ich glaube seit gestern — ein kleines Nest, da drüben am Meeresstrand. Es sollen zehntausend Mann dort liegen!“ Der Passagier folgte aufmerksam dem Finger des Seemanns. — Das Schiff mußte indeß

anlegen und der Capitain hatte an Anderes zu denken, als an die Leiche eines Unbekannten oder an das unbedeutende Städtchen San Stephano.

Die Schiffsleute verließen jetzt zum größten Theil den Bord, um sich an das Land rudern zu lassen; auch unser Passagier ließ sich mit seinem Handkoffer in einen der Hunderte von schmalen langschnäbeligen Rähnen hinunter. Die Landung war endlich erfolgt, die erforderlichen strengen Bestechungsformalitäten zur Umgehung des Eingangszolls absolvirt und nun schritt der Fremde in Begleitung eines Führers die Gassen nach Pera, dem die Höhen erklimmenden schmutzigen Stadttheil hinauf.

Ziemlich das erste beste Hotel der Fremdenstadt wurde von ihm zum Quartier ersehen.

Antonio Pusillo, so hieß der Wirth des Hauses, führte seinen neugewonnenen Gast mit verbindlicher Würde auf ein großes schäbiges Zimmer. Das anständige Aussehen des Ankömmlings ließ dem welterfahrenen Hötelier die zur Dämpfung etwa aufsteigender Mißvergünstigkeit bestimmte Bemerkung angezeigt erscheinen, der König von Griechenland habe hier ganze drei Tage zu seiner größten Zufriedenheit zugebracht. — Aus einer Zusammenstellung der bei ähnlichen Gelegenheiten gegebenen Versicherungen des Trefflichen ergab sich, wie wir nebenbei bemerken, daß eine beträchtliche Anzahl hervorragender Häupter des gothaischen Hofkalenders ihr schlafmüdes Haupt auf die Kissen Antonio's gelegt hatten — gewiß ein ehrendes Zeugniß für die Anspruchslosigkeit europäischer Potentaten.

Raum hatte der Fremde die Absicht geäußert, die Nacht hier zubringen zu wollen, so verschwand der Wirth, um sehr bald wieder mit einem ungeheuren Buch, das jedoch nur eine Reihe sehr einfacher Namen aufwies, zu erscheinen.

„Ihren werthen Namen, wenn ich bitten darf!“ ersuchte er.

„Richter, Kaufmann,“ trug der Fremde kurz in das Buch ein.

„Aus Deutschland, nicht wahr, Herr Richter?“ fragte der Wirth in deutscher Sprache.

Der Fremde nickte. Der Hötelier entfernte sich hierauf, um mit derselben Schnelligkeit wie vorhin zurückzukehren und seinem Gast einen versiegelten Brief mit einer sehr sorgfältig aber sehr hilflos und ungeschickt geschriebenen Adresse zu überreichen.

„Das ist schon seit mehreren Tagen für Sie eingelaufen; auf den 24. Februar lautet der Poststempel,“ bemerkte Antonio mit seinen runden Mopsaugen den Fremdling durchbohrend.

„Ein Brief?!“

„Aus Brünn! Hoffentlich gute Nachrichten, mein Herr!“

Der Fremde öffnete bedächtig das Schreiben mit der Klinge seines zierlichen Taschenmessers. Antonio Pusillo verließ zögernd das Zimmer — ein ungelöstes Räthsel im Busen mit sich tragend. Warum ließ sich dieser Mensch, der nach seiner soldatischen Haltung und auch nach andern Merk-

malen sicherlich nicht das war, wofür er sich ausgab, Briefe hierherzuschicken — Briefe, die geöffnet werden und ihn verrathen konnten?!

„Spion, aber noch Dilettant!“ entschied das Endurtheil Antonios, als er hierauf mit seinem Kellner den Fall eingehend besprach.

Ein weit größeres Räthsel als dieser Brief für den welterfahrenen Hötelwirth bedeutete — war derselbe für den Fremden selbst. — In dem Kirchenbuch seiner livländischen Heimath hatte ihn der würdige Pastor der Gemeinde vor sechszwanzig Jahren als Bernhard Christian Michael Wolff eingetragen und so war er auch bisher genannt worden von seinen Lehrern, wenn ihm Strafexercitia zuertheilt, seinen Corpssbrüdern, wenn die Klingen gekreuzt werden sollten, von den jungen Damen in Kiew, wenn sie den Lieutenant, der erst vor Kurzem des Czaren Noth genommen, mit vielsagenden Blicken um Angabe von Cotillontouren gebeten oder seine Begleitung auf dem Flügel oder — durch eine verschwiegene Partie des Parks gewünscht hatten.

Nun mußte es der wunderliche Zufall fügen, daß dieser Brief den allerdings ziemlich weit verbreiteten Namen als Adresse trug, den er soeben als ersten besten zu seinem Pseudonym erwählt.

„Herrn Kaufmann Richter“ — nicht mehr und nicht weniger stand hier. Er hatte vorhin den Brief öffnen müssen, wenn er nicht Verdacht erregen wollte, und nun zog er aus der aufgeschnittenen Seitenöffnung ein stark zerknittertes Blatt hervor. Er las es — Ob das schön und erlaubt war — darüber uns hier auszusprechen, scheint uns keine Veranlassung vorzuliegen. Der Brief lautete:

„Mein lieber Karl!

Ich schreibe Dir in einem Zustand, den Du vor Gott nicht verantworten kannst — ich habe das schrecklichste Herzklopfen und Mama ist meinetwegen die ganze Nacht aufgewesen. Mein Herzenskarl — Du sollst nicht daran denken, Dich umzubringen, Du mußt für mich leben; um Gotteswillen denke doch nur an mich! Warum bist Du auch fortgegangen, Du hättest hier auch genug verdienen können, um bald zu heirathen — komme doch nur wieder, bitte, bitte! Wir können ja noch warten, was kommt es denn auf ein paar Jahre an. Herr Fritsche ist vier Jahre verlobt gewesen. Das hast Du nicht ernst gemeint mit dem Ertränken — Du mußt mir auch nicht so etwas schreiben — das erschreckt mich immer ganz furchtbar — ich habe heute keinen Bissen essen können. Ich wollte Dir etwas Geld schicken, aber das bekommen wir erst in einigen Tagen und so lange will ich mit diesem Briefe nicht warten. Tante Minna begegnete mir gestern auf der Straße und sagte auch, wie blaß ich aussähe. Alle Leute finden das. — Mein lieber Herzenskarl, wie kannst Du mir nur so etwas schreiben: Wenn Du Deinen letzten Pfaster ausgegeben hättest, machtest Du ein Ende. Dieser ewige Schrecken bringt mich ganz herunter. Mama sagt auch, ich sähe ganz elend aus, das wäre kein Wunder — doch von ihr willst Du ja nichts hören. Das kommt davon, wenn man keine Religion hat — glaube es mir. Du mußt auch mehr Religion haben,

Karl. Doch ich muß schließen — die Wäscherin hat mir die ganzen Taschentücher verdorben. — Steht mattblau eigentlich zu rosa? Ich wollte Mama noch eine kleine Arbeit sticken. Ich habe Dich lieb und halte auch immer zu Dir, das weißt Du doch. Komm nur zurück, bitte bitte bitte
Deine

Helene.“

Dann noch ein langes Postscriptum über die Aeußerungen einer Nachbarin und allerlei Gekrikel auf dem schmalen, freien Raum des Briefbogens, die verschiedenartigsten häuslichen Angelegenheiten behandelnd.

Der junge Mann faltete den Brief wieder zusammen und schellte.

„Armer Teufel!“ sagte er — „und wegen einer solchen Gans? Der Brief wird wohl nie abgeholt werden. Ein Turgenieff hätte hieran Stoff genug. — Die Leiche im Bosporus und dieser Brief! — Welch ein combinationswüthiges Geschöpf ist doch der Nüchternste,“ reflectirte er dann. „Wie gering ist die Wahrscheinlichkeit, daß der Mann, dessen Namen diese Adresse trägt — derselbe Namen, den Du vorhin in das Fremdenbuch geschrieben hast — identisch ist mit dem da draußen im Bosporus! Ahnungen, Stimmungen! — Was sicht all das dumme Zeug einen modernen Menschen an, lächelte er — mystische Beziehungen im Leben eines russischen Militäirs! wie abgeschmackt!“

Der Kellner war indeß gekommen — unser Livländer gab ihm den Brief zurück, mit dem Bemerkn, derselbe sei an einen Namensvetter gerichtet und nicht für ihn bestimmt.

Der Hötelsclav nahm den Brief, um dann zögernd in der Thür stehen zu bleiben. — Es war ein dürrer ältlicher Mensch, der in dem sadenscheinigen schmutzigen Frack und mit allen Zeichen hilflosester Verkommenheit behaftet, aussah wie eine im Spülicht treibende Sommerfliege.

„Nun, was haben Sie noch?“ fragte der Fremde ungeduldig.

„Mein Herr! —“ die langen Hände zupften unsicher an den schlottrigen, schmutzig-glänzenden Beinkleidern — „würden Sie für eine discrete Mittheilung erkenntlich sein — die von größtem Interesse für Sie werden dürfte.“

„Ich wüßte nicht, wie Sie dazu kommen sollten“. . .

„Pardon!“ unterbrach ihn der Kellner, das Haupt mit den schlaffen blaßgrünlichen Zügen und dem langen, schäbigen Backenbart weise hin und herwiegend. „Geben Sie mir parole d'honneur, mich nicht zu verrathen und hier. . .“ Er schob Daumen und Zeigefinger mit vertraulichem Grinsen gegen einander.

Dem Kerl ein Ehrenwort! dachte der Reisende. „Sie thun ja verschämter wie ein junges Mädchen, grauer Sünder — was haben Sie für Geheimnisse? — Heraus damit! — ich verrathe Sie nicht — und wenn sie etwas werth ist, findet jede Sache ihren Lohn.“

„Monsieur wissen eben so gut wie ich, daß wir im Kriege sind und unsere Herren, die Türken — der Teufel hole sie! — mit Eclairours eben

so wenig Federlesens machen als die Moskoff's. Der Waffenstillstand ändert daran nichts. In der letzten Woche sind hier allein fünf Menschen, ihrer unberufenen Neugier wegen, gehängt worden“.

„Und?“ — Daß Antlitz des Fremden hatte sich feuerroth gefärbt.

„Unser Chef ist nicht auf den Kopf gefallen, mein Herr, und steht sich mit den Türken gut. Man hört im Ab- und Zugehen so Manches! —“

Der Livländer hatte die Börse herausgezogen und ein Zwanzigfrancstück derselben entnommen. „Hier! — ich danke Ihnen!“

Der Kellner umschloß den harten Gegenstand mit gewandtem Griff und hatte sich auch im selben Augenblick mit ausgebildetem Tactgefühl über dessen Form und Bedeutung aufgeklärt. Mit einer wohlwollenden Verbeugung bemerkte er sententiös: „Vom Verdienst muß man leben. Glückliche Reise, mein Herr!“

* * *

Es waren ungefähr vierundzwanzig Stunden nach dem Eintreffen des jungen Livländers in dem Hôtel zu Constantinopel verfloßen, als sich an zwei sehr verschiedenen Punkten in und außerhalb dieser Stadt folgende Vorgänge abspielten, die, so divergirend sie auch zu sein schienen, dennoch einen und denselben Entstehungsgrund hatten.

Der eine Punkt war ein Raum in einem neben dem Quartier des Großfürsten Nikolaus liegenden Hause zu San Stephano. Ein glänzender Kreis von Officieren umgab hier einen jüngeren Kameraden, der mit dem Gast des Hôtel Pusillos eine ganz frappante Aehnlichkeit zeigte. Mit leuchtenden Augen und großer Lebhaftigkeit demonstirte Michael Wolff — denn er war es in der That, der spät am Abend vorher von Constantinopel angekommen und in der Morgenfrühe zum hohen Kriegsherrn beschieden war — seinen Waffengefährten auf einer Karte die maritime Situation der Vertheidigungen des Bosphorus und des Marmara-Meeres. Er hatte diese Punkte mit ebenso großer Schlaueit wie Kühnheit zu studiren verstanden. Der Großfürst selbst, sowie der Generalstabschef Nepokoitschitzki, Skobelev II., Gurko, und wer sonst noch von den Heerführern gerade zugegen gewesen war, hatten sich höchst aner kennend über seine Mittheilungen geäußert. Der ganze Himmel hing ihm voll militairischer Beförderungen und Auszeichnungen. — Seine Verdienste waren übrigens unbestreitbar, denn gerade jetzt, wo im Fall einer Verwerfung der russischen Friedensvorschläge der Einmarsch in Constantinopel jeden Tag nothwendig werden und damit ein Vorgehen der Engländer hervorrufen konnte, mußten alle solche Nachrichten zuverlässiger Art selbstverständlich von der größten Wichtigkeit sein. Daran, daß er im Grunde eine Art Spionage betrieben hatte, stieß sich hier Niemand. Als er endlich alle ihn bestürmenden Fragen der wissensdurstigen Kameraden befriedigt hatte und sein Quartier aufsuchte, ging er wie auf Sprungfedern dahin. Zu Hause angekommen, schrieb er zum Schluß eines Briefes in die Heimath: „Mein kleines Abenteuer in dem Hôtel zu Pera, liebe Natalie, hätte mir allerdings schlecht bekommen können, auch habe ich nur Dank der

unglaublichen Nachlässigkeit der Türken heil und unverfehrt die feindliche Vorkostenfette passiren können, aber was habe ich in diesen Tagen auch erreicht! — Bisher ein unbekannter Officier, der es in seinen alten Tagen vielleicht zum Major gebracht hätte, werde ich in Kurzem, so Gott will, als einer der verdienstvollsten und gefeiertsten Officiere der Arme genannt werden. Noch eine Drehung des Rades und ich bin oben „sublimi feriam sidera vertice!“ mit dem Scheitel die Gestirne berührend.“

Die andere Scene, die sich gleichzeitig in Constantinopel abspielte, läßt uns die Bekanntschaft eines Raumes machen, dessen Aussehen an ein Gewächshaus erinnert und der mit zwei gläsernen Wänden in die Ecke des Gastzimmers von Antonio Pusillos hineingesetzt ist. Auf einer mehrfachen Bretterreihe an den Seiten dieses seltsamen Cabinets harren indeß, anstatt farbenprächtiger Blüthen und edler Gewächse, klebrige Bier- und Weingläser mit abgestandenen Resten träumerisch auf frische Füllung im Gaslichte des Abends. Herumstehende Speisereste, zu weiterer nutritiver Verwendung bestimmt, und zwei Stühle vervollständigen die Ausstattung des absonderlichen Raumes.

Zwei Bekannte von uns befanden sich in demselben, der eine, der Wirth, war damit beschäftigt, einzelne Krimweine streng zu prüfen, ob sie der Auszeichnung würdig seien, bei entsprechender Verpantzung als officielle Rheinweine auf der Karte zu figuriren. Der Andere nähte mit besonderer Hingebung einen großen Riß in seinem alterschwachen Frack. Daß die sehnigen Arme des ältlichen Ganymeds des Schmuckes der Hemdsärmel vollständig entbehrten, wird keinen Orientforscher in Erstaunen setzen.

„Wenn ich nur wüßte“, sagte der Wirth ingrimmig, „wer diesem durchgebrannten Ruffen gestern Witterung gegeben hat!“ — Er warf dabei einen giftigen Seitenblick auf den schneidernden Kellner, der mit seinen schlaffgrünlichen Zügen im Rahmen des dünnen Backenbarts noch unschuldiger und melancholischer als sonst ausfah. — „Schade — schade!“ seufzte Pusillos, „seld' ein schönes Geschäft! Ich hätte ihm den Commandanten der Wache durch die Blume gezeigt, Bitten, Beschwörungen auf seiner, Pflicht, Patriotismus auf meiner Seite. ‚Retten Sie mich‘, würde er mich angefleht haben, ‚ich werde Ihnen zu ewigem Danke verpflichtet sein!‘ Man hätte sich schließlich nicht abgeneigt gezeigt. Einige Goldfische in meine Hand — der Handel war gemacht“.

Der Kellner blickte seinen Chef mit noch melancholischerem Augenaufschlag als gewöhnlich an — „Wenn man Pech haben soll!“ lautete sein philosophischer Zuspruch.

„Wenn ich glauben könnte“, fuhr der Wirth mit verhaltener Wuth fort, „daß hier ein Dritter mit im Spiele sei — ich wollte diesen Gallunken . . . Sie befehlen, mein Herr?“

Das stürmische Trommeln eines Gastes lockte ihn hinweg, während sein Untergebener unter weltchmerzlicher Nadelführung weiter berechnete, wie lange

es Antonio Puffilos voraussichtlich noch treiben könne, bis man ihn von Haus und Hof gejagt haben würde.

Der Held der beiden ^{*}soeben von uns ^{*}geschilderten Verhandlungen, war indeß dem großen Heeresmechanismus als willenloses, kleines Rad wieder eingefügt worden. Er konnte vorläufig nichts Anderes thun, als auf eine Gelegenheit, sich mit neuen Lorbeern zu bedecken, in Geduld zu warten. —

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, welche freudige Ueberraschung es für unsern Lieutenant war, als ihm sein Hauptmann an einem der nächsten Tage mittheilte, man habe ihm als Beweis besonderen Zutrauens die Bewachung einer Anzahl höchst wichtiger Gefangener anvertraut und sei vollständig überzeugt, daß er diesem Posten alle Ehre machen werde. — Hätte der Livländer das auffallend heitere und aufgeräumte Gesicht beobachten können, mit dem ihm der hohe Vorgesetzte beim Fortgehen nachsah, er würde diesen Mann — dessen aufrichtiges, cameradschaftliches Wohlwollen selbstverständlich außer Frage stand — in noch höherem Maße als bisher, seiner dankbaren Verehrung für würdig gehalten haben. — Der Beweis des Zutrauens, den man dem jungen Mann durch diesen Auftrag gegeben hatte, war allerdings ein großer. Es befand sich nämlich unter den Gefangenen gerade auch ein Russe, ein angesehenener, vermögender Mann, dessen Schicksal den jungen Livländer unerwarteter Weise sehr nahe berühren sollte. Dieser Gefangene war unlängst mit den Gesetzen der Armee und leider auch der Moral auf eine höchst bedauerliche Weise in Conflict gerathen. Er hatte sich verleiten lassen, jedenfalls mit der besten Absicht von der Welt, als Lieferant der russischen Armee einen großen Zuckertransport nach Constantinopel, — wo gerade eine recht beträchtliche und zu derartigen lucrativen Geschäften auffordernde Hungersnoth herrschte — hineinzuschaffen. Ohne kleine persönliche Vortheile aus dem Auge zu lassen, hatte er der nothleidenden Menschheit einen großen Dienst erwiesen, allerdings zum unumgänglichen Schaden der Moskoffs.

Run war es ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen — und jedenfalls dem im Rufe des feinsten Tactes stehenden obenerwähnten Vorgesetzten des jungen Livländers völlig unbekannt — daß dieser unglückliche Armeelieferant der Bruder einer sehr schönen Schwester war, die in Kiew auf dem Ball des Gouverneurs fast einen ganzen Abend mit dem Helden unserer Geschichte in einer gewissen Ecke eine sehr intime Unterhaltung geführt hatte. Wir brauchen wohl nicht erst zu bemerken, daß sich diese Unterhaltung fern von allen strategischen Sports- und Ballbeobachtungen lediglich um die bekannten beiderseitigen zur Blutbewegung bestimmten muskulösen Organe gedreht hatte. — Obgleich der geschlossene Herzensbund der bösen Welt erst nach dem Feldzuge als fait accompli entgegengehalten werden sollte, so entzogen doch einige Mütter heirathsfähiger Töchter dem Lieutenant ihr Wohlwollen mit solcher Plötzlichkeit und ungerührten Entschlossenheit, daß wir fast glauben möchten, die gegenseitigen Beziehungen der jungen Leute seien schon vor dem festgesetzten

Termin in den Theegefellschaften Niemand kritischer Beleuchtung unterzogen worden.

Und nun fügte es das lieblose Schicksal, dessen scenische Arrangements bisweilen höchst überraschende sind, daß unser Held in die Lage kam, die Unehre seines präsumtiven Schwagers als seine Ehre anzusehen, d. h., daß seine Pflicht ihm gebot, den Gefangenen mit Aufbietung seiner ganzen Wachsamkeit daran zu verhindern, dem ihm drohenden Strick durch eigenmächtige Befreiung zu entgehen.

Der Lieutenant war leichenblaß aus dem niedrigen Lehmgepflasterten Loch mit dem kleinen holzvergitterten Fenster über das hier versammelte Lumpengefindel fortgestolpert, nachdem er seinen Landsmann zum ersten Male an diesem Ort erblickt hatte. — „Bruder,“ hatte ihm der Armeelieferant, der jetzt nichts mehr zu liefern haben sollte, als seine eigene Seele, „Bruder!“ hatte ihm dieser in dem Augenblick zugerufen, als sie sich unvermuthet gegenüber befanden, „meine Schwester kann jetzt erfahren, ob Du sie lieb hast!“ Auf diese Auredede war keine Antwort erfolgt. — Der Lieferant hatte in seiner Hilflosigkeit und entsetzlichen Ungewißheit bis zum Abend schon unzählige Male die Chancen für und gegen ein rettendes Einschreiten seines neuen Wächters erwogen und in seiner Herzensangst Sein oder Nichtsein an den Knöpfen abgezählt — indeß kein Zeichen der nahenden Befreiung war ihm geworden.

Die Dämmerung war gekommen — aber kein Retter. Die Schildwache draußen verschwand und erschien vor dem einzigen halb in die Erde vergrabenen Fenster der Hütte regelmäßig wie ein Pendel vor der Oeffnung einer Wanduhr — zuweilen stampfte sie mit den schweren von „Väterchen Alexandra geschenkt“ Stiefeln im kalten Schnee auf und ab, als führe sie einen ländlichen Contretanz an. Die andern zur Wachtmannschaft gehörenden Soldaten hockten vor der schweren Holzthür des Gefangenenraumes in der Küche des Hauses bei einem mächtigen Feuer und tranken aus riesigen Blechgefäßen heißes Wasser, dem sie den Rosenamen Thee beigelegt hatten. Dazu knusperten sie winzige Bröckchen desselben weißen süßen Stoffs, dessen Genuß ihnen der Lieferant hatte verkürzen wollen. — Es war inzwischen Nacht geworden. Noch immer kein Zeichen der Rettung! — Da ertönt Alarm — die Gefangenen hören in der Küche Lärmen, Klappern hingesehter Tschai-Gefäße, Säbelrasseln — dann zieht die Wachtmannschaft mit Hinterlassung eines Doppelpostens ab. Einige Zeit nach ihrem Fortgehen wird die Thür zum Gefangenenraum durch den Officier, unsern Kiewer Salonlöwen, geöffnet. Sein Blick sucht durch das Dunkel und den trüben Dunst zu dringen, der über den hilflosen, auf dem Steinboden eng zusammengedauerten Gestalten ruht. Einige dürftige Strahlen des rothen Herdfeuers zittern unsicher, die Augen der armen Teufel blendend, durch die Thürspalte und erglänzen auf einigen schmutzigen, in der Dunkelheit auftauchenden Fess'. Der Lieferant, der mit seinen Leidensgenossen eng zusammengespercht ist und sich kaum rühren kann, sucht sich seinem Wächter

durch angsthafte Gesticulationen bemerklich zu machen. Jetzt kommt der Officier, verschiedene Arme und Beine unsanft bei Seite stoßend, rasch einige Schritte auf ihn zu und raunt Jenem in deutscher Sprache zu: „Es ist Zeit!“

Auf den Lieferanten, dem es allerdings höchste Zeit erschienen war, hatten diese Worte eine Wirkung, wie sie die besten Vocaleistungen des zur Zeit in Petersburg vielbesprochenen Tenoristen Lisda nicht hervorrufen könnten. Hastig drängte er sich dem Officier in den Küchenraum nach. — Die Thür schloß sich zwischen ihnen und den übrigen Gefangenen. Rasch drückte der Livländer seinem Befreiten einige Rubelscheine und türkische Goldlire in die Hand und flüsterte ihm dabei zu: „Halte Dich hier ruhig bis ich mit der Wache abseits getreten bin, benutze dann die Gelegenheit!“ — „Aber wohin fliehen?“ preßte der Lieferant heiser hervor. — „Irgend wohin — nur fort und sobald als möglich über die Grenze!“ dann trat der Officier vor die Hütte und fing mit der Schildwache irgend ein dienstliches Gespräch an.

Mit einem Male hörte unser Lieferant, an dem sich jetzt jede Faser in höchster Spannung befand, Tritte und Stimmen hinter sich. Es waren zwei gefangene Bulgaren, die, nach der auffälligen Entfernung ihres Leidensgefährten von dem begreiflichen Triebe zur Selbsterhaltung geleitet, die nur durch einen Holzriegel geschlossene Thür geöffnet hatten und nun die Gestalt des spähend gegen den Eingang vorgebeugten Lieferanten vor sich sahen. Trotz der lebhaften Zeichen der Abwehr, die er ihnen zukommen ließ, schlichen sie sich vertrauensvoll an ihn heran. Bald öffnete sich die Thür wieder und einige Zigeuner leisteten Jenen Gesellschaft; so zog einer den andern nach sich — und nicht lange dauerte es, so war die ganze kleine Versammlung von Gefangenen in dem Vorraum des Erdgeschosses zusammengekommen — Alle schweigend, erwartungsvoll, aber mit Ausnahme des Lieferanten in vollständiger Unkenntniß über die wahre Veranlassung zu dieser unerwarteten Situation. Der Lieferant bebte vor Wuth — jetzt, wo ihm die Rettung so nah gewesen, sollte durch die Dummheit dieser Menschen Alles wieder verloren gehen. Ein Einzelner konnte unbemerkt entschlüpfen, diese ganze Gesellschaft mußte, wenn sie ausbrach, bemerkt werden. Was war zu thun? — Schon morgen sollte er ja transportirt werden und dann gute Nacht Rettung!

Jetzt war der Officier, um die Sicherheit des kleinen Gebäudes gegen etwaige Ausbruchversuche zu prüfen, mit den beiden wachhabenden Soldaten einen Augenblick um die Hausecke getreten und hatte dabei bedeutsam in russischer Sprache gesagt: „Grade könnten uns die Gefangenen einen bösen Streich spielen.“ — Der Lieferant hatte ihn jetzt verstanden. —

Er entschloß sich rasch, seine Lage erlaubte keine Zögerung mehr. Noch einen verzweifelten Blick warf er auf seine erwartungsvoll um ihn geschaarte Begleitung und dann stürzte er wie ein gejagtes Wild aus der Thüröffnung durch den Schnee davon — hinter ihm aber seinen Fersen getreu folgend das ganze Häuflein Gefangener. — Ein Schuß fiel — zwei, drei.

Geschrei und Lärm auf allen Seiten. — Eine wilde Verfolgung hatte sich in kurzem entsponnen. — Es dauerte nicht lange, so schleppte man schon einen entflohenen Zigeuner, dann türkische Soldaten, Alle unbarmherzig mit den Kolben bearbeitend, zurück. — Zwei Gefangene sollten erschossen sein. — Die ganze Wachtmannschaft hatte sich eingestellt. Das Herankommen des Majors und des Obersten wurde den Soldaten signalisirt — man befürchtete, der Großfürst Nikolaus selbst werde durch den Lärm veranlaßt hinzukommen.

„Was habt Ihr Schweine gemacht?!“ donnerte der Oberst, der jetzt erschienen war, in einen Haufen Bewaffneter hinein, nach rechts und links ohne Wahl einige Fußtritte versetzend. Die Menge der Soldaten theilte sich ehrsüchtigsoll auf diese Ausrufe des hohen Vorgesetzten.

„Wo ist der Corporal der Wachtmannschaften?“ — Der Gerufene erschien ganz blaß und zitternd vor Angst. „Hund! Was hast Du da angerichtet?“ herrschte ihn der Oberst an, ihm eine gewaltige Ohrfeige verabreichend. — „Der Herr Lieutenant Wolff,“ brachte der unglückliche Corporal mit blauen Lippen hervor. „Wo ist der Lieutenant?“ — „Er war noch soeben hier, als — als“ . . . „Nun, Du Vieh, als was?“ „Als der eine Gefangene angab — er sei fortgelaufen, — weil der Herr Lieutenant ihnen selbst die Thür geöffnet habe.“ „Wo ist der Lieutenant?“ brüllte der Oberst jetzt wuthschäumend noch einmal. — Der Lieutenant war indeß verschwunden und sollte es auch für immer, wenigstens für seine Waffengefährten, bleiben.

Als unser Michael Wolff, der nach dem unvermutheten Ausbruch sämtlicher Gefangener sich mit großer Geistesgegenwart anfänglich selbst an die Spitze der Verfolgung gestellt hatte, hören mußte, wie ihn die zurückgeschleppten Gefangenen durch ihre Aussagen unrettbar an das Messer lieferten, hatte er ohne langes Zaudern seinen Entschluß gefaßt. Wenn er blieb — so stellte man ihn vor ein Kriegsgericht und wurde dann voraussichtlich binnen vier- undzwanzig Stunden seiner militärischen und Lebens-Laufbahn ein jähes Ende gesetzt. — Wenn er die Flucht ergriff — je nun, schlimmer konnte es auf keinen Fall werden.

Und so kam es denn, daß der Befreier und seine Befreiten ungefähr denselben Weg einschlugen, um gleichem Schicksal zu entgehn.

Wolff, der nicht daran denken konnte, sein Quartier aufzusuchen und sein Pferd zu besteigen, hatte sich zu Fuß in der nächsten besten Richtung aus San Stephano geflüchtet. Als die letzten niedrigen Häuser des verwarlosten, schmutzigen, kleinen Nestes hinter ihm lagen, blieb er stehen — um Umschau über seine Umgebung und über sein demnächstiges Handeln zu nehmen. Dort vor ihm glänzte das Quartier des Großfürsten, das einzige größere mehrstöckige Gebäude des Ortes, mit vielen Lichtern über die niedrigen dunklen Häusermassen zu ihm herüber. Zu denken, daß er dort vor weniger als vierundzwanzig Stunden eine glänzende beneidete Rolle gespielt hatte, daß die

Comraden an seinen Lippen gehangen und sich um seine Gunst beworben hatten! — und jetzt! — Und Natalie — der er seine ganze Zukunft geopfert hatte — würde er sie je wiedersehen, hatte die unüberlegte pflichtvergeffene Befreiung ihres Bruders ihre Schicksalswege nicht vielleicht für immer von einander getrennt. Daß ihm auch der vermünstete Alarm so unerwartet die Gelegenheit zu dieser übereilten Befreiung des Lieferanten gegeben hatte! — Doch was half jetzt alles Bedauern; die That war geschehen und er mußte die Folgen tragen.

Er fühlte sich sehr elend, seine Kehle schien ihm wie ausgehöhrt, in seinem Gehirn gingen die Gedanken wüth und toll durcheinander.

Aber er hatte jetzt seine ganze Geistesgegenwart zur Rettung nöthig. Wohin flüchten? — Das war genau dieselbe Frage, die ihm vorhin der Befangene vorgelegt hatte. Die neugelegte Bahn zu benutzen, um nach Tschatalbja, dem früheren Hauptquartier, zurückzukehren! — Unmöglich, es würden ihm auf der Strecke zu viel Augen begegnet sein, die ihn kannten. — Am Gestade des Marmarameeres, das in wenigen Minuten zu erreichen war, ein Fahrzeug, irgend ein Boot aufzutreiben, erschien gefährlich, weil dort trotz des eingetretenen Waffenstillstandes von russischer Seite eine strenge Bewachung gehandhabt wurde. So blieb nur eins übrig — er mußte suchen nach Constantinopel zu gelangen. In ungefähr vier Stunden konnte er dort sein und dann hielt er sich für geborgen.

So machte er sich denn auf, um durch den Roth und den Schnee der elenden Landstraße nach der Siebenhügelstadt des Nizens zu marschiren.

Er war nicht weit gekommen, da sah er im Walddunkel eine menschliche Gestalt mit unbestimmten Umrissen von der Seite her sich ihm nähern. Der Athem stockte ihm — er sprang über einen Graben zur Seite und rannte über die Aukuruzfelder fort — wie er sich jedoch umsah, bemerkte sein scharfes Auge, daß auch Jener fast gleichzeitig mit ihm den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hatte. Trotz seiner verzweifelten Situation kam es wie ein Lächeln über ihn — ein Flüchtling, der den andern flieht, dachte er und wunderte sich zugleich, daß noch etwas von grübelndem Sinnen und Denken in seinem Gehirn Platz fand. — Geht es nicht stets und Allen so, philosophirte er, den Irrenden und Flüchtenden im Dunkel eines ungünstigen Geschicks — geheßt von der Noth oder dem Ehrgeiz oder dem Gewissen — keiner dem andern trauend, in Furcht vor dem Schicksal und in Furcht vor dem Schicksalsgefährten! — Er stolperte über einen Maisstrunk und fiel hin — dann sich aufraffend suchte er die Straße wieder zu gewinnen und nun stapfte er in dem steten ruhelosen Gefühl eines großen Unglücks durch die Nacht und den Schmutz vorwärts.

Einmal noch hörte er hinter sich her Verittene galoppiren, er verbarg sich in dem tiefen von Gebüsch überwachsenen Weggraben und sie waren an ihm vorüber gekommen, ohne ihn zu bemerken — es waren vielleicht nicht einmal Verfolger gewesen. Den Feldposten hatte er umgangen, obgleich ihm die

Lösung bekannt war — es schien ihm gerathener, mit keinem der russischen Soldaten mehr in Berührung zu kommen.

Solch ein Marsch im Unglück will nie enden — hundert Mal hatte er schon daran gedacht am Ziele zu sein und noch immer war die Stadt nicht erreicht. Falbe Streifen zuckten und schwankten am grauvioletten östlichen Saum des Nachthimmels — ein undeutlicher gelber Schein zeigte sich an einer Stelle des Horizontes. Die niedrigen aus Reißig und Lehm erbauten Häuschen zu beiden Seiten des Weges wurden jetzt häufiger. — Ein unerwartetes Hinderniß stellte sich ihm in Gestalt eines türkischen Wachtpostens entgegen. Der höchst zerlumpt aussehende Soldat lehnte ihm den Rücken zuwendend schlafmüde, die Cigarette im Munde, an der Thür des verfallenen Wachthäuschens. Der Flüchtling hielt in seinem Marsch inne und überlegte einen Augenblick, wie er diese Klippe ungefährdet passiren sollte, da erblickte er sich umwendend in einiger Entfernung einen Karren von Büffeln gezogen, der sich ihm langsam näherte — als Führer schritt ein kleiner Knabe mit einer langen Stachel neben dem Zugthier. Schon vorher hatte der Bivländer seine Militäirkappe fortgeworfen und als Kopfbedeckung die Kapuze seines Regemantels, der ohne militairische Abzeichen war und unter dem nur ein paar langer Stiefel hervorblickten, benutzt. Er wartete mit großer Ruhe auf den Karren und schritt dann neben demselben, als ob er zu ihm gehöre, an dem Wachthäuschen vorüber. Der Posten beachtete ihn nicht. —

Welche traurige Situation — es für ein Glück schätzen zu müssen für einen Karrenführer angesehen zu werden — er, Michael Wolff, „der Günstling des Großfürsten!“ —

Die schmutzigen Häuser drängten sich jetzt dichter zusammen und der Weg wurde allmählich steiler. Nun begann auch der gelbe Schein am Himmel heller und bestimmter zu werden, der Flüchtling trat in enge von Mauern eingefasste und vielwinklig sich kreuzende Straßen ein, Cypressen nickten zu ihm herüber und das Lachen und Gurren der silberblauen Tauben auf den Obst- und Maulbeerbäumen mischte sich in das erwachende Leben und Treiben der alten Städtetönigin. Immer höher zwischen endlosen Hofmauern führte ihn sein Weg durch die Straßen Stambuls — immer lichter wurde es und da — er blieb überrascht, entzückt, sich und sein Unglück vergessend auf dem freien, großen von den Gebäulichkeiten einer Moschee flankirten Platze stehn. Dort vor ihm über das unabsehbare weiße Häusergewimmel hinweg, das zu seinen Füßen wie eine ungeheure versteinerte Cascade die Anhöhen hinabströmte und zu beiden Seiten, soweit das Auge reichte, in schimmernde weiße Tropfen zerstoßen war — dort über die blauen glitzernden Fluthen des Bosporus schießen leuchtende Strahlengarben breit und zitternd am Morgenhimmel empor — über das riesige Amphitheater, dessen Arena die weite See ist, duftige, purpurfarbene Schleier werfend — eine berauschte Verschwendung wogender Farbenmassen. Wie eine Paradiesstadt, von lieblichen Gärten durchzogen, lag sie da, eine Stadt wie geschaffen zum unbe-

grenzten Genuß irdischer Glückseligkeit! — Und doch war diese Herrlichkeit nichts weiter als eine grausame Veröhnung der verkommenen schmutzigen Welt dort vor ihm, ein Spott, so schneidend und wehevoll, wie er nur der Mutter Cybele gelingen mag, die ihre Gaben am verschwenderischsten dort streut, wo niemand fähig ist, sie aufzulesen. —

Und wie einen Hohn empfand sie der nordische Flüchtling, als er daran dachte, daß er diese Welt nur kennen gelernt haben sollte, um sie zum Grabe seiner hoffnungsgrünen Zukunft, — der erträumten seligen Zukunft an der Seite der Geliebten werden zu sehen.

Zögernden Schrittes verließ er den Platz. Nach einigem Umherirren durch ein Gewimmel enger schmutziger Gäßchen gelangte er endlich in die Nähe der großen Brücke über das goldene Horn. Hier glückte es ihm bei einem verträut aufgestandenen Händler eine bulgarische schwarze Lammfellmütze aufzutreiben. Nicht weit davon trat er in ein sieben geöffnetes türkisches Café ein und ließ sich zur Stärkung eine der winzigen Tassen Camweh's „à la franca“ präpariren. Dann suchte er dem Wirth, einem auffallend krummbeinigen kleinen Kerl mit Geiernase, der wie ein Uhu auf der Stange auf dem Holzdivan hockte und von hier aus in dem Mantall*) lässig herumstocherte, durch eine improvisirte Geberdensprache begreiflich zu machen, daß er zu schreiben wünsche. Als dieser ihn verstanden hatte, brachte er in seinem Gürtel ein messingenes Schreibzeug mit Rohrfeder, das er irgendwo in der Nachbarschaft aufgetrieben hatte. Ein Stück Papier war nicht zu bekommen gewesen. Der junge Livländer fand jedoch noch ein solches in seiner Brusttasche und nun machte er sich daran auf dem Divan einen Brief aufzusetzen. Das Schreiben war an seine Braut gerichtet, es sollte durch die Hände eines Verwandten in Wien an sie befördert werden. Er beabsichtigte es im nahen Pera zur österröichischen Post zu bringen.

Es war unterdeß immer lebhafter auf den Straßen geworden — einige Besucher traten in das Café ein. Wie der junge Mann, der ganz von seinem Briefe in Anspruch genommen war, nach einiger Zeit flüchtig aufblickte, bemerkte er, daß sich in dem offenen Eingang des Cafés eine Gruppe von Menschen der untersten Classen — Proletarier mit griechischem Typus, zerlumpte Türken der verschiedensten Straßengewerbe, Bootführer und Andere eingefunden hatten. Er hörte beim Weiter schreiben unverständliche Ausrufe und nahm wahr, daß die Leute sich lebhaft in der zankenden Weise aufgeregter Orientalen unterhielten. Was suchten diese Menschen! Hatte seine Erscheinung vielleicht ihr Interesse oder ihren Verdacht erregt — sie beobachteten ihn offenbar — einzelne traten zu ihm in das Café.

Er war bis zum Schluß des Briefes gekommen. Dieser lautete anders als sein letzter in die Heimath gerichteter. Mit bitterm Lächeln murmelte er: *Sublimi feriam sidera vertice.*

*) Gefäß mit glühenden Holzkohlen.

„Sollte trotz alledem,“ so lautete der Schluß dieses Briefes, „ein unvermuthetes Mißgeschick sich meiner Rettung in den Weg stellen und mich etwa den Russen wieder in die Hände spielen wollen, was übrigens doch wohl ein Ding der Unmöglichkeit ist, so magst Du wissen, Natalie, daß ich lieber das Ende in den Wellen des . . .“

Er hielt inne — ein kalter Schauer war mit einem ganz seltsamen fremdartigen Gedanken über ihn gekommen, einem Gedanken, der seine Seele, sein Denken lähmend ergriff, der wie Raubthierkrallen die wehrlose Beute, jede andere geistige Regung vernichtend, umklammerte. — Wie war ihm — Er sah ein Schiff über den blauen Bosporus gleiten — dort Mövengeschlatter — ein dunkler auf dem Wasser treibender Gegenstand, auf und nieder schwankeud — dann ein Brief, der zu spät anlangte, den ein seltsames Geschick in seine Hände spielte — der Lieferant, der Flüchtling wurde, wie er selbst, der ihn floh, wie er jenen — dieser Brief hier, den er schrieb, verlassen und verzweifelt wie jener Unbekannte — Spiegelbilder — Spiegelbilder fremden Geschicks!! — Summende Laute füllten sein Ohr — er fühlte etwas von dem Nahen einer großen Gefahr — eine eiskalte Regung der Furcht bemächtigte sich seiner.

Er beendete das Schreiben nicht — er faltete es hastig zusammen, um es in die Brusttasche zu versenken. Wie er den Regenmantel losknüpfte, wurde ein Stück seiner Uniform sichtbar — ein vielfältiger wilber Schrei ertönte rings um ihn. Er fühlte sich gefaßt, niedergeworfen, getreten, gewürgt, gefesselt — man schleppte ihn mit halb entschwundenen Sinnen über die Gasse — er stieß gegen einen Pfeiler — fühlte sich hoch gehoben — dann ein Sturz, Wasser überflutheten sein Gesicht, brodelten in seinen Ohren — und dann ein kurzer, verzweifelter, letzter Kampf.

Zwei Tage darauf war die Sonne mit vollaufgeblühter Gluthenpracht groß und sieghaft über dem Meere aufgestiegen und ließ ihre Strahlen über das azurne Becken zu den Füßen Stambuls gleiten, da bligte sie auf einem dunklen Körper auf, der gerade langsam und feierlich vom Meeresgrunde emporgestiegen war und von silbernen Mövenschwüngen flüchtig beschattet dahintrieb — als wolle ihm der unruhige Schwarm der lichten Wasserboten das Geleite geben, ähnlich den beschwingten Führerinnen, zu denen jener in seiner Kindheit gebetet, die den armen Schatten geleiten sollen in ein dunkles unbekanntes Meer —

Und drüben am Strand des Marmara-Meeres verkündete fast zur selben Zeit Großfürst Nikolaus den jubelnden Regimentern den Schluß einer der größten und traurigsten Komödien des Jahrhunderts — den Frieden von San Stephano.



Adelaide.

Eine Seegeschichte

von

Heinrich Kruse.

— Berlin. —

Dentschlands Fleiß macht blühend die Welt; doch gelangte noch nimmer,
Adelaide, zu Dir und den Paradiesesgefilten

Deines gesegneten Strandes ein Schiff auswandernder Deutschen.

Unser vortreffliches Schiff, Gesina von Bremen, gekupfert
Und schnell segelnd, es war an diesen Gestaden das erste,
Welches die heimische Flagge entfaltetete, nämlich die Bremer.
War es daheim auch traurig bestellt mit der Einheit der Deutschen,
Fühlten sie doch sich verwandt in der Fremde. Ein alter Stettiner
Nahm gastfreundlich uns auf. Hierher verschlagen als Seemann,
War er Alles geworden, wobei ein Verdienstchen ihm winkte:
Fuhrmann, Bauer und Gärtner und Lederhändler und Krämer,
Das ist der einzige Weg, sein Glück zu machen in neuen
Ländern wie Adelaide. Wer Rollen verschmäh't wie ein eitler
Hoffchauspieler, der bringt es nicht weit. Jetzt blüht er als Gastwirth
Auf mit dem Hafen zugleich. Wir saßen zusammen, der Landsmann,
Der uns bewirthete, ohne Bezahlung zu nehmen, ich selber,
Der noch diente als Jüngster im Schiff, und ein älterer Seemann,
Als sein perlendes Glas erhob der vergnügte Stettiner:
„Sehet das Land Euch an; denn fruchtbar ist es wie Gosen;
Und erzählet zu Hause davon!“ So sagte der Gastfreund,
Welcher die Gastfreundschaft mit kluger Berechnung verknüpfte.
Und so holt' er für uns aus dem Stall zwei muntere Pferdchen,
Die wir bestiegen zum fröhlichen Ritt bei dem heitersten Wetter.
Wir galoppirten am Strand, den lockere Schwämme bedeckten,
Und dann jagten wir fort, nach den Hügeln hin. Alles war anders
Als auf unserer Seite des Weltmeeres. Selber die Blätter
Stehn an den Bäumen verkehrt, senkrecht, und wimpeln im Winde.

Und hier bellt nicht der Hund, hier flieget der Fuchs, auf dem Fluß schwamm Schwarz wie die Nacht, ein prächtiger Schwan; stolz bog er den Nacken Hinter sich, sah wie verachtend uns an mit dem purpurnen Schnabel, Und dann schoß er davon mit gewaltigem Klatschen und Spritzen.

Wunderbar, fehlet den Bäumen die Rinde? Nur Lappen und Fasern Hingen am Stamme herum, doch grüntes sie lustig im Wipfel.

Ja, hier leben sogar vierfüßige Vögel, so sagt man.

Mir schien Alles ein Traum und nicht auf Erden gelegen,
Dieses verzauberte Land. Wir wechselten stets das Erstaunen.

Also drangen wir vor in die herrliche Kette der Hügel,
Wo wir das Pferd anbanden im Schatten gewaltiger Bäume.

frei war hier von Gesträuchen das Gras. Wir schauten hinüber
Hier auf das bläuliche Meer, das unendliche, welches sich höher
Hebt mit jeglichem Schritt, den der Mensch am Ufer emporsteigt,
So wie Gott stets höher sich hebt vor dem denkenden Geiste;

Dort, wenn wir wandten den Blick nach der inneren Seite des Landes,
Breitete weit sich die Flur voll mannhoch wallender Halme;
Blumen zu Tausenden, nicht mit Namen belegt von den Menschen,
Schossen dazwischen hervor, und der Wind schlug Wellen im Grase.

Mittag war es bereits; wir setzten uns nieder zum Mahle.

Siehe, was naht aus dem fernen Gebüsch? Ein Rudel von Rehen?

Sind Springragen es wohl? Wie hüpfen die braunen Geschöpfe!

Doch als näher sie kamen, so sahen wir Menschengestalten,
Ach, kaum besser als Thiere des Felds! Sie wissen von Scham nichts.

Wenn vom Gebirge sie kommen herab zu den Siedlern, den Weissen,
Um zu beschauen die werdende Stadt, so zwingt man sie freilich
Sich zu schürzen. So hatten wir dort schon die bräunliche Horde

flüchtig erscheinen gesehn und verschwinden. Sobald sie der Fremden
Seltsame Wohnstatt haben im Rücken, so werfen sie lachend

Ab von den Hüften das Fell. Naht kamen die Männer und Weiber
Näher und näher heran. Sie wurden gelockt von der Mahlzeit;

Denn stets plagt ja der Hunger die Armen. Sie leben von Allem,
Raupen und Schlangen sogar. Und es baut ein Haus sich der Biber,

Doch nicht dieses verlassne Geschlecht. Sie stecken im Halbkreis
Nur Baumzweige herum und schlafen geschützt vor dem Winde;

Morgens verlassen auf immer sie wieder die Wohnung des Abends,
Ein halb fertiges Nest! So leben die Söhne der Wildniß.

Anfangs standen sie fern, mißtrauisch; dann kamen sie näher,
Drängten heran und schwirrten davon, wie Vögel vom Baume.

Doch bald schöpften sie Muth und warfen sich Alle zu Boden,
Wiesen hinein in den hungernden Mund und kauten die Lüste.

Was wir hatten, wir warfen es hin. Sie verschlangen es gierig.

Ach, gerne hätten den Armen wir geistige Speise geboten!

Aber es schienen nur Körper zu sein. O, nicht doch! Es wohnet

Auch in ihnen der göttliche Hauch! Sie beginnen zu reden.

Schwalbengezwitscher nur schien's, doch konnten den Dank wir verstehen.

Siehe, sie singen sogar! Wie sollten sie Seelen nicht haben?

Denn was ist der Gesang als die flügel entfaltende Seele?

Heiter sangen die Wilden mit Seelen, vom Danke beflügelt!
 Und sie wollten uns auch nach schwachem Vermögen vergelten,
 Wollten mit Tanz uns erfreun. Hier traten die Männer zusammen,
 Drüben die Frau'n. Sie begannen zuerst mit fröhlichen Sprüngen;
 Doch dann zeigten sie uns abwechselnd ihr ärmliches Leben
 Im nachahmenden Bild. Hier gingen die Männer auf Jagd aus,
 Schwangen den Speer im Lauf und verfolgten mit Hunden den Vogel.
 Still dann setzten dagegen die Frauen sich hin, auf dem Halse
 Ueber sich tragend das Kind, und angelten über der Wiese.
 Hoch auf den Baum springt plötzlich der Mann und verfolgt das Käzchen;
 Tief nach Perlen hinab taucht unter das Wasser das Mädchen.
 Also spielten vor uns sie im Schatten der prächtigen Bäume,
 Und uns gab nicht die Kunst, die Natur selbst gab uns ein Schauspiel.
 Sieh, nun raubt sich der Jüngling das Mädchen; sie sucht zu entlaufen,
 Wie ein schüchternes Mädchen bei uns, wenn der Freier das Wort sprach.
 Blitzschnell wurde geboren ein Kind; wir lachten darüber;
 Aber es naheten die Frau'n und bewunderten schmeichelnd den Säugling.
 Dann kam Trauer in's Volk; ein Häuptling mit prächtigem Kopfschmuck
 Ankt in's Gras und ist todt; ein Arzt kommt, schüttelt so weise
 Drüber den Kopf, als wär' er geprüft vom preussischen Staate:
 „Ja, nun ist es zu spät! Wenn man früher mich hätte gerufen —“
 (In Neu-Holland glaubt man noch immer an Zauberer und Aerzte!)
 Darauf tragen sie ihn mit Trauer und Klagen zur Erde,
 Preißen den Mann — wohl über Verdienst — und schütten das Grab auf.
 Also spielten vor uns so fröhlich die harmlosen Wilden.
 Sieh, ihr Leben ist nur das unsre, der Hüllen entkleidet!
 Anfangs hielten wir sie noch unter dem ersten der Menschen,
 Welcher, nachdem er gefallen, den Rock von Fellen sich umthat;
 Doch nun waren sie uns wie vertraut, wie verschwistert. Sie schienen
 Gar so häßlich nicht mehr mit den mageren Schenkeln und Armen.
 Dürftiges Leben nur bringt sie herab und der Mangel an Speise.
 Wohl sind die Schultern geformt, und es strahlt aus den Augen wie Liebreiz,
 Und wo wär' ein Menschengesicht, das nicht Freude verschöner?
 Pöthlich mit Wehegeheul entfliehen erschrocken die Wilden.
 Während in Zweifel wir stehn, ob Dichtung es wieder und Spiel sei,
 Oder ob wirkliche Furcht, sprengt aus den Gebüschen ein Jäger,
 Schnobernde Hunde voraus, und schießt mit Fluchen die Flinte
 Hinter den fliehenden her. Dampf wallt in die Lüfte. Er wendet
 Um sich nach uns und reitet heran. Auf feurigem Rosse
 Sitzt nachlässig, doch fest er nach Weise der Britten. Es folgen
 Slank und betreft zwei Diener dem Herrn. Wie im Parke von London
 Jog er daher; wir erkannten uns gleich, und er nickte mit Grinsen.
 Siehe, das war ja der Mann, der uns neulich bewirthet, der reichste
 Unter den Reichen des Orts. Unermessliche Heerden, so sagt man,
 Weiden für ihn vom Meer zu den Bergen, und über den Bergen.
 „Diesmal ist das Gesindel entflohn!“ so sprach er mit Lachen.
 „Doch heut früh war besser die Jagd. Mit der nämlichen Kugel

Schoß ich das saugende Kind und die Mutter, so hatt' ich gezielt".
 „Herr!“ so rief ich entsetzt, und sprang auf die Füße. „Was sagt Ihr?
 Herr, Ihr redet doch nicht im Ernst?“ „Ich spaße so leicht nicht“,
 Sagte der Britte. „Ihr nehmet Euch wohl das Gesindel zu Herzen?“
 Schweigend steig' ich zu Roß. „Ihr seid ein Wüthrich!“ schreiet
 Wild mein älterer Freund. „Ein Abscheu! Seid in die Hölle“,
 Rief er „verdamm!“ Wir ritten entsetzt und schauernd von dannen.
 Aber uns holt auf mächtigem Pferd bald wieder der Herr ein,
 Und er geruhte nicht mal sich die Rede verdrießen zu lassen,
 Nur zu belustigen schien ihn unsere Jugend und Einfalt,
 Und er begann das Gespräch mit Lächeln von Neuem: — „Die Deutschen
 Sind doch ein sehr gutmüthiges Volk; drum bleibt Ihr zurück auch!“
 Noch war fast ich ein Kind und wagte nicht weg ihn zu weisen.
 Also fuhr er denn fort: „Ein Dieb muß hängen in England.
 Hängen und schießen, das bleibet sich gleich. Was meint Ihr? Die Wilden —
 Sind Schafdiebe — wenn Menschen sie wären; doch sind sie nur Dinge,
 Thiere des Walds, Raubthiere. So gut in die Heerde der Dingo
 — So ist der Name des röthlichen Hunds mit dem buschigen Schweife, —
 Einfällt während der Nacht und zwanzig Schaafse mir anbeißt,
 Und ein jegliches Stück von dem giftigen Bisse verrecket,
 Grad so fallen die Hunde mir auch in die Heerden. Ihr wißt doch,
 Daß feinvließige Schaf' ich zuerst einführte zu Schiff' hier,
 Ganz auf meine Gefahr; die mehren sich hier wie die Sterne,
 Denn wo fänden sich Weiden wie hier? Nicht des Oceans Nebel
 feuchten so herrlich das Land am Severn, oder die Eb'nen
 Dorsethires, wo der Schäfer nun geht seit Julius Caesar.
 Dort, dort bin ich geboren und weiß, was zu Schafen gehöret.
 Seht Ihr die Weiden da drüben? Schier möchte man werden zum Schaafse, —
 Um zu genießen das herrliche Grün und die saftigen Blumen.
 Wirklich, ich freue mich auch an den Blumen; sie schaden dem Vieh nicht.
 Aber ich muß mich stets vor den Wilden bewahren. Ich schicke
 Bis an die Gähne bewehrt auf die andere Seite der Berge
 Meine Schäfer hinaus. Ihr solltet die Menschen 'mal sehen!
 Die sind anders zu schau'n, wie im linnenen Kittel der Schäfer,
 Der da folget der Heerde zu Haus und Strümpfe sich stricket
 Unter dem Schatten der Eibe, und will er die Schaafse versammeln,
 Hat er nur nöthig zu rufen, so kommen sie Alle gegangen,
 „Und sie hören darauf“, wie der Psalm sagt; denn in der Bibel
 Weiß ich Bescheid, mit dem Buch plagt viel man die Kinder in England.
 Ein halb Jahr wohl gehn sie herum mit der Heerde, verlassen,
 fern vom Menschengetriebe, von thätigen Hunden begleitet,
 Und dann kommen sie wieder im Herbst mit Schafen und Lämmern.
 Doch fehlt manches daran. Denn sie stehlen, die listigen Wilden.
 Wißt Ihr, wie sie es machen, die Schufte? Sie werfen sich nieder
 Platt auf den Bauch. Nun kriechen sie an und bewegen das Gras kaum,
 Das dastehet wie Rohr, wie Roggen in Blüthe, so üppig.
 Hinter einander, so kriechen sie fort in doppelter Reihe

Und rechtwinklig hinein in die arglos weidende Heerde.
 Dumm gafft an sie das Vieh; doch sie schieben so sacht sich dazwischen,
 Daß kein einziges Thier sich erschreckt, kaum blöken die Dinger.
 Darauf schließen zusammen die Reihen und wenn von der Heerde
 So sie ein Hundert der Schafe getrennt, dann springen sie plötzlich
 Auf mit lautem Geschrei und treiben die Beute von dannen.
 Hinter sie her schießt freilich der Hirt, doch trifft er nur selten,
 Denn sie verschwinden zu rasch. Wer will sie verfolgen im Riedgras?
 Und sie theilen den Raub und verzehren die Lämmer mit Freuden.
 Das ist den Dieben ein leckeres Mahl. Stets hungert das Pack ja,
 Da nicht Beeren einmal hier haben die Wälder der Berge,
 Oft klar Wasser nicht mal. In der Dürre versiegt in dem Felspalt
 Selber der reichlichste Quell. An Vorrath denkt das Volk nicht
 Und man sah sie sich rühen den Arm, mit dem Blut sich zu lecken.
 Wie der verlorene Sohn, so laben sie sich an dem Lammfleisch
 Und stets sind sie gereizt von Neuem den Raub zu versuchen.
 Darum hab' ich schon lange den Hirten befohlen zu schießen
 Wo sie was Wildes erblicken, und reit' auch selbst auf die Jagd aus.
 Rein ward ziemlich die Gegend bereits und sicher die Weide.
 „Also darum schießt Ihr die Mütter und Säuglinge nieder?“
 Sprach mit verhaltenem Grimm mein Reisegefährte. „Und Alles,
 Sagt Ihr, nach englischem Recht und Gesetz? Ihr lehrt es den Wilden!
 Doch ein einziges Wort, wenn Worte noch irgend Dich kümmern.
 Willst Du denn ganz nach englischem Recht und Gesetzen verfahren,
 Weß' ist, sage, das Land? Wo hast Du die Schenkung? Den Kaufbrief?
 Sprich, wem zahlst Du die Pacht? Wem bringst Du die Renten und Zehnten? —
 Wenn sie nun glauben, die Wilden, ihr Land sei ihnen gehörig
 Und sie dürften dafür sich Pacht ein wenig erheben
 Vom unendlichen Gut, das Gott in Gnaden Dir zuströmt?
 Wenn sie so denken und sich, vom Hunger gepeinigt, ihn stillen,
 Sprich, Unmensch, wie willst Du das wehren nach englischem Rechte?“
 „Ja, das grübelt nur aus in Deutschland!“ sagte der Britte.
 „Leider hab' ich nicht Zeit, des Gespräches mich ferner zu freuen,
 Herrn, so belehrend es ist. Da kommt schon,“ sprach er, „vom Hügel
 Mein Heerzug in das Thal. Ich ziehe nach Morgen. Ich will dort
 Gründen ein Dorf. Drum komm' ich hinab mit Menschen und Wagen,
 fertigen Häusern sogar, und dem Stamm von künftigen Heerden.
 Habt Grundsätze nach Lust, ich habe die meinen!“ so sprach er,
 „Und hab' gut mich dabei, Gottlob! noch immer befunden.
 Lebet für diesmal wohl, Ihr jungen Verehrer der Menschheit!“
 Also ritt er davon, vornehm, nachlässig uns grüßend,
 Hoch von Gestalt, von gefälligem Wuchs und sorglich gekleidet,
 Immer beherrschend das eigne Gefühl (sofern er Gefühl hat).
 Ein vollkommener Mann, so nennt es die gute Gesellschaft,
 Wohlankständig, gewandt, gastfrei, mit verbindlichem Lächeln.
 Links zog Jener hinab mit dem Zug; wir ritten nach Hause.
 Also ward uns verleidet der herrliche Tag und es war uns

Gleich, als wenn wir gefunden im Paradiese die Schlange.
 Schweigend gaben die Pferde wir ab bei dem freundlichen Manne,
 Der uns am Morgen die Kofse geliehn und gingen zum Hafen,
 Noch mit Schaudern erzählend den Unfern die Greuelgeschichte,
 Und wir wünschten, daß Blut für Blut, nach englischem Rechte,
 Nähmen die Wilden noch einst. Am anderen Morgen erfüllte
 Adelaide Verwirrung und Lärm. Mit Blute besprenget lief,
 Siehe, ein lediges Pferd bald hier, bald dort durch die Straßen,
 Und sie konnten es kaum einfangen; es riß wie geängstigt,
 Immer sich los und sprengete davon mit schrecklichem Wiehern.
 Als man es hielt, so erkannte man gleich das gewaltige Jagdpferd,
 Welches dem brittischen Herrn von gestern gehörte. Bestürzung
 füllte der Siedler Gemüth. Sie sandten hinaus nach dem Wege,
 Links auf dem Strand zu dem Dorf, das Jener zu gründen gedachte.
 Bis an den Wald nur sah'n sie die Spuren der Räder und Thiere,
 Weiter in's Dickicht gedrungen indeß erblickten die ganze
 Karawane sie dort zusammen im Thale des Waldbachs
 Lagernd in Ruh; doch in ewiger Ruh! Ein schrecklicher Anblick!
 Blut schwimmt rings noch umher, Rüstwagen und Karren, sie stehen
 Mitten darin, vor ihnen geschirrt an der Deichsel die Pferde,
 Sterbend zusammengestürzt mit verworrenen blutigen Mähnen.
 Und neun Menschen dabei, sechs, sieben mit klaffenden Wunden,
 Welche der Speer, mit Muscheln gespißt, tief riß in das Fleisch ein;
 Ohne Verwundungen zwei. Sie waren mit Keulen erschlagen
 Und die Gesichter zerquetscht, nicht mehr zu erkennen. Der Herr selbst
 Hing, mit der Lanze darein zum Zeichen gelassen, am Rande
 Ueber den Gießbach hin, mit dem Kopfe nach unten; es lockte
 Noch sich das zierliche Haar. So übten die Wilden die Rache!
 Nichts war verstümmelt am Leib der Gefallenen oder geschändet;
 Wunden genug für den Tod schien Jeder gerade zu haben;
 Wie sie gestorben, so lagen sie da, wie verächtliches Wildpret.
 Also hatten die Wilden die Leichen der Weiber und Kinder
 Liegen gefunden im Gras. Sie vergalten mit Gleichem den Weißen.
 Als zurück zu der Stadt nun die blutige Kunde gebracht ward,
 War ein Jeder entsetzt, vor Allem die Freunde des Mannes.
 Gestern noch saß er mit ihnen am Tisch, nun grinst er im Tode!
 Also schauderten einst im Saal des Herodes die Gäste,
 Als auf blutiger Schüssel das Haupt des Johannes gebracht ward.
 Freunde, Verwandte, der letzte sogar von den Siedlern, sie hielten
 Nicht sich verlegt allein, auch tief, von Negern! erniedrigt.
 Weh Euch, Inseln des südlichen Meeres, ihr glücklichen Menschen,
 Welche getroffen der Fluch entdeckt zu werden! Des Hochmuths
 Söhne, sie kommen zu Euch und predigen, predigen Demuth,
 Und wie lieblich die Füße der Boten, die Frieden verkünden.
 Aber sie bringen den Krieg. Mord blüht aus den Seiten der Schiffe.
 „Blutige Rache!“ so hört man rufen in Adelaide.
 Doch wir Deutschen, wir standen von fern und murmelten leise,

Daß es die Strafe gewesen nur sei, die gerechte, des Frevels.
 Aber es rüsten die Britten zum Krieg, und die streitbare Mannschaft
 Rüdte am anderen Morgen hinaus und umstellte die Gegend,
 Weit sich vertheilend im Kreis, dann enger sich schließend und enger.
 Also treibt man zusammen das farbige Wild, und der ganze
 Stamm wird rings zusammengepfercht. Unwissende Menschen!
 Schon sind wieder zurück sie gefehrt zum friedlichen Leben.
 Harmlos, sanft, ist der Wilden Gemüth; nur allzu gereizet,
 Faßt sie der Zorn wie ein Sturm, der aus heiterm Himmel herabfährt,
 Donnernd und leuchtend im südlichen Meer mit Wirbeln des Wassers,
 Zündet den Mast und verschlinget das Schiff, dann saust er vorüber,
 Und ein heiterer Himmel umlächelt von Neuem das Weltmeer.
 Sorglos schwärmten sie wieder am Strand, und wo sie gewöhnt sind,
 Schwammen und tauchten umher und spielten, gesehn von den Weißen.
 Glaubten die Sache sie nur mit dem brittischen Häuptling zu haben,
 Der wie der Böse sie quälte? Und wähten sich sicher vor Rache,
 Weil sie die ganze Gefolgschaft vertilgt? Sie tanzten und sangen
 Abendlich noch auf den Höh'n, wo heut kein Weißer sich zeigte,
 Bis ein Wölkchen von Licht fern über der dunkeln Tiefe
 Ihnen noch schien. So genossen den goldenen Tag sie, den letzten.
 Früh schreckt aber sie auf von der Erde das Rufen und Lärmen,
 Bald springt aus dem Gebüsch mit heiserem Bellen die Dogge,
 Fletschet die Zähne mit Wuth in die nackenden Körper. Sie fliehen,
 fliehn, das geängstigte Wild, stets näher umkreist von den Jägern.
 Kunstreich war entworfen die Jagd, und richtig gelang sie.
 Athemlos rennen die Wilden hinein zu der Mitte des Kreises,
 Grad an der Pforte des Thals, das quer durchsetzt das Gebirge.
 Nicht ein Einziger war entkommen, so glaubt man, vom Stamme.
 Und dann trieb man sie weiter hinauf mit den wüthenden Räden.
 Höher erheben die Felsen sich stets und verengen die Thalschlucht,
 Endlich höret sie auf, und es starrt ein fels in den Himmel,
 Welcher das Thal verschließt. Dort trieb man die Wilden zusammen.
 Winters brauset ein Strom von der schwindelnden Höhe. Das Wasser
 Kommt mit Wolken von Dunst in regnenden Tropfen herunter,
 Unten versammelt es sich, und wüthet herab aus der Thalschlucht,
 Doch war Sommer es jetzt, Weihnachten, und Quellen und Bäche
 Alle versiegt; man ging in dem trocknen Bette des Flusses.
 Nur ein nicht zu ergründender See war übrig geblieben
 Unten am Fuße des Felsen, ein Teich mit düsterem Spiegel.
 Hier nun wurden hinein von dem Ufer die Wilden getrieben,
 Stürzten und rollten hinab und erfüllten mit Schreien die Lüfte.
 Kein Entrinnen war hier! drei Seiten gebildet von Felsen,
 Wo hinauf kaum reicht der Blick, auf der vierten die Weißen,
 Unzugänglicher noch als Felsen. Wie heidnische Götter
 Wollen zur Strafe des Frevels sie nun im Wasser verderben,
 Sieh, ein ganzes Geschlecht, schuldlose wie schuldige Menschen!
 Noch war Keiner der Wilden im Wasser getödtet, denn Alle

Wissen von Kindheit an auf dem Wasser zu liegen und scherzen,
 Und das unmündige Kind umhals't mit den Aermchen die Mutter,
 Wenn es sich nicht im Gedränge verlor. Nun beginnet das Morden.
 Fürchterlich hallen die Felsen von endlos rollenden Schüssen.
 Welch ein Geheul in der Tiefe und Stöhnen und Wimmern! Den Sandstein, —
 Der wie Tafeln, so glatt, aus dem See steigt, klimmen die Menschen,
 Sich, mit des Wahnsinns Krallen hinauf! Sie dienen zum Zielen,
 Stürzen zurück in den Pfuhl, in das scheußliche Menschengewimmel.
 Blutroth färbt sich der Pfuhl, dicht steigt darüber Dampf auf,
 Flammen durchzucken den Dampf. O die Hölle! die Hölle! Nur sind nicht —
 Schuldige drin! Schon ruhiger wird's und ruhiger. Kaum noch
 Hebt ein Arm sich empor, mit schwarzen und glänzenden Locken
 Kaum noch ein Schmerzengesicht. Ein einziger bleibt nur zuletzt nach,
 Alt von Jahren, doch stark und von zähem gewaltigen Leben.
 Unter dem Wasser verbirgt er sich bald, bald hinter den Leichen,
 Von zehn Kugeln durchbohrt, doch lebt er noch. Einer noch fehlet,
 Noch ist die Rache der Christen nicht voll! Da trifft ihn die elfte.
 Hochauf fährt der Greis, dann verläßt ihn die Kraft und das Leben.
 Und nun schwimmen sie still ineinander. Nur Röcheln noch hört man
 Bis in die sinkende Nacht, wie in Nächten des Frühlings der Unken
 fernes Gestöhn. Dann schweiget auch das. Der Gemordeten Klage
 Hat kein Ohr des Erbarmens erreicht. Es verhallt in der Brandung,
 Welche die Insel umbraust. Das Gerücht selbst drang nicht herüber.
 Niemand kümmert das Jammergebüch der australischen Wilden,
 Niedergemetzelt im See. Wenn die Erde die Todten zurückgiebt,
 Werden auch sie vor dem Richter der Welt sich klagend erheben.





Ueber die Grenzen des ärztlichen Erkennens.

Von

A. Hermann Haag.

— Worms. —

Die schöne Zeit, in der es erlaubt war, ja fast zum guten Ton gehörte, Jedermann, selbst harmlos Spazierende ohne alle Einleitung mit metaphysischen Betrachtungen und Auseinandersetzungen anzufallen, ist längst vorüber! Wir wollen daher, und dürften dies fast auch nicht in unserer realistischen Zeit, selbst wenn wir es könnten, jene ideale altclassisch-griechische Sitte, in der die Sophisten und selbst Sokrates besonders stark gewesen sein sollen, in dieser Zeitschrift nicht wieder aufnehmen. Von Sophistik sind wir am weitesten entfernt; selbst der Anschein, als möchte ehrliche speculative Philosophie, vor der wir übrigens hohe Achtung haben, dem Leser geboten werden, sollte nicht erweckt werden, weshalb wir gerade die vorliegende Titelfassung wählten; denn hegten wir überhaupt dahingehende Absichten, so hätten wir von der Grenze der medicinischen Erkenntniß schlechthin, wenn man ein solches Speciale in unserer specialistischen Zeit einmal gelten lassen wollte, nicht von den Grenzen des ärztlichen Erkennens, nämlich der einzelnen Krankheiten, in der Ueberschrift reden müssen.

Die folgenden Darlegungen sollen demnach einfach einen Gegenstand der alltäglichen ärztlichen Praxis, über den noch in Laienkreisen vielfach irrige Anschauungen herrschen, die es verschulden, daß fort und fort an das ärztliche Wissen ein falscher Maßstab gelegt, resp. an die Aerzte unerfüllbare Ansprüche erhoben werden, kurz besprechen und so weit möglich, dem Verständniß nicht-ärztlicher Leser nahebringen und dadurch, wie es scheint noch weitverbreitete, Irrthümer klären. Hat doch selbst Fürst Bismarck vor nicht langer Zeit in einem seiner geflügelten Worte von der Rednerbühne des Reichstags herab den sarkastischen Ausspruch gethan, daß die Arzneikunde auch heute noch in Dingen, wohin die Aerzte nicht mit ihren Augen sehen könnten, nicht

weiter gekommen sei, wie sie früher war, ausgenommen in der Chirurgie! Es ist das freilich so ziemlich dieselbe Ansicht, welcher auch der erste Napoleon dem berühmten Arzte Johann Peter Frank gegenüber Ausdruck gab, als er sagte, er habe kein großes Vertrauen zur Wissenschaft der inneren Medicin*). Ganz ähnlich ist sie auch derjenigen, die schon in dem uralten Volksworte von dem Mangel eines Thüorchens oder Fensterchens im Körper, durch den man verhindert sei, die inneren Organe und deren Krankheiten sicher zu erkennen, ihren adäquaten Ausdruck fand, der aber heute denn doch nicht mehr zutrifft. Zugleich enthält sie einen Theil jener Ironie, die von jeher Diejenigen trifft und treffen muß, welche unter allzuhäufigen Niederlagen einen Kampf gegen einen Feind führen und fortführen müssen, dem schließlich Alle verfallen. Sie enthält auch einen Ausdruck jener Stimmung, die in alten Todtentänzen den Arzt selber mit dem Knochenmanne tanzen läßt: es ist jener tragische Humor, welchen die Ohnmacht der Menschheit und aller menschlichen Wissenschaft wachruft, dem die Aerzte, weil sie ja die Repräsentanten eines wissenschaftlichen Berufes sind, der täglich und stündlich dem Volke im weitesten Sinne des Wortes, gleichsam als pars pro toto, die Unvollkommenheit menschlichen Wissens und Könnens vor Augen führt, gerade von jeher zur Zielscheibe dienen.

Es scheint nun der Aerzte und der ärztlichen Wissenschaft, welche ja wahrlich den Vergleich mit keiner anderen zu scheuen hat, am entsprechendsten und würdigsten, an dieser weiter Beachtung sicheren Stelle den Versuch zu machen, die Stärken und Schwächen gerade der heutigen Krankheitskenntniß zu besprechen, wenn auch der Natur und des Umfangs der Sache wegen dies in Vielem nur andeutungsweise geschehen kann. Enthusiastische Verherrlichungs-, wie nörgelnde Verkleinerungssucht soll dabei fern bleiben, im Gegentheil, wir wollen nüchtern und einfach zusehen, in wie weit jene verbreitete Anschauung, die der Kanzler zum Ausdrucke brachte, berechtigt ist und in wie weit nicht. —

Die Krankheitskenntniß ist ein eigener Zweig der medicinischen Wissenschaft und naturgemäß so alt wie die Medicin, obgleich sie erst Anfangs unseres Jahrhunderts durch den hannöverschen Leibarzt Wichmann in ein wissenschaftliches System oder vielmehr in ein besonderes Werk zusammengefaßt ward. Seitdem hat sie im Laufe des letzteren eine eben so rasche als hohe Ausbildung erlangt. Die Diagnostik ist aber nicht bloß ein Theil der ärztlichen Wissenschaft, sondern auch ein solcher der ärztlichen Kunst, insofern die Lehren der ersteren zu richtiger Verwendung in der letzteren erst durch ein von Natur vorhandenes Talent, das sich in seinen höheren Stufen nicht aneignen läßt, sondern schon angeboren sein muß, gebracht werden können. So weit dasselbe sich durch Erziehung wecken und ausbilden läßt, besitzt es jeder tüchtig geschulte und erfahrene Arzt; in hervorragenderem Maße wird es aber immer nur Wenigen gegeben sein, denen zwar, welchen alle dazu noth-

*) Rohlf's, S.: Geschichte der deutschen Medicin, 2. Bd. S. 145.

wendigen Eigenthümlichkeiten des Geistes vollauf zur Verfügung stehen. Daher kommt es, daß es von jeher und stets einzelne Aerzte gegeben hat, welche als Diagnostiker besonderen Ruf genossen, Solche, von denen man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, sie „treffen oder erkennen die Krankheiten auf den ersten Blick“.

Als Wissenschaft lehrt nun die Diagnostik alle dem jeweiligen Wissensstande entsprechend in der Lehre von den Krankheiten, in der Pathologie, aufgestellten Krankheitsindividuen oder Krankheitsbilder erkennen und trennen und giebt die Mittel und Wege an, wie in der Praxis der Arzt resp. der ärztliche Künstler zu verfahren hat, um zu diesem Ziele zu gelangen.

Nur das alltägliche, nicht das logische Bedürfniß ist der Grund der diagnostischen Trennung jener; denn in letzter Instanz giebt es nur ein Kranksein, nur ein krankes Leben als Gegensatz zum Gesundsein, zum gesunden Leben, deren beider Negation, unter Vernichtung des Individuums, die Rückkehr in die Vorrathskammer von Materie und Kräften, die wir Erde nennen, vielmehr wie wir es gewöhnlich bezeichnen, der Tod ist.

Die einzelnen Krankheiten trennt man also aus dem kranken Leben ab, und zwar nach dem vorwiegend ergriffenen Körperteil oder Organ. Man faßt dieselben dabei als bestimmte Ganze auf, die eine im Allgemeinen sich gleichbleibende, aber dem Wechsel in nebensächlichen Erscheinungen jeweilig unterworfenen Folge von Symptomen darbieten. Die Krankheitsbilder sind nun durch die Fortschritte der neueren Zeit, besonders der pathologischen Anatomie, an Zahl gewachsen, insofern man früher für Ganze gehaltene, unter einer Sammelbezeichnung einbegriffene Dinge zerlegen und trennen lernte. Nicht die Krankheiten haben also zugenommen, wie man in Laienkreisen das vielfach auffaßt, sondern deren Abtrennung ist eine mehr durchgeführte geworden.

Die Diagnostik ist nun entweder auf solche Abtrennung von unter einander ähnlichen Krankheitserscheinungen zu einem bestimmten Krankheitsbilde gerichtet und heißt dann symptomatische Diagnostik, oder sie zielt auf die Krankheitsursachen ab als ätiologische Diagnostik. Ihre Methode ist entweder die analytische oder die synthetische, oder es werden beide verwendet, um das Resultat der einen durch das der andern zu prüfen und zu sichern. Sie benutzt dabei eine große Anzahl besonderer Verfahren und setzt nicht allein die genaue Kenntniß dieser und die Fähigkeit, sie zu jeder Zeit, selbst unter den schwersten Verhältnissen, handhaben zu können, voraus, sondern verlangt auch eine ausgedehnte Beherrschung der zahlreichen medicinischen Specialdisciplinen: der Anatomie des gesunden und kranken Körpers, der Physiologie, der Krankheitslehre, der Zeichenlehre der Krankheiten u. s. w., dazu geübte Sinne, klares Denkvermögen, rasche Combinationsgabe, Erfahrung, Menschenkenntniß, Geistesgegenwart und Tactgefühl. Sie verwerthet die Ergebnisse der Lehre von den Krankheitsursachen, die herrschenden endemischen und epidemischen, klimatischen und hygieinischen Verhältnisse, die Verschiedenheiten in

den Lebensäußerungen nach Alter und Geschlecht, die Lebensführung, die erblichen und erworbenen Anlagen u. s. w.

Aus diesen wenigen Andeutungen, deren systematische Färbung der Leser verzeihen möge, die wir hier schon dieserhalb nicht weiter ausdehnen wollen, wird selbst dem Laien, so hoffen wir, die Schwierigkeit der Krankheitskenntniß und die Größe ihrer Anforderungen und ihrer Aufgaben einleuchten. Die Wichtigkeit derselben für die Praxis aber geht daraus hervor, daß ohne eine sichere und richtige Diagnose des einzelnen Krankheitsfalles eine auf vernünftigem Grund und Plan ruhende Behandlung unmöglich ist, daß ohne eine solche nichts Besseres, als die reine Empirie, das Handeln des Arztes beherrschen würde. Auch der rohe Empiriker in der Kriegskunst zwar kann wohl einmal eine Schlacht gewinnen, aber das glückliche Ende eines Feldzugs wird immer auf Seiten des durchgebildeten Strategen bleiben. Im Kampfe gegen die Krankheiten gleicht die Diagnostik der Strategie, der Diagnostiker dem Generalstabschef, der, auf die Kenntniß aller Eigenthümlichkeiten des physischen Terrains fußend, den Feldzugsplan entwirft und leitet. In der Krankenbehandlung wird daher immer der beste Diagnostiker zugleich der beste Praktiker sein und das alte Wort: „qui bene diagnoscit, bene medebitur — wer die Krankheiten richtig erkennt, wird auch die Kranken gut behandeln —, muß immer seine Geltung behalten. Natürlich, heilen wird er darum die von ihm gut erkannten Krankheiten nicht immer, denn das thut zumeist und in erster Linie die Natur allein und der Arzt hat diese nur vor Störung ihres Wirkens zu behüten, höchstens kann er sie unterstützen, wenn Menschewiß dem Gesetze derselben gerade begegnet, aber die Sicherheit bietet er gewiß am meisten, daß er in Thun und Lassen alles leistet wird, was in der Macht der Wissenschaft und Erfahrung liegt.

Die Medicin ist, obwohl man das Gegentheil heute vielfach annimmt, ihrem inneren Wesen nach keine reine Naturwissenschaft. Sie ist nach dem Ausspruche von Cabanis, viel zu sehr ein conjecturales Wissen, sie kann also nie exact sein im Sinne der Mathematik, der Chemie und Physik, was schon der große medicinische Geschichtschreiber Sprengel vor fünfundsiebzig Jahren, als jene erste Auffassungsweise sich zu verbreiten begann, lehrte: „Der menschliche Körper, der Gegenstand der Medicin, ist ein Aggregat von Theilen, die den Gesetzen der Schwere und des Mechanismus, aber auch den Gesetzen der Anziehung und chemischen Verwandtschaft unterworfen sind. Seine Verrichtungen selbst aber sind weder aus der Form und den Gesetzen des Mechanismus, noch aus der Mischung und der chemischen Verwandtschaft seiner Stoffe zu erklären. Wenn also gleich gewisse Veränderungen des Körpers durch die Mechanik, Physik und Chemie zu erläutern sind, so greifen sie doch so sehr in die eigentlich thierischen Verrichtungen ein, daß wir sie nie als selbständige Veränderungen, die unabhängig von höheren Kräften wären, ansehen dürfen“. Das letztere wird vielfach von der heutigen rein realistischen Auffassungsweise verkannt. Für viele Erscheinungen, vor allem für das ganze große Gebiet

des geistigen und seelischen Lebens fehlen ja heute noch die Reagentien, wenn man so sagen darf, um sie naturwissenschaftlich zu erforschen und zu zerlegen, gänzlich; für sie gilt als einziges Hilfsmittel die denkende Beobachtung und das philosophische Denken. Die Zergliederung anderer Vorgänge und Verrichtungen aber wird durch das Seelische und Subjective, das sich ihnen stets beimischt, erschwert und gestört, das auszuscheiden höchstens die Erfahrung vermag. Nur ein Theil der Erscheinungen kann also unabhängig vom Kranken erfaßt und zerlegt werden, allerdings ein oftmals entscheidender.

Der Arzt ist demnach auch auf zweierlei Wege des Erkennens angewiesen: auf die subjectiven Symptome und Angaben des Kranken und auf die objectiven Erscheinungen, d. h. diejenigen, welche mit Hilfe der Sinne und gewisser Unterstützungs mittel dieser ohne Dazwischentreten des Patienten festgestellt werden. Auf beiden Wegen nun vermögen größere oder kleinere Fehlerquellen natürlich sich geltend zu machen und treten in Wirklichkeit auch häufig genug einem sichern Erkennen entgegen. Bei den Angaben des Kranken voran kommt das Maß der Auffassungs- und Darstellungsfähigkeit desselben entscheidend zur Geltung, bezüglich der objectiven Symptome aber andererseits die Schärfe und Uebung der Sinne und sinnlichen Wahrnehmungsgabe des Arztes und die Zahl der Hilfsmittel, die ihm die Wissenschaft darbietet.

Diese letzteren nun gerade hatten die älteren Aerzte bloß in beschränktem Maße zur Seite und zur Verfügung. Dafür war ihr einfach-sinnliches Wahrnehmungsvermögen freilich bei Weitem geübter und deshalb entwickelter, als dies im Großen und Ganzen jetzt der Fall ist. Aus jenem Grunde mußten sie jedoch, wenn auch nicht meilenweit, wovon man öfter im Enthusiasmus für die Jetztzeit reden hört, im Vergleiche zu den heutigen Aerzten in der Krankheitserkenntniß zurückstehen. Diese sind zu gar Manchem gekommen, wovon die Früheren keine Ahnung hatten; das muß selbst der pietätvollste Geschichtskenner zugestehen. Die Naturwissenschaften, vielmehr deren geradezu beispiellosen Fortschritte in unserem Jahrhundert trugen zu solcher Vorrückung der Grenzen des ärztlichen Erkennens das Meiste bei, dann aber auch diejenigen der Technik und das gesteigerte Erfindungstalent unserer Zeit, welches nicht müde wird, neue Wege zu suchen, selbst den verstecktesten inneren krankhaften Körperveränderungen auf die Spur zu kommen.

Schon die alten Aerzte in Griechenland, Alexandrien und Rom besaßen einzelne Hilfsmittel, um in das Innere des Körpers zu sehen, z. B. Mund-, Anal- und Vaginalspiegel; doch waren diese sehr unvollkommen, wie durch erhaltene (z. B. die in Pompeji gefundenen) Exemplare sich erweist. Art und Zahl derselben besserte sich und wuchs erst vom siebzehnten Jahrhundert an. Das Thermometer verordnete der berühmte italienische Arzt Santoro (1561 bis 1635), die Minutenuhr Harvey und Floyer (1649 bis 1714), Beide in England; auch die Wage benutzte der Erstgenannte. Der Gebrauch des Thermometers erhielt sich dann gleich dem der Uhr in den Händen einzelner Kliniker, aber erst in unserem Jahrhundert, dem es gelang, durch sehr genaue

und billige Herstellung derselben ihnen die Wege zu ebnen, und speciell in den letzten Jahrzehnten wurden beide Allgemeingut, so daß heutzutage das einfache Zufühlen mit der Hand nach der Körperwärme und das Zählen des Pulses ohne Verwendung der Uhr, das uns bei den älteren Ärzten so respect- und geheimnißvoll anmuthete, verschwunden ist und Jedermann nachmessen und nachzählen kann; nur das pausenausfüllende Zungenbesehen ist, geheimnißvoll genug für den Laien, dem Arzte geblieben. Die Loupen, die man schon vorher, aber bloß als *vitra pulicaria* kannte, gebrauchte zur Erkennung von kleinen Veränderungen, besonders am Auge, der Holländer Boerhaave (1668—1738, der weltberühmte Arzt, an welchen einst ein Chinese unter der einfachen Adresse „An den berühmtesten Arzt in Europa“ einen Brief richtete, der eben so sicher ankam, wie ein vor Kurzen von einem amerikanischen Sinterwäldler unter ähnlicher Bezeichnung an Wagner gerichteter); doch erst durch den gleich berühmten Gräfe und durch Liebreich ward sie, besonders als Beleuchtungslinse, zum verbreiteten Hilfsmittel. Einige chemisch-diagnostische Untersuchungen übte derselbe Boerhaave gleichfalls zuerst, aber erst nachdem der englische Arzt Blackall 1811 mittelst solcher Eiweiß im Harn nachgewiesen hatte, wurden dergleichen nach und nach allgemeiner: heute bilden sie ein alltägliches Erkennungsmittel in der Hand eines jeden Arztes, das bis zu krankhaften Körpervorgängen dringt, von denen die früheren Mittel nichts erkennen ließen. Auch der Ohrenspiegel war, besonders seit der Erfindung eines solchen durch den deutschen Barbierchirurgen Fabriz v. Hilden im Jahre 1580, bekannt, doch erst unser Jahrhundert brachte ihn in den Besitz aller Ärzte. Nahezu alle übrigen Hilfsmittel aber bei der Krankheitsforschung, die selbst der Laie jetzt als nothwendig zur genauen Erkenntniß der Krankheiten von jedem Arzte angewandt wissen will, gehören unserem Jahrhundert an; denn selbst die Percussion, das Beklopfen des Körpers zur Erforschung des Zustandes innerer Organe, wiewohl sie von dem österreichischen Arzte Auenbrugger (1722 bis 1809) bereits 1761 bekannt gemacht wurde, fand erst seit den Dreißiger Jahren, denen der berühmte Geschichtschreiber des Materialismus, Lange, überhaupt für Herbeiführung unser heutigen culturellen Errungenschaften mit Recht die größte Einwirkung zuschreibt, die weiteste Verbreitung. Ebenso die Auscultation, das Hören nach Vorgängen in Brust, Herz u. s. w., die der französische Arzt Laënnec (1781—1826) einführte. Das Mikroskop begannen die Ärzte der früheren naturphilosophischen und die der naturhistorischen Schule, Schönlein voran, diagnostisch zu verwerthen. Den Augenspiegel erfand Helmholtz 1851, den Kehlkopfspiegel verwendeten Türck und Czermak 1859, desgleichen den Nasenspiegel, den Sphygmographen aber zu genauer Untersuchung des Pulses Marey 1863, das Spirometer zur Messung der Athmungsluft Gutchinson bereits 1846, den Harnröhren-Blasenspiegel Désormeaux 1863 u. s. w. Andere Hilfsmittel werden wir, um diese einleitenden Bemerkungen nicht zu weit auszudehnen, später gelegentlich nennen.

Trotz aller dieser aber sind die Grenzen des ärztlichen Erkennens in

Vielen noch eng genug gesteckt, selbst in scheinbar elementaren Dingen, und gleichsam an der Pforte jenes berühren wir sie oft schon. In diesem Sinne gilt Hallers Satz, über dessen „Philisterhaftigkeit“ sich Goethe zwar lustig machte, daß kein erschaffener Geist in's Innere der Natur dringe, vielsach auch beim Erforschen der Krankheiten vollauf noch heute. —

Wenn nur einer der oben namhaft gemachten zwei Wege bei letzterem z. B. betretbar ist, so wird die Möglichkeit unvollkommener oder gar falscher Auffassung vorhandener Zustände groß; so in solchen mit Trübung des Bewußtseins des Kranken oder mit Verlust desselben. Dabei fällt die ganze Reihe der subjectiven Symptome aus und es fehlt dann in der Regel auch noch eine Zahl der objectiven Merkmale, sei es, daß z. B. in Folge äußerster Kräfteverfalls Athmung, Herzbeugung u. s. w. weder zu sehen noch zu hören, noch zu fühlen oder wenigstens doch nicht vollständig zu beobachten sind, sei es, daß wichtige und entscheidende Anhaltspunkte verloren gingen, z. B. die Kenntniß vorausgegangener Schädlichkeiten, oder daß Hauptsächliches entfernt wurde, wie bei Vergiftungen und dgl. Manchmal liegt auch absichtliche Täuschung des Arztes von Seiten des zu Untersuchenden und zwar öfters der raffinirtesten Art vor. In solchen Fällen ist der Arzt dann oft und besonders Anfangs viel mehr auf seine frühere Erfahrung und seine Menschenkenntniß angewiesen, als auf Hilfsmittel seiner Wissenschaft. Auch erwachsen ihm nicht selten große Schwierigkeiten durch Aehnlichkeit oder Gleichheit vieler oder der meisten Erscheinungen in verschiedenen, und durch den Wechsel derselben in den gleichen Krankheitszuständen.

Sind doch gar viele Krankheiten keine festumrissenen Ganze, wie der Laie meist fälschlich annimmt, sondern eher wechselnde kaleidoskopische Bilder, zudem keine vom gefunden Zustande gänzlich verschiedene Wesenheiten, sondern Resultate gleicher, nur verschieden wirkender Körpervorgänge, deren Aeußerungen sich daher ähnlich darstellen können. —

Wir haben diese Bemerkungen allgemeinerer Natur machen zu müssen geglaubt, ehe wir an concrete Erörterungen herantreten, um im Voraus und im Ganzen darauf hinzuweisen, wie große Hindernisse dem ärztlichen Erkennen sich gar nicht selten entgegenstellen.

Schon an der Schwelle der Medicin! Sollte man es glauben, daß, nach Jahrtausende lang fortgesetztem Forschen darnach, weder wissenschaftlich erkannt und definirt, noch praktisch überall sicher feststellbar ist, was Gesundheit und Krankheit sei? Daß man keine feste Grenze zwischen beiden kennt? Und doch ist dem in der That so!

Beide sind, so faßt die eine Partei — und es ist dies die jüngere — die Sache auf, wie sie Erscheinungen ein und desselben Lebensprocesses sind, auch an sich wesentlich ein und dasselbe: Gesundheit ist gleichsam die positive, Krankheit die negative Richtung jenes, die erste ist Leben mit der Absicht der Erhaltung des Organismus, die letztere solches mit der Richtung auf die Untergrabung und Auflösung dieses, oder wie Virchow sagt, mit dem Charakter

der Gefahr. Die andere Anschauung, die ältere und zugleich wieder die alljüngste, definiert dagegen: Krankheit sei ein dem normalen Leben eingepropftes, von ihm verschiedenes Besondere, dem letzteren Entgegengesetztes, ein von außen in den Organismus eingedrungener Feind, der auf Kosten desselben sein eigenes Leben zu leben sucht und dadurch jenen zu zerstören droht oder wirklich zerstört. Diese ontologische Auffassung hat neuerdings wieder, seit Entdeckung von mikroskopischen Pilzen, die man als Krankheitsursachen — nicht als bloße Folgen des kranken Lebens des Organismus — heute vielfach anspricht, viele Anhänger, nachdem sie eine Zeit lang als ganz unwissenschaftlich laut verworfen worden war. — Wer nun aber von Beiden im Rechte sei, möchte dahingestellt bleiben, wenn nur in der Praxis leicht und sicher feststellbar wäre: ob es sich in einem gegebenen Fall um Gesundheit oder Krankheit handle? Aber auch das bietet oft die größten Schwierigkeiten, ja es ist nicht allzu selten geradezu unmöglich, diese zu überwinden, es sei denn, daß man sophistisch sich mit Worten hilft.

Nehmen wir, um das zuletzt Gesagte zu illustriren, ein Vorkommniß der alltäglichen Praxis jedes Arztes!

In das Sprechzimmer tritt ein „wie das Bild der Gesundheit“ aussehender großer, breitbrüstiger junger Mann, der sich uns als Lebensversicherung= und zugleich Heirathscandidat — heutzutage eine gar nicht mehr ungewöhnliche Verbindung von Candidaturen! — sofort vorstellt, und mit ironisch-lächelnder Miene bemerkt, daß er „der Gesellschaft wegen“ ein Attest über den Stand seiner Gesundheit nöthig habe und deshalb uns leider belästigen müsse. Er hält dann auch in der Folge, als eine peinlich genaue Untersuchung mit Hilfe von physikalischen, chemischen u. Hilfsmitteln vorgenommen wird, mit seinem halb entrüsteten Staunen gar nicht zurück, daß mit ihm eine solche angestellt werde. Und das Resultat ist wirklich vorerst ein für vollkommene Gesundheit im Ganzen sprechendes. Im Augenblick aber, als der blühend aussehende Mann entlassen werden soll, erhält die Sache plötzlich durch ein kurzes Hüfteln, in welches er versällt, eine andre Wendung für die ärztliche Auffassung; denn ein darauffhin wiederholtes Examen stellt nunmehr fest, daß die Mutter schon lange kränfelt und „wohl auch“ hustet, also nicht „blos nervös“ ist, wie man deren Kranksein zu Hause auffaßte, ebenso, daß er selbst seit etwa einem halben Jahre manchmal an nächtlichen Schweißern leidet und zeitweise kurze Stiche in der Brust empfindet. Sind das, so lautet die Frage, die der Arzt sich selbst stellen muß, die Vorläufer einer erblichen Lungenkrankheit, wie so oft, oder sind es einfache Zwischenfälle, wie sie auch wohl ohne schlimme Folgen zu bringen, einmal vorkommen? Der ganzen Reihe objectiv günstiger Zeichen stehen also einige subjective Angaben, welche auf Kranksein hinweisen, entgegen und gerade an ihnen scheitert vielleicht alles, Lebensversicherung und Heirath. Ist doch, wenn wir sie betonen, die Ablehnung der Versicherung die Folge und damit vielleicht die Aufhebung aller andern Lebenspläne; denn verzwiegen dürfen sie nicht werden, ohne die ärztliche Gewissenspflicht zu verletzen.

Es soll die Frage sicher entschieden werden: ist der Mann als gesund oder schon als krank aufzufassen? Die Zeichen sind aber unsicher. Da stehen wir vor der Grenze des ärztlichen Erkennens! Jahrelang fortgesetzte Beobachtung könnte zwar hier noch Gewißheit geben, aber solche entspricht nicht den augenblicklichen Forderungen. Der Arzt kann dem Manne also nur sagen, daß man vom Standpunkte der ärztlichen Untersuchungsergebnisse aus nicht wissen könne, ob er noch gesund oder schon krank sei, so ungläubig oder gar verächtlich über das ärztliche Wissen seine Entgegnung auch ausfallen mag, und daß die Uebernahme einer Lebensversicherung dadurch zweifelhaft werde.

Trotz all' der gewissenhaft angewandten, zahlreichen Hilfsmittel, welche die Kreuzzeit gebracht, stehen wir in solchen Grenzfällen noch auf demselben Punkte, wie die Aerzte vor hundert Jahren. Vor allem sind begiennende Veränderungen meistens heute, wie damals, der sinnlichen Beobachtung entzogen und nur unsichere Schlüsse dann zulässig. „Lang ist die Kunst, schwer das Urtheil“, sagte schon Hippokrates, und wir müssen daher auch heute noch abwarten, ob die Zeit für Fälle, wie den angeführten, Mittel und Wege bringt, schon im Anfange dieselben sicher zu erkennen. Bei Erkrankungen der Unterleibsorgane ist es noch viel häufiger, nicht blos im Anfange, sondern auch nach schon verhältnißmäßig langem Bestande, nicht möglich, eine sichere Diagnose zu stellen, weil die Krankheiten des Unterleibs im allgemeinen versteckter sind, als die der Brust. Gar manche ernste Magenübel, z. B. das sogenannte runde Magengeschwür, krebige Verhärtungen u. s. w. bleiben oft und auf lange Zeit unter dem Bilde eines einfachen Magenkatarrhs verborgen und bringen leicht den Arzt in schwerste Zweifel — und das ärztliche Erkennen in Mißcredit, wenn man ehrlich den Sachverhalt angiebt und nicht die Erlaubniß Platons in Anspruch nimmt, der den Aerzten zu lügen gestattet, was vom Standpunkte der Praxis (d. h. im Interesse des Kranken) möglicherweise acceptirt werden darf, nicht aber von dem der Wissenschaft und des Gewissens.

Viel weiter aber sind wir jedoch heute gegen früher in der Erkenntniß vorgeschrittener Veränderungen und der Kreis der nicht rasch erkennbaren Krankheiten ist ein viel kleinerer geworden. Gerade die Krankheiten der Brust sind besonders geeignet, dies zu beweisen. Und selbst für solche des Unterleibs erwachsen manchmal die Zeichen der Gewißheit an Certlichkeiten, die weit von ihm entfernt liegen. Wir müssen hier wieder concrete Darlegungen machen, um dem Laien verständlich zu werden.

Vor hundert, ja selbst vor sechzig Jahren noch war es den Aerzten ganz unmöglich in den meisten Fällen, Art und Ausdehnung gegebener Veränderungen in der Lunge und im Herzen während des Lebens festzustellen; sie mußten sich vielmehr im allgemeinen mit Merkmalen begnügen, deren Deutung und Zuthellung zu einem concreten Krankheitsbilde unsicher war, woraus Irrthümer und Versehen in großer Zahl erwachsen, eine Unvollkommenheit, die traditionell sich im Gedächtnisse des Volkes erhalten hat und wegen deren die heutigen Aerzte noch häufig genug Vorwürfe ernten, obwohl sie nicht mehr vorhanden

ist. Chronische Lungen- und Brustfellentzündung, Lungenkatarth, Lungen-erweiterung und Auszehrung, einfaches Herzklopfen, Herzvergrößerung und Fehler der Herzklappen sammt ihren Folgen, wie Hämorrhoiden und andere Blutstauungen, gingen früher z. B. vielfach unter dem Sammelnamen des Asthma; der Hämorrhoiden und dergleichen ohne feste Abgrenzung von einander. Die Individualisirung der Krankheitsbilder war noch sehr unvollkommen, ob zum großen Nachtheil der Krankenbehandlung oder nicht, werden wir in einem späteren Artikel besprechen. Durch die Erfindung der Percussion und Auscultation, welche neuen diagnostischen Methoden einen ganz neuen diagnostischen Sinn, der in dieser Richtung seither brach gelegen, das Gehör, so zu sagen erst in's Leben riefen, ward die Sachlage aber fast mit einem Schlage eine gänzlich andere. Man ward durch sie mit verschwindenden Ausnahmen in den Stand gesetzt, genau und fast mathematisch scharf die einzelnen Brust- und Herzkrankheiten von einander abzutrennen und Veränderungen im Leben zu erkennen, die früher höchstens durch die Section nachträglich festgestellt werden konnten. Die pathologische Anatomie ward durch sie gleichsam aus dem Anatomiesaal in das Krankenhaus übergeführt und ward in dieser Beziehung aus einer Wissenschaft des Todes zu einer solchen des Lebens. Es ist im Allgemeinen heute in den bei weitem meisten Fällen ein Beweis großer Unkenntniß oder Nachlässigkeit, wenn ein Arzt nach nur kurzer Beobachtungsdauer irgend eine Erkrankungsform der Lunge und des Herzens nicht erkennen oder die einzelnen mit einander verwechseln würde, so bestimmte Zeichen stehen ihm für jede zur Verfügung. Was früher eine hervorragende Begabung oder der sogenannte praktische Blick zuwege brachte, liegt heute in der Macht eines jeden Arztes, vorausgesetzt, daß er gewissenhaft untersucht und das Beobachtete denkend zu verknüpfen vermag. Und dennoch giebt es, ganz abgesehen von den minimalen Veränderungen, welche sich dem Gehör nicht deutlich markiren, und von nachlässiger Untersuchung, immer noch eine Reihe von Möglichkeiten des Irrthums auch hier, gegen die selbst Autoritäten nicht gesichert sind. Dahin gehören u. a. z. B. die begreiflicherweise im höchsten Grade maßgebenden Entscheidungen darüber, ob in einer vorliegenden Krankheit es sich um eine einfache Entzündung oder um Krebs des Brustfelles, ob um bloß narbige Auflagerungen an den Lungenspitzen oder um schwindsüchtige (tuberculöse) Verhärtungen in denselben, ob es sich bei reinblutigem Auswurf um einen solchen handelt, der aus der Lungensubstanz selbst stammt oder etwa durch die Gegenwart eines kleinen Fremdkörpers, dessen Aufnahme der Patient gar nicht wahrgenommen hatte, bewirkt wird. Ist die Entscheidung in solchen Fällen für das Eine oder das Andere zugleich ein Urtheil über Leben und Tod! Ich führe diese wenigen Beispiele an, weil ich weiß, daß Irrungen bezüglich derselben nicht allein praktischen Ärzten, sondern sehr berühmten Hochschulehrern wirklich begegnet sind, also solchen Specialisten, von denen man doch annehmen muß, daß sie infolge ihrer ausschließlichen Beschäftigung mit einer einzigen kleinen Sparte der Medicin gerade gegen Irrungen die meiste Garantie bieten können.

Trotz des Ausbaues der physikalischen Diagnostik, unter welcher Bezeichnung man Percussion und Auscultation zusammenfaßt, sind also nicht alle Schwierigkeiten zu überwinden, welche Brust- und Herzkrankheiten bieten. Dasselbe gilt in gleichem, wenn nicht gar in erhöhtem Maße für einzelne Krankheiten der Bauchhöhle. So sind die Erkrankungen der Bauchspeichelbrüße nur in den seltensten Fällen überhaupt am Lebenden zu erkennen, die Diagnose derjenigen der tiefer liegenden Theile der Unterleibshöhle, z. B. der Lymphdrüsen, welche hinter den Därmen liegen, oft lange Zeit hindurch unmöglich; ja das letztere gilt sogar bezüglich der Unterscheidung mancher Magen- und Leberleiden, so zwar, daß mehrere Wochen, selbst Monate hindurch ein sicheres Urtheil nicht einmal möglich ist, ob es sich um ein primäres Leiden des einen oder des andern der beiden Organe handelt, abgesehen von den schon oben berührten Fällen, in denen die ärztlichen Erkenntnißmittel im Zweifel lassen, ob ein immerhin schweres, aber doch ein heilbares schleichendes Magenübel oder ein unheilbares organisches Leiden vorliegt. Solche Vorkommnisse sind nun freilich seltene im Vergleich zu der Anzahl der bestimmt erkennbaren Krankheiten der Brust und des Unterleibes, werden aber oft von der Menge dazu verwerthet, rasch ein abfälliges Urtheil über die Medicin zu fällen, ohne daß diese deshalb andern Wissenschaften gegenüber, die ja auch an den Mängeln der menschlichen Erkenntniß, zum Theil in noch höherem Grade, laboriren, sich zu schämen hätte, wie klar und vorurtheilslos Denkende, die aber leider, wenn es sich um Medicin handelt, nicht immer in der Mehrzahl zu sein scheinen, zugeben müssen. Ist es doch eine ganz bekannte Sache, daß über Medicin fast Jedermann urtheilen und, womöglich, in derselben auch mitsprechen und miturtheilen, ja mitthun will, der bei seinem eigenen Berufe mit Recht fremde Einmischung ohne Competenz auf's höchste zurückweist.

Jenes Mitreden und Mitthun ist übrigens keine Erscheinung, die von heute oder gestern stammt, sondern sie ist so alt, wie die Medicin selbst, ja, man kann sagen, älter als diese, weil die Krankenbehandlung ursprünglich nicht Sache eines besonderen Standes, wie heute, sondern eine allgemeine Uebung war. Nachdem diese Zeit schon längst vorüber und ein eigener, social differenzirter Stand, den entwickelten Verhältnissen entsprechend, sich gebildet hatte, blieb dennoch das Mitthun des Laien zu einem Theil, die sogenannte Volksmedicin. Jenes Mitthun erhielt neuerdings durch die Popularisirung medicinischer Gegenstände nur einen wissenschaftlichen Beigeschmack, der vielfach sehr schädliche Wirkungen hervorbrachte. Das Popularisiren, das von Aerzten selbst ausging und ausgeht, bringt eben, unserer Ueberzeugung nach, nur dann Nutzen und ist nur dann gerechtfertigt, wenn es bessere Einsicht über Krankheitserscheinungen, Krankheitsursachen und allgemeine hygieinische Behandlung verbreiten will, ist dann aber vom Uebel, wenn, was leider häufig genug geschieht, dem Laien dadurch das immer zweischneidige Schwert ärztlicher Mittel in die Hand gegeben werden soll oder wird. — Das nur beiläufig, fahren wir im Thema fort!

Einen der augenfälligsten Fortschritte in der Krankheitskenntniß hat die heutige Medicin bezüglich der Nierenkrankheiten zu verzeichnen, ja, man kann sagen, daß das große Gebiet derselben in unserem Jahrhundert erst entdeckt worden ist. War doch im Anfange dieses die Diagnostik jener noch so mangelhaft und unsicher, daß sie sich fast nur auf Nierensteine, Nierenkolik und dgl. beschränkte und Nierenleiden vielfach mit Blasenleiden zusammengeworfen wurden; selbst als Wassersucht figurirten sie zum Theil, deren Ursache sie allerdings häufig sind. Licht brachte hier vornehmlich die Chemie, welche man in unserem Jahrhundert bei Nierenerkrankungen am ausgedehntesten in den Dienst der Diagnostik genommen hat, weiter die mikroskopische Untersuchung in Verbindung mit den Ergebnissen der mikroskopischen und pathologischen Anatomie. Der Nachweis des häufigen Vorkommens von Eiweiß im Urin (durch Blacall, wie schon oben angeführt worden, im Jahre 1811) gab den Anstoß, der so mächtig wirkte, daß wenig über ein Jahrzehnt später durch den englischen Arzt Bright, nach dessen Namen man noch heute die wichtigste Gruppe von Nierenerkrankungen benennt, die Pathologie der Nieren geschaffen und im Wesentlichen auch schon auf den jetzigen Standpunkt der Erkenntniß gehoben ward. Durch chemische Untersuchungsmethoden ist ferner die Diagnostik einer in früherer Zeit nicht immer mit Genauigkeit feststellbaren Krankheit, der Zuckerharnruhr, gesichert worden. Ebenso ist man durch jene weiter in Stand gesetzt, die Diagnose des Verlaufs, der Zunahme und Abnahme der zuletzt genannten Leiden zu machen, in welcher Beziehung man früher vielfach nur auf unsichere Zeichen angewiesen war. Wie die Krankheiten der Nieren, so wurden auch die der Harnausscheidungswege, der Harnleiter und der Blase, weniger zwar durch chemische, um so mehr aber durch mikroskopische Durchforschung der bei bestimmten Krankheiten derselben mit einer gewissen Constanz auftretenden anorganischen und organischen Bodensatzbestandtheile des Urins gefördert. Aber nicht allein Erkrankungen der zunächst bei Absonderung und Ausscheidung dieser in Betracht kommenden Organe, sondern auch solche ganz entfernter Körpertheile erfuhren eine Vermehrung ihrer diagnostischen Merkmale durch chemischen Nachweis bestimmter Stoffe im letzteren, z. B. durch Aufindung der Galle, des Leucins und Tyrosins bei gewissen Leberkrankheiten, verminderter Kochsalzausscheidung bei Lungenentzündung, Typhus; doch können wir nicht weiter auf solche Einzelheiten eingehen, um nicht zu sehr in speciell Medicinisches zu gerathen. Erwähnen wollen wir nur noch, daß durch die chemische Untersuchung des Harns auch Anhaltspunkte für die Vorausage einer ganzen Reihe von Erkrankungen sich ergeben, beispielsweise bei Lungenentzündung, bei welcher wiedereintretende Vermehrung des Kochsalzgehaltes auf einen günstigen Verlauf hinweist und umgekehrt.

Ebenso, wie auf dem Gebiete der Nierenkrankheiten, hat die Krankheitskenntniß während unseres Jahrhunderts, zuerst von Frankreich, dann im Laufe des letzten Jahrhunderts vorzugsweise von Deutschland aus, in Betreff der Krankheiten des centralen und des peripherischen Nervensystems nahezu

eine völlige Neuschöpfung erfahren. Unter den Hilfswissenschaften, welche zu dieser das Meiste beitragen, ist vor Allem die Physik, speciell die Lehre von der Electricität, zu nennen, unter den grundlegenden medicinischen Disciplinen aber pathologische Anatomie, Physiologie und experimentelle Pathologie. Man hat heut zu Tage eine verhältnißmäßig große Anzahl einzelner, sicher und gut charakterisirter Krankheitsindividuen aus den früheren Sammelkrankheiten der Lähmungen, der sog. Neurosen zc., worunter man sogar zum Theil Gicht und Rheumatismus inbegriff, herausgeschält und mit bestimmten Merkmalen diagnostisch ausgestattet, ferner vielfach Zustände, welche vorher als peripherische betrachtet wurden, als centrale und solche, welche man für rein functionelle gehalten, als materielle kennen gelernt. Das letztere gilt auch für die sogenannten psychischen Leiden, die man mehr und mehr als organische Erkrankungen des Gehirns und seiner Häute aufzufassen gezwungen ward. Uebrigens muß hervorgehoben werden, daß in Bezug auf die Krankheiten des Nervensystems immer noch große Lücken auszufüllen sind, was sich aber einestheils aus den verhältnißmäßig sehr großen Schwierigkeiten, welche jene sowohl der Forschung, als dem Erkennen entgegensetzen, andernteils aus der Neuheit einer intensiveren Inangriffnahme des Gebietes erklären läßt. Gerade diese Lücken, so ist anzunehmen, generalisirend, hat wohl der eingangs genannte berühmte Kranke, dessen Leiden ja als ein solches des Nervensystems gilt, der gesammten Medicin jenen Vorwurf gemacht; kürzlich wohl auch daher, daß er die Ohnmacht des ärztlichen resp. menschlichen Könnens mit der des Erkennens verwechselt hat, weil ja erfahrungsgemäß fast jeder Laie aus dem Erkennen das Heilen, was, wie wir später darzulegen gedenken, leider nicht immer der Fall ist, als selbstverständliche Folgen herleitet.

Große Fortschritte hat die innere Medicin auch in Bezug auf das Erkennen von Krankheiten mittelst des Gesichtsinnes, des ohne Frage sichersten und vollkommensten diagnostischen Sinnes auf vielen Gebieten zu verzeichnen, von deren Erreichbarkeit durch das Auge die früheren Aerzte zum Theil selbst bis in die letzten Jahrzehnte nichts ahnten. Wir erwähnen nur die Untersuchung des Kehlkopfsinnern mit Hilfe des von Türck und Czermak in Wien 1859 praktischen Zwecken dienstbar gemachten Kehlkopfspiegels, der es ermöglicht hat, daß man jetzt bis tief hinab in die Brust, d. h. bis zur Theilungsstelle der Brusttröhre sehen und selbst kleinste Abweichungen von der normalen Beschaffenheit erkennen kann. Weiter freilich kann das Auge des Arztes bis jetzt auch hier nicht vordringen. Für die Nasenhöhlen, besonders für die hinteren, im Kopfe befindlichen Theile derselben, leistet der Nasenspiegel, welcher auf gleichem constructivem Principe, wie das Laryngoskop, fußt, ganz Aehnliches, für das obere Ende der Speiseröhre, in günstigen Fällen auch für das untere, ja, wie Einzelne behaupten, für den Magen, aber der Schlund-, Speiseröhren- und Magenspiegel, für den Ausgangstheil des Darmes der Analspiegel. Die Höhlungen der Sexualorgane beleuchtet man mittelst des Vaginalspiegels und des sogenannten Endoskops, dessen neueste technische Verbesserungen

so weit reichen, daß man auch das Innere der Harnblase übersehen; ja man soll selbst die Einmündungsstellen der Harnleiter in diese damit sehen können. Man verwendet dabei als Lichtquelle einen unter größtmöglicher Vorsicht im Blaseninnern, mit Hilfe einer elektrischen Batterie glühend gemachten Platindraht, also dieselbe Beleuchtungsmethode, der man auch im gewöhnlichen Leben schon begegnet, das elektrische Licht. Mit Hilfe dieses sieht man also jetzt Blasensteine, welche man früher nur mittelst der Sonde fühlen konnte, womit man sich noch bei Napoleon III. begnügen mußte, so zwar, daß Irrthümer über die Größe derselben, wie sie für Letzteren verhängnißvoll wurden, heute vermieden werden können. Daß durch verbesserte Ohrenspiegel das Erkennen von Erkrankungen des Gehörganges und Trommelfelles größere Sicherheit erlangt hat, soll nur erwähnt werden. Auch die kühne und erfolgreiche heutige Chirurgie macht ferner dem Gesichtssinn Erkrankungen zugänglich durch einfaches Aufschneiden von Theilen, deren Verletzung man früher für höchst lebensgefährlich halten mußte, z. B. Erkrankungen des Kniegelenks, ja selbst der Unterleibshöhle. Es sehen also die heutigen Aerzte den früheren gänzlich verborgen gewesene Dinge. Freilich sind die betreffenden Verfahrensarten noch nicht der Praxis allgemein dienstbar gemacht, weil die Handhabung des zugehörigen Instrumentalapparates meist so specielle Einübung erfordert, daß nur Wenige die nöthige Zeit darauf wenden können. Vorerst stehen sie nur Specialisten* zu Gebote; das muß sich aber ändern und wird sich ändern, wenn erst auf unsern Hochschulen viel mehr noch, als dies jetzt der Fall ist, die praktische Aus- und Durchbildung der Mediciner in Vordergrund gestellt, und eine Anzahl an sich recht interessanter, aber für's praktische Leben untergeordneter Kenntnisse von ihnen nicht mehr zum alsbaldigen Vergessen nach dem Examen verlangt werden wird.

Unter den großen Hilfsmitteln der heutigen Medicin zum Erkennen verborgenster materieller Veränderungen im Innern der Körperorgane muß wohl als das schönste und glänzendste der Augenspiegel betrachtet werden, den wir mit Stolz eine deutsche Erfindung nennen und als die Ursache bezeichnen dürfen, daß die deutsche Augenheilkunde, wie von Allen anerkannt wird, seit den fünfziger Jahren den ersten Rang einnehmen konnte und noch einnimmt, der vorher der französischen gebührte. Für die neuere Diagnostik schufen die Deutschen damit im Zeitraume eines Jahrhunderts ein zweites Hauptverfahren und, wie durch die ältere Percussion für die Brust- und Unterleibskrankheiten, damit eine neue Aera für die Erkenntniß der Krankheiten der „äußeren Seele“.

Da der Augenspiegel das interessanteste und zugleich das schärfste Beweismittel für die Hinausrückung der Grenze des ärztlichen Erkennens in unserer Zeit ist, möge man uns gestatten, der Betrachtung dessen, was für letzteres durch ihn gewonnen ward, eine kurze Besprechung des Princip's und des Instrumentes voranzuschicken.

Bis zum Jahre 1851 war es den Aerzten nicht möglich, vom Auge etwas Anderes zu sehen, als jeder Laie auch zu sehen im Stande war. Das

Innere des eigentlichen Augapfels war ihnen im Leben nichts weiter, als der dunkle Raum einer Camera obscura, in die durch Hornhaut und Pupille nur die Elemente der wechselnden Bilder, die wir heut sehen, die Lichtstrahlen, eintraten; die Fläche aber, auf der diese sich zu verkleinerten umgekehrten Photographieen vereinigen, wie man seit Scheiner (17. Jahrh.) wußte, waren der Beobachtung verschlossen. Man hatte sich die einfache Frage nach dem Grunde, weshalb die Pupille schwarz sei, lange nicht gestellt, und selbst, als sie gestellt war, sie unter zu verwickelten Gesichtspunkten betrachtet. Man hatte jene zwar bei zufälligem Auffallen reflectirten Lichtes — z. B. von den Brillengläsern aus — in röthlichem Scheine „leuchten“ gesehen. Aber auch die Ursache dieses Augenleuchtens, das bei Thieren schon länger bekannt war, wußte man nicht richtig zu deuten. Den physikalischen Schlüssel für beide Erscheinungen lieferte in dem obengenannten Jahre Helmholtz in dem Nachweise, daß wir im Schwarzen des Auges eines andern immer nur das Abbild unsrer eigenen Pupille sehen, weil wir nur parallele oder divergente Strahlen zu einem Bilde vereinigen, convergente aber, wie sie aus dem Auge eines Andern stets zurückkehren, nicht. Der Genannte beleuchtete im Dunkelszimmer mit schrägen, spiegelnden Glasplatten die Pupille resp. das Augeninnere eines Andern, während er durch eine hinter jenem angebrachte Zerstreuungslinse in jenes sah. Und siehe! der Erfolg bestätigte die physikalische Deduction: er sah als der Erste das wundervolle Bild des Augenhintergrundes. Damit war also die Erforschung des gesunden Auges ermöglicht, dem Erkennen von Krankheiten, worauf zwar der Erfinder schon hingewiesen, aber machte der damals erst zweiundzwanzigjährige Gräfe alsbald das Instrument dienstbar und trennte das seither so dunkle Gebiet der Krankheiten des inneren Auges in eine Anzahl ganz bestimmter Krankheitsindividuen, die man mittels des Augenspiegels so sicher, wie in keinem andern Körpertheil dies möglich ist, sehen und erkennen kann. Heute ist die Verwendung des Augenspiegels so verallgemeinert, daß jeder Student ihn handhaben lernen kann und muß!

Sieht man mit Hilfe desselben im gesunden Zustande das innere Auge in prachtwollglänzendem, von intensiver gefärbten hellrothen Arterien und dunkler rothen Venen durchzogenem zarten Rosa leuchten, die Eintrittsstelle des Sehnerven als runde weiße Scheibe aus dem letzteren sich abheben, die spinwebendünne und durchsichtige Netzhaut als einen schwachen mattglänzenden Reflex, so ändern Krankheiten dieses Bild auf die mannigfaltigste und für die einzelnen stets charakteristische Weise ab. Dadurch ist das Erkennen derselben gesichert und erleichtert und ein Fortschritt gegen früher errungen, wie er größer nicht leicht gedacht werden kann. Man sieht heute mit Hilfe des Augenspiegels die Erkrankungen des Sehnerven, der Aderhaut, der Netzhaut, des Glaskörpers, der Linse ebenso sicher, als lägen sie so offen zu Tage, wie etwa die Erkrankungen der äußeren Haut. Aber nicht allein das! Wie das äußere Auge die verschiedensten Seelenregungen: Ruhe, Aufregung, Haß und Zorn, Schmerz und Freude, Sanftmuth „und die süße Liebe“ getreu abspiegelt,

wie der Sprachgebrauch ebenso plastisch wie physikalisch richtig sagt, so das innere Auge eine ganze Anzahl Krankheiten des Gesamtkörpers und einzelner, weit vom Auge entfernter Organe, nur daß es sich hier nicht um bloße Spiegelung von functionellen Vorgängen, sondern um Sichtbarwerden materieller Krankheitserscheinungen durch den Augenspiegel handelt. Man erkennt aus bestimmten Erscheinungen am Sehnervenende im Auge Krankheiten des Gehirns, wie Geschwülste und Entzündungen dieses, des Rückenmarkes, z. B. Tabes; ersieht aus der Farbe des Augenhintergrundes vorhandene Weißblütigkeit (Leukämie); aber auch Erkrankungen ganz entfernter Organe, die sonst noch versteckt verlaufen, wie Leiden der Nieren, sog. morbus Brigthii, lassen sich an der Netzhaut, manchmal sogar sehr frühe schon, erkennen, so zwar, daß der Augenspiegel zuerst auf sie hinweist; dergleichen abgelauene Syphilis, deren früheren Bestand man oft durch den Augenspiegel trotz Leugnen des Kranken sicher nachweist. Daß es durch diesen möglich geworden ist, die Einwandlung von Bandwurmbryonen in den Körper zu erschließen und sie im Auge als Ursache von Erblindung zu finden, dürfte wegen des Aufsehens, welches diese Entdeckung Gräses seiner Zeit machte, selbst in Laienkreisen bekannt sein. Weniger wohl, daß man mit Hilfe des Augenspiegels nicht allein Weit- und Kurzsichtigkeit, sondern auch einen der verantesteten Fehler im Bau des Auges, den sog. Astigmatismus, festzustellen und die vorausgegangene, mit Brillengläsern erlangte Diagnose derartiger Fehler zu controliren im Stande ist. Dies sogar mit solcher Sicherheit, daß absichtliche Täuschung, wie sie bei Militärpflichtigen z. B. nicht selten vorkommt, gar keinen Einfluß mehr auf das Untersuchungsergebnis haben, ja daß jene selbst sicher erwiesen werden kann. Aber nicht allein zum Erkennen der bereits genannten Uebel wird der Augenspiegel angewandt, sondern auch zur größeren Sicherung anderer, durch sonstige Hilfsmittel auffindbarer Augenkrankheiten wird er angewandt, z. B. zur Entdeckung der ersten Anfänge des grauen Altersstaars, wofür auch in der von Liebreich entwickelten seitlichen Beleuchtung mittelst Convexlinsen ein andres Unterstützungsmittel existirt, das die frühere Medicin nicht kannte.

Außer dem Augenspiegel sind die Grenzen der Diagnostik bei Augenkrankheiten aber noch durch Prüfung des Gesichtsfeldes mittelst des Perimeters, der Sehschärfe mittelst besonderer Probedrucke, der Farbenempfindung mittelst Farbentafeln u., auch der Härte des Augapfels in unjern Tagen gegen früher sehr viel vorgerückt worden. Und Dank all' den soeben namhaft gemachten Verfahren ist von dem früheren großen Verlegenheitsgebiete des sog. „schwarzen Staars,“ das in der vorophtalmoskopischen Zeit bei den Ärzten so großes Gewicht hatte und von daher in den Köpfen der Laien noch heute einen so großen Raum einnimmt, in der heutigen Augenheilkunde nur wenig mehr übrig geblieben, was nicht bestimmt während des Lebens auf anatomisch bestimmte Erkrankungen oder Erkrankungsherde zurückzuführen ist. Freilich gibt es immer noch Fälle, bei denen, besonders in der Anfangszeit, selbst die vorgeschrittene heutige Diagnostik der Augenkrankheiten keine Gewißheit gibt:

es sind dies Krankheiten ohne Befund, die man auf Störungen der Function bezieht.

Ebenso wie in der Augenheilkunde das Sammelbild des schwarzen Staars mehr und mehr verschwindet, so in der Ohrenheilkunde die bis in die neueste Zeit nicht weniger dunkle Schwerhörigkeit, als deren Ursache man eine ganze Anzahl innerer Gehörkrankheiten erkannt hat. Freilich reicht der sicherste Sinn, das Auge, das man als „zweites Gehirn“ bezeichnen kann, auch heute nicht viel weiter, wie früher, man kann auch heute nicht ins innere Ohr sehen, wohl aber ist durch geläuterte Beobachtung, unterstützt von der in unserem Jahrhundert am intensivsten von allen Disciplinen ausgenutzten pathologischen Anatomie, das Erkennen der tieferen Ohrenkrankheiten eine sehr viel sichere geworden. Auch hier sind die Grenzen desselben viel weniger enge, als vor 20 Jahren. Das Gleiche gilt für die Krankheiten des Naseninnern, an denen der Nasenspiegel vom Innern des Mundes, vielmehr von der Nasenhöhle her, früher nicht sichtbar zu machende Theile erhellt.

Daß heutzutage die Zuverlässigkeit des Erkennens vorhandenen Fiebers und seiner Höhe mit Hilfe des jetzt allgemein gebräuchlichen Thermometers eine viel größere ist, wie noch vor einem Decennium, zeigt die tägliche Praxis, die mit ihm freilich hie und da zu weit geht und ihn unnötig oft in delicates Regionen verwendet. Die wichtigsten Aufschlüsse über Anfang und Verlauf schwerster Krankheiten, z. B. des Typhus, sind heute aus den Ergebnissen der Temperaturmessung viel bestimmter zu entnehmen, als sie früher selbst gereifter Erfahrung, der eben immer nur Abschätzungsgrößen, keine absoluten Zahlen zu Gebote standen, zutheil wurden. Konnten früher in einem gegebenen Falle bis fast zuletzt Zweifel darüber bestehen, ob es sich — wir wollen nur ein Beispiel anführen — um immerhin therapeutisch beeinflussbaren Typhus oder um unheilbare Miliartuberculose, sog. galoppirende Schwindsucht, handle, so ist solch' eine Verwechslung auf längere Zeit hinaus heute bei sorgfältiger Ueberwachung des Temperaturverlaufs wenigstens nicht mehr leicht möglich, eine Grenzveränderung des ärztlichen Erkennens, die der Praktiker in solchen und ähnlichen Fällen preisen muß.

Um aber fernerhin nicht allzu sehr auf medicinische Specialia eingehen zu müssen, deren Besprechung vor einem weiten Leserkreise nicht gut möglich ist, und dem Laien unverständliches Detail zu vermeiden, wollen wir nur noch kurz anführen, daß auf den Gebieten der Frauenkrankheiten, der Kinderkrankheiten, der Geburtshilfe, der Hautkrankheiten z. eine zum Theil sehr weitreichende Eroberung vorgeschobener Grenzen des Erkennens in unserem Jahrhundert stattgefunden hat, wodurch die genannten Specialfächer eine wesentlich andre Gestalt erhielten, ja man kann sagen, theilweise neugeschaffen wurden, wie z. B. die Gynäkologie.

Auch die Chirurgie, der übrigens ihrem Wesen nach von jeher die leichteren Probleme des ärztlichen Erkennens zufielen, so daß sie nach dieser Richtung hin gar keinen Vergleich mit der inneren Medicin bestehen kann,

zog nicht bloß Gewinn aus den neuen diagnostischen Hilfsmitteln, welche die letztere errungen, sondern schritt auch zu selbständigen Erweiterungen ihrer Erkenntnißwege, wenn auch der Natur der Sache nach in viel weniger ausgiebigen Maße. Außer der Auscultation und Percussion, die zur sicheren Feststellung von Knochenbrüchen, Entzündungen der Gelenke, der Sehnen, Knochen, Pulsadererweiterungen (Aneurysmen), der Gegenwart von Fremdkörpern in Hohlorganen — z. B. von Steinen in der Blase — und Hohlgängen — z. B. von Kugeln in Wunden — u. s. w. verwandt werden, außer der gewaltsamen Erweiterung von Ausführgängen mit nachfolgender Untersuchung mittelst Gesicht und Gefühl, vermöge welcher man, z. B. von der Harnröhre und dem Enddarm aus, durch bloße äußere Betastung früher nicht erreichbare Theile des Leibes innern und deren krankhafte Veränderungen jetzt mittelst des zweiten diagnostischen Hauptsinnes, des Tactorgans, untersuchen kann, ist es besonders das in unserem Jahrhundert technisch so sehr verbesserte und dazu allgemein verbreitete Mikroskop, welches das chirurgische Krankheitserkennen vorwärts brachte. Man hätte dasselbe aber nicht so sehr, wie es geschieht, diagnostisch in der Chirurgie verwerthen können, wenn nicht zwei andere unscheinbare Hilfsmittel ihm das Untersuchungsmaterial aus dem lebenden Körper ermöglicht hätten: der Probetroicar und die (Pravaz'sche) kleine Nadelspitze, jener ein dünnes Stilet in Hülfe zum Einstoßen in solide, aber auch in Gebilde mit flüssigem Inhalte zur Herausbeförderung kleiner Probenmengen von Geschwülsten, Gewächsen, Ausschüßungen zc., diese eine hohle Nadel auf einer kleinen Spritze resp. Pumpe zur Aussaugung von kleinen Flüssigkeitsmengen aus Gelenken, Körperhöhlen u. s. w., um sie zu mikroskopischen Untersuchungen, zu deren Durchführung ja bekanntlich schon sehr kleine Mengen genügen, zu verwerthen. Man ist auf diese Weise in den bei weitem meisten Fällen in Stand gesetzt, mit absoluter Sicherheit schon vor jedem operativen Eingriffe festzustellen, ob man es im gegebenen Fall mit einem mehr wässrigen, eitrigen oder jauchigen Erguß in eine Höhle zu thun hat, und bei einem zu entfernenden Gewächs zu bestimmen, ob es sich um ein solches Aftergebilde handele, das durch einmaliges Ausschneiden sicher und auf die Dauer entfernt werden kann oder um ein solches, das möglicherweise an derselben Dertlichkeit wiederkehrt, falls es wiederkommt, endlich, ob eine solche Geschwulst vorliegt, welche die ganze Säftemasse vergiftet und deshalb auch an anderen als an den ursprünglich befallenen Körperstellen nochmals auftreten kann: diagnostische Entscheidungen, von denen natürlich Entschluß wie Erfolg des Chirurgen abhängt. Ferner hat die heutige fortgeschrittene Technik durch zweckmäßigere Formen der chirurgischen Untersuchungsinstrumente, sowie durch gebotene Rücksichten auf Bestand und Bau betreffender Organe theile zc. Rechnung tragende und solchen sich anpassende Materialauswahl die Hilfsmittel der Krankheitserkennniß in der Chirurgie verbessert und vermehrt. Auch muß noch hervorgehoben werden, daß durch sorgfältigere, aufmerksamere und umsichtiger Beobachtung, wie sie erst in den

während unseres Jahrhunderts allgemein eingeführten chirurgischen Kliniken leicht möglich ward, die Symptomenlehre und die auf diese gegründete Diagnostik wesentliche Fortschritte gemacht haben.

Bezogen sich unsre seitherigen Darlegungen vorzugsweise auf die Hinausschiebung der Grenzen der symptomatischen Diagnostik, so wollen wir noch zum Schlusse die jüngste Errungenschaft, welche der Krankheitskenntniß neu erwuchs, die sog. ätiologische Diagnostik, das Erkennen der Krankheitsursachen, kurz besprechen, weil gerade durch sie ein segensreicher Gewinn auch für die Behandlung von Einzeln- wie von Massenerkrankungen erwachsen und noch mehr zu erhoffen ist. Es dürfte dieser Theil der Diagnostik sogar leicht am ehesten berufen sein, die Erreichung des idealen Ziels alles medicinischen Strebens, die Verhütung von Krankheiten, in nächster Zukunft um ein bedeutendes näher zu rücken, als es in den vergangenen Jahrhunderten möglich war. Es fällt nämlich das Erkenntnißziel der ätiologischen Forschung vielfach zusammen mit den Zielen der Hygiene, deren Fruchtbarmachung unsere Zeit sich rühmt.

Mittels der ätiologischen Diagnostik ist es gelungen, in manchen von außen in den Körper eingewanderten Fremdgebilden sowohl, wie in den äußeren Bedingungen des Lebens (also in Wohnung, Kleidung, Trinkwasser, in schlechter Luft, verunreinigtem Trinkwasser, Mangel an Reinlichkeit, öffentlicher und privater, in fehlerhafter Ernährung, mit einem Wort in socialen und wirthschaftlichen Fehlern und Mängeln) eine Menge von Krankheitsursachen zu entdecken, welche man früher zum großen Theil der Constitution, körperlichen Anlagen u. s. w. des einzelnen Individuums zuschrieb. Man hat die Ursachen gewisser Haut- und Haarkrankheiten in thierischen und pflanzlichen Schmarozern entdeckt und deren Aufnahme- und Existenzbedingungen erforscht, weiter auch in Nahrungsstoffen Erkrankungs- und Massenerkrankungsursachen — wir erinnern nur an die Trichinen — gefunden und weiter eine ganze Anzahl von früher räthselhaften Ansteckungstoffen ihrer Natur und Herkunft nach erkannt, wie die Pilznatur des Milzbrandgiftes, des Recurrenscontagiums u. s. w. Bei andren ist der Sachverhalt noch nicht völlig geklärt, wenn auch wahrscheinlich ein ähnlicher, z. B. bei Wechselfieber, Diphtherie, Typhus, Cholera, gewissen Formen von Lungenentzündung etc. Freilich bis zur Unumstößlichkeit ist bis jetzt nur in wenigen Fällen erwiesen, daß niederste Organismen die wirklichen ersten Krankheitsursachen sind, nicht etwa bloß Folgen der Krankheiten, was bei den großen Schwierigkeiten, mit denen eine unansehbare Beobachtung und Beweisführung so unendlich kleinen Objecten gegenüber, die hart an den Grenzen des Sichtbaren liegen, zu kämpfen hat, nicht Wunder nehmen kann. So viel aber ist unansechtbar, daß wenigstens viele fruchtbare Keime für die ätiologische Diagnostik, deren die frühere Arzneikunde entbehrte, durch solche Untersuchungen gefunden wurden. Und gerade in diesem Streben, die Krankheitsursachen, besonders dann, wenn sie auf große Massen wirken, zu erforschen und auf Grund dieser Erkenntniß, wenn möglich sie zu tilgen, liegt ohne Frage die verheißungsvollste Aufgabe

der zukünftigen Medicin. Darf man doch behaupten, daß die seitherige Therapie ihre Aufgaben und Bestrebungen im Einzelnen noch sehr verbessern, aber kaum größeres, als bisher, wird erreichen können.

Unter Berücksichtigung des gestatteten Raumes sind wir am Schlusse unserer fragmentarischen Betrachtungen angelangt! Das Meiste konnten wir nur andeuten und mußten dabei stets auch darauf Acht haben, daß nicht für den Laien Unverständliches geboten werde. Sollte es uns dennoch gelungen sein, den Lesern die Gewißheit zu verschaffen, daß in unserm Jahrhundert denn doch die Medicin nicht allein im Einzelnen, sondern im Ganzen großartige Fortschritte gerade im Erkennen der Krankheiten gemacht hat, und daß dies vielfach gerade dort geschah, wo das Auge nicht hindringen kann, so genügt das unsrer Absicht. Daß, wie alles menschliche Erkennen so auch das ärztliche nicht vollkommen ist, braucht, weil selbstverständlich, nicht nochmals besonders betont zu werden, wohl aber wollen wir besonders hervorheben, daß die Schranken der populärsten aller Wissenschaften, der Medicin, auch am bekanntesten sind. Daher stammt denn wohl zumeist jenes häufige Urtheilen über die Unvollkommenheit des ärztlichen Erkennens, ohne daß man geneigt ist, diesem wie jedem andern menschlichen Wissen den Freibrief der engen Begrenzung dieses und — das Errare humanum zugute kommen zu lassen!





Algierisches.

Von

Carl Vogt.

— Genf. —



brodelt dort unten wie in einem Hexenkessel! So sollte man wenigstens meinen, wenn man die Zeitungen liest, und wenn man selbst in den letzten Zeiten in dem Lande gewesen ist, so kommt man schließlich fast dazu, sich für einen ganzen Kerl zu halten, weil man mit heiler Haut aus allen an die Wand gemalten Fährlichkeiten herausgekommen ist. Freilich sind jetzt, wo ich dieses schreibe, schon zwei Monate verfloßen, seit ich in der Nähe der Krumirs war, ohne einen derselben zu Gesicht bekommen zu können, ja ohne viel von ihnen zu hören, denn wenn man in Bonö, Constantine oder Biskra nach ihnen fragte, so lächelten die Algerier und sagten, wie Palmerston im Parlamente, als man ihn wegen einer auswärtigen Begebenheit fragte: „Bitte um Entschuldigung — ich habe heute noch keine Zeitung gelesen!“

Freilich hat sich seither Manches ereignet. Man hat sich in Tunis etablirt und wundert sich höchlich darüber, daß dieses den Italienern, Engländern, Türken und Arabern nicht angenehm ist; man hat sich in Marseille mit Steinen, Puffen und Messerstichen tractirt, ohne bis jetzt genau wissen zu können, welches Karnikel eigentlich angefangen hat, und schließlich hat Bu-Amema einen kühnen Ritt zwischen den französischen Columnen hindurch bis in die Galfelder der Hochplateaus an der Marokkanischen Grenze gemacht und ist über die spanischen Arbeiter hergefallen, die dort das Gras rupfen, welches die Engländer hauptsächlich zu Papier verarbeiten.

Das ist etwa der factische Inhalt der neuesten Geschichte des nordafrikanischen Küstenstreifens. An und für sich ist er wohl von geringer Bedeutung; die Frage wird erst wichtig durch das, was drum und dran

hängt, denn die Annexion von Tunis einerseits, wie der Aufstand der arabischen Nomaden anderseits, gehören in den natürlichen Lauf der Dinge.

Die erstere war nur eine Frage der Zeit. Man braucht nur eine einigermaßen genaue Karte dieses Landstriches in die Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, daß das nördliche Tunis bis zu dem Golfe von Gabes nothwendig in die Hand derjenigen Macht fallen muß, welche die Küstenstraße von Bonô bis Dran mit Algier als Mittelpunkt besitzt; es ist eine geographische Nothwendigkeit, die hier mit ihrem ganzen Gewichte in die Waagschale drückt. Das wußte man in Algerien seit langer Zeit; seit mehreren Jahren sprach man offen davon in der Colonie und wunderte sich dort nur darüber, daß man nicht schon früher zugegriffen habe. Räubereien der sogenannten Krumirs, die, kaum einige tausend Flinten stark, das schluchtenreiche und unwegsame Grenzgebirg zwischen Algerien und Tunis durchstreifen, sind immer vorgekommen; man brauchte nur aus der Fülle von Strandräubereien, Ueberfällen, Brandschakungen und Heerdenbiebstählen einige Vorwände herauszugreifen, um Ursachen genug zur Repression und zur Demüthigung des Bey's von Tunis zu haben. Wunderbar ist eigentlich nur die Aufregung, welche sich der Italiener in Folge der Annexion bemächtigte, denn das französische Protectorat wird für sie nur die Folge haben, daß sie sich in Tunis besser befinden werden, als vorher und ihre Geschäfte mit demselben Erfolge betreiben können, wie in der Provinz Constantine, in deren sämtlichen Küstenplätzen, la Calle, Bonô, Philippeville u. s. w. sie die große Mehrheit der europäischen Bewohner bilden. Aber die Italiener sind seit mehr als zwanzig Jahren so sehr verwöhnt worden, sie haben so viel gewonnen, viel mehr durch die Mühen Anderer, als durch ihre eigene Anstrengungen, daß sich ihnen schließlich die Ueberzeugung festgesetzt hat, sie müßten jedesmal nothwendig ein Stück bekommen, wenn Andere raufen.

Aber diese Erbitterung wird den Lauf der Dinge nicht ändern und die Italiener werden sich mit ganz Europa und der Türkei an den Gedanken gewöhnen müssen, daß Frankreich nur dann aus Tunis verdrängt werden wird, wenn es zugleich aus ganz Algerien hinausgeworfen wird. Bis dahin aber hat es noch gute Weile!

Die Aufstände werden dieses Resultat gewiß nicht haben. Seit der Vernichtung Abd-el-Kader's im Jahre 1847, seit der schließlichen Niederwerfung Kabylens im Jahre 1857, haben sie immer von Zeit zu Zeit sich wiederholt, und gegen den mörderischen Aufstand von 1871, der fast an die Thore von Algier vordrang, Bougie und Fort National Monate lang belagert hielt, Bordsch-bu-Arreresch, Palestro und Tuggurt in Asche legte und furchtbar unter den europäischen Colonisten hauste, ist die jetzige Schilderhebung von Bu-Amema wahrlich nur eine unbedeutende Razzia. Das Auffallende bei der Sache ist nicht der Ausbruch, sondern vielmehr die Sorglosigkeit, mit welcher man ihn herankommen ließ, während die Einsichtigen schon längst wußten, daß er vorbereitet werde.

Der Zug gegen die Krumirs und gegen Tunis war einerseits die Lunte, die das Pulverfaß entzündete, anderntheils aber auch ein Sicherheitsventil, welches das Zerspringen der ganzen Ladung verhinderte. Um dieses zu verstehen, muß man sich in dem Lande selbst umgesehen haben.

Was traf die französische Eroberung vor fünfzig Jahren im Lande? Eine Handvoll Türken, die seitdem gänzlich verschwunden oder in der übrigen Bevölkerung untergegangen sind, eine verkommene sesshafte Einwohnerschaft in den Städten, an Knechtung gewöhnt, gemischt mit verachteten und mißhandelten Juden und Christen, letztere größtentheils Abscham der Mittelmeerküste, ein republikanisch organisirtes, Ackerbau treibendes Volk in Babylonien und weiterhin im Tell und nach der Sahara hin nomadisirende Feudal Junker mit ihren Vasallen und Sklaven, welche die Bewohner der Dafen sich unterworfen hatten und auf deren Kosten die großen Herren spielten. Alle diese Elemente zusammengeschweißt durch den Islam — Rassenstolz und Glaubenseifer vereinigten sich in dem unverföhnlichen Hass gegen den verachteten, ungläubigen Eroberer.

Darin hat sich bis heute gar nichts geändert. Trotz aller Duldung ist der muselmännische Fanatismus unverföhnt, trotz aller Gleichstellungsdecrete gilt der Jude nicht für einen Menschen und der Christ für einen auszurottenden Feind. Je weiter der Abstand in Sitten, Gewohnheiten, Lebensart u. s. w., desto größer der Haß, der beständig durch die umherziehenden Dervische, die religiösen Genossenschaften, die kriegerischen Glaubensorden genährt und geschürt wird. Wie das Mittelalter mit seinen Rittern, kriegerischen Mönchsorden, seinen wandernden Bettelmönchen, seinen Hörigen und Leibeigenen gegen den Türken, so kämpft der Nomade und Dafenbewohner mit ganz ähnlichen, nur in den Islam übersehten Institutionen gegen den Kumi, den Franzosen.

Der Stoff ist also immer da, das Pulverfaß stets gefüllt; die geringste Gelegenheit kann es zum Plazen bringen.

Es war demnach vorauszusehen, daß der Krieg gegen die Krumirs, der nur zum Vorwand für den längst geplanten Marsch nach Tunis diente, die Leidenschaften auf das Höchste entflammen mußte, und wenn einige französische Blätter in die Welt hinaus schrieen, die Eingeborenen der Regentschaft seien entzückt über den Anblick der rothen Hosen, so war das entweder Flunkerei oder Selbsttäuschung, welche die heuchlerischen Demonstrationen der zum Widerstande unfähigen Araber für baare Münze annahm.

Zu der allgemeinen, religiös-politischen Unzufriedenheit gesellt sich nun noch die zunehmende Verarmung in Folge der stets schlechter werdenden Ernten auf den Hochplateaus und im Süden, welche durch die mit den Jahren fast Schritt haltende Verminderung der Regenmenge und Versiegung der Quellen bedingt ist. Die Frühlingsernte war, zur Zeit meines Aufenthaltes in Constantine, gänzlich mißrathen in Folge der anhaltenden Trockenheit des Winters und Vorfrühlings; man benutzte die außergewöhnlichen Regen,

welche den Märchen in dem Krumir-Lande so hinderlich waren, um die Felder neu einzusäen. Die von dem Gebirge aus durch Bäche gespeisten Dasen am Rande der Sahara gehen bedenklich zurück; nur die durch artesische Brunnen ernährten, zum großen Theile neu geschaffenen Dasen erhalten noch ihr Lebenselement, das Wasser, in bisheriger Weise. Die Ursache dieser allgemeinen Erscheinung ist leicht in der fortschreitenden Vermüstung der Wälder zu finden; jeder Aufstand hat bis jetzt mit Niederbrennen von Wäldern begonnen und ist mit Zerstörung derselben durch die strafenden Franzosen beendet worden. Der Araber ist absoluter Feind der Wälder und der Romane weiß sie nicht zu erhalten; von Aufforstung kann überhaupt keine Rede sein, so lange Nomaden mit ihren Heerden das Land durchziehen.

Angeichts der drohenden Hungernoth ist aber die Schlußfolgerung der Araber sehr einfach: Besser durch das Schwert sterben, als durch den Hunger und den Durst! Früher, vor der Eroberung der Christenlande, hatten wir Wasser, Getreide und Datteln; die Dürre ist eine Strafe Gottes für unsere Unterwerfung, also auf!

Ich sagte aber oben, daß der tunesische Krieg zugleich ein Sicherheitsventil gegen den allgemeinen Aufstand gewesen sei, und ich muß auch dieses erklären.

Zu einem Aufstande gehört eine gewisse Energie, die das physisch und moralisch verkommene Element der eingeborenen Bevölkerung in den Städten und größtentheils in den Dasen nicht mehr besitzt. Nur die seßhaften Ackerbau treibenden Kabylen und die Nomaden mit ihren Vasallen besitzen es noch. Zwischen beiden herrscht erbitterte Feindschaft; jeder nimmt gerne die Flinte gegen den andern: Kabylien bleibt ruhig, wenn die Wüste los schlägt, und jetzt um so lieber, als es sich geordneter Zustände und möglicher Schonung seiner republikanischen Einrichtungen erfreut. Der Nomade schlägt aber nur dann los, wenn er vorher seine ganze Habe, Familie und Heerde in Sicherheit gebracht hat. Dazu gehört ein ungeheurer Troß von Lastthieren aller Art, sowie auch zu einem Kriegszuge, auf dem man Alles, selbst oft das Wasser mitschleppen muß, ganz fabelhafte Caravanes nothwendig sind. Man hatte nun zu dem Krumir-Kriege die Requisitionen von Kameelen, Maulthieren und Eseln noch viel weiter ausgedehnt, als vielleicht nöthig gewesen wäre; im ganzen Osten der Colonie, in der Provinz Constantine und einem großen Theile der Provinz Algier, waren die Lastthiere requirirt worden. Dort mußten und müssen sich also die Araber, trotz der kochenden Wuth im Herzen still halten: Hier muckst Keiner, sagte mir der Commandant von Biskra, sie können nicht von der Stelle mit ihren Zelten und Heerden! So ist es also zu erklären, warum Bu-Amema nur im äußersten Südwesten, an der morokkanischen Grenze, Anklang finden konnte.

Zu den Aufstände begünstigenden Bedingungen gehört noch die bisherige Straflosigkeit der Häuptlinge. Das Kaiserreich und das von ihm auferzogene Militär-Element hatten eine fast krankhafte Vorliebe für diese auf edlen

Roffen paradirenden, privilegirten Räuber und diese Vorliebe klingt noch überall nach. Vielleicht ist sie aus dem angeborenen Schönheitsfimmel der Franzosen zu erklären; Fromentin, dessen Buch ein Meisterwerk in literarischer wie künstlerischer Beziehung ist, sagt ganz richtig: Sie mögen alle möglichen Fehler haben — mais ils ont du style! Die prächtigen Kerle mit ihren braunen, scharfgeschnittenen, semitischen Profilen, den blühenden Augen und den weiten flatternden Gewändern nehmen sich vortrefflich aus und waren fast ein nothwendiges Element in dem Prunk der kaiserlichen Wirthschaft. Sie sind unleugbar imposant, gemessen feierlich in ihren Bewegungen, immer plastisch in allen Stellungen — warum sollte man so schöne Menschen nicht bevorzugen?

Figaro hat neulich eine in seiner Weise aufgepuzte, aber im Grunde wahre Geschichte von einem dieser Häuptlinge gebracht, der zum Lohne seiner Greuelthaten mit einer Pension bedacht wurde, von welcher er vergnügt in Paris lebte. Man zeigte mir in Constantine ein wahres Ideal von einem dieser edlen Mordgesellen, über und über mit Orden behangen, der die ihn begleitenden Officiere mit einer Art vornehmen Herablassung behandelte und zum Lohne für seine Theilnahme an dem Aufstande von 1871 reich mit Aemtern und Gütern bedacht worden war. Man ging so weit, im Jahre 1863 diesen Nomaden, die Sommers mit ihren Heerden in die Hochplateaus und die Gebirge des Tell ziehen müssen und die sich früher mit Gewalt dort etablirten, die von ihnen zeitweilig occupirten Landstriche als definitives Eigenthum anzuweisen. Darf man sich nun wundern, wenn diese privilegirten Junker die Gelegenheit benutzen in der Hoffnung, nach ihren glücklich überstandenen und mit unleugbarer Tapferkeit ausgeführten Beutezügen (denn darauf reduciren sich die Aufstände immer), für ihre schließliche Unterwerfung noch belohnt zu werden?

Ich muß hier noch einen dunklen Punkt berühren. Allgemein klagt man in der Colonie die arabischen Bureaus, diese Institution der reinsten Militärwillkür, an, sie hätten bei allen Aufständen die Hand im Spiele gehabt, dieselben anfänglich wissentlich befördert, um sie nachher mit Gewalt niederzuschlagen und bei der Repression im Trüben zu fischen. Ein Fremder kann natürlich nicht wissen, wie viel Wahrheit an solchen Gerüchten ist; aber daß dieselben überall verbreitet sind, überall geglaubt und durch die Hinweisung auf zum Theil ungeheure Vermögen gestützt werden, welche viele höhere Officiere sich in Algerien erworben haben, kann nicht geleugnet werden. Ich habe manche Stimmen gehört, welche beim Beginne des jetzigen Aufstandes von Bu-Amema laut erklärten, man werde wohl wissen, wie es anzustellen sei, um denselben aufzupäppeln und groß zu ziehen, weil nur dadurch die Militärpartei im Lande wieder die ihr entriffene Macht an sich ziehen könne. Wir müssen das dahin gestellt sein lassen, dürfen aber nicht vergessen, worauf auch Minister Farre in seiner Vertheidigungsrede aufmerksam machte, daß gerade die Grenzgebiete gegen Marokko hin einem schnell beweglichen Feinde

die meisten Schlupfwinkel bieten und daß dort die besten afrikanischen Generale früherer Zeit Jahrzehnte brauchten, um die Auftrüher zu Paaren zu treiben.

Um die Gegensätze zu begreifen, die jetzt sich kund geben zwischen Militärwirthschaft und Civilregierung, muß man einen Blick auf die europäische Bevölkerung werfen. „Man weiß“, sagt C. de Varigny in einem Artikel über Tahiti in der *Revue des deux mondes*, „wie sich die Einwanderung in entfernten Ländern zusammensetzt. Zuerst kommen die Abenteurer aller Art, die Ausgestoßenen jeder Herkunft, die Ungebuldigen, welche die Civilisation erdrückt, welchen eine verwickelte sociale Organisation die Luft, den Raum zu kärglich zumißt. Ihnen folgen kühne Speculanten, Kaufleute, die neue Handelswege suchen, Auswanderer mit einem kleinen Capital, das sie in große Besitzungen umsetzen möchten, Handwerker, angelockt durch Ausssichten auf großen Lohn und geringe Ausgaben. Das sind die Elemente, aus welchen eine Colonie sich bei ihrem Entstehen zusammensetzt“.

In Algerien war es nicht anders. Vielleicht waren solche Elemente nöthig, um die jetzt in gesunde Gärten umgewandelten Fiebergegenden des Küstenlandes zu besetzen und mit den Knochen einiger Generationen zu düngen.

Es ist hier der Ort nicht, auf die verschiedenen Colonisationsversuche einzugehen, die zum großen Theile fehlschlügen. Die Franzosen müssen selbst zugestehen, daß trotz der großen Anstrengungen, die man gemacht hat, die Colonial-Bevölkerung nur sehr langsam zugenommen hat. Die Colonisten aus nördlicheren Gegenden, Schweizer, Elsaß-Lothringer, sind meist zu Grunde gegangen. Die Zahl der in Algerien ansässigen Franzosen hält kaum den übrigen Nationalitäten, Spaniern im Westen, Maltesern und Italienern im Osten, die Wage, und wenn man von den Franzosen die Masse von Beamten und Bediensteten aller Art abzieht, so bleibt nur ein kleiner Rest von französischen Landbauern übrig. Erst seit einigen Jahren hat die Phylloxera eine nicht geringe Anzahl von Weinbauern aus dem südlichen Frankreich nach Algerien verjagt, die in fast gleichen Verhältnissen ihre Industrie mit solchem Erfolge über dem Meer fortsetzen, daß man mit Bestimmtheit voraus sagen kann, in einem Jahrzehnt werde Algerien der Weinkeller Europas werden, wie es zur Römerzeit dessen Kornkammer war.

An öffentlichen Arbeiten, Straßen, Eisenbahnen, Häfen, Entsumpfungen zc. haben die Franzosen Großes geleistet, mehr als irgend ein anderes Volk in seinen Colonien. Wie kommt es nun, daß trotz aller dieser Anstrengungen ein an allen Hilfsmitteln so reiches Land dennoch nur so wenige Colonisten anzieht? Auch darüber giebt de Varigny Aufschluß mit einigen Worten, die man auf Algerien anwenden kann. „Man hat geglaubt“, sagt er, „daß man wohl daran thue, wenn man die administrativen Vorschriften und Ueberlieferungen des Mutterlandes in die Colonie verpflanze. Diese Dinge haben vielleicht in gewissem Maße ihre Berechtigung in Frankreich, nicht aber drüben. Das Räderwerk ist zu verwickelt; man mußte es vereinfachen, die

Zahl der Beamten verringern und dieselben, mit Ausnahme eines sehr geringen Theiles, unter den Colonisten selbst auswählen, welche ein directes Interesse an der Entwicklung des Ackerbaues und des Handels des Landes haben. Arme und Capitalien fehlen dem Landbau; nur die Einwanderung kann beides bringen. Man sollte dieselbe befördern, statt sie durch Kleinliche Vorschriften und büreaukratische Formalitäten zurückzustoßen“.

Das paßt Wort für Wort auf Algerien. Als die jetzige Civilregierung eingerichtet wurde, zwangen die algerischen Deputirten und Senatoren den Präsidenten geradezu, ihnen seinen Bruder als Generalgouverneur zu schicken, Herr Albert Grévy war ein guter Advocat und ist ein durch und durch braver, wohlmeinender und ehrlicher Mann. Aber er kam zwischen Thür und Angel, zwischen Militär- und Civilpartei und sollte handeln in den schwierigsten, verwickeltesten Verhältnissen, die ihm vor seiner Ernennung böhmische Dörfer waren. Um den Wünschen der verschiedenen Parteien zu genügen, hätte er abwechselnd und von Fall zu Fall Civil-Gouverneur oder General sein müssen. Ehe er sich in die Lage der Dinge hineinarbeiten konnte, war er beiden Parteien verhaßt und man schreit jetzt ebenso besessen nach seiner Enthebung vom Amte, wie man früher um seine Ernennung sich ereiferte. Man schiebt ihm Alles in die Schuhe, was Andere verschulden. Wenn Du-Amema bis in die Galfa-Regionen reiten und dort eine Anzahl spanischer Arbeiter massacriren konnte, so muß er Schuld daran sein. Um die Verwaltung zu ordnen, schickt man Präfecten und Unterpräfecten, die aus allen andern Gründen ernannt werden, nur nicht deshalb, weil sie die Lage der Dinge in Algerien kennen.

Unter den 1500 Mitgliedern, welche Frankreich zu dem Congresse sandte, der im April in Algier tagte, waren gewiß 1200, die das Land nie besucht hatten, und unter diesen hätte man wenigstens hundert finden können, welche mit einem fertigen „System“ zur Beglückung der Colonie in der Tasche landeten. Alle diese Systeme waren unfehlbar; ihre Besitzer suchten nur nach Bestätigung ihrer Systeme, nicht aber nach dem wahren Sachverhalt. Am Ende ist es noch besser, wenn die Beamten, welche aus dem Mutterlande hinüber geschickt werden, kein System haben und nur Unkenntniß der Verhältnisse mitbringen; denn wenn ein Franzose einmal gesagt hat: „Das ist mein System!“ so gibt es keinen Stern mehr, der leuchtet.

Anfangs Juli.





Eine Sommerlaune.

Von

H. L.

— Berlin. —

Scene: Der Strand von Trouville. Hochsaison. 5 Uhr Nachmittags. Gräfin Isabella d'Aligny, eine junge Wittwe, und Eduard Modier, Maler, haben sich soeben angetroffen und begrüßt.

Modier. Ich habe einen Auftrag für Sie, gnädigste Gräfin.

Gräfin. ?.

Modier. Ich soll Sie von Dessiaug grüßen . . . Ich wußte nicht, daß er die Ehre hat, Sie zu kennen.

Gräfin. Dessiaug? . . . Dessiaug? . . .

Modier. Der große Jacques . . .

Gräfin. Der große Jacques? . . . Jacques Dessiaug? . . . Mir gänzlich unbekannt.

Modier. So hat sich mein zerstreuter Freund wieder einmal geirrt — das paßt ihm gelegentlich: er hat mir positiv und sogar in einem besondern Postscriptum aufgetragen, Sie zu grüßen. Hier: (Modier zieht einen Brief aus der Tasche und deutet mit dem Finger auf eine Zeile am Ende des Briefes.) „Grüßen Sie Gräfin Isabella von mir.“

Gräfin. Wie kommt Ihr Freund dazu, mich grüßen zu lassen? Wie hat er überhaupt von mir sprechen hören?

Modier. Alle Welt spricht von Ihnen. Weshalb sollte Jacques Dessiaug das nicht gehört haben?

Gräfin. Aber alle Welt läßt mich nicht grüßen. — Weshalb werde ich gerade von Ihrem Freunde in dieser Weise ausgezeichnet?

Modier. Das ist sehr einfach: ich habe Dessiaug vorgestern geschrieben; und da ich mich hier erschrecklich langweile, so habe ich ihm gegen meine Gewohnheit einen langen Brief geschrieben.

Gräfin. Sie langweilen sich in meiner Gesellschaft? Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, mir das zu sagen.

Modier. Sie wissen sehr wohl, daß ich mich in Ihrer Gesellschaft nicht langweile, aber gerade weil ich nie fünf Minuten mit Ihnen sein kann, ohne daß Sie von einem Ihrer hundertundfünfzig Courmacher in Anspruch genommen werden . . .

Gräfin. Hundertundfünfzig ist in der That ein bißchen viel . . . Würden Sie die Zahl nicht vielleicht etwas reduciren?

Robier. Sagen wir drei — aber da diese drei von früh bis spät nicht von Ihrer Seite weichen, so finde ich es hier erschrecklich langweilig — und deshalb habe ich Jacques Dessiauz einen langen Brief geschrieben.

Gräfin. Sie haben bereits die Güte gehabt, mir das anzuvertrauen — aber die Seelust macht mich augenscheinlich schwerfällig, denn ich verstehe noch immer nicht, weshalb mich Ihr Freund grüßen läßt — à propos: Was ist Herr Dessiauz eigentlich?

Robier. Eigentlich ist er Schriftsteller.

Gräfin. Ich habe nichts von ihm gelesen.

Robier. Er schreibt weder Romane, noch Novellen, noch Gedichte, noch Komödien; auch steht er der Redaction des „Figaro“ ebenso fern wie der der Gazette de France. — Wie sollten Sie etwas von ihm gelesen haben?

Gräfin. Die dritte Freundlichkeit während der letzten fünf Minuten! Also ich lese nichts als schlechte Bücher und Zeitungen? — Wie gereizt Sie wieder einmal sind!

Robier. Ich habe guten Grund dazu . . . Wenn Sie ahnten, Gräfin . . .

Gräfin. Ich ahne, daß Sie wieder verbotene Wege einschlagen. — Erinnern Sie sich, daß wir einen Vertrag abgeschlossen haben.

Robier (etwas mißmuthig.) Meinerseits keineswegs freiwillig. Sie haben mich dazu gezwungen.

Gräfin. Aber Sie haben mir fest versprochen, den Vertrag zu halten.

Robier. Schön . . schön . . ich gehorche schon wieder. Ich bin Ihnen gegenüber ja überhaupt nichts mehr als der incarnirte Gehorsam (seuzenb). Also: was befehlen Sie?

Gräfin. Sie tadelten soeben meinen Geschmack für schlechte Lectüre.

Robier. Nicht ein Wort habe ich gesagt, was selbst vor einem revolutionären Tribunal so gedeutet werden könnte.

Gräfin. Nun, so haben Sie es sagen wollen. — Das ist ganz dasselbe. Seien Sie offen . . .

Robier (schnell.) Sie erlauben?

Gräfin. Nein, ich erlaube nichts. Aber von mir ist überhaupt nicht die Rede. Ich wollte nur wissen, welche Art von Büchern Herr Dessiauz schreibt.

Robier (resignirt.) Furchtbar schwere, gelehrte Bücher, die meisten in quarto.

Gräfin. Ach Gott! ich verstehe: „Die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Wissenschaft: Telephonie, Mikrophonie, elektrische Eisenbahnen und Straßenbeleuchtung.“

Robier. Selbst Sie, gnädigste Gräfin, können sich irren. Dessiauz ist Historiker seines Zeichens.

Gräfin. „Geschichte des Ursprungs der französischen Revolution“.

Robier. Die hat zufälligerweise Caine geschrieben. — Aber das schadet nichts — Dessiauz beschäftigt sich nur mit ganz alten Geschichten: Aegyptier, Chaldäer, Aegyptier sind seine Specialität.

Gräfin (nach kurzem Bestimmen). Aegyptier — da fällt mir ein, daß mir ein Buch über Kleopatra anempfohlen wurde, das ich mit Vergnügen gelesen habe — ja mit so großem Vergnügen, daß ich mir gleich darauf vornahm, nur noch gute Bücher zu lesen. — Wie sagen Sie, daß Ihr Freund heißt?

Robier. Dessiauz, Jacques Dessiauz, zu Hochdero Diensten.

Gräfin. Groß?

Robier. Sehr groß.

Gräfin. Blaue Augen. — Blond. — Vollbart?

Robier. Fünfunddreißig Jahre alt — Gesichtsfarbe: gesund — Nase und Mund: gewöhnlich — Zähne: gut. — Ja, so würde das Signalement auf seinem Paß lauten.

Gräfin. Kennt er Frau von Cautret?

Robier. Sie ist seine leibhaftige Tante.

Gräfin (beruhigt). Nun, dann kenne ich ihn — natürlich kenne ich ihn. — Weshalb haben Sie mir das nicht gleich gesagt?

Robier. Aber Gräfin!

Gräfin. Ein interessanter Mann — für meinen Geschmack etwas zu still — aber ein interessanter Mann. Er wurde mir zu Anfang des Winters vorgestellt, und ich habe mich damals ausgezeichnet mit ihm unterhalten. — Aber nun werden Sie mir hoffentlich endlich sagen, wie er dazu kommt, mich auf einmal wieder grüßen zu lassen.

Robier. Aber liebenswürdigste, verehrteste, schönste und ungerechteste aller Gräfinnen, Sie haben mich ja jedesmal unterbrochen, wenn ich Ihnen die Sache expliciren wollte.

Gräfin. Nun werden Sie positiv unfreundlich. Das hat mir mein Arzt verboten. — Dort steht Dileperdriß und sieht sich nach mir um. . . Auf Wiedersehen!

Robier (bittend). Gräfin!

Gräfin. Nun so bitten Sie um Verzeihung.

Robier. Hunderttausendmal Verzeihung!

Gräfin. Biegen wir links ab und gehen wir etwas schneller, um Dileperdriß zu entgehen.

Robier. Meinen Arm? — Der Sand ist tief.

Gräfin. Besten Dank! Ich habe mich hier daran gewöhnt, mich auf meinen Schirm zu stützen.

Kurze Pause.

Gräfin. Nun?

Robier. Nun?

Gräfin. Was wollten Sie mir sagen?

Robier. Wovon sprachen wir doch gerade?

Gräfin. Von Herrn Dessiauz.

Robier. Von seinem Gruß meinen Sie?

Gräfin. Natürlich.

Robier. Da sind wir also, Gott sei Dank! gerade so weit wie vor einer halben Stunde.

Gräfin. Wenn Sie noch einmal unfreundlich werden, so flüchte ich mich unter Dileperdriß' Fittiche.

Robier. Ich nehme Alles zurück, was ich gedacht habe. Genügt das? Der Tyrann von Syrakus, seligen Andenkens, war ein Bienenvater im Vergleich mit Ihnen.

Gräfin. Weshalb ein Bienenvater?

Robier. Weil in jedem Lehrbuch der Naturgeschichte zu lesen ist, daß der Bienenvater zu den sanftmüthigsten Wesen gehört.

Gräfin (troden). Außerst komisch. (Im alten Tone fortfahrend). Zur Sache. . . Bitte. . .

Robier. Also zur Sache: Die Geschichte des incriminirten Grußes: Ich schreibe Dessiauz einen langen Brief, und da ich mich hier von Gott und der Welt verlassen fühle, so fordere ich ihn auf, mich zu besuchen. Um mir keinen Refüs zu holen, schildere ich das Leben in Trouville unter den verlockendsten Farben: schöner Himmel, prachtvolles Bad, vorzügliche Gesellschaft unter der gesegneten Regierung unserer allergnädigsten Despotin der Gräfin Isabella d'Alligny. Beschreibung der Genannten: jung, schön, klug, liebenswürdig.

Gräfin. Sie sind zu gütig . . .
Nodier. Leider — Dessfauz läßt mich nur einen Tag auf Antwort warten, und dann kommt ein Brief, in dem er mir seine Ankunft anzeigt, außerdem nur von Ihnen spricht und mir schließlich in einem unmotivirten Postscriptum aufträgt, Sie zu grüßen. — Nun wissen Sie Alles.

Gräfin. Darf ich fragen, was er von mir sagt?
Nodier. Es ist kein Geheimniß — Hier ist eine leere Bank — setzen wir uns. Ich werde Ihnen den Brief vorlesen. (Sie setzen sich. Nodier zieht den Brief wieder aus der Tasche und liest): „Lieber Nodier, Paris ist öde, heiß und staubig. Bis vorgestern war mir das nicht aufgefallen, da ich viel zu thun hatte, aber nachdem ich nun ‚Ende‘ unter meine letzte Arbeit geschrieben habe, sehne ich mich hinaus in’s freie. Ich überlegte mit noch, ob ich an’s Meer oder in den Wald ziehen sollte, da kam Ihr Brief zu guter Stunde und machte meiner Ueberlegung ein Ende. — Ich gehe an’s Meer und zwar nach Trouville, und freue mich darauf, Sie dort zu finden. — Also Sie sehen die Gräfin Jabella d’Alligny? Hat sie noch immer so schöne Augen, die traurig blicken, während der frische Mund lacht? Es ist mir in diesem Augenblick, als sähe ich sie vor mir: sie steht am Strande — das goldene Haar flattert im Winde . . .“

Gräfin. Sie scherzen, das steht nicht in dem Briefe.
Nodier. Es kommt noch viel schlimmer — warten Sie nur — Einsamkeit, Hitze und Staub haben meinen Freund Jacques augenscheinlich zum Poeten gemacht. Hören Sie weiter . . . Oder noch besser: lesen Sie selbst! (Er reicht ihr den Brief, den sie langsam und aufmerksam durchliest und in der Hand behält. — Nodier sieht nach der Uhr.) Dessfauz muß schon hier sein! Der Zug kommt um sechs; es ist halb sieben Uhr. (Die Gräfin und Nodier stehen auf und treten schweigend den Rückweg an. Plötzlich läßt Nodier seinen Hut, winkt damit und ruft laut:) Dessfauz! Jacques! Dessfauz! (Nodier entfernt sich schnell. Die Gräfin bleibt sinnend stehn. Nodier kommt nach wenigen Secunden mit Dessfauz zurück.) Die Herrschaften kennen sich bereits. . .

(Die Gräfin und Dessfauz blickten sich aufmerksam, mit einem leisen Anflug von Befangenheit an.)

Dessfauz (leise und ernst). Ich bin glücklich, Frau Gräfin, Sie endlich einmal wiederzusehen.

(Sie reicht ihm die Hand, die er aber nur schüchtern berührt. Die Beiden entfernen sich langsam in der Richtung, die die Gräfin und Nodier eingeschlagen hatten. Nodier, den sie nicht beachtet haben, bleibt zurück.)

Nodier (allein, blickt ihnen nach, sieht bedeutungsvoll, lächelt, aber nicht gerade heiter, und sagt halblaut vor sich hin). Sie kannte ihn nicht, (bitter) kannte ihn nicht — und nun? . . . Er beugt sich zu ihr . . . Sie nimmt seinen Arm . . . Oh Eduard Nodier, guter Mensch, mittelmäßiger Künstler, großer Chor! — das hast du ja wieder einmal recht weise angefangen! (Er steht nach seiner Uhr.) Es ist noch nicht sieben. Der Cypres geht um acht Uhr. — Adieu Trouville! (Er winkt mit der Hand nach der Richtung hin, in der die Gräfin und Dessfauz verschwunden sind.) Viel Vergnügen! (Schnell ab.)



Eine Jugendliebe in Wien.

· Von

Adolf Pichler.

— Innsbruck. —

(Schluß.)

Cornelie an mich.

An dem Tage, da Sie Salzburg verlassen, gingen wir Abends spazieren; das dicke Gewölk, welches die Sonne beim Untergehen umzogen hatte, verkündete Regen für den folgenden Tag. Später wechselten einzelne Windstöße. Ich sagte: „Es ist doch gut, daß Pichler heute fort ist; er hätte den Abend auf dem Chiemsee verloren“. — „Und wir wären in Sorgen, wenn wir ihn bei stürmischem Wetter auf der Fahrt wüßten“, sagte Mathilde. So ist alles gut gegangen; auch wir verschliefen den Sturm.

Antigone habe ich wieder gelesen. Das ist so schön, so einfach; ohne allen fremden Schmuck und darum nur größer und schöner. Ein solches Kunstwerk zu betrachten ist wie ein Blick in die innersten Geheimnisse der Schöpfung, das heißt: Gott anschauen!

Wie herrlich ist doch Ihr Loos! Welch ein Glück ist es aber auch, Sie zum Führer zu haben. Beim Hinblick auf so viel Großes und Schönes — wie könnten wir noch an das denken, was uns im Leben oft hemmend und fesselnd entgentritt. Mein Herz ist voll, aber meine Worte sind schlecht, doch Sie verzeihen mir's. Es heißt sonst wohl: Wessen das Herz voll ist, geht der Mund über! Jetzt bei mir ist der entgegengesetzte Fall.

Sie sagten jüngst: „Es braucht keinen geringeren Muth, das Evangelium des Guten und Schönen vor der Welt zu künden, als die Sendung des ewigen Weltgeistes mit gewaffnetem Arm zu vollbringen“. — Ist es nicht ein noch herrlicherer Beruf, durch Wort und Beispiel der Wahrheit Anhänger zu werben, als dafür zu streiten mit blutbesetzter Hand? Viele Helden sind gefallen und dieser Tod ist schön, aber noch höher scheint mir der Märtyrer zu stehen.

Haben Sie Emma geschrieben?

Ich weiß nicht, wie es kommt; ich möchte Ihnen immer sehr viel sagen, aber es geht mir nur alles so im Kopfe durcheinander; nicht der hundertste Theil kommt auf das Papier; aber Sie wissen mir immer, was ich verworren fühle, deutlich vor das Auge zu stellen. Wie freue ich mich darauf, wieder mit Ihnen zu sprechen.

Das muß ich Ihnen erzählen, daß ich gestern in Buch einen recht schönen Tag verlebte. Ich habe Ihnen die Gegend schon geschildert. Die Hausfrau, ein Muster in jeder Beziehung, hat ein weibliches, liebevolles Gemüth und was ich über Alles schätze: daß man sich ganz auf sie verlassen kann; sie ist bei aller ihrer Sanftmuth fest in ihrem Wesen. Sie ist meine Freundin und ich konnte von ihr gar viel lernen. Schade, daß ihre Verhältnisse ein öfteres Zusammensein nicht gestatten. Ich möchte gern im künftigen Jahr ein paar Wochen bei ihr zubringen. Nur auf dem Lande lebt man ganz, besonders wir armen Frauenzimmer. Man mag sagen, was man will, das Weib ist in jeder Hinsicht zu bedauern. Ich weiß wohl, Sie werden meine Meinung gar nicht richtig finden, aber es ist doch so. Der Mann schafft sich selbst sein Schicksal, er kann handeln, das Weib nur dulden. Ich bin zufrieden für meine Person, dennoch fällt mir oft die Stelle aus Iphigenie ein:

„Ein unnütz Leben ist ein früher Tod,
Dies Frauenschicksal ist vor Allen mein's“.

Doch was wir nicht ändern können, soll uns nicht kümmern; es ist genug, das ganz zu sein, was wir sein können.

Muthilfe macht in der Musik Fortschritte; sie sagt, Sie hätten großen Theil daran und sie spiele Niemand lieber als Ihnen. Wenn Sie kommen, werden Sie eine große Sorate von Beethoven hören. Gegenwärtig ist sie aber böse, weil Sie ihr keinen Gruß geschickt haben; sie meint, Sie hätten sich doch erinnern sollen, daß sie Ihnen einmal das Kopfschmerz vertrieben hat.

Nun fällt mir auch ein, daß ich Ihre Frage, wie ich mit Memnon fertig geworden, noch nicht recht beantwortet habe. Es konnte mir nicht so gar fremdartig erscheinen, nachdem Sie mir gesagt: „Das Licht ist die Seele der Natur“.

Doch mein Blatt ist zu Ende; deshalb will ich alles verschrieben, bis Sie selbst nach Salzburg kommen. Hätte ich gewußt, daß Sie so bald zu Innsbruck eintreffen würden, Sie hätten wohl länger bleiben müssen; doch nun vergessen Sie uns nicht und kommen Sie, so früh Sie können, damit Sie länger bleiben können.

Gott behüte Sie, kommen Sie bald.

Grüßen Sie mir in Innsbruck alle, besonders Johann.

Cornelie.

An Josef Streiter.

Die Frühlieder finden in den öffentlichen Blättern eine günstige Aufnahme; nur Schuler's Tirolerbote hat kein Wort für sie. Gabriel Seidl besprach sie, anerkennend, er legt den Hauptnachdruck auf Purtscher, wozu also Gilm's großer Sturm? Dem will ich schreiben, es soll kein Schatten zwischen uns sein, antworten wird er mir nicht und wohl mit meinem Brief eine seiner Cigarren anzünden. Tröst ihn Gott!

Giovanelli fand die „Frühlieder“ epicuräisch, hermwegianisch und bedauert, daß so was von der tirolischen Jugend ausgehen mußte.

Wieder ein Lärm um nichts! Aber Weda Weber kann's viel besser als wir; und wie jener noch an uns denken mochte da er Sie als nächsten Nachbar in Bozen hatte, begreife ich schon gar nicht.

Nun, er ist jetzt todt und ich mag keinen Stein auf sein Grab werfen. Ich habe dennoch für diese Alltiroler trotz ihrer Zocherei ein bißchen Sympathie. — „Ober vielleicht wegen ihrer Zocherei!“ — flüstern Sie boshaft.

Die besten Grüße!

Wien, 19. Oktober 1845.

Ihr ergebenster

Pichler.

Ar. Cornelia.

Wundern Sie sich nicht über das kleine zierliche Papier; ich erhielt es von Emma, welche mich hat, Ihnen beiliegende Blume aus ihrem Gärtchen, als freundliches Zeichen der Erinnerung zu senden. Ihr Mädchen seid alle gegen uns verschworen, wie soll man sich da retten?

Jetzt bin ich wieder zu Hütteldorf. Die Bäume, welche ich im grünen Blätter-schmuck hinterlassen, prangen nun in Purpur und Gold: der Wind reißt ihnen, wie schläfrigen Kindern das Spielzeug entfällt, das Laub ab und streut es auf den Boden. Der Herbst ist ein Prophet: „Alles Irdische ist vergänglich und fliegt hin wie Spreu!“

Emma hat in ihrem Gärtchen jede Auster mit dem Namen eines Freundes getauft; so blühe auch ich in dem Beet mit dunkel purpurner Krone. Wir liefen lesthin zusammen durch den Garten, sie fiel in den Rasen: ich hob sie auf, einen Augenblick wiegte ich sie in meinen Armen, mir fiel ein Vers Dantes ein:

Che sia mai da me divisa!

Abends sitzen wir im Saal beisammen, denn im Freien ist es bereits zu kalt: ich lese vor oder Emma spielt auf dem Fortepiano Mozart und Beethoven.

Sie hat mich gezeichnet. Als sie mir das Blatt gab, sagte ihr Bruder: „Nun brauchen Sie ihrer Freundin nicht mehr zu schreiben, da Sie ja im Porträt nun bei ihr sind“. — Die Zeichnung sende ich mit; für Mathilde lege ich eine Sonate von Beethoven und dessen kleine Büste bei.

Heut war die Morgenbeleuchtung prachtvoll. Hoch flammten die Wolken in den Himmel empor und dann goß die Sonne ein Meer von Strahlen über die Gegend, der Reif schimmerte und glitzerte wie Juwelen, bis er zu Thau zerann. Ich schrieb ein Gedichtchen. Als Emma das Fenster öffnete, warf ich es ihr um einen Zweig gewickelt hinauf. Als Antwort erhielt ich eine Rosenkrone.

Aurora.

Dämmerhell des Ostens Weite:

Sieh des Lichtes Strom entspringt

Blaugesäumt an jeder Seite,

Wo er durch den Himmel bringt.

Auf den Wellen gleitend blinken

Purpurrosen ohne Zahl,

Purpurrosen steigen, sinken

Da und dort hinab in's Thal.

Welche sich im Laub geborgen

Deines Gärtchens, rings zerstreut,

Roth, wie sie gebracht der Morgen,

Pflüdest du sie Abends heut.

Es ist eine düstere Herbstnacht. Die Wolken jagen am Himmel hin; einzelne Regentropfen fallen schwer und kalt auf meine Stirn, die Blätter wirbeln und fliehen dahin, wie die Erinnerung an die frohen Stunden, die wir in ihren Schatten zugebracht. In Emma's Zimmer ist noch Licht. Sie und da flackert es auf und wirft grelle Strahlen durch das Fenster. Sie sitzt am Clavier. Die Töne einer Symphonie Beethovens klingen zu mir unterbrochen vom Säusen des Sturmes.

Sturmesode.

„Frei brause durch die Wolken hin“.

Vorgestern am 28. Oktober haben wir Hütteldorf verlassen. Wann werde ich wieder mit Emma Blumen pflücken? Jeden Morgen band sie mir ein Sträußchen. Sie ahnt nicht . . . und ich werde schweigen!

Allerheiligen, Allerseele; o Tage der üben Trauer, stummen Entsagens!

Jetzt sind wieder meine Stunden zwischen Wissenschaft und Kunst getheilt; besonders nehmen gegenwärtig die Werke deutscher Meister meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist etwas Ganzes darin in Sinn und Gedanke, deswegen wirken sie auch mit der Kraft voller Männlichkeit. Vor allem Dürer. Ein Bild von ihm betrachte ich stets von neuem; mir ist, als hätte er seine volle Seele hineingelegt. Der Himmel hat sich aufgethan, auf Wolken ruhen die hehren Bürger desselben. In der Mitte die heilige Dreifaltigkeit; der greise Vater, der Sohn am Kreuze, darüber der heilige Geist als Taube. Dieses Symbol hat mich immer gerührt. Sie fand keinen Platz, wo sie mit ihrem Delzweig bleiben durfte, sie slog daher zurück unberührt vom Schlamm der Fluth, welche die Erde überdeckte. Rings schweben Engelschöre, die letzten Schaaren verschwimmen unabsehbar in Purpurglut. Zu Füßen des Urvaters schwingt sich der Regenbogen durch den weiten Himmelsraum; Heilige knien reihenweise, Männer und Frauen: echte Menschengestalten voll Freude und Seeligkeit, als ob sie gerade von der Erde emporgestiegen wären, um die ewigen Feste des Himmels mitzufeiern. Ganz hinten sind zwei Mädchen, unbekümmert um alles, als träumten sie noch einmal den Traum der ersten Liebe. Der Himmel selbst mag wohl nichts Besseres zu geben haben.

Jetzt hat für mich auch die Spitalpraxis begonnen. Ich werde mir die Sache angelegen sein lassen. Wie ich mich sonst befinde? O meine Freundin! meine Gedanken sind wie der Sturm, welcher jetzt die schwarzen Wolken durch den Himmel peitscht!

Wie vieles habe ich während dieser Wochen innerlich bestanden und überstanden. Endlich giebt die Poesie das Del des Friedens auf die empörten Wogen und ich trete an's Gestade wie ein Schiffsbrüchiger; er fühlt, was er verloren, er weiß aber auch, daß er sich gerettet.

Alles liegt in der Elegie, die ich Ihnen hier schicke: Ihnen und Mathilde; hier in Wien sieht sie Niemand.

Erhebung.

„O laß mich längst Vergangenes erneuen!“

Schreiben Sie mir bald, ob meine Sendung glücklich angelangt ist.
Wien 27. November 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Herzlichen Dank für Ihre Sendung; insbesondere Ihren Brief und das Bild, welches für mich doppelten Werth hat, weil es von Emmas Hand und sehr gut getroffen ist, so daß ich darüber fast erstaunte. Es freut mich sehr, doch glauben Sie etwa ja nicht, daß Sie mir deshalb weniger schreiben dürfen; da halte ich mich lieber an Emma als an ihren Bruder, die wird mir helfen. Ihre Briefe sind ja auch Gemälde; Seelengemälde, und was wäre uns denn ein Bild, wenn sich nicht Erinnerung daran knüpfte?

Es giebt viel Schönes, aber das Schönste ist in ein reines Herz zu blicken. Darum freut es mich innig, wenn Sie mir von Emma erzählen und ich kenne und liebe sie; ohne sie gesehen zu haben. Sie lieben sie, wie Luzifer die Madonna; solche Liebe kann ich wohl begreifen. Wie seelenvoll wissen Sie im Liebe alles zu erheben und zur Harmonie zu stimmen! Ich danke Ihnen für die Elegie; könnte ich doch Emma sehen, wie würde ich sie lieben.

Wir sind alle gesund, seit langem ein seltener Fall. Wir haben ein liebes Kind zu uns genommen, Maria bringt etwas mehr Leben in unseren Kreis und ich genieße die Gegenwart, ohne mich um die Zukunft zu kümmern. Sonst dachte ich immer wenn ich mich recht glücklich fühlte: wie lang kann das dauern? Und die Sorge trog mich

nicht, denn die höchste Freude und der tiefste Schmerz grenzen so nahe aneinander, daß sie nur einen Ausdruck haben: Thränen! Wären Sie nur eben so ruhig und zufrieden! Das allein kann mich bekümmern: der Ausdruck ihres Bildes, mein Freund! zeigt nicht von Heiterkeit.

Ich lese gewöhnlich Abends Weltgeschichte von Rotted; wenn die andern zu Bette sind, ein paar Stunden, den Tag über hab' ich wenig Zeit und dann stört mich immer Marie mit ihrem Gepolde; denn sie lacht und schwätzt den ganzen Tag.

Vor einiger Zeit habe ich einen Bericht über den Tod des Dr. Bürtzenbinder auf dem Detzthalerfern gelesen. Nur selten hat mich etwas so ergriffen, wie diese einfache Erzählung und das Betragen dieser Bauern. Einige Fräulein waren sehr erstaunt, wie man von so was sprechen könne. Sie haben gar keine Vorstellung, wie unser Umgang hier beschaffen ist! Dafür habe ich aber auch den Vortheil, manches thun zu können, was sich andere nicht getrauen würden. Niemand wird etwas sagen, wenn man mir oder Matildens auf einsamen Wegen begegnet und ich brauche nie Anstand zu nehmen, Jemand zu vertheidigen, weil man denken könnte, ich dächte ebenso. So kann ich hier thun, was ich will, und das ist schon etwas werth.

Aurota gehört zu Remmon und sie konnte mir daher nicht fremdartig erscheinen.

Die Sturmesode hat mir einen recht freudigen Eindruck gemacht. Ihre neueren Dichtungen haben eine von der früheren gänzlich verschiedene Richtung. Es ist groß, das Unvergängliche im Vergänglichen verklären zu können. Die Sturmesode ist eine stolze Siegeshymne. Der Dichter darf wohl seinen Kranz in die Sterne versetzen und stolz im Bewußtsein ewiger Jugend dem Sturme trotzen, der alles Irdische beugt und zerstört.

Ernst läßt sie aus Schemnitz grüßen. Die jungen Tiroler geben dort eine Zeitschrift heraus und lassen Sie um einige Beiträge bitten.

Auch Viktoria hat mir geschrieben. Gegenwärtig geht ihr ganzes Sinnen und Trachten nach Geld, weil sie sich ein Häuschen am See kaufen wollen, dann sollte ich mit ihr dort wohnen. Das wäre allerdings recht schön!

Gott segne Sie.

Cornelie.

An Cornelie.

Gestern war Christabend. Die Kinder führten ein Stück auf: „Kunz von Kaufungen. Wissen Sie, wer es verfaßt hat? Den ersten Akt und die Hälfte des zweiten A. Stifter, der in das Haus kommt; den Rest ich, weil er nicht fertig wurde und es ihm verleidete. Da hier wacker gerauft wird, so habe ich einen Knaben und ein Mädchen, welche den guten und bösen Ritter vorstellen sollten, im Fechten eingeübt, damit alles kunstmäßig gehe. Als es nun zur Darstellung kam, ging ein Fieb trotz der Parade fehl. Das getroffene Mädchen nahm das Schwert in die linke Hand, blies eine Weile auf die schmerzende Rechte und suchte dann unter allgemeinem Gelächter weiter. Ich war Direktor und Souffleur und wurde schließlich aus meiner Höhle emporgelatscht.

Eine Stelle des Stückes will ich Ihnen beisezen. „Und Augen hat sie so tief und herzlich, daß man für immer Blick in Blick senken möchte, wer aber einmal in die Augen eines Engels geschaut hat, empfindet schmerzliche Sehnsucht, ihm wieder zu begegnen, als läge der Himmel in ihrem Grunde.“ Stifter hatte übrigens Recht, wenn er mir nachträglich sagte: daß sei ein Lappen an unrechter Stelle aufgeklit.

Zum Christgeschenk erhielt ich eine gestickte Briefftasche. Wissen Sie was das bedeutet? Daß Sie mir bald und viel schreiben sollen, damit ich etwas hineinlegen kann.

Emma schickt Ihnen alle Sterne zum Gruß. Da ich armseliger Poet aber einige dieser Himmelslichter als Transparentlampen für meine Reime benöthige, so bitte ich das ja nicht buchstäblich zu nehmen, sondern mir allernüchternst droben einige Ampeln stehen zu lassen. Gut Nacht!

Jetzt sind Weihnachtsferien. Die Arbeit im Spital läuft aber fort. Einige Zeit verwende ich auf Kunststudien. Sätzen Sie bei mir am Ofen, so würden wir uns an einer Reihe Kupferstichen nach Raphaels Logien erfreuen. Das wäre was!

Aber auch Dürer vernachlässige ich nicht. Er hat etwas von der Weise alter Patriarchen, schlicht und einfach; dann aber wieder wie ein Prophet tiefinnig und bewegt. Man meint, er habe mit dem Herrn geredet und suche nun seinen deutschen Landsleuten in der Muttersprache alles an das Herz zu legen. Da ist ein Kupferstich: „Die Melancholie“, auf diesem Blatt hat Dürer seine Muse gezeichnet; da sind ein paar Holzschnitte: Einsiedler im Walde; es weht einem frischer Tannengeruch entgegen.

Zu ein paar Liedern hab' ich angefangt — Abends; in der Frühe war aber das Zeug so katerlich, daß ich es in Fetzen riß. Ich habe mich vor mir selbst geschämt, aber die Sentimentalität muß irgendwie hinaus. Niemand macht mir mehr Verdruß, als ich mir selber und ich verdien' es redlich, wenn ich mich selbst auslache. Zum Glück kann ich das, ist's auch manchmal etwas bitter! Seien Sie nicht so thöricht, wie ich!

Glückauf zum neuen Jahre!

Wien 29. December 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ruhe und Frieden sind schöne Dinge; das fühlt man zumeist, wenn man sie nicht hat. Ich strebe auch immer und aus allen Kräften darnach; doch streben heißt nicht besitzen. Haben wir denn so wenig Macht über uns selbst! Ich weiß wohl, was mir angewiesen ist, ich kenne die Grenzen, in die ich gebannt bin und doch gehe ich, in meinen Wünschen wenigstens, gar oft darüber hinaus. Ein seltsames Gefühl beengt mich immer, wenn ich unter vielen Menschen bin. Es zieht mich hin; ich möchte mich ihnen nähern, aber da ist mir's, wie manchmal im Traum; ich möchte reden, die Stimme versagt mir; ich will die Hand ausstrecken und kann mich nicht rühren. Wie glücklich sind doch die Kinder, die sich überall so leicht anschließen! Manchmal kommen mir lebhaftere Erinnerungen aus meiner Kindheit vor die Seele; das ist wohl eigentlich die glücklichste Zeit, wenigstens bezahlen wir da unsre Freuden nicht so theuer wie später. Ich zwar war zugleich sehr leidenschaftlich und sehr verschlossen und deshalb immer von Eifersucht gequält; erst später legte ich nach und nach diese Thorheiten ab; ich weiß aber, wie viele Thränen sie mich kosteten. Einmal war bei meinem Vater ein Offizier einquartiert, der Mathilden besonders liebte, sie immer herumführte, und sein Schwesterchen nannte. Ich weiß nicht, weshalb ich ihn so liebgewann; ich konnte stundenlang neben ihm stehen, um ihn anzusehen oder sprechen zu hören, aber er redete nie mit mir. So ging's mir immer und natürlich betrückte mich dies sehr. Jetzt denke ich gar oft an dergleichen Begebenheiten und lächle darüber.

Grüßen Sie mir Emma. Sie hat ganz recht, mich an die Sterne zu weisen. Wenn ich Abends im Freien bin und sie blinken nach und nach hervor, schaue ich sie an und denke, vielleicht blickt Emma auch hinauf und da ist mir's dann, als wären wir uns nahe. Neulich träumte mir auch viel von ihr, bis mich die Mutter rief und ich erwachte.

Die Stelle von den Engelsaugen wird wohl zu errathen sein, denke ich; ernstlich wünsche ich aber, Emma möge wirklich Kind sein und die Worte: „Kinder sehen alles anders“ bewähren. Ich muß Ihnen aber auch sagen, daß mich die Stimmung Ihres letzten Briefes betrübte. Sie war bitter und ungerecht. Liebe finden wir immer, sehen Sie nur um sich! — Ich möchte gern Schwesterlich mit Ihnen zanken, darf ich denn nicht? Ich glaube, ich habe einiges Recht dazu. Ich bitte Sie, lachen Sie nicht mehr in solchen Augenblicken, ich kann es nicht vertragen. Schreiben Sie

mir darüber, so viel Sie wollen, aber nichts wie Sie sagen: Späßhaftes. Wir haben wohl Alle manchmal solche Stimmungen, ich will es nur gestehen, und wenn mir zu stark wird, löst es sich in Thränen auf; bei Ihnen aber verschmilzt es in Harmonie, schön und beruhigend.

Was Sie mir über Kunstwerke schreiben, ist mir ganz klar, und ich habe Ihre Darstellung des Bildes Raphaels wohl verstanden. Ja, wer auch nur einmal Gott geschaut hat, gehört der Erde nicht mehr an, er muß stets aufwärts nach ihm den Blick richten. Hier sehe ich nichts solches, dafür lese ich gegenwärtig den Götz von Berlichingen. Ich wollte, ich könnte Ihnen den Eindruck beschreiben, den solche Meisterwerke auf mich machen! Von jeher fühlte ich das Gute und Schöne lebhaft; ich glaube, der Geschmack ist das einzige Talent, das ich besitze, aber zum erstenmale als ich Shakespeares Schauspiele las, fühlte ich diesen hellen bleibenden Eindruck, der mich über das Leben und seine beengenden Verhältnisse weghob. Diese Stimmung bleibend zu erhalten, wäre das schönste Glück: da bin ich eins mit mir und Gott; auch hoffe ich und strebe darnach; aber alles, was ich erlebte, erinnert mich an die Worte, welche Sie mir einst sagten: „Frauen sind nicht gemacht dem Leben mit einem Griff sein Geheimniß zu entreißen; ihnen muß die goldene Frucht der Hesperiden langsam reifen“.

Der Brief Victorias, den ich bereits erwähnt, enthielt viel Freundliches und Vertrauliches von ihren Wünschen, Hoffnungen, Plänen, auch hat er mir bewiesen, daß sie mich genauer kenne, als sonst irgend Jemand, daß wir Vieles mit einander gemein haben und daß wir doch nie mehr zusammen passen würden. Zeit und Verhältnisse haben uns mehr getrennt, als die Entfernung vermag.

Nun ist's aber sehr spät, meine Augen mahnen mich zu schließen. Mama und Mathilde senden Ihnen viel herzliche Grüße.

Nicht wahr, Gedichte zerreißen Sie nicht mehr? Wär' es nicht besser, Sie ließen endlich einige drucken?

Grüßen Sie mir Emma. Gute Nacht!

Cornelie.

An Cornelie.

Schon mehrmals ergriff ich die Feder, legte sie aber wieder bei Seite, weil ich so gar nichts briefwerthes wußte. Ich sitze in meinem Lebensschifflein und habe die Hände in den Schoß gelegt; es gleitet ohne Ruder Schlag fort, ohne daß ich das Ziel weiß.

Heute, Faschingsonntag, habe ich mit meinen Landsleuten ein großes Concert besucht. Das war etwas! So etwas hört man in Tirol freilich nicht; aber ich muß mich jedes Urtheiles enthalten, weil ich zu wenig geübt bin, lange und verwickelte Tonreihen aufzufassen. Burtcher hat einige urtirolische Lieder gemacht, Sie lesen sie vielleicht neben jener Novelle von mir in einem Album Seidls, der uns Tirolerbuben als poetische Rekruten pressen will. Uebrigens macht mir die Schriftstellerei wenig Sorge. Ergreift mich ein Stoff, gut; schreiben um zu schreiben werd' ich nie. Unsere Literatur kränkelt ohnehin daran, daß sie ein Gewerbe wurde; die Leute leben davon und müssen sich, um zu leben, überreizen oder nach dem Leisten arbeiten. Soll man auch unsern Buchhändlern nichts schenken, so ist doch in gewisser Beziehung das Honorar für manche Leute, die weit besser Schuster oder Pfannenflücker geworden wären, und für die Literatur, die sie verpfluchen, ein Unglück. Wir leiden an den Literaten. — Lesen Sie etwas von Platen? Er ist der Meister poetischer Technik; schade, daß ich ihn nicht früher kennen lernte. Seine Hymnen sind allerdings gewagt, wenn man an Pindar denkt und er hat sich von diesem auch nicht emancipirt, trotzdem er die Dreigliederung des Strophenbaues nicht versuchte. Seine Lustspiele sind abstracte Kunstwerke, was soll Aristophanes in Deutschland, wo jeder Hofrath den Poeten einsperren lassen kann, der vor ihm nicht die Kappe zieht. Was soll auch all der schöffle Literatur-

klatsch in klassischen Anapäst? Der Trimeter taugt auch nicht überall für den Fünffüßler. Er ist zu getragen für unsern Dialog und auch hier zeigt sich, daß man die Griechen studiren aber nicht nachahmen soll.

Emma gab mir nach dem Ball zwei Hyacinthenknospen aus ihrem Kranz als Frühlingsgruß für Sie und Mathilde. Nun — da sind sie und ein kleines Lied:

Vorfrühling.

„Ein leises Frühlingsrähen weht“.

Damit die Frucht schwerer wird, lege ich für Mathilde noch das Volkslied von Mendelssohn bei, für Sie den Oedip auf Colonos.

Vorgestern hätte ein gefährlicher Sturz meinem Leben bald ein Ende gemacht. Es lag Alles auf der Messerschneide; ich kam jedoch glücklich mit einer tüchtigen Contusion davon, deren Nachwirkung die kalten Ueberschläge wohl heben werden.

Wien, 26. Februar 1846.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Mein Freund! Sie aus einer großen Gefahr gerettet zu wissen, erfüllt mich mit der höchsten Freude. Gott sei dafür gelobt! Muß ich mich jetzt nicht hundertfach der wiedererwachenden Natur freuen; wenn ich daran denke, daß Sie uns Allen erhalten, auf das Neue geschenkt seien. Jetzt fühle ich, wie wahr der Ausspruch ist: „Darin liegt die Beruhigung, daß man den Menschen am Leben weiß, wenn man auch noch so entfernt von einander lebt“.

Um eines bitte ich Sie: daß Sie mir recht bald schreiben, alles genau erzählen und mir Nachricht geben, wie Sie sich jetzt befinden, ob Sie auch, wie ich es wünsche und hoffe, gar keine üblen Folgen spüren; ich wäre sonst immer in Sorgen.

Mein Brief ist unterbrochen worden und einige Tage liegen geblieben, weil unsere kleine Marie bedenklich krank war, jetzt ist sie wieder besser und ich nehme das Blatt wieder vor, um es heute zu vollenden.

Ich danke Ihnen herzlich für alles Uebersandte; das Volkslied ist recht schön, einfach und ansprechend; Mathilde wird Ihnen selbst dafür danken. Die Recension der Frühlieder von Gabriel Seidl ist im Allgemeinen sehr günstig, nur Gilm und Schnell kommen ziemlich übel dabei zu. Mir gefallen die Gedichte von Gilm vor Allen und noch besser als die von Purtscher, doch freue ich mich auch darauf, von diesem etwas Neues kennen zu lernen.

Auf Ihre Novelle bin ich sehr begierig. Sie mögen immerhin darüber lächeln, aber ich meine, es könne Sie Niemand so gut kennen, solchen Antheil an Ihnen nehmen, wie ich. Was Sie leisten, kann Jedermann schätzen, aber ich weiß, was Sie sind.

Für die Mittheilung der Gedichte danke ich Ihnen auch. In den meisten neueren, Emma gewidmeten, Liedern ist mehr Musik der Sprache und das Wesen der Muse spiegelt sich auch in den Dichtungen. Nichten Sie ihr viel, recht viel Herzliches aus.

Gute Nacht.

Cornelie.

An Cornelie.

Gestern empfing ich Ihren Brief und heute schon fragte mich Emma, ob ich angefangen habe, ihn zu beantworten. Sag' ich: „Das hat noch Zeit!“ — so schickt sie mich aus und eine Freundin hilft wacker mit. Wie soll ich mich aus dem Kreuzfeuer retten?

Heute möchte ich um eine Gefälligkeit bitten: bestellen Sie die Beilage auf einer bairischen Post. In Oesterreich rettet man ja den Staat dadurch, daß man heimlich Briefe, die in das Ausland gehen, öffnet.

Sie kennen den Maler Fischbach? — Ich habe auf Stifter's Empfehlung bei ihm ein Bild gesehen. „Schwärger auf den Bergen“. Das thut wohl auf all die Scheinheiligkeit der Nazarener.

Gegenwärtig nimmt mich die Spitalpraxis sehr in Anspruch. Ich behandle einen Lungenkranken. Einen Lehrling, roh und ungebildet, aber das Herz noch rein und kindlich. Mehrere Tage war er zwischen Tod und Leben. Eines Abends nun, wo der blaue Himmel gar so schön in's Zimmer schaute, sagte er zur Wärterin: „Ich möcht' den Frühling doch noch einmal sehen!“ Er hob das matte Auge sehnsüchtig dem Glanz entgegen; als er müde zurücksauf, bat er: man solle ihm doch wenigstens einige Blumen bringen. Es geschah. Er betrachtete sie eine Zeitlang und schlief dann ein. Sie entglitten seiner Hand, so daß der Kofler, auf dem er ruhte, ringsum damit bestreut war.

Ich habe ein Gedicht: „Das Kolosseum“ fertig; es ist zu lang, um es abzuschreiben.

Für Mathilde den Marsch aus den „Ruinen von Korinth“ von Beethoven, für Sie seine Biographie. Der Marsch ist sonnenhelle Musik; es ist als ob die Säulen klängen.

Emma hat Blumen angefaßt; die wollen aber nicht aufgehen. Ich nede sie dafür oft genug. Sie trug mir einen Gruß auf.

Ich sehe sie täglich; der Freude an ihrer Goldseligkeit mischt sich jetzt Wehmuth bei. Zuerst war sie mir nur eine schöne Erscheinung; dann folgte ich ihr wie ein Schlafwandler seinem Gesirne ahnungslos, unbewußt, vor dem Rand des Abgrundes, in den mich die wachsende Leidenschaft gestürzt hätte, bin ich aufgewacht; ich sah mit Schrecken, daß sie mir nie gehören werde und raffte mich auf. Jetzt bin ich ihr gegenüber nicht ruhig aber gefaßt und betrachte es als hohen Gewinn, daß ich mich bezwungen, ohne ihr mein Geheimniß zu verrathen. Doch befremdet mich eines: sie ist seit den letzten Wochen nicht mehr so unbefangen, wie früher; fast möcht' es mich betrüben, — betrüben? Wie thöricht! —

Ich habe nichts zu hoffen und darf nun auch nicht besorgen, daß die Trennung, die doch einmal unabweisbar eintreten muß, ihr neuen Kummer bereite.

Warum wehleidig sein?

Wien, 12. April 1846.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Für Ihre Sendung unseren Dank. Den Brief habe ich gestern am 7. Mai in Reichenhall bestellt. Ich wünsche nur, daß Sie öfter für uns solche Aufträge hätten; Reichenhall ist ein freundliches Städtchen; mit uns waren ein paar Cousinen, von denen die eine jung, sehr hübsch und fröhlich ist, möchten Sie nicht dabei gewesen sein? Wir walfahrten dann zur Ruine Karlstein. Pepi ist ein wenig schwärmerisch und fragte, ob denn gar keine romantische Begebenheit von jener Burg bekannt sei? Mathilde war gleich bereit zu erzählen; es war aber kein Wort wahr. Ich habe mich köstlich unterhalten.

Heute habe ich wieder die Blätter gelesen, welche Sie einst in Innsbruck für mich schrieb. Die ersten Worte, welche meinen Blick auf etwas Höheres leiteten! Sie führten mich in eine andere Welt. Damals ahnte ich nur, jetzt verstehe ich, was Sie mir sagen wollten. Sie habe ich immer verstanden, aber nicht allzeit Ihre Worte. Wären nur die drei Monate hinüber und wir zusammen auf dem Mönchsberg. Ich zähle das ganze Jahr immer von jener Zeit.

Sie fragen, wie es mit der Weltgeschichte steht? Da werden Sie mit der Antwort nicht sehr zufrieden sein; ich bin es selbst nicht. Langsam, langsam bin ich beim

Ende des römischen Kaiserreichs angelangt. Für ein solches Studium sind die Schritte eines Frauenzimmers zu kurz; ich habe auch wenig Zeit frei und ungefüßt.

Von Fischbach habe ich voriges Jahr drei Bilder gesehen; die wiedergefundener Kinder, die Fischerin und die Blumenzeit. Das letzte gefiel mir vorzüglich, es war so kräftig und wahr und doch so zart; ich meine, ich habe Ihnen schon einmal davon geschrieben.

Ich werde sehr oft unterbrochen, doch heute will ich mein Blatt fertig schreiben, um Sie nicht länger warten zu lassen. Mathilde will auch noch einige Zeilen beilegen, obwohl Ihr Fluch in Erfüllung gegangen ist und das Gespenst des zu schreibenden Briefes sie vom Morgen bis zum Abend ängstigt.

Eigentlich gibt es wenig zu berichten, unser Lebenskreis ist so beschränkt und einförmig, daß sich darüber fast nichts sagen läßt; selbst was sich in uns anders oder fester gestalten mag, entwickelt sich unbemerkt nach und nach. Ich könnte Ihnen nicht einmal vor schwärmen wie Emma, wenn ich auch gestehe, daß es eine Zeit gab, wo ich auch gern träumte. Ich war damals noch sehr jung, wuchs gänzlich einsam auf und las sehr gern Romane; da war es wohl natürlich, daß sie mir ein wenig den Kopf verrückten und ich meine Zeit mit Träumereien verdarb. Jetzt könnte ich wohl über die Zerrbilder lachen, mit denen meine Welt bevölkert war. Der Himmel sügte es aber gnädig, daß ich bald darauf mehr von der wirklichen Welt zu sehen bekam und dann lernte ich Sie kennen, seit jener Zeit gab ich die Romane, Ideale und Träume auf. Sie leiteten mich auf das Wesentliche und wenn mich auch zuerst ein Anflug von Ironie fast kränkte, so mußte ich Ihnen im Stillen bald recht geben. Wollte ich gegenwärtig schwärmen, so wäre es für Seume; mögen seine Gedichte sonst hohen Werth haben oder nicht: seine Persönlichkeit spricht mich mächtig an. Sie lächeln dazu, nicht wahr?

Sie haben Emma und den Frühling: schreiben Sie bald.

Sie sind nicht glücklich? — Ja Emma und den Frühling! Sie Waldmensch verstecken sich gar nicht einmal auf die Zeichen dieses Frühlings. Doch ich will schweigen; es kommt ja doch alles und Sie erzählen mir dann, wie Jemand eine Quelle, die mächtig aus dem Gestein des Berges bricht, mit der Hand aufhalten wollte.

Ja seien Sie glücklich! Grüßen Sie Emma, sie möge Sie an's Schreiben erinnern.

Gott behüte Sie.

Cornelie.

An Sebastian Ruf.

Wie steht es denn mit Dir, lieber Mastele? Wahrscheinlich trinkst Du Dein Glasele, tröstest die „Gestörten“ im Narrenhaus und foppt die „Gestörten“ außer dem Narrenhaus.

Bist Du im Verkehr mit Brigen? — wie wird da jeder tüchtige Kopf vernagelt, damit er ohne Murren das Zeichen des Lammes trage! Jetzt greift der finstere ultramontane Geist aus Baiern herüber; die deutschen Esel merken nicht, daß die Franzosen dahinter stehen. Ich habe den Verkehr mit dem Hieropolis am Eisaß fast aufgesiekt. Ist es wahr, daß man zu Innsbruck acht Handwerksburschen abfing, weil sie verdächtige Lieder sangen? — Der österreichische Geschäftsträger soll ja am Rhein die Gränzsperrre beantragen, um die communisistischen Ideen abzuwehren? Die Herren gleichen der Schildwache im Hamlet, welche den Geist mit der massiven Hellebarde niederschlagen will. Dann soll die Liedertafel aus politischen Gründen aufgehoben sein?

Die Geschichten in Galizien! So faßt denn diesen nichtswürdigen polakischen Abel die Nemesis und läßt ihn durch seine Leibeigenen, deren Menschenrechte er 1830 nicht aussprechen wollte, niederschänden und niedermürgen. Mir fallen immer die fürchtbaren Worte ein, welche Nischlos der Cassandra auf ihrem Todesgange in den

Mund legt; nichts ist aber trauriger, als daß aus dem Gedächtniß der Menschen die Vergangenheit wie mit einem Schwamm weggewischt wird und sie blind dem Schicksal entgegen tappen. Retternich, dieser loyale Hort der Legitimität im Bunde mit schnapstigen Nordbrennern!

Wenn irgendwo, tritt in der Geschichte der Gegensatz schroff und schneidend hervor: Das was wird und werden soll. Daran ist auch Christus gestorben.

Ich studire fleißig praktische Medizin. Leider raubt mir die Sorge für den Unterhalt manche Zeit und das ermüdende Stundengeben erschwert mir den Besuch der Klinik. Ich thue, was ich kann und hoffe, es soll gehen. Meine übrigen Verhältnisse sind leidlich. Ab und zu lese ich wohl auch ein Capitel von Hegels Geschichte der Philosophie, um hier nicht ganz zu vergessen, was ich so mühsam gelernt. Du studirst wohl noch Feuerbach und an Stoff zu Aphorismen fehlt es Dir wohl auch nicht. Zur Diskussion hast Du ja mit Flir und Schuler Gelegenheit und Deine schwarzen Brüder werden Dich wohl auch sonst in Übung halten.

Macht das Vogner Burgele noch Verse? — Erotica würde sie dem gestrengen Onkel wohl nicht zeigen. Störe sie ja nicht!

Uebrigens hört man von Euch gar wenig; seid Ihr so brave Hausfrauen?

Schuler habe ich schon öfter gebeten, mir jenes Volkslied: „Innsbruck ich muß dich lassen“ zu senden; bring die Sache in Anregung und grüße Alle!

Wien, 15. Mai 1846.

Dein

Pichler.

Sebastian Ruf an mich.

Du bist so „mir nichts, Dir nichts“ von Innsbruck fortgegangen, ohne mir noch Gelegenheit zu geben, Dich umarmen zu können. Das hat mich etwas verstimmt. — Du hast mir versprochen, die Uebersendung der „Réflexions et Maximes“ des Rochefoucauld zu besorgen; allein auch dieses hast Du vergessen. Und das hat mich auch wieder verstimmt. Du hast so lange, so lange von Dir nichts hören lassen — und das hat mich auch wieder verstimmt — u. s. w.

Und nun zur Beantwortung Deiner Fragen. Das Volkslied: „Innsbruck! ich muß dich lassen“, habe ich von Dr. Schuler, trotz vieler Ermahnungen, nicht erhalten können. Du kennst seine Natur. Man ärgert sich, es ist aber ärgerlich, daß man sich ärgert. Man muß rein stumm werden, wie ein Fisch.

In Betreff der Communisten hat es seine volle Richtigkeit. 14 arme Handwerker, die es gewagt zu sagen: Wir sind auch Menschen wie ihr, wurden plötzlich ergriffen und eingekerkert. O die Bibel, die Bibel! die ist ein Volksbuch! Erst jetzt sehe ich ein, warum man sie dem Volke so lange entzogen! „Liebe den Nächsten, wie Dich selber!“ Miß nach diesem Maasstab die reichen Christen. Lieben sie sich nicht Alle sammt und sonders mehr als den Nächsten? Aus der Apostelgeschichte wird häufig der Text angeführt: „Die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele“. Allein man führt nur die eine Hälfte des Textes an, die andere wird übergangen: „auch sagte nicht Einer von Etwas, das ihm gehörte: daß es sein sei; denn sie hatten Alles in gemein“. Cap. 4. 32.

Der Besitz ist immer exclusiver Natur. Was ich besitze, kann ein Anderer nicht besitzen, was ich mir zueigne, wird dem Andern entzogen. Man lebt nur auf Kosten Anderer. Bin ich reich, so ist der Andere arm. Denn was ich zu viel habe, hat ein Anderer zu wenig. Der Arbeiter „ist seines Lohnes werth“; er soll die Früchte seiner Arbeit genießen; allein es ist umgekehrt. Der Arbeiter darbt, der Andere genießt. Der Reiche frisst und feiert sich krank, der Arme hungert und arbeitet sich krank. Es sollen aber Alle gesund seyn. In einem wahren Staate ist — „Alles gemein“; der wahre Staat ist eine „Gemeinde“. Die Rechte Einzelner sind immer nur Vorrechte.

Vorrechte aber sind nur Beeinträchtigungen Anderer. Das Vorrecht ist der Feind des Rechtes. Das Interesse Aller soll bezweckt werden: nicht das Interesse Einzelner auf Kosten der Uebrigen. Jeder soll seine Bestimmung erreichen können; soll sich zu dem entfalten können, wozu ihn die Natur bestimmt hat. Nur das Interesse Aller ist auch das Interesse jedes Einzelnen. O, wenn die Armen es einmal nicht mehr erlaubten, daß es Reiche gebe! Doch genug hiebon.

Die Liebertafel ist eingegangen. Du weißt, wie Professor Heibegger von jeher dagegen protestirte. Es ist ihm gelungen. Die Zeiten sind schlecht, lieber Freund! Man geht mit Gewalt darauf los, die Jugend zu corrumpiren. Man rühmt immer die Kraft des Glaubens, selten die Kraft des Wissens. Aber schaut David und Salomon an, wie sie weinen und klagen! Schaut Spinoza und Goethe an, wie herrlich sie dastehen!

Schau' sie nur an, wie sie sind: sie scheuen sich zu leben und scheuen sich zu sterben. Nur mit „Furcht und Bittern“ suchen sie ihr Heil! Sie dienen Gott und vernachlässigen den Menschen. Sie wissen es nicht, daß man nur dann Gott dient, wenn man den Menschen dient. Sie dienen den Menschen nicht, weil ihnen das zu lästig ist. Sie dienen nur Gott, weil ihnen selbst damit gedient ist.

Seit dem Herbst habe ich nichts mehr nach Wien gegeben. Ich habe Deinem Rathe gefolgt. Dagegen sende ich jetzt Vieles nach Deutschland hinaus, wo es mit Freude aufgenommen wird. Ich habe auch einen längeren Aufsatz ad vocem philosophia geschrieben, den ich Dir gerne zusenden möchte. Ich glaube wir werden übereinstimmen. — Schreib mir bald wieder!

Hall, 27. Mai 1846.

Dein Sebastian.

An Cornelia.

Wenig Neues! Ich wollte eigentlich nur für die Bestellung meines Briefes danken. Meine Arbeiten sind meist Handwerk, was Sie kaum interessirt. Wenn nur nicht immer das Gerche von Wissenschaft dabei wäre!

Sie schreiben von einer reizenden Cousine. Die muß ich freilich sehen. Ich erzählte das Emma. Sie zog ein schiefes Mäulchen, lachte dann, trällerte ein Liedchen und lief davon.

Sie lesen Scume? Er war kein großer Dichter, aber ein fester Mann. Unsere Jugend könnte ihn zum Muster nehmen.

Unter meinen Aphorismen habe ich eine gefunden, welche Sie vielleicht zum Nachdenken veranlaßt:

„Das Leben des Mannes beginnt mit dem Denken, das des Weibes mit der Liebe.“
Wien, 29. Mai 1846.

Ihr

Pichler.

Cornelia an mich.

Ja die Cousine! Die ist nicht nur manchmal schwärmerisch, sondern alles was man wünscht, besonders nach ihrem beliebten Ausdruck süßlich. Sie und Viktoria konnten einander nicht ausstehen, es war aber auch der entschiedenste Gegensatz der Naturen. Im Umgang ist sie sehr angenehm, sehr heiter und so soll es nicht an Unterhaltung fehlen. Emma's schiefes Mäulchen hätte ich gern gesehen; Sie blinzel mit offenen Augen, haben Sie das verdient?

„Das Leben des Mannes beginnt mit dem Denken, das des Weibes mit der Liebe“. Sagen Sie lieber: Mit dem Leiden! Bis dahin verändeln wir unser Leben mit Nichts, was können wir Anderes? Ich weiß schon, Sie werden dagegen vieles einzumenden haben, aber wären Sie gestern Abends hiergewesen, Sie würden mit mir

einverstanden sein. Wir hatten Besuch und da wurde denn aller Kummer und Schmerz, den wir zu ertragen haben, zergliedert. Ich kann solche Gespräche nicht leiden und gebe mich dann gern etwas leichtsinnig. Es ist immer ein unangenehmes Gefühl, das was wir selbst schwer tragen, uns von Andern erzählen zu hören, wenn wir diese zu wenig achten, um ihnen unser Inneres aufzuschließen; aber peinlich wird es, wenn wir zugleich fühlen, daß ein drittes schwer dadurch verletzt wird. So ging es mir gestern.

Ich wollte, ich lebte auf dem Lande, einsam mit einer ruhigen, gleichmäßigen Beschäftigung, das kann ich mir noch wünschen und warum sollte mir nicht auch ein Wunsch erfüllt werden? Ich fordere ja nichts Unmögliches. Vor einiger Zeit sah ich auf dem Mönchsberg ein Landhaus, das wäre ein Genuß da zu wohnen; es heißt das Johannisblühgen. Wenn Sie herauf kommen, muß ich es Ihnen doch zeigen.

Wann kommen Sie?

Cornelie.

An Cornelie.

Von Emma setze ich Ihnen gleich anfangs einen Gruß her; ein mehr lästiger als bedeutender Zufall hält sie in das Zimmer gebannt; es hat nämlich beim Theemachen die Spiritusflamme ihren Vorderarm verbrannt, so daß sie auch jetzt noch Eisumschläge dulden muß.

Ueber meine Stimmung gebe ein Lied Aufschluß, den Anlaß bot die Wirklichkeit genau so wie es die drei ersten Strophen angaben. Die Schlußwendung wurde von mir beim Anflingen der Gläser gedacht.

Nach Salzburg komme ich ganz bestimmt, im Juli jedoch kaum mehr.

Toast.

„Es blinken unter Blumen Becher“.

Wien, 8. Juli 1846.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Mit diesen Zeilen empfehle ich Ihnen eine Freundin Emmas; ein gar gutes artigcs Mädchen, dessen Bekanntschaft Ihnen gewiß Freude machen wird. Sie war eine der zwei, welche in meinem Gedicht den Toast ausbringen.

Emma befindet sich gegenwärtig zu Pirawart. Die Mutter bedurfte eines Bades und so zog die ganze Familie mit. Ich bin auf einige Wochen hingereist, um meinen Schüler für das Gymnasium vorzubereiten. Die Gegend ist sehr einförmig, das Volk hat wenig Physiognomie, so beschäftige ich mich in einsamen Stunden, aus den Runsen der Hügel Versteinerungen zu klauben, die hier massenhaft vorkommen.

Ich habe nach manchem Schwanken den Entschluß gefaßt, mich aus dem Hause zurückzuziehen. Setze ich die Lektionen fort, so bin ich in meinen medicinischen Studien gehemmt. Ich muß fertig werden! mir ist wie einem Schwimmer, der mit aller Kraft dem Ufer zustrebend von feindlichen Winden mehr und mehr in die Ferne getrieben wird, weil ihm der Arm gebunden ist, mit dessen Hilfe er allein den Widerstand überwinden könnte.

Dann mein Verhältniß zu Emma! Ich habe meine Leidenschaft tapfer niedergelämpft; kaum bin ich jetzt meiner Herr geworden, so scheint in ihr die Liebe zu erwachen, so daß uns die Leute bereits als zusammengehörig betrachten. Ich habe mich gegen sie nie erklärt und sie ist zu unerfahren, mich zu durchschauen. Wie soll ich länger in ihrer Gegenwart aushalten? Urtheilen Sie selbst!

Aber warum denn nicht? Möchte man mir einwerfen. Ich habe allerdings Aussicht in längstens zwei Jahren selbständig zu werden; würden jedoch ihre Eltern, nament-

lich die Mutter ein Verhältniß ihrer Tochter mit einem Manne dulden, der vorläufig weder Amt noch Titel hat und ihr Haus als Lehrer betrat! Um so weniger, da sie ja bereits einen vermögenden Landwirth aus Mähren in Aussicht genommen haben.

Emma wird mich als eine der schönsten Erinnerungen durch die Welt begleiten; ich will ihr scheidend die Hand reichen und dann zurückkehren in meine graue Einsamkeit.

Ich beabsichtige einen Cylus auszuarbeiten: „Deutsche Auswanderer“, zwei Gedichte: „Die Vertreibung der Zillertthaler“ und „Scume“ sind bereits fertig. Vielleicht gehört mir selber das dritte.

Wirawart, 2. August 1846.

Ihr

Pichler.

An Cornelia.

Emma ist mein, mein, mein!

Lassen Sie mich aufathmen in diesem Meer von Glück und Seligkeit, das mich umfließt: Doch ich will erzählen.

Sie wissen, ich war entschlossen, Emma für immer zu meiden; die letzten acht Tage unseres Zusammenseins wollte ich ihr noch mild und ruhig in das Auge blicken und dann fort. Als wir einmal zusammen über Feld gingen, redete ich von meiner nahen Abreise; sie erschrak, ihr Auge füllte eine große Thräne, ich sagte ihre zitternde Hand. Noch einmal bezwang ich mein Gefühl und wandte mich ab. Wir trennten uns, unsere Blicke gestanden jedoch das bange Geheimniß der Seelen.

Mich trieb die Unruhe rastlos herum. Endlich lehrte ich zurück; sie saß in der Laube, den Bleistift in der Hand, schnell ein Blättchen Papier faltend. „Ich störe Sie?“ fragte ich. „O nein“, stammelte sie, ich habe den ersten Versuch gemacht zu dichten“. — „Darf ich es lesen?“ — Das Blatt entglitt ihren Fingern, ich hob es auf, ein flüchtiger Blick, sie lag in meinen Armen und ein Kuß loberte auf wie die Flamme am Altar der Ewigkeit. Was das Blatt enthielt?

„Ich hab' gekämpft lang, gelitten auch,
Als herb dein Mund und kalt dein Auge war;
Zu bergen wußt' ich es nach Mädchenbrauch,
Es machte nichts mein Leiden offenbar!
Doch nun, da mild auf mir dein Auge ruht,
Und wie zum Kusse deine Lippen winken,
Weiß kaum zu bergen ich des Herzens Gluth,
An deine Brust möcht' ich für immer sinken“.

Werfen Sie mir nicht vor, ich sei besserer Einsicht untreu worden; es schien mir unrecht, das Thor zu diesem Glücke aufzusprengen, sollte ich es aber zurückstoßen, da es mir unverhofft und reizend entgegenschwebte? Es ist keine Verlobung auf sieben Jahre; in manchen Gegenden ist Mangel an Aerzten, also leicht Unterkunft. Bis dahin müssen wir unsern Bund verheimlichen, dann mögen sich die Eltern fügen. Um so mehr, da mir Niemand einen trivialen Grund unterschieben kann: im Hause ist der Aufwand zu groß, als daß viel Vermögen vorhanden sein könnte.

Ich lese gegenwärtig das hohe Lied: Diese Bruchstücke aus dem Liebesleben jenes orientalischen Königes voll glühender Begeisterung und Schönheit! Mögen die Theologen über die Bedeutung desselben zanken; sie haben nie geliebt, oder vergessen, wie ein Kuß von weichen vollen Lippen alle Pulse in zitternde Bewegung setzt und emporreibt. Ich will dieses Lied genießen, wie man einen Becher süßlichen Weines schlürft: überall Duft, Feuer, Seeligkeit.

Kurz zuvor saß ich in der Laube, das Buch vor mir aufgeschlagen: „Wo ist denn dein Freund hingegangen, du Schönste unter den Weibern? Wo hat sich dein

Freund hingewandt? So wollen wir mit Dir ihn suchen. — Mein Freund ist hinabgegangen in den Garten zu den würzigen Kräutern, daß er sich weide unter den Blumen und Rosen breche. Mein Freund ist mein und ich bin sein, der unter Rosen sich weidet. Du bist schön, meine Freundin, wie Thirza, lieblich wie Jerusalem, wende deine Augen von mir, denn sie entzündn mein Herz“.

Eine blaue Beere flog auf das Blatt; ich wandte mich um, durch die Neben guckte Emma's lächelndes Gesicht. Ihr braunes Haar floß auf eine dunkle Traube und mißchte sich mit den Blättern und Ranken des Weinstodes. Ich zog sie an mich. Da legte sich ein Weinblatt, als wollt' es uns die Sonne des Kusses nicht gönnen, zwischen unsere Lippen. Sie pflückte es, nun liegt es zum Andenken jener Stunde zwischen den Blättern der Bibel, dort wo von Salomon und Sulamith geschrieben steht. Gebichtet wird wenig; ich lebe und wie! Doch ja, ein kleines Liedchen hier.

Der Kuß.

Die Sonne längst gesunken,
Der Abend mild und lau,
Unzählig gold'ne Funken
Durchleuchten hell das Blau.
Und lichte Engel schweben
Umwalt vom Wollensaum,
Dein Mund, . . . ich fühl' ihn beben
Auf meinen Lippen kaum.
Da guckt durch's Laubgewinde
Ein Engelsangeficht:
„Ob ich den Heimweg finde?
Ist hier der Himmel nicht?“

Wie rasch sind diese acht Tage dahin! Ich muß Pirawart verlassen, um nicht Verdacht zu erregen. Aber auch die wenigen Wochen, welche mich von Emma trennen, werden dahinschwinden und die Freude des Wiedersehens soll um so größer sein.

Schon übermorgen reise ich ab. Da wollen wir in Salzburg alle trauten Plätzchen aufsuchen und von Emma reden, welche Sie liebt wie eine Schwester, ohne Sie zu kennen. Auch das soll werden!

Emma läßt Sie grüßen! Doch nein, sie soll Ihnen selbst schreiben.

* * *

Mein Trauter wünscht, daß ich Ihnen meine Grüße selbst sende und gern will-fahre ich seinem Wunsche.

Aber vor allem will ich Sie um die Erlaubniß bitten: Du sagen zu dürfen, es klingt ja viel schöner, viel deutscher, als das steife, kalte Sie. Ich möchte Allen, die ich achte und liebe Du sagen, nicht wahr, meine theure Cornelia? Wie sehne ich mich, Dich zu sehen, mit Dir zu sprechen. Ich hoffte vergangenen Sommer diese Freunde zu haben, aber wie es beinahe immer mit unseren Reiseprojekten geht: es blieb beim vornehmen. Doch so Gott will, wird auch dieser Wunsch erfüllt, wenn Adolf und ich das Ziel all unsers Strebens und Trachtens erreicht haben.

Viele viele Küsse an Dich und Deine Schwester.

Gott sei mit Dir!

Emma.

* * *

Darf ich von den vielen, vielen Küssen nicht einige für mich abziehen? Ich schicke Ihnen dafür zwei Stellen aus einem Briefchen, das sie mir heute Früh zugesteckt.

„Ich muß Dir etwas gestehen, mein Geliebter. Denkst Du noch daran; es war die Zeit der Schneeglöckchen, von denen ich Dir die ersten brachte: — wir waren später nach Hause gekommen, als wir hätten sollen. Als ich in das Zimmer trat,

fand ich Dich auf dem Sopha eingeschlafen; das Haar floß von der Stirn auf den Arm nieder, der sie stützte, Dein Gesicht war ganz verändert, jeder herbe Zug weggeschwächt, um den Mund ein Hauch milder Ruhe. Ach! ich wollte mich zu Dir niederbeugen und Dich küssen, leise leise nur; da schlugst Du den Blick auf; — hast Du nicht bemerkt, wie ich verwirrt vor Dir stand? Erwacht warst Du ganz anders; jener Ausdruck von Troß zeigte sich wieder, der mich an Dir so tief betrübtete.

Im vorigen Frühjahr war ich einmal auf Dich ernstlich böse, weil Du mich mit Deinen Sarkasmen so peinigtest; ich glaubte Dir ein recht finsternes Gesicht zu machen und Du bemerktest nicht einmal was davon.

Aber jetzt! Wenn ich in Dein treues Auge schaue, wenn mich Deine heißen Küsse fast erschrecken, da vergaß ich alles, alles und weiß nur noch daß ich Dich liebe, ja Dich liebe, Dich mehr als alles liebe!

Heut gingen wir erst um $\frac{1}{4}$ nach 10 Uhr nach Hause; die Sterne schimmerten hell, der Mond kam feurig roth herauf, es war feierlich still! Ach hätt' ich nur in dein Aug blicken dürfen, das mir freundlicher glänzt als alle Sterne der Nacht! Wie selig wird es sein, wenn ich es ungehindert thun darf, wenn mir Niemand mehr verbietet, Deinem Wort zu lauschen, wenn Deine Heimath mein Heimath sein wird und uns nichts mehr trennt als Gottes Wille".

* * *

Jetzt aber nichts mehr von Emma! Ich wollte zuerst von ihr nicht reden. Das böse Mädl! Wovon das Herz voll ist, geht der Mund über.

So eine Liebe ist denn doch der Mai des Lebens!

Darum liebten die Griechen ihre Götter lieben.

Da haben Sie vieles, aber nicht viel.

Pirawart, 25. August 1846.

Ihr
Pichler.

* * *

Ueber meinen Aufenthalt in Tirol kann ich dieses Mal gar nichts berichten. Es blieb mir kaum eine Erinnerung, so ganz erfüllte Emma mein Herz. Wie die Schwalbe zum Nest eilte ich daher sobald als möglich zu ihr nach Wien! Es war ja das erste Mal in meinem Leben, daß das Glück bei mir einkehrte.

* * *

An Cornelia.

Endlich wieder in Wien. Emma ist in meiner Abwesenheit höher und schlanker geworden, das Antlitz blässer, der Ausdruck innig und sehnsuchtsvoll. Ihre Küsse heißer; ist es denn möglich, daß wir uns noch mehr lieben können! Der Verdacht ist bereits rege, wir werden scharf beobachtet. Um eine vorzeitige Entdeckung zu hindern, muß ich alle Schlaueit aufbieten, um so mehr, da meine Emma keine Verstellungskunst besitzt und ihr immer die Seele klar und lauter aus den Augen schaut.

Abends lese ich hie und da Homer vor.

Ich bewohne jetzt in der Alservorstadt ein hübsches Zimmerchen und habe einen Pagen; einen Gymnasiasten von 12 Jahren, der mir die Kleider reinigt, Aufträge besorgt und wohl auch abschreibt. Als Livree müß' ich ihm wohl roth und grün geben, die Farben der Rose.

In der Medicin wird mit doppeltem Eifer gearbeitet, so weit es möglich, da im Spital noch keine Kranken auf der Klinik sind.

Von Emma tausend Grüße und ein Blatt!

Wien, 11. Oktober 1846.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

So recht mein Freund! Das sind mir liebe Briefe und liebe Lieber, schreiben Sie nur immer solche. Ich will gar nicht klagen, daß Sie mich so lang auf Nachrichten warten ließen, denen ich mit Sehnsucht und Ungeduld entgegen sah.

Es hat mich unendlich gefreut, daß Emma einige Zeilen beischrieb. Sie ist wahrlich lieb und gut! Ich lege für sie ein Blatt bei, geben Sie ihr's mit Gruß und Kuß. Ich will Ihnen vor der Hand ihre Küsse noch überlassen, zur rechten Zeit werde ich sie dann schon einfordern. Erinnern Sie sich daran, wie Sie schrieben: „Möchte sie mir nur ein Mal einen Kuß aufgeben, den wollte ich herzlich gern in Empfang nehmen und — für mich behalten“. Wäre ich mit Emma zusammengekommen, so würde Ihr Geheimniß wohl früher verrathen worden sein, aber es hat sich doch so alles schöner gefügt.

Gestern waren wir in Maria Blain. Es war ein prachtvoller Herbsttag. Wallfahrten ist ein schöner Gedanke, aber in einer düstern mit Vergoldung und Schnitzwerk überladenen Kirche kann man doch nicht beten und tritt man heraus, ist alles so licht und schön und groß! Beim Heimgehen leuchteten die Sterne; ich sah zum Polarstern hinauf und sandte Ihnen und Emma einen Gruß.

Mathilde wird den Winter über zu Innsbruck bleiben. Das ist mir freilich nicht lieb für mich, — da ich aber selbst glaubte, daß es für sie, besonders in Hinsicht auf ihre Gesundheit gut sein werde, muß ich mich darin ergeben.

O wie beneide ich Sie um den Genuß bei Ihren Vorlesungen! Und wie beneide ich Emma, die zuhören kann. Ich kenne Homer nicht und wenn ich ein solches Werk lese, so ist das nicht die Hälfte von dem, was es so vorgetragen wäre. Es ist doch alles ganz anders; man kann erst recht genießen und sich freuen in Gemeinschaft. Was Sie in den Aufzeichnungen von Spinoza sagen: „Daß Ihnen beim Lesen seiner Sätze sei als ob Sie in den Nachthimmel blickten“, gerade diesen Eindruck macht mir Goethes Iphigenie, so oft ich sie lese.

Ich muß Ihnen sagen, daß ich Emma noch mehr lieben und achten muß wegen der Stelle in ihrem Brief, welche Sie mir mittheilten. Es liegt eine Festigkeit darin, welche ich nicht erwartet hätte. Ich denke aber an Jean Paul, der glaub' ich sagt: Es sei vielleicht noch himmlischer einer fremden Liebe mit still glückwünschendem Herzen zuzuschauen, als selbst zu lieben.

Vergessen Sie ja nicht, daß Sie mir Ihr Bild versprochen haben. Das von Emma gezeichnete ist mir sehr lieb, doch es gehört zur „Elegie“ und ich möchte Eins zum „Kusse“ haben. Jetzt sollen Sie sich malen lassen.

Wenn Sie Ernst auffuchen wollen, so ist es mir gar sehr lieb, er ist nicht ganz zufrieden.

Cornelie.

An Cornelie.

Sie beneiden Emma um meine Vorlesungen? — Das kommt zu früh; die Mutter scheint sie absichtlich fern zu halten, wie denn der Verdacht sehr rege ist. Indeß nur noch wenige Monate. Mit dem zweiten Semester schließt mein Studium und ich werde dann offen und ehrlich dem Vater schreiben.

Man lauert uns auf; da thun wir kalt gegeneinander und reden von gleichgültigen Dingen. Sie und da gelingt uns ein Blick, wir streifen uns, manchmal ein leiser

Händedruck und wär das Alles nicht, so sind wir doch im gleichen Raume. Gestern trat sie in die halbdunkle Fensternische, sie löste eine Rose aus ihrem Strauß und küßte sie, kaum mochte ich sie in der Ferne vom zarten Mund unterscheiden und legte sie auf das Gesims in den Schatten. Nun steht sie im Glas neben meinem Bette und ich denk', ich habe sie vor dem Einschlafen sogar geküßt. Kindisch, kindisch, kindisch! — Aber selig sind die Kinder und ich bin lang genug ernsthaft gewesen, wie ein Uhu auf einem alten Schloß.

Geht die Liebe doch überall den ganzen Weg. Wenn im Oberinntal ein Bursch von seinem Mäd'l Abschied nimmt um nach Arbeit zu wandern, so küßt er einen Stein, sie nimmt ihn mit in ihre Kammer und bewahrt ihn zu treuer Erinnerung, bis er im Herbst heimkehrt.

Der Fraß versteht sich auf's Küssen, wie ein Spaß auf's Kirchenstehlen, so sinkt und gewandt; da sie aber kleiner ist als ich, muß sie immer auf die Fußspitzen trippeln, um mich mit ihrem rothen Schnäbelchen zu erreichen. Gestern gab es einen kleinen Spaß. Die Kinder, sie und ich saßen an einem Tisch; zwischen uns ein dicker ungarischer Pfaff. Emma wollte ihre Sammtschühlein auf meinen Fuß setzen; ich machte eine leise Wendung und so gerieth sie auf den Kanonentiefel des Pfaffen. Dieser fing gar behaglich an zu schmunzeln. Nun merkte sie es, nahm aus Verlegenheit ein Buch verkehrt in die Hand, klappte es wieder zu und stand auf um etwas zu holen. Sie hob drohend den Finger: da werd ich es schön kriegen!

Beiliegendes Puppenspiel: „Der Faust“ möge Ihnen beweisen, daß ich abwesende Freunde nicht vergesse. Sie haben es vielleicht zu Innsbruck als Kind im Kopperlg'spiel mit geringen Abweichungen aufführen gesehen. Es reicht in alte Zeiten zurück und giebt einen Begriff davon, welche Bedeutung die deutsche Bühne jetzt haben mußte, wenn sie sich aus solchen Anfängen ohne Störung entwickelt hätte.

Sie sind wohl schon für den Winter eingehäufelt?

Wien, 16. November 1846.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ihr kurzes Briechen hat mich sehr gefreut, weil es mir zeigt, in welcher glücklichen Gegenwart sie leben.

Daß Sie das Herz haben, Emma so böshaft zu necken, ist unverantwortlich. Sie ist viel zu gut; soll ich ihr nicht ein bißchen Unterricht in der Kunst den Pantoffel zu gebrauchen, geben? Sie könnten dabei an ihre Vertheidigung denken, so wäre für alle Theile gesorgt. Auch habe ich ja ein vollständiges Sündenregister von Ihnen in Händen und wenn Sie nicht geduldig sind und uns nach Herzenslust reden und Complotte schmieden lassen, so soll sie Alles zu lesen bekommen. Sie sehen, es bleibt nichts übrig, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Für den Faust herzlichen Dank!

Wir sind allerdings eingehäufelt: nur flößt mir die Mutter Sorge ein, sie ist manchmal unwohl und bei diesem Alter darf man nichts leicht nehmen.

An Emma Gruß und Kuß.

Cornelie.

An Cornelie.

Seit meinem letzten Briefe sind vier Wochen verflossen. Vier Wochen! In dieser Zeit kann sich einiges ändern und es hat sich viel geändert! —

Emma und ich wurden getrennt!

Sie schrieb ein Zettelchen an mich und wurde dabei von ihrer Mutter ertappt. Ihr Vater schrieb mir am gleichen Tage und verbot mir das Haus. Das war vor-

käufig in Ordnung und ich habe nichts anderes erwartet. Ich antwortete ihm ernst und ruhig; freilich ohne Erfolg. Am ausgebrachtesten war ihre Mutter. Emma erklärte ihr jedoch mir treu bleiben zu wollen unter jeder Voraussetzung. Auf allerlei Schleichwegen unterhalten wir einen brieflichen Verkehr. Da zu erwarten stand, daß man sie überwachen und früher oder später geradezu fragen werde, ob sie von mir Briefe erhalte, so wollte ich diese dictiren, damit sie erwidern könne: „Er schrieb mir nie mehr!“ — Sie antwortete umgehend: „Ich habe Deinen Vorschlag überlegt, ist er nicht Falschheit? Ich werde den Muth haben der Mutter zu entgegnen: „In allem will ich Dir gehorchen, treu und offen wie bisher, nur darin nicht, daß ich ihm entsage“. Emma war ebler als ich. Mich hat all die Niedertracht, die ich seit früher Jugend erfahren, falsch gemacht; aber vor dem frommen Blicke meines Mädchens sinkt das alles in Nichts zurück und ich bin wieder geklätert. Was vermag ein Weib, wenn es ganz Weib ist!

Eine Dienstmagd verhilft uns hie und da zu einer Zusammenkunft. So leben wir von gestohlenen Augenblicken des Glückes: sie treu und ergeben, ich scheinbar ruhig. O stöße die Zeit meinen Wünschen voraus und ich könnte sie bald, bald mein Weib nennen; sie ist gut, wie der lichte Tag!

Wieder vier Wochen! Die Lage ist unverändert; Emma hält mich in Fassung, wenn Groll und Leidenschaft überschäumen wollen. Sie schaut mit heiterem Muth in die Zukunft; die Geduld ist eine weibliche Tugend.

So eben erhalte ich Nachrichten von Mathilde, die mich mit Freude und Trauer erfüllen. Mit Freude, weil ich von ihrer glücklichen Liebe und halbigen Vermählung höre; mit Trauer, weil ich die schwere Krankheit ihrer guten Mutter erfahre.

Schreiben Sie mir doch recht bald, wie es geht und seien Sie meiner aufrichtigsten Theilnahme versichert.

Möge sich für uns Alle der Unsegen, den uns der Schluß des alten Jahres gebracht, bald zum Heile wenden!

Wien, 20. Januar 1847.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Aus Ihrem langen Schweigen und aus dem kurzen Briefe kann ich wohl Ihre Stimmung erkennen, so wenig Sie auch darüber sagen. Aber Emma hat Recht; wenn die Gegenwart drückend ist, können Sie doch mit heiterem Muth in die Zukunft schauen, welche Ihren Anstrengungen den schönsten Lohn verheißt. Alles, was Sie mir von Emma schreiben, erhöht meine Achtung und Bewunderung für sie, ich bin demüthig, wenn ich an Emma denke. Doch meine herzliche Liebe soll mir noch ein Anrecht auf ihre Freundschaft geben. Ich bitte Sie, richten Sie ihr einstweilen recht viele Grüße und Küsse aus; die Zeit wird mir zur kurz, sonst hätte ich ein Blatt beigelegt.

Meine Mutter erkrankte gleich, nachdem ich meinen letzten Brief an Sie abgeschickt hatte und ist noch immer krank, obwohl sie zeitweise auf sein kann. Ich hoffe das Beste von einem Landausenthalt im Frühling. Ich habe wohl viele angstvolle Stunden gehabt, doch trugen auch manche Umstände bei, mir diese zu erleichtern. Vorzüglich lieb war mir Mathildens Abwesenheit, es blieben ihr dadurch viele Sorgen erspart und ich wünsche, daß sie die schöne Gegenwart so ungetrübt als möglich genießen möge. Daß ihre Liebe sie dauernd glücklich machen wird, hoffe ich und es macht mir große Freude zu bemerken, daß jemehr sie Ganahl kennen lernt, ihre Liebe immer inniger wird. Sie scheint sich überhaupt zu Innsbruck sehr wohl zu fühlen, das ist auch kein Wunder!

Gott schütze Sie und Emma.

Cornelie.

Emma an Cornelia.

Du wirst Dir unser langes Schweigen nicht erklären können, meine Cornelia! Nur ich bin daran Schuld, oder vielmehr meine vielen Geschäfte. Wir haben nun ein Schwesterlein mehr und da bin ich schon seit sieben Wochen Hausfrau, Kind- und Krankenwärterin. Ich habe noch keine ruhige halbe Stunde gehabt, sonst hätte ich Dir gewiß längst geschrieben. Auch jetzt kann ich Dir nur danken für die unendliche Freude, die Du mir durch Deine lieben Zeilen gemacht hast.

Mein Trauter mag Dir sagen, wie sehnlich ich immer wünschte, Deine nähere Bekanntschaft zu machen. Könnte ich nur ein paar Stunden mit Dir sein! Ich hätte Dir so vieles mitzutheilen, doch Geduld, Geduld, die Zeit ist nicht fern.

Viele herzliche Grüße.

Ich muß die Feder weglegen; wenn mich nur die Zeit nicht so drängen würde! Mein Adolf mag noch etwas beisehen; böshast wie immer!

Leb wohl, meine Freundin! Gott segne Dich.

Deine Emma.

* * *

Da haben Sie unsere kleine herzige Hausfrau, wie sie leibt und lebt: Die Hände voll Arbeit, das Aug voll Liebe und auf den Lippen die süßesten Küsse. Böshast wie immer!

Da darf ich denn doch ihren Brief nicht ganz ohne Glossen fortschicken. Sie sagt:

a. „Unser langes Schweigen“. — Unser! Wie die Pfarrhäuferin vom Geflügel.

b. „Kindeswärterin!“ Ich hab ihr gesagt, wenn sie so fortfahre und sich vor dem Wiegen nicht Zeit nehme zu schreiben, was denn einmal in Zukunft — Sie ließ mich aber nicht weiter fahren und hielt mir den Mund zu. Sie hätten nur sehen sollen, wie schnell sie ihr Gesichtchen an meine Brust versteckte, ich fühlte die Gluth der Wange durch alle meine Kleider, erst nach einer Weile fand sie, ohne die Augen aufzuschlagen, den Weg nach meinen Lippen, um einen warmen Kuß drauf zu drücken.

c. „Ein paar Stunden mit Dir sein!“ Warum nicht noch mehr? Was fange ich derweil an? — Etwa spazieren gehen, wie leßt'hin, wo ich bei einem Stellbchein im grimmigen Frost Schildwach brannte, daß ich fast hätte in die Wolken fahren mögen vor Kälte und Langerweile.

Und Sie wären schließlich wohl gar im Stand, ihr meine Briefe zu zeigen! Emma! Wenn sie einmal mein Weib ist!

Ihre Liebe ist ein Feuer, das alle Unnatur aus einer Seele läutert! nach soviel Vertiegenheit ein Mensch zu sein und nur ein Mensch!“

Wöchten sich nur auch die äußeren Verhältnisse gestalten und mit der heutigen Sonnenwende auch für uns der Frühling kommen!

Wien, 21. März 1847.

Ihr

Bichler.

An Cornelia.

Durch Ernst erfahre ich, daß es mit der Mutter etwas besser gehe und nicht alle Hoffnung verschwunden sei. Mich hat diese Nachricht innig erfreut; lassen Sie uns vertrauen, es wird alles gut werden. Auch Emma nimmt innigen Antheil.

In Tirol hat man einen Preis für das beste Schützenlied ausgesetzt. Ich habe nicht mitgethan. Nach meiner Ueberzeugung kommt bei solchen Anlässen nie viel heraus. Wer mag oder vermag ein Lied zu dichten, wie es die Preiscommission verlangt? Del und Wasser läßt sich nicht mischen; das Vaterland und Metternich haben

nichts miteinander zu schaffen. Purtscher, der hier das meiste Zeug hätte, blieb abseits; ebenso Gilm, der die Herren in einem drastischen Gedicht verhöhnte.

Ich sichte die Poesien der letzten zwei, drei Jahre; viele unnütze Reimereien fallen unter den Tisch. Vollendetes oder gar nichts.

Dafür lege ich Ihnen zwei Gedichte Walters von der Vogelweide bei.

„Sage mir Mädchen, was ist die Liebe.

Heil jener Stunde, wo ich sie erkannte“.

In unseren Verhältnissen hat sich nichts geändert.

Wien, 17. April 1847.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Emmas liebe Zeilen haben mich innig geireut. Aber mit Ihnen bin ich unzufrieden. Sie beschäftigen sich also wieder mit Ihren Gedichten! Wenn Sie doch wenigstens das, was Sie nicht herausgeben wollen, mir zum Bewahren gäben, was sollte das schaden? Ihnen könnte es ja gleich sein und mir würde es so große Freude machen! Ich sage nichts gegen „Ihr Vollendetes oder gar nichts!“ Ob Sie nicht gar zu streng sind, will ich nicht fragen, aber warum sollen Ihre Freunde sich nicht an Gedichten erfreuen dürfen, die, wenn auch keine Meisterwerke, doch immer Mittheilungen Ihres Geistes und Ihrer Gefühle sind.

Selten hat mir etwas so gut gefallen, wie die Liebeslieder Walters. Sie sind so natürlich und warm. Bringen Sie doch in die Ferien mehr mit!

Ueber Viktoriens Häuslichkeit erhalte ich durch ihre Mutter Nachricht: von der Geburt und dem Tode ihres zweiten Knaben und ihrer Gefahr dabei. Doch war sie zur Zeit, als ihr Mann schrieb, schon wieder gesund. Ich fürchte, sie wird ihr Glück nicht lange genießen.

Hier habe ich Niemand, mit dem ich vertraulich reden könnte; meine Cousine habe ich gern, denn sie ist die Gefälligkeit und Gutmüthigkeit selbst, sonst ist sie aber so verkehrt in Folge ihrer Verhältnisse, daß man oft nicht weiß, ob man lachen, seufzen oder sich ärgern soll. Doch ich bemitleide sie; hätte sie das Glück gehabt, einen aufrichtigen Freund oder eine verständige Freundin zu finden, was hätte sie werden können! Es empört mich, wenn ich sehe, wie die Männer gewöhnlich mit den Mädchen spielen, als wären es Puppen, eben nur da, um ihnen eine zeitlang zur Kurzweil zu dienen. Haben Sie dann einem Mädchen den Kopf vollends verdreht, dann sind diese Herren die ersten, den Stab zu brechen, und von Dummheit, Leichtfinn und so weiter zu sprechen. Sie müssen wissen, ich habe wieder nähere Bekanntschaft mit einem dieser Sorte gemacht.

War doch der Winter so öd und traurig! Aber jetzt sprossen die Blumen und wir gehen auf das Land und Mathilde kommt wieder aus Tirol!

Cornelie.

An Cornelie.

Genießen Sie den Frühling aus voller Seele; Mathilde im Glück ihrer bräutlichen Liebe; die Wiedergenesung der lieben Mutter mag Ihnen werden wie ein schöner Morgen. Ich habe wieder eine böse Zeit. Unsere Zusammenkünfte wurden entdeckt, die Eltern, welche unser Verhältniß abgethan hielten, grollen und zürnen. Eine Liebschaft mit einem Studenten! Ich habe deren gar manche kennen gelernt und die Eltern ließen, wenn sich eine Aussicht bot, die Sache ruhig gelten. Hängt doch über allem Menschlichen der Zufall! Doch ich will nicht klagen; es verrinnt so wie so Tag wie Tag und das ist auch ein Glück.

Noch kann ich Ihnen nicht sagen, wann ich nach Salzburg komme! Hier ein Sonett Purtscher's!

Wien, 2. Juni 1847.

Ihr

Pichler.

Sonett.

Zwei siechten einst daheim; vor ihrem Scheiden
 Schon ahnend wie die Schwinge los sich stähle,
 Befragten sie sich noch, was jeder wähle:
 Ob Lust in Ewigkeit, ob ewig Leiden.
 Da sprach der links: „Mich Elenden zerquäle
 Abseits von Gott ein selbstgenügsam Meiden!“
 Der rechts in Thränen lächelnd und bescheiden:
 „Daß milde Gott zum letzten Flug mich stähle!“
 Und nun, was glaubst Du, hat sich nun begeben?
 Es ist zu groß, als daß ich es verhehle:
 Ich sah den einen stolz hinunterschweben.
 Der Andre, lebzig stieg er seiner Fehle
 Und hoch darüber scholl es zum Erbeben:
 Gott siegelt nur die freie That der Seele.

Adolf Purtscher.

An Johann Schuler.

So hat denn auch mein letztes Schuljahr geschlossen! Ich darf mir das Zeugniß geben, ich habe tüchtig gearbeitet. Die Medicin ist jetzt ein schweres Studium; Bücher können die Anschauung nicht ersetzen; mit dem alten Schlenbrian, der Salben schmiert und Mixturen kocht, ist es für immer vorbei. Die pathologische Anatomie schuf neue Grundlagen. Nach den geistreichen Paradoxien der Naturphilosophie, welche Schelling und seine Schule apophoristisch orakelten, nach dem Mysticismus, der auch die Medicin verfinstern wollte, sehen wir endlich auf dem festen Boden der Wirklichkeit und wanken Schritt für Schritt vordringend uns hier das Gebiet erobern.

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, im Leichenhof hundert Sectionen zu machen. Da keine Studenten mehr hier sind, so bin ich bei meinen Beobachtungen in keiner Weise gehemmt. Ich lasse mir von den Spitalärzten, welche die Krankheit behandelten, kurz den Verlauf derselben und die wesentlichen Symptome angeben und halte dann diese Berichte mit den Sectionsbefund zusammen. Zu Hause mache ich dann Aufzeichnungen für den späteren Gebrauch.

Wo der Dichter bleibe? Dazu habe ich jetzt keine Stimmung. Wer kann während des heftigsten Kampfes singen? Vielleicht später!

In fünf Wochen etwa hoffe ich Sie zu begrüßen.

Wien, 7. August 1847.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ihnen darf ich kein Wort des Trostes sagen, für Sie verrinnt Tag für Tag, aber Emma! Sie muß mit ihrem reinen, edlen Herzen die Erfahrung machen, wie hoch ein Kampf für die Wahrung der Freiheit des Herzens zu stehen komme gegen jene, an welche uns von Natur aus Liebe und Achtung knüpfen muß. Lassen Sie Tag für Tag verrinnen; was Sie jetzt nicht erzwingen, wird die Zukunft der Standhaftigkeit als schönen Preis gewähren.

Wie unendlich freue ich mich heuer auf Ihre Ankunft! Die Tage Ihrer Anwesenheit sind mir ja immer Festtage, nach denen ich schon das ganze Jahr rechne und jezt, wo ich mich so verlassen fühle, mehr als je. Ich habe ja hier gar Niemand, der mir ein ermutigendes Wort sagte, darum verläßt mich auch manchmal der Muth. Ich glaube schon geschrieben zu haben daß Mathilde 14 Tage hier war; dieser schnell vorübergegangene Besuch läßt mich meine Einsamkeit noch mehr empfinden.

Auch Ganahl war hier, und ich muß gestehen, daß er mir viel besser gefiel, als ich erwartete. Ein Besuch aus Tirol! Da genieße ich erst recht das Leben, da höre ich wieder heimathliche Sprache. Jedes Plätzchen ist mir hier lieb und bekannt, aber die Menschen bleiben mir ewig fremd. O, wie freue ich mich auf Ihren Besuch, mein Freund! Wie viel werden Sie mir erzählen müssen! Von einem Stündchen kann aber nicht die Rede sein, das sage ich Ihnen voraus. Sie werden doch ein paar Tage hier bleiben? Ich wollte, Sie kämen bald, damit Sie uns noch auf dem Lande träfen, wahrscheinlich werden wir aber Ende dieses Monates, oder Anfangs des nächsten in die Stadt ziehen. Wir könnten hier viel ungestörter plauschen und im Freien herumgehen. Das wäre gar schön! Wenn es möglich, möchte ich Sie noch bitten, mir mit ein paar Zeilen den Tag Ihrer Ankunft genauer zu bestimmen; ich habe mancherlei Geschäfte, daß ich vielleicht den ganzen Tag in der Stadt sein muß oder richtiger gesagt, einige Tage, wir beziehen eine andere Wohnung, da habe ich vieles zu besorgen, ehe wir unseren jetzigen Aufenthalt verlassen.

Mir ist schon jezt recht leid, wenn wir unseren Landaufenthalt verlassen. Zwar komme ich nur selten aus dem Zimmer und ich wäre andererseits wieder froh, wenn wir wieder glücklich in unserem Winterquartier eingerichtet wären, aber wann werde ich dann wieder Wiesen, Bäume und Berge sehen? Und wenn ich hier Morgens oder Abends eine Viertelstunde im ungestörten Verkehr mit mir selber verbringen kann, gewinne ich wieder auf's Neue Ruhe und Kraft. Seit ich die Hoffnung auf die Genesung der Mutter aufgeben mußte, werde ich wohl oft muthlos.

Ich wurde in meinem Schreiben immer unterbrochen, darum habe ich mich nun losgemacht und ein einsames Plätzchen gesucht, um einmal wieder wie ehemals mit Ihnen frei sprechen zu können. Das Flüstern der Bäume im Windhauch, die Töne der fernern Abendglocken klingen auch jezt noch so heimisch und süß in die Seele, wie Stimmen alter theurer Freunde und es wird mir frei und leicht zu Muth, wenn ich rings Schönheit und Ruhe um mich finde. Die Unendlichkeit der Natur läßt uns unser Wesen mit seinen Sorgen so klein erscheinen und dann doch wieder so groß in der Kraft, die Welt zu erfassen und in sich vollendet zurückzustrahlen. Die Natur findet ja auch ihre Verklärung im Geiste des Menschen. Ich denke oft an Ihre Gespräche über Spinoza; es ist mir unbegreiflich, wie nicht jedes unbejangene Gemüth die Schönheit und Heiligkeit seines Gedankens erkennen sollte.

Von meiner Mutter herzliche Grüße; ihre Gesundheit ist immer schwankend, doch freut sie sich, Sie zu sehen!

Cornelie.

An Cornelie.

Nach Salzburg komme ich in der ersten Hälfte des September. Bis ich hundert Sectionen gemacht habe, bleibe ich zu Wien, dann wage ich einen Streifzug nach Ungarn.

Emma befindet sich dort im Bade. Sie hat den Eltern mit voller Entschiedenheit erklärt, nicht von mir zu lassen und da haben sich diese mit ihr von Wien entfernt. Man wird Alles aufbieten, den Dämon, der ihr Herz verzaubert, zu bannen. An seine Stelle soll langsam, langsam jener Landwirth rücken, den man ja für sie seit Jahren in Aussicht nahm. Er soll ein tüchtiger Oekonom sein; ich habe ihn zu Wien

einmal gesehen, ich bemerkte an ihm gar nichts Besonderes. Er liebt Emma; was mich betrifft, so würde ich ein Mädchen aus den glühenden Umarmungen eines anderen nur dann nehmen, wenn dieser andere — todt wäre. Ich habe für ihn keinen Haß, ja nicht einmal eine Spur von Eifersucht. Die Eltern fördern diese Verbindung in jeder Weise, nun ja! ihre Vermögensverhältnisse sind, wie ich erfahre, etwas unsicher und er ist wohlhabend. Mein häuslicher Herd wäre freilich anfangs sehr bescheiden. Und dennoch, ich nähme Emma ohne jeden Kreuzer, ja jetzt sogar arm lieber, als reich. Dann hätte ich für nichts zu danken.

Zum Schluß des Schuljahres habe ich den Eltern wieder geschrieben, ohne Trop, veröhnlich im Ton der Bitte. Ich erbot mich zu Allem; ich verzichtete darauf, ihr Haus zu betreten, nur gestatten solle man mir, an Emma offene Briefe, die durch ihre Hände gehen sollten, zu richten. Keine Antwort! Wie ich erfuhr, waren sie über meine Frechheit empört.

Nun gut! Ich werde auf die Rechte, die mir Emmas Herz eingeräumt, nie verzichten; ich darf es nicht! Sie bleibt meine Braut vor Gott und den Menschen.

Ich mag nicht fortfahren; mein Blut beginnt zu kochen.

Ich hab' ihr versprochen, nach Ungarn zu kommen und ich werd' es thun!

Leben Sie wohl!

Wien, 20. August 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelia.

Sie erhalten diese Zeilen aus Innsbruck. Ich war in Ungarn. Ich lag in einer elenden Dorfneise verborgen; einmal gelang es mir, Emma im Park zu sehen, dann wurden wir verrathen. Die Wuth der Eltern über meine Verwegenheit, die alle ihre Pläne kreuzte, war grimmig. Sie hatten einflußreiche Verbindungen; man warnte mich und so begab ich mich über die nahe Grenze nach Steiermark in Sicherheit. Jeder Versuch, von hier aus Fäden arzu spinnen, war vergeblich.

So machte ich mich denn auf die Reise, quer über die Alpen und auf den nächsten Bergen. Bis Schwaz ging ich zu Fuß, jede Leidenschaft dieser Wanderung bleibt meiner Seele eingepägt, sie zu schildern, werde ich nie versuchen!

Schreiben Sie mir nicht.

Innsbruck, 24. September 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelia.

Am 26. November von 5—7 Uhr Abends habe ich mein erstes medicinisches Rigorosum bestanden. Ende Februar will ich an das zweite. Sollte in Tirol ein guter Platz für die Praxis frei sein, so rüde ich nach Osterreich, sonst bleibe ich bis Oktober hier im Spital. Man rieth mir auch, ich solle Journalist oder Schriftsteller werden. In Osterreich! Welche alberne Zumuthung an einen Menschen, der schließlich was gelernt hat! Sagen Sie das Alles meinen Freunden zu Innsbruck.

Und Emma? Jede Verbindung ist abge schnitten. Wäre sie wie Gudrun unter brutalen Feinden, ich würde nichts besorgen. So häßlich man sie mit Sanftmuth, Milde, Nachsicht, umspinnt sie mit seidenen Fäden; soll sie den Kampf gegen die Eltern länger fortsetzen? Man wirft alle Schuld auf mich, ja! wären wir noch im Mittelalter, man hätte mich längst wegen Magie vor den Ketzerichter geschleppt. Mein Aufenthalt in Wien ist mir verleidet und es wird mir oft schwer, die Bitterkeit gegen Menschen und Verhältnisse niederzukämpfen. Welche Dede liegt vor mir!

Ich muß über diesen Abgrund weg, oder versinken.

Schreiben Sie mir nicht!!

Es ist gut, daß Sie nach dem Tode der Mutter Salzburg verlassen haben. Die schönen Stunden, die wir dort verlebte, wollen wir in lebendiger Erinnerung behalten. Sie werden sich nicht wiederholen, was hätt' ich auch dort zu suchen? Es beruhigt mich, daß Sie am neugegründeten Herde Ihrer Schwester ein trautes Heim gefunden haben! Grüßen Sie mir Alle!

Wien, 10. December 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelia.

Vier- oder fünfmal setzte ich mich an den Schreibtisch, aber es ging nicht: Zorn und Gram beherrschen mich zu sehr. Da muß man mit sich selbst fertig werden und wie Jakob mit dem Engel Jehovas ringen und bleibt auch die Hüfte lahm. Betrachten Sie mein bisheriges Schweigen als einen Gedankenstrich; man setzt ihn dort, wo der höchsten Freude, dem tiefsten Schmerz der Ausdruck versagt.

Von Emma weiß ich nichts. Ihr Schicksal liegt in ihrer Hand, mir bleibt Treue heilige Pflicht.

* * *

Eine große, gewaltige Zeit ist angebrochen, weg mit allem Liebeskummer, wo wir für das Höchste der Menschheit mit Leib und Seele einzustehen haben!

Aus meiner Brust ist alle Unruhe verschwunden.

Hat uns Gott all das Herrliche wie im Traum bescheert, so wird er uns auch das tägliche Brod schenken! — Er sei gepriesen! —

Vorwärts!!!

Wien, 7. April 1848.

Ihr

Pichler.

* * *

Eh ich von den Märztagen, dem Feldzug an der wälschen Grenze, dem Oktober erzähle, will ich noch das Ende meines Bundes mit Emma kurz mittheilen.

Es war nicht tragisch, nur gewöhnlich, wie man es ja in dieser Weise alle Tage erlebt.

Ich zog in den ungewissen Krieg; ich wollte ein festes Ja oder Nein! Am Vorabend des Ausmarsches ging ich in ihre Wohnung, oder fiel wie der Blitz aus blauem Himmel in die Gesellschaft.

Ich holte mir auch jetzt das entschiedene Nein der Eltern!

Emmas Schicksal lag in ihrer Hand. Sie reichte im November diese Hand dem Landwirth.

Als Denkmal jener Zeit blieben die „Lieder der Liebe“. Dieser Cyclus schildert sie mit einer Wahrheit, daß ich ihn auch jetzt nicht ohne Bewegung durchblättern kann.

Mit der Vergangenheit war ich fertig; ich ließ die Todten ihre Todten begraben. Für mich begann eine neue Zeit, fest und entschlossen wandte ich mich ihren Aufgaben zu!



Illustrierte Bibliographie.

* **Als Eskimo unter den Eskimos**, von Heinrich W. Klutschak. Wien. U. Hartleben.

Walroßthran als Lebensmittel für einen Europäer ist doch sicherlich eine Vorstellung, die einen jeden halb lächerlich halb widerwärtig dünken wird? Nun dieser Klutschak berichtet ganz ernsthaft, auf einer monatelangen Fußwanderung durch die



Aus „Als Eskimo unter den Eskimos“. Verlag von U. Hartleben in Wien.

Einöden des Nordens seien er und seine Begleiter nur deswegen so knochenweich geworden, weil ihre Thranschläuche allzu früh geleert gewesen seien; von halbrottem Rennthierfleisch allein könne der Mensch nicht leben, dazu habe dasselbe einen zu geringen Fettgehalt.

Und wenn er schildert, wie er nach zweijährigem Leben unter den Wilden zuerst wieder in civilisirte Gesellschaft und zu civilisirter Küche kommt, behauptet er, diese habe seinem Magen nicht mehr zugesagt und sogar seinen Geschmack nicht befriedigt — ein Satz, der allerdings so abenteuerlich klingt, daß man kaum Glauben an ihn gewinnen kann. Man sieht, auch unsere Zeit bietet zu Robinsonaden noch Gelegenheit, unsere Erdkenntniß, die doch nun beinahe die ganze Kugel abgesehen hat, noch Platz dazu: dafür ist das vorliegende Buch ein Verweis.

Doch beginnen wir den Bericht über den seltsamen Inhalt des oben genannten Buches vorschrittsmäßig von vorne! Dasselbe behandelt — um zunächst die Hauptsache herauszuheben — die neueste der unzähligen Expeditionen zur Aufklärung des Dunkels, des über dem Untergange Franklins liegt. Aber keine der gewöhnlichen, über die sich nur sagen läßt, daß so und so viel Schiffe mit erlesener Mannschaft und Borräthen auf



Aus „Als Eskimo unter den Eskimo“. Verlag von A. Hartleben in Wien.

Jahre hinaus ausgerüstet worden seien, um nachher die meiste Zeit ihres Aufenthaltes im Norden in Eisfelder eingeklemmt festzuliegen und bestenfalls, als kostbare Ausbeute einen Felsen halbverwischten Papiers heimzubringen. Von dergleichen hat man so zum Ueberdruß häufig gelesen, daß wir bei der Geringfügigkeit, welche die Franklinfrage für Fernerstehende hat, von dergleichen nimmermehr Notiz genommen haben würden.

Doch die hier geschilderte, von den Vereinigten Staaten ausgehende Expedition Schwatkas hat ihre Aufgabe von vornherein ganz anders und so originell angegriffen, daß ihre Schilderung mehr als gewöhnliche Theilnahme beanspruchen darf. Von dem richtigen Gedanken geleitet, daß die Vertlichkeiten, wo Franklin untergegangen, einen zu kurzen Sommer haben, als daß zu Schiffe dort nennenswerthe Erfolge erreicht werden könnten, daß Schiffe dort bisweilen jahrelang haben still liegen müssen, und daß ein Schiff erfahrungsmäßig überhaupt von dorthier nur wiederkehrt, wenn es sehr vom

Glück begünstigt ist, beschließt man hier, der Wilhelmsinsel und ihren Rättseln auf einem Marsche über das Land beizukommen.

Dieser Gesichtspunkt wird nun streng festgehalten. Keine große Anzahl von Theilnehmern: nur der Führer Schwatka, ein im Grenzerleben abgewetzter Soldat, Klutschak als Geometer, Meteorolog, Zeichner u. s. w., ferner der bei solchen Fahrten unvermeidliche Correspondent des New-York-Heralds, endlich ein vierter Weißer und, als Dolmetscher, ein Eskimo, der schon an mehreren arttischen Forschungsreisen theilgenommen und sich zuletzt in den Vereinigten Staaten angehebelt hat.

Die Ausrüstung dieser fünf Leute macht denn auch keine Schwierigkeiten. Mit ungefähr 5000 Dollars, die größtentheils in Waffen, in Tauschartikeln und Proviant beigesteuert werden, ist es Alles gethan. Ein Walfischfänger führt die abenteuernde Gesellschaft im Juli 1878 zur Adelaids-Halbinsel an der Nordküste der Hudsons-Bai und überläßt sie dort ihrem Schicksal.

Den rasch einbrechenden Winter von 1878 auf 1879 verwenden sie nun darauf, sich einzuleben. Denn sie haben sich ausreichend klar gemacht, daß nur der Eskimo den Mühsalen einer Fußreise im höchsten Norden gewachsen ist; und so wollen sie sich vor allen Stücken völlig acclimatistiren und, so zu sagen, selbst Eskimos werden. Sie freunden sich mit den Bewohnern eines benachbarten Lagers an, gehen fleißig auf die Jagd, um sich abzuhärten, gewöhnen sich an das Fleisch von Rennthier und Seehund und bauen sich, da der Winter einbricht, eine richtige Schneehütte, in der sie, wie der Berichterstatter versichert, verhältnismäßig recht comfortabel wohnen. Kurzum, von nun an leben sie vollständig wie die Eskimos, wohnen, bekleiden und nähren sich genau wie diese: zwei Jahre lang schützt nichts anderes als ein Zelt oder eine Schneehütte ihre Ruhe, kommt nur Pelz auf ihre Haut und nur Eskimopeise über ihre Lippen.

Doch die Einzelheiten dieser Robinsonade, die durch den Contrast der geschilderten Lebensweise mit den Ansprüchen des modernen Culturmenschen so überaus seltsam wirkt, können hier nicht eingehend verfolgt werden. Genug, im April des neuen Jahres tritt die Expedition mit Hundeschlitten ausgerüstet und von einem Eskimojäger sammt seiner Familie begleitet (die Frau bekommt unterwegs ein Kind!), den großen Marsch an. Noch bei guter Jahreszeit und festem Eis erreichen sie die Nordküste der Adelaids-Halbinsel, wo sie einen Eskimostamm antreffen, dessen Jagdgründe einst den Schauplatz des Franklinschen Unglücks gebildet haben. Hier nehmen sie die Auslagen derjenigen, die über den Vorfall Thatsächliches anzugeben haben, zu Protokoll, kaufen, was von der Hinterlassenschaft der Umgekommenen sich im Besitze der Wilden erhalten hat, und überschreiten dann den Sund nach Wilhelms-Land hin.

Und nun kommt der anstrengendste Theil der Reise. Seltamerweise bereitet gerade der Eintritt des Sommers den Forschungen Hindernisse. Der Schnee schmilzt, und die Reisenden müssen oft bis an den Gurt im Thauwasser marschiren; in dem zergehenden Eise lassen sich auch nicht Bootsfahrten machen, und dabei wirkt die ungewohnte Wärme sehr drückend. Trotzdem wird die Insel gründlich abgesehen; und Klutschak hat wohl recht, wenn er meint, daß weitere Ergebnisse nun nicht mehr zu hoffen sind.

Auch die gefundenen sind eigentlich überaus gering, was bei der Länge der Zeit, die seit dem Untergange Franklins verstrichen, bei der Zerstörungskraft des Klimas und der gedankenlosen Raubsucht der Eingeborenen durchaus nicht zu verwundern ist. Das Hauptdocument war immer das von Mac Clintock entdeckte Papier mit der Meldung, daß nach Franklins Tode die Mannschaft die seit zwei Jahren eingefrorenen Schiffe verlassen und die Nordküste des amerikanischen Festlandes zu erreichen versucht habe. Es ist unzweifelhaft, daß sie nie so weit gekommen sind. Durch den überlangen Aufenthalt im warmen Schiffe viel zu verwöhnt, mußten sie, wie Klutschak richtig bemerkt, durch die Kälte, der sie nun schutzlos preisgegeben waren, schnell demoralisirt

und aufgerieben werden. Die Spuren dieser auseinanderstrebenden, zerbröckelnden Colonne haben nun Schwatta und seine Gefährten Schritt für Schritt verfolgt. Was sie dabei auffanden, das waren einige Gräber, verstreute Gebeine, Reste von Booten und Schlitten, fortgeworfene Werkzeuge und Uniformstücken — aber kein weiteres Document.

Was kommt schließlich auch darauf an, ob der Erfolg dieser verwegenen Suche ein größerer oder geringerer gewesen? Die Klugheit, die Energie und der ungewöhnliche Muth, welche dieselbe beseelt haben, sind doch das, was bei dem Lesen des Berichtes zur Theilnahme und zu entschiedener Achtung zwingt. Und es ist wenigstens endgiltig bewiesen worden, daß in der Franklinfrage nun gar nichts weiter zu erreichen ist: wir sind in alle Zukunft vor weiteren spectaculösen Berichten über schwerfällige Ausfahrten, wie sie bisher zu ergehen pflegten, sicher.



Aus „Als Eskimo unter den Eskimo“. Verlag von A. Hartleben in Wien.

Die Leute, denen wir das verdanken, packen dann auch, nachdem sie sich in einer Niederlassung der Eingeborenen wieder etwas erholt, guten Gewissens ihre Hundrücke und neues Proviant auf ihre Schlitten und treten Anfang Novembers ihren Rückmarsch an. Einen Marsch bei entsetzlicher Kälte und mit ungenügenden Nahrungsmitteln. Sie finden unterwegs nicht so viel Wild, wie sie gehofft, ihre Hunde fallen, weil sie nicht genug von dem gewohnten Thran zum Futter erhalten, und die Reisenden selbst spüren, wie oben erwähnt, den Mangel an erforderlicher Fettzufuhr an der Abnahme ihrer Kräfte. Es kann keine sehr heitere Partie gewesen sein; denn nebenbei ist im Norden der Thran auch ziemlich das einzige Material zum Leuchten und Kochen. Aber auch das wurde ausgehalten, und am dritten März 1880 langten sie wieder am Ausgangspunkte ihrer Fußreise an. Sie hatten mehr als 5000 Kilometer zurückgelegt und dabei nicht einen einzigen Mann — selbst nicht das Neugeborene verloren; nicht einmal einen Krankheitsfall haben sie erfahren: Beweis genug, daß ihre Methode die einzig richtige gewesen ist.

Ihre Prüfungen waren damit übrigens noch nicht beendet; indeß wir verzichten auf eine Wiedergabe dieses tragikomischen Nachspiels. Schon aus dem hier Berichteten sieht man ja hinreichend, daß das Buch, insofern als es ganz Unerhörtes schildert, ein starkes elementares Interesse besitzt. Der Verfasser desselben ist nun freilich nicht im eigentlichen Sinne Schriftsteller und hat vielleicht dem ergiebigen Stoffe nicht alle die Reize abgewonnen, die es unter geschickterer Hand wohl hätte zeigen können. Aber auch diese schlichte Darstellung übt einen gewissen Zauber aus: gerade die anspruchslose Schilderung so außerordentlicher Leistungen wirkt besonders anziehend. Und dann hieße es eigentlich doch auch Unbilliges verlangen, wollte man in dem Chronisten dieser Eisreise auch noch einen Schriftsteller zu finden erwarten. Welche Obliegenheiten — als Geometer, als Meteorolog, als Botaniker, als Zeichner — hat er nicht alle in sich vereinigen müssen! Dies ist doch schon der Vielseitigkeit genug. Die Proben, die wir hier von seinen Leistungen in dem letztgenannten Verufe geben, zeigen ihn übrigens als einen ebenso sinken wie frischen Beobachter, der seinen Stift wohl zu führen weiß.

Natürlich enthält das Buch auch viele Bemerkungen über das Leben und die Sitten der Eskimos — unter Anderem auch eine sehr verständige über die Aussichten der Mission unter diesen bis zum Unwahrscheinlichen abergläubischen Stämmen. Sie werden für den Ethnologen viel Neues und Wissenswürdiges bieten. Unser Raum ist leider zu beschränkt, als daß wir mehr als einen Hinweis darauf geben könnten. Zum Schluß daher nur die Versicherung, daß Klutschals Bericht eine der anziehendsten Reisebeschreibungen neuerer Zeit ist. Und da der Band recht freigiebig ausgestattet, übrigens auch mit Karten wohl versehen ist, so darf man ihm wohl Erfolg versprechen.

* **Bilderatlas zur Weltgeschichte**, von Prof. L. Weißer. Zweite Auflage. Stuttgart, Paul Neff. 25 Lieferungen à 1. M.

Unser Zeitalter hat es sich allmählich klar gemacht, daß es bei den meisten Wissenschaften darauf ankommt, die Vorstellungen, die man gewinnt, bis zum Sichtbarwerden zu beleben, und keines bringt diesem Streben ein so reiches Anschauungsmaterial entgegen, wie — Dank den Fortschritten der modernen Technik! — die unfrige. Für die Lernenden ist jetzt eine herrliche Periode eingetreten. Dafür ist auch der Bilderatlas, von dessen zweiter Auflage gegenwärtig die ersten vier Lieferungen vorliegen, ein lebendes Zeugniß. Die erste Auflage hat ihrer Zeit 63 Gulden gekostet, die zweite, in Anlage und Ausstattung erheblich verbessert, ist schon für weniger als den vierten Theil jenes Preises zu haben. Das Werk giebt in Stahlstichen, die auf 150 Großfolio-Tafeln zusammengestellt sind, Bildnisse historisch bedeutender Männer und Frauen — darunter auch solche von Dichtern und Künstlern — und Darstellungen bedeutender Ereignisse. Jede Platte ist nach einem berühmten Kunstwerke gestochen, größtentheils nach solchen, die mehr oder weniger gleichzeitig entstanden sind, aber daneben auch nach modernen Meistern. Das ist ein System, das vor dem gelehrten Phantasie-Compositionen unschätzbaren Vorzug hat. Jeder Tafel ist ein Blatt mit erklärendem Text beigegeben, der nicht nur über die dargestellten Gegenstände, sondern auch über die Urbilder der hier wiedergegebenen Darstellungen unterrichtet. Das Werk würde eine Herde und einen nützlichen Bestandtheil jeder Hausbibliothek bilden. Ganz besonders wünschten wir es aber — und die Möglichkeit dazu bietet ja der überaus niedrige Preis — in der Hand des Gymnasiasten zu sehen. Von Allem, was dieser lernt, ist die Geschichte das Edelste: es giebt kaum eine bessere Gelegenheit, in ihm den todtten Stoff lebendig zu machen, als dieses Werk.

* **Historische Gedichte.** Für Schule und Haus ausgewählt von Friedrich Poled. Berlin, Theodor Hofmann.

Die kleine Sammlung zeichnet sich dadurch vor vielen ähnlichen aus, daß sie nicht gedankenlos dieselben, endlos abgehäpelten Gedichte aus ihren Vorgängerinnen herausnimmt, sondern neu zusammengestellt ist und Neues berücksichtigt. Die fleißige Benutzung Ringg's, dessen Balladen wie für einen solchen Zweck geschaffen sind, ist ein Verdienst. Da der Verfasser bei seiner Auswahl guten Geschmack bekundet, so zieht die Sammlung außer durch ihre Frische auch durch die Harmonie des Zusammengestellten an. Sie ist eine wünschenswerthe Ergänzung zu den beim Geschichtsunterricht landläufigen Leitfäden.

* **Im Part zu Rodenstein.** Roman von R. Edmund Hahn. 2 Bände. Dresden, L. Pierson.

Ein Leseroman. Etwas für höhere Töchter und dergleichen. Eine Geschichte aus den dreißiger Jahren und auch ein wenig im Geschmace jener Zeit. Aber anständig geschrieben und Alles in Allem gar nicht uninteressant.

* **Der Meister im Schachspiel.** Theoretische und praktische Anweisung u. s. w. von Dr. Max Lenge. Weimar B. F. Voigt.

Das Buch ist die siebente, neu bearbeitete Auflage der gleichnamigen Schrift Thoms. Es konnte keinen besseren Stiefvater finden als Lenge, der ein ebenso feiner Spieler, wie gründlicher Theoretiker ist. Der rein theoretische Trübel und die Unzahl von Musterpartien, die man sonst in solchen Büchern findet, ist hier sehr weise beschränkt. — Dafür wird der Spieler auf die lebendige Praxis hingewiesen; die Rathschläge, die ihm der Verfasser hiefür giebt — so selbstverständlich auch einige derselben klingen, und obwohl manche darunter auf den ersten Blick eher in ein Buch über gute Lebensart zu gehören scheinen, sind äußerst beachtenswerth, wie es von einem so vortrefflichen Praktiker nicht anders zu erwarten war.

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Birt, Th., Elpides. Eine Studie zur Geschichte der griechischen Poesie. Marburg, N. G. Elwert.
Chorbuller-Nanda, Der Verlobte des Fräulein von Saint-Maur. Berlin, E. Grosser.
Deutsche Hand- und Hausbibliothek. Bd. 6. Gogol. Russische Novellen. Stuttgart, W. Spemann.
Göttinger, E., Reallexikon der deutschen Alterthümer. Heft 1—2. Leipzig, Woldem. Urban.
Grassmann, R., Das Weltleben oder die Metaphysik. Stettin, R. Grassmann.
Hartmann, Alfr., Der gerechte Brantweinbronner. Volksroman. Bern, K. J. Wyss. M 2. 60.
Hirschfeld, Dr., Ophelia, ein poetisches Lebensbild von Shakespeare, zum ersten Male im Lichte ärztlicher Wissenschaft. Danzig, E. Gruhn.
Historische Meisterwerke der Griechen und Römer, Heft 1—2. Dr. V. Pfannschmidt, Annalen des Tacitus. Leipzig, E. Kempe.

Krüger, F., Das Reich Gottes nach der Lehre Jesu. Güstrow, Opitz & Co.
Leixner, O. v., Illustrierte Geschichte der fremden Literaturen. Lief. 4—7. Leipzig, O. Spamer. à Lief. M — 50.
Lübke und von Lützw, Denkmäler der Kunst. Lief. 2—3. Stuttgart, Ebner & Seubert.
Schweiger-Lerchenfeld, Der Orient. Lief. 10—15. Wien, A. Hartleben. à Lief. M — 60.
Stieler, C., Neue Hochlandslieder. Stuttgart, Bonz & Co. M 3. 60.
Umlauf, Dr. Fr., Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild. XIII. Bd. Dr. C. Reissenberger, Das Grossfürstenthum Siebenbürgen, Wien, C. Gräser. M 2. 20.
Week, Prof. Dr. G., Allerdeutschentag. Ein Protest zu Gunsten der Sedanfeier. Wittenberg, R. Herrosé. M — 60.
Willkomm, Dr. M., Der Wald. Lief. 15—16. Leipzig, C. F. Winter.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Das Versand-Geschäft

VON

Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj.  des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen direct nur an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-Courant** von dem Versand-Geschäft **Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig**, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen **gratis und franco** an Jedermann gesandt wird.



Specialitäten



des

Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder.
Stoffrüschen,
Rüschen in Batist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten f. Herren u. Knaben,
Weiße Batist- u. Atlas-Cravatten für Herren,
Bunte Satin-Cravatten,
Schwarzseidene Bindeshlipse.

Manschettenknöpfe mit Eindrähfuß und Feder,
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen und Prima geklärt Creas-Leinen im Stück und per Meter.

Leinene Oberhemden-Einsätze,
Herren- und Knaben-Oberhemden,
Nacht hemden für Herren.
Leinene Kragen und Manschetten für Damen,
Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaren f. Frauen, Herren und Kinder.

Gesundheits-Jacken für Damen und Herren.

Parfums; Toilette-Seifen

Japanesischer und Chinesischer Thee,
Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt,
Kaffee-Ersatz,
Biscuits und Waffeln.

Cigarran.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert

und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft **MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig** garantirt und verschickt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig
und 9 Neumarkt LEIPZIG.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.
APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München.

“Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, wesshalb ich es bestens empfehlen kann.”

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

“Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.”

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin.

“Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygienischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.”

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

“Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.”

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

“Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.”

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

“Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.”

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

“Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.”

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.